**Exil**

Lion Feuchtwanger

Für Marta

# 

# Vorwort

Ich habe für dieses Buch zwei Motive aus der historischen Wirklichkeit verwandt: die Entführung eines emigrierten Journalisten und den Aufkauf und die Lahmlegung einer deutschen Emigrantenzeitung durch Agenten des Dritten Reichs. In der historischen Wirklichkeit war der entführte Journalist ein Mann namens Berthold Jacob, und die aufgekaufte Zeitung war die Zeitung »Westland«, die in Saarbrücken erschien.

Ich habe indes der Wirklichkeit für meine Zwecke lediglich die beiden genannten Motive entnommen, nicht etwa Einzelpersonen und Einzelgeschehnisse. Es haben also mein Journalist Friedrich Benjamin und die Leute um ihn nicht das geringste zu tun mit dem existierenden Manne Berthold Jacob oder sonst jemand aus der real existierenden Welt; noch haben meine »Pariser Nachrichten«, ihr Verleger und ihre Redakteure irgend etwas gemein mit der genannten Zeitung »Westland« oder mit sonst einer in Frankreich erscheinenden deutschen Zeitung oder Zeitschrift. Insbesondere möchte ich feststellen, daß der Verleger meiner »Pariser Nachrichten« nicht das leiseste zu tun hat mit dem verstorbenen russischen Emigranten Poljakow, dem Inhaber und Verleger des »Pariser Tageblatts«, der verdächtigt wurde, mit den Nationalsozialisten paktiert zu haben; wie sich später durch gerichtliche Verfahren herausgestellt hat, zu Unrecht.

Überhaupt existierte von den Menschen dieses Buches kein einziger aktenmäßig in der Stadt Paris im Jahre 1935; wohl aber lebte dort ihre Gesamtheit. Um die bildnishafte Wahrheit des Typus zu erreichen, mußte ich die photographische Realität des Einzelgesichts tilgen. Das Buch »Der Wartesaal« gibt nicht wirkliche, sondern historische Menschen.

In einigen Jahren wird diese Erklärung überflüssig erscheinen, da sie Selbstverständliches enthält. Heute, bei der Überempfindlichkeit mancher deutschen Flüchtlinge und Auswanderer, scheint sie geboten.

Sanary/Var (Frankreich), Juli 1939.

# 

# Erstes Buch

# Sepp Trautwein

*Und so lang du das nicht hast*

*Dieses: Stirb und werde,*

*Bist du nur ein trüber Gast*

*Auf der dunklen Erde.*

Goethe

1

## Sepp Trautweins Tag beginnt

Als er aber vorsichtig Papier und Bleistift aus der Schublade kramte, um sich das Motiv aufzuschreiben, das ihm eingefallen war, fegte er ein Buch von dem gebrechlichen, überladenen Schreibtisch. Kreuztürken, jetzt ist Anna bestimmt aufgewacht. Da kommt schon ihre Stimme aus dem Bett: »Wie spät ist es denn?«

»Sechs Uhr siebenundzwanzig«, meldet er reumütig und korrekt. Anna indes zeigt keinen Unmut, daß er sie so früh geweckt hat. Sie konstatiert nur sachlich, einschlafen werde sie doch kaum wieder, es sei wohl am besten, sie frühstückten mit dem Jungen zusammen.

Josef Trautwein also schreibt, leise zwischen den Zähnen vor sich hin pfeifend, schnell, nicht unvergnügt, seine paar Takte auf. Dann geht er zurück ins Bett. Schön ist er nicht, wie er sich so durchs Zimmer tappt; sein knochiges Gesicht mit den tiefliegenden Augen unter den starken, schon ergrauten Brauen ist schmutzig überstoppelt, das eine Bein seines Schlafanzugs ist hochgerutscht und läßt die dünne, schwärzlichgrau behaarte Wade sehen. Allein so deutlich Anna die Schäbigkeit des tristen Hotelzimmers und seiner Einrichtung erkennt, so wenig nimmt sie wahr, daß Josef Trautwein, ihr Sepp, hier in Paris, im elenden Leben der Emigration, nicht mehr der stattliche Mann ist wie in München, wo ihm alle Sympathien zugeflogen waren. Für Anna hat er sich nicht verändert. Für sie ist er heute, der abgedankte Musikprofessor mit seinen Sechsundvierzig, immer noch so strahlend jung wie damals, als er ihr zuerst begegnete, schön, männlich, voll Kraft und Humor und jedes Erfolges gewiß. Eigentlich ist sie froh, daß seine Ungeschicklichkeit sie aufgeweckt hat; so hat sie ihn eine halbe Stunde für sich, bis der Junge, bevor er in sein Lyzeum muß, mit ihm frühstückt.

Während der beginnende Tag die vollgestopfte Armseligkeit des Zimmers immer klarer hervortreten läßt, kriecht Josef Trautwein zurück ins Bett, wohlig grunzend. Anna nutzt die Gelegenheit, mit ihm über die Pläne ihres heutigen Tages zu reden. Sie hat Dr. Wohlgemuth gebeten, sie pünktlich um zwölf Uhr fortzulassen, sie will wieder einmal zu Monsieur Pereyro gehen, damit der die Sache beim Rundfunk etwas vorwärtstreibt. Eigentlich ist es gemein, wie lange man hingezogen wird. Jetzt ist es schon zwei Monate her, daß die Rundfunkleute Monsieur Pereyro versprochen haben, Sepp Trautweins Oratorium »Die Perser« aufzuführen. Klar, daß es eine Weile dauert, ehe man, gerade im Fall eines deutschen Emigranten, die bürokratischen Widerstände überwindet; aber bei einigem gutem Willen müßte es nach so langen Vorbereitungen endlich klappen.

Josef Trautwein hört nicht sehr interessiert zu. Es tut ihm leid, daß Anna, die sich ohnedies überarbeitet, so viel Mühe an diese Rundfunkaufführung wendet. Ihm selber liegt wenig daran. Er liebt den Rundfunk nicht, Rundfunk ist Ersatz, alles kommt verzerrt. Und die Hörer werden ja doch nichts von seinem Oratorium »Die Perser« verstehen, die Masse hat für so was noch kein Ohr; die Rundfunkleute haben ganz recht, wenn sie zögern. Außerdem ist, findet er, das Oratorium eigentlich gar nicht fertig; es hat noch gute Weile, bis er es ins letzte überfeilt haben wird. Ihm ist es recht so, ihm eilt es nicht, er hat Freude an der Arbeit. Im Grunde denkt er schon mit Bedauern an die Zeit, da er nichts mehr daran zu tun haben wird.

Während sie weiterspricht, geht ihm wieder das Motiv durch den Kopf, das er vorhin gefunden hat, jene paar Takte, die das gräßliche Wehegeschrei der zurückkehrenden, geschlagenen Perser wiedergeben. Gleichzeitig aber hört er auf Annas Stimme. Es ist eine ruhige, angenehme Stimme, er liebt sie sehr. Weniger interessiert ihn, was diese Stimme spricht. Arme Anna. Sicher möchte sie lieber über seine Musik mit ihm reden; in Deutschland hat sie das ganz ausgefüllt. Sie weiß natürlich genausogut wie er selber, daß Rundfunk nur Ersatz ist. Aber sie hat einfach keine Zeit, mit ihm über die Dinge zu sprechen, die ihr im Innern ebenso wesentlich sind wie ihm. Die ganzen Sorgen des kleinen Alltags liegen auf ihr; es ist kein Wunder, wenn ihr davon der Mund übergeht. Dabei bleibt es ein Monolog, er versteht nichts von diesen Sachen. Übrigens, so verwickelt die kleinen Dinge ausschauen, am Ende, wenn man nur lange genug wartet, erledigen sie sich von selber. Schön, er hat in Paris keinen Namen und nicht viele Möglichkeiten, man ist ein wenig knapp, und es ist scheußlich, daß sich Anna, um die paar hundert Franken mehr zu verdienen, Tag für Tag bei ihrem schwierigen Dr. Wohlgemuth abschinden muß. Trotzdem hat man weniger zu klagen als die meisten andern Emigranten. Natürlich war das hübsche, behagliche Haus, das man in München hat zurücklassen müssen, angenehmer als die zwei tristen Zimmer des Hotels Aranjuez, wo er jetzt mit Anna und seinem Jungen haust. Aber sie sind zusammen, alle drei, und sie sind gesund. Seine Musik hat er in Paris so gut wie in München, seinen Schreibtisch hat er auch, sogar ein Piano, er kann arbeiten. Selbstverständlich würde er lieber, wenn er sich Ernsthaftes durch den Kopf gehen läßt, die Isar entlanglaufen als die Kais der Seine; aber schließlich fällt einem auch an der Seine was ein, und auch seinen besten, teilnahmsvollsten Hörer hat er mitnehmen können: Anna.

Dazu hat er seine Politik. Sepp Trautwein ist seiner ganzen Art nach ein unpolitischer Mensch, er ist nichts als Musiker. Allein die Zeitläufte haben ihm in hartem Anschauungsunterricht beigebracht, daß man Musik ohne Politik nicht machen kann. Die Angriffe, die man im Lauf seiner letzten deutschen Jahre gegen ihn gerichtet hat, weil er sich für die Reform der Musikerziehung einsetzte, die Schwierigkeiten, die man ihm gemacht hat, als er an der Münchner Musikalischen Akademie seine »kulturbolschewistischen Theorien« vortrug, das alles hat ihm gezeigt, wie eng verbunden Kunst und Politik sind. Gute Musik und schlechte Politik vertragen sich nicht, das ist für ihn nicht mehr eine Meinung, das ist zu einem Teil seines Wesens geworden. Händel, Beethoven, selbst Wagner sind ihm anders denn als Revolutionäre nicht mehr denkbar; sie mußten Politik machen aus ihrer musikalischen Grundeinstellung heraus. Man kann sich vor der Politik nicht drücken, wenn die eigene Kunst nicht leiden soll. Seine Musik jedenfalls, wenn die klingen soll, dann muß reine Luft da sein. Und wenn reine Luft nicht da ist, dann muß man sie sich schaffen. Wie hat es ihn in diesen letzten deutschen Jahren gedrückt, daß er als Professor an der Staatlichen Akademie, als Beamter, gegen die aufziehende Barbarei nicht so von Herzen hat loswettern dürfen, wie er wollte. Diese Freiheit wenigstens hat er hier.

Nein, alles in allem könnte es ihnen verdammt viel schlechter gehen. Aranjuez heißt das Hotel, in dem er wohnt, schwerlich unterläßt es einer seiner Besucher, den Schillervers zu zitieren von den schönen Tagen von Aranjuez, und wenn er dann immer wieder lachen muß über sein schäbiges Aranjuez, kommt dieses Lachen nicht aus Bitterkeit, sondern aus einem heitern Herzen.

Anna hat gemerkt, daß er, während sie ihm auseinandersetzt, wie die Rundfunksache steht, nicht recht zuhört. Sie ist das gewöhnt. »Du solltest dich einmal wieder bei Pereyros sehen lassen«, sagt sie, und ihre Stimme klingt energisch. »Man findet nicht leicht Freunde im fremden Land, und Leute, die sich für einen einsetzen, schon gar nicht. Die Pereyros haben Einfluß und benehmen sich anständig. Man sollte sie nicht vor den Kopf stoßen.«

Er knurrt unlustig. »Du weißt doch«, sagt er, »wie zuwider es mir ist, wenn ich zu ›Leuten‹ gehen soll. Ich mag halt einmal keine Mäzene. Wenn aus der Rundfunkaufführung was wird, tant mieux. Wenn nicht, dann nehme ich es auch nicht tragisch.« Schon während er so grantelt, tut es ihm leid. Sie schindet sich ab, um die Geschichte zustande zu bringen; er müßte das anerkennen. »Red doch nicht solchen Quatsch«, gibt sie denn auch zurück, ungekränkt und resolut, »du weißt doch selber, was es für ein Schlag wäre, wenn nichts daraus würde.« Dabei denkt sie auch ans Honorar. Er, verträglich, murmelt etwas, das sie als Zustimmung auffassen kann. Aber im stillen denkt er, recht habe doch er, und zuletzt komme er mit seiner süddeutschen Gemütlichkeit wahrscheinlich weiter als sie mit ihrem norddeutschen Betrieb.

Eine Zeitlang liegen beide schweigend. Es kommt oft vor, daß er ihr auf solche Art recht gibt, aber sie weiß, daß er nur aus Bequemlichkeit ausweicht; er liebt keine Auseinandersetzungen. Wenn sie das nächste Mal von der Rundfunkaufführung anfängt, redet er dann genauso zerstreut und gedankenlos daher wie jetzt. Man hat es nicht leicht mit ihm. Er ist so furchtbar eigensinnig, der richtige Münchener Dickschädel, und will es einfach nicht kapieren, daß man ein bißchen Mühe auf sich nehmen muß, um sich hier wieder Boden zu schaffen.

Den Pereyros werden ihre ewigen Bittgänge auch bald lästig sein. »I am sick of it«, hat ein jüdischer Lord erwidert, als ihn unlängst einer ihrer Bekannten das tausendstemal für deutsche Emigranten anschnorrte. Die Pereyros sind angenehme Leute, kunstverständig, ungeheuer gutmütig. Aber sie sind furchtbar überlaufen, und es wäre ihnen nicht zu verdenken, wenn sie es satt bekämen, sich für eingewanderte Antifaschisten einzusetzen. Auch wenn sie Juden vorzögen, wäre es ihnen nicht zu verdenken, und sie, Trautweins, sind keine Juden.

Vielleicht hätte sie sich gestern doch die ergrauenden Haare auffärben lassen sollen. Bei Pereyros muß sie gut ausschauen. Aber ihr Budget ist so ausgetiftelt: wovon soll sie die dreißig Franken abzwacken? Sie könnte sich die Haare auch selber färben. Aber es geht ihr nie mit der Zeit aus, und dann wird es doch nichts Rechtes. Übrigens hat es vielleicht auch sein Gutes, wenn sie bei Pereyros ein bißchen grau aussieht. Die Frau fängt schon an, eifersüchtig zu werden.

Ihr Sepp merkt es kaum, ob ihre Haare wieder dunkelbraun sind, wie sie sein sollen, oder am Scheitel weiß. Er hängt an ihr wie am ersten Tag, aber er hat kein Aug mehr für sie. Ihr ist es ganz recht, daß er nicht sieht, wie die Züge ihres breiten, straffen Gesichts sich verwischen und wie ihre Augen, deren Glanz berühmt war, stumpfer werden; aber ganz recht ist es ihr doch nicht.

Alt werden wir alle, aber daß es gerade jetzt mit ihrer Blüte zu Ende geht, kommt sehr zur Unzeit. In München, in Berlin hat sie, die schöne Frau, manches wiedergutmachen können, was er versiebt hat, einfach durch ein freundliches Lächeln oder durch ein bißchen Flirt mit einem Maßgebenden. Sepp ist ja ebenso unpraktisch wie begabt und verdirbt sich die besten Chancen. Wieviel Krach und Sorgen hat man durchgemacht allein schon wegen seines politischen Geredes. Wieviel hat sie herumlaufen müssen, glätten, sänftigen. Hier in Paris hätte sie es noch ganz anders nötig, zu strahlen, zu bezaubern, wenn sie für ihn etwas erreichen soll. Aber diese zwei Jahre Emigration haben sie nicht schöner gemacht. Man hat seinen Humor und läßt sich nicht unterkriegen; doch manchmal ist es schon verdammt schwer, die Leute nicht merken zu lassen, daß man ihnen lieber die Zähne zeigte als ein freundliches, damenhaftes Lächeln.

Gut, daß Sepp die veränderten Verhältnisse nicht tragisch nimmt. Er spürt das Elend des Alltags nur dann, wenn es ihn unmittelbar anrührt. Der gesellschaftliche Abstieg ist ihm »Wurst«, äußern Ehrgeiz kennt er nicht. Schon in München hat er sich darüber lustig gemacht, wenn man ihn mit seinem Professorentitel ansprach.

Da liegt er, das hagere, knochige, unrasierte Gesicht ihr zugekehrt, ein bißchen lächelnd, vergnügt. Wie sie ihn kennt, fühlt er sich vielleicht in Paris sogar glücklicher als in Deutschland; hier hat er weniger »Betrieb« und mehr Zeit für seine Arbeit, für seine Musik. Sie versteht das durchaus, sie glaubt an seine Musik und ist überzeugt, daß man das tun soll, wofür man geschaffen ist, auch wenn es materiell nicht lohnt. Aber ein Jammer ist es doch, daß dieser begabte Mensch, ihr Sepp, jetzt vermutlich dazu verurteilt bleibt, für die Schublade zu arbeiten. In Deutschland hatte er sich durchgesetzt, auch beim Publikum; die »Oden des Horaz« wurden in allen Konzertsälen gesungen. Man hat dort den »Kulturbolschewisten« scharf angegriffen, aber er hat ein paar fanatische Freunde gehabt, sehr einflußreiche darunter, zum Beispiel den Musikdirektor Riemann. In Deutschland hätte man auch »Die Perser« herausgebracht, in einer großartigen Aufführung, wahrscheinlich bei den Philharmonikern. Hier muß man froh sein, wenn man mit Ach und Krach eine zweifelhafte Rundfunkaufführung durchdrückt.

Sie findet es liebenswert, und es imponiert ihr, wie gleichgültig er die Veränderung ihrer Lage hinnimmt, aber es fällt ihr schwer, diesen Gleichmut ganz zu verstehen. Vielleicht kommt es daher, daß Sepp eine dürftige Jugend gehabt hat, während sie in heiterer, behaglicher Umgebung groß geworden ist. Wenn sie von dem Abstieg spricht, den sie erlitten haben, dann hört er ihr freundlich zu, doch wie ein Erwachsener einem Kind. Findet er es wirklich nicht entwürdigend, wenn ein Sepp Trautwein Schülern der Pariser Musikakademie gegen ein miserables Honorar die Aussprache ihrer deutschen Gesangpartien beibringen muß? Und daß er es noch als Gnade und Wohltat empfinden muß, wenn er in dem Winkelblatt der Emigranten, in den »Pariser Nachrichten«, für ein paar Franken Artikel schreiben darf?

Alles wäre leichter, wenn sie wenigstens an seiner Arbeit, an seiner Musik teilnehmen könnte wie früher. In Deutschland hat er ihr vorgespielt, er hat jedes winzigste Detail mit ihr durchgesprochen, und wenn sie auch nicht genügend vorgebildet war, um alles zu kapieren, Instinkt hat sie, und worum es ihm geht, das begreift sie, und es war bestimmt nicht bloße Verliebtheit, wenn er ihr hundertmal versichert hat, sie sei sein musikalisches Gewissen. Es ist nicht immer ganz reibungslos abgegangen, wenn sie an seinem Werk gekrittelt hat. Er nimmt seine Arbeit verdammt ernst; aber manchmal, wenn sie gar keine Ruhe gegeben hat und immer noch nicht zufrieden war und immer weitergequengelt hat, er müsse diese oder jene Stelle noch einmal überfeilen, bei der Vierzehnten Horaz-Ode zum Beispiel, da hat er doch die Wut bekommen, und es hat böse Worte gesetzt. Allein zuletzt hat er sich trotzdem fast immer von neuem ans Werk gemacht, brummelnd, und es hat sich gezeigt, daß es keine verlorene Mühe war. Es waren schöne Stunden, wenn sie mit ihm zusammen arbeitete, man hat gespürt, wie tief man zusammengehört. Jetzt muß sie sich, statt an seiner Arbeit teilzunehmen, jeden Vor- und Nachmittag für ein paar lumpige Franken bei Dr. Wohlgemuth abschinden, muß widerwärtige, schimpfende Patienten beschwichtigen, ihm gelegentlich assistieren, in Münder mit fauligen Zähnen hineinschauen, hineinlangen, und immer liebenswürdig lächeln. Sie glaubt sich von ruhigem Temperament, aber sie begreift nicht, wie Sepp das alles so gelassen hinnimmt.

Im Nebenzimmer der Junge steht auf. Anna, nachdem sie schon einmal wach ist, könnte eigentlich auch aufstehen. Aber bei Pereyros muß sie frisch ausschauen, und wenn sie sich nie genügend Bettruhe gönnt, ist sie in zwei Jahren eine alte Frau. Nein, es ist schon besser, sie bleibt liegen.

Sie hört den Jungen – sie nennt Hanns ebenso beharrlich den Jungen, wie Sepp ihn den Buben nennt – in dem kleinen Badezimmer plätschern, sich waschen. Sicher wird er wieder kurze Unterhosen nehmen, seine Kameraden im Lyzeum finden nur kurze Unterhosen schick, aber es wäre besser, auf das bißchen Schick zu verzichten und die Gefahr einer Erkältung zu vermeiden. Allein sie unterdrückt die Anwandlung, Hanns eine solche Anweisung zu geben. Er ist vernünftig, doch wenn man ihm einreden will, wird er verbockt.

Da kommt er herein. Anna strahlt auf, wie sie ihn sieht. Er ist nicht groß, doch breit und kräftig; die tiefliegenden Augen und die starken Brauen, beides hat er vom Vater, geben ihm etwas Männliches, über seine Jahre hinaus Ernstes. Anna schämt sich ein bißchen, vor diesem ihrem Jungen mit Sepp im Bett zu liegen; auch stört es sie gerade vor ihm, daß ihr Haar grau ist, ungepflegt.

Hanns ist frisch und ausgeschlafen. Des Vaters Anerbieten, bei der Bereitung des Frühstücks zu helfen, lehnt er ab, gutmütig überlegen: »Ach, laß nur, Sepp« – der Vater behandelt ihn wie einen Erwachsenen und läßt sich Sepp von ihm nennen –, »du störst mehr, als du hilfst.« Während des Frühstücks dann schwatzt man über die Freuden und Leiden des Lyzeums. Vor allem die Fremdheit der Sprache macht den jungen Emigranten, die jetzt in französische Schulen gehen, das Leben schwer und bitter. Hanns hat dieses Hindernis schneller genommen als andere, und wenn er auch noch manchmal zu spüren kriegt, daß er der Fremde ist, der Boche, so geht es ihm doch im ganzen im Lyzeum viel besser, als er im Anfang gehofft hat. Er hat ein gutes Jahr aufgeholt, und während er ursprünglich mit französischen Jungen hat zusammen sitzen müssen, die zwei Jahre jünger waren, ist er jetzt so weit, daß er bestimmt sehr bald, vermutlich noch mit achtzehn, sein Schlußexamen, das Baccalaureat, wird machen können.

Von den Vorbereitungen für dieses Baccalaureat, für das Bachot, wie sie es hier nennen, und von Hannsens Aussichten spricht man während des Frühstücks. Die Zeit vergeht schneller, als Anna lieb ist. Mit Bedauern sieht sie, wie Hanns hinauf nach der Uhr blickt. Diese Uhr übrigens, eine schöne, nicht große Wanduhr aus edlem Holz, ist das Prunkstück der Wohnung. Anna hat sie Sepp einmal zum Geburtstag geschenkt, und Sepp liebt sie; sie ist so schlicht, und ihr leises Ticken regt ihn an. Sie gehört zu den nicht vielen Dingen, die man hat retten, die man sich aus Deutschland hat nachschicken lassen können.

Ja, es ist Zeit, Hanns muß fort. Er nimmt seine Ledertasche. »Hast du auch gemerkt, Mutter«, fragt er, »daß ich das Fenster abgedichtet habe? Jetzt zieht es bestimmt nicht mehr.« Es verdrießt ihn, daß er, obwohl beinahe achtzehn, durch sein Studium und andere ihm wichtige Dinge zu sehr in Anspruch genommen ist, um selber ein paar Sous für den Unterhalt der Familie zu verdienen. Wenigstens hat er eine geschickte Hand und kann den andern durch kleine technische Hilfeleistungen das Leben leichter machen.

Solange Hanns da ist und schwatzt, ist das ärmliche Zimmer voll von der Frische seiner achtzehn Jahre. Aber kaum ist er fort, so fallen die hundert kleinen Dinge des Alltags wieder über Anna her. Da steht der Tisch mit den Speiseresten und dem schmutzigen Geschirr; aber sie, die sonst so Ordentliche, läßt ihn stehen, wie er ist. Es ist Milch übriggeblieben; hoffentlich macht Frau Chaix, die Aufwartefrau, keine Dummheit und gießt frische Milch dazu. Man hat es ihr zwar schon drei- oder viermal gesagt; doch sie ist jung, hat nichts im Kopf als Männer, ist schlampig und macht immer den gleichen Unsinn. Und sie selber hat einfach nicht die Zeit, sich nach einer neuen Aufwartefrau umzutun und sie abzurichten. Ekelhaft, daß man sich mit dergleichen Zeug herumschlagen muß, statt sich um Sepps Musik zu kümmern. Anna liegt mit geschlossenen Augen, scheinbar friedlich. Aber der Kopf ist ihr voll von bösen Gedanken. Es kratzt sie, daß der Junge in solcher Enge und Ärmlichkeit aufwächst. Es kratzt sie, daß sie sich vor ihm sehen lassen muß, mit Sepp im Bett liegend, mit ungefärbtem Haar. Dreißig Franken Haarfärben. Was sind dreißig Franken? Nichts. Aber heute muß man sich überlegen, daß man dafür fünf Kilo Fische kaufen kann, zwei Kilo Butter, sechzehn Kilo Brot, daß man die Tagesmiete eines guten Zimmers davon zahlen kann, daß man dafür vierzigmal in der Metro fahren kann und dreimal ins Kino gehen. Zwar hat sie sich damit abgefunden, daß es jetzt anders ist als früher; ja, sie kann auch noch, und das nicht selten, gut und von Herzen lachen, sie denkt nicht daran, klein beizugeben: aber einen Seufzer kostet es sie doch, wenn sie sich überlegt, daß Sepp, solange sie in München waren, die fraglichen dreißig Franken in einer Viertelstunde verdient hat. Jetzt muß sie für dreißig Franken fast den ganzen Tag arbeiten und zwei Tage darüber nachdenken, woran sie dreißig Franken einsparen soll, wenn sie sich die Haare auffärben lassen will.

Sepp zerbricht sich darüber nicht den Kopf. Die hundert kleinen Ängste, die einen den Tag über plagen und des Nachts manchmal nicht schlafen lassen, ihm können sie nicht an. Ihn schiert es nicht, daß er für die Welt niemand mehr ist; er ist innerlich der gleiche geblieben. Aber die andern haben heute schon, zwei Jahre nach dem Umsturz, vergessen, was er im Musikleben Deutschlands bedeutet hat. Sie jammert dem Vergangenen nicht nach, hin ist hin, verloren ist verloren, aber sie macht sich auch nichts vor. Sepp hat seine Musik, er schreibt sie für sich selber und für sie, im übrigen arbeitet man und schlägt sich durch. Aber die Geltung, die sich Sepp in Deutschland erarbeitet hat, die ist futsch und hilft ihm keinen Deut, nun er hier in Paris sein Brot verdienen soll.

Natürlich hat Sepp trotzdem recht gehabt, daß er, gleich nachdem Hitler kam, sein Amt hinschmiß. Zwei Tage später hätten sie ihn davongejagt. Auch daß er ins Ausland ging, war richtig und gut. Nachdem er vorher schon die immer dickere Luft der Reaktion nicht hatte vertragen können, war es schwer vorstellbar, wie er in einem Staat hätte leben sollen, in welchem ein Hitler diktierte. Ihr wird ganz warm, wenn sie daran denkt, wie entschlossen der sonst so langsame Mann alles hat liegen- und stehenlassen und mit welcher Verve er den Brief abgefaßt hat, in dem er dem Kultusminister seinen Rücktritt mitteilte. Auch sie hat damals keine Sekunde Bedenken getragen, das alles gutzuheißen.

Daß das Exil keine kurze Zeit des Heroismus und des Pathos sein werde, sondern eine lange, zähe Epoche, träg sich hinschleichend, gefüllt mit kleinen Widerwärtigkeiten, hat sie sich vorher gesagt. Aber es sind hundert läppische Scherereien dazugekommen, von denen man in Deutschland keine Ahnung hatte haben können. Was für Schwierigkeiten allein macht zum Beispiel eine so alberne Geschichte wie ein Identitätsausweis. Ihre Pässe sind abgelaufen, das Dritte Reich erneuert sie nicht. Wieviel Laufereien, um irgendein Papier zu kriegen, auf dem bestätigt und bestempelt wird, wer man ist. Wie lange muß man anstehen vor Schaltern mit mürrischen, überarbeiteten Beamten, wie wird man von Monsieur Dupont zu Monsieur Durand geschickt, und Monsieur Durand weiß dann nichts und schickt einen zurück zu Monsieur Dupont, und dann geht die ganze Geschichte von vorne an, und schließlich liegt überhaupt das Dossier auf einem andern Amt. Reguläre Arbeitserlaubnis zu kriegen scheint vollends unmöglich; bei ihrem Zahnarzt Wohlgemuth arbeitet sie schwarz, ohne Erlaubnis.

Solange man in Deutschland war, hat man gar nicht gewußt, wie gut man es hatte in dem bequemen Haus und mit dem schönen Bankkonto. Anna war gewohnt, Abstraktes, Philosophisches auf einfache Formeln zu bringen, und der Pessimismus der Inder oder Schopenhauers, mit dem sich Sepp lang herumgeschlagen und von dem er ihr viel vorerzählt hatte, schrumpfte ihr ein zu der praktischen Erkenntnis, daß man, wenn man einen wehen Finger hat, Unlust darüber empfindet, aber keine Lust darüber, wenn einem der Finger nicht weh tut. Dieser unsentimentale Pessimismus wird ihr jetzt durch die Ereignisse bestätigt. In Deutschland hat sie es für selbstverständlich gehalten, daß man reich und angenehm lebt. Jetzt lamentiert sie nicht, daß es nicht so ist, aber sie spürt es auf Schritt und Tritt.

Es kratzt und scharrt an der Tür, durch den Spalt schiebt man die Post ins Zimmer. Trautwein stürzt sich sofort darauf, öffnet sie, liest sie mit vielen Hms und Ahas. Es ist ziemlich reichliche Post, aber Anna weiß, es ist wenig darunter, was Sepp persönlich anginge, das meiste werden Einladungen sein zu politischen Versammlungen, Bettelbriefe, Bitten um Empfehlungen, Anliegen von Emigranten. Denn so schlecht es einem geht, immer noch sind viele da, die halten einen für reich und glücklich.

Er vertieft sich; daß sie da ist, hat er völlig vergessen. Nachdem er die Briefe zu Ende gelesen, macht er sich an die Zeitungen. Morgen um Morgen erbittert und amüsiert den leidenschaftlichen Mann die Dummheit der Welt, wie sie ihm aus den Zeitungsberichten entgegenspringt. Da hat er wieder etwas gefunden. Er schnalzt mit der Zunge. »Das mußt du dir anschauen, Anna«, triumphiert er mit seiner hellen Stimme, fast krähend vor Freude. »Höher geht’s nimmer«, und er reicht ihr die »Berliner Illustrierte«, hinweisend auf das Photo der Titelseite. Da sieht man die führenden Männer des Reichs, wie sie einem Konzert lauschen, verloren an die Musik, die Gesichter leer, dümmlich, sentimental. Es ist ein großartiges Photo, es zeigt die Seele dieser Männer; die Musik hat sie umgestülpt, ihr ganzes, armseliges Innen ist jetzt nach außen gekehrt. Anna muß lachen, kindlich, herzhaft. Ihr breites Antlitz mit den großen, weißen Zähnen strahlt, wenn sie lacht; sie wird ganz jung. »Ihre Titel können sie ändern«, meint sie, »aber ihre Gesichter bleiben halt immer die gleichen.« Sepp Trautwein freut sich weiter: »Sie können’s nicht lassen, immer wieder müssen sie selber ihre Schande groß plakatieren. Das muß man verbreiten, darüber muß man schreiben. Darüber werde ich schreiben«, beschließt er, jünglingshaft, ganz Eifer und Tatkraft. »Wie ist das?« will er sich sogleich ans Werk machen. »Hast du heute Zeit? Kann ich dir einen Artikel diktieren?« Das ist der echte Sepp. Er hat wieder einmal vergessen, daß sie leider bei Doktor Wohlgemuth beschäftigt ist. Den Besuch bei Pereyros muß sie auch machen, die Rundfunksache ist wahrhaftig wichtig. »Es wäre fein«, bedauert sie, »wenn ich dir den Artikel tippen könnte. Da würden wir uns einmal wieder herumraufen, bis ich dir das Allergröbste abgeräumt habe. Aber Wohlgemuth, die Pereyros«, sie zuckt die Achseln. Ihr lebendiges Gesicht zeigt, wie leid es ihr tut. Er bereut sogleich, stürmisch: »Natürlich, du hast ja heute deine Pereyros. Es ist eine Schande, daß ich das vergessen habe.« Doch im nächsten Augenblick schon ist er darüber hinweg. »Es wird ein feiner Artikel«, freut er sich.

Anna beschaut kritisch die Schreibmaschine. Die Walze ist abgewetzt und müßte erneuert werden, auch sonst fehlt mancherlei. Das kostet Geld, und man wird die Maschine mehrere Tage entbehren müssen.

Er mittlerweile ist aufgestanden und ins Badezimmer gegangen, um sich zu waschen und zu rasieren. Das Rasieren liebt er nicht. Anna hat viel Mühe daran wenden müssen, ihn dahin zu bringen, daß er es täglich vornimmt. Auch heute stöhnt er. Optimist und Sanguiniker, der er ist, hat er natürlich wieder die bequemen Flächen der Wangen zuerst hergenommen. Jetzt bleibt ihm das Schwierigste, das Gewinkel des Mundes; da muß man die Kiefer verzerren, den Kopf verrenken und Vorsicht walten lassen. »Gelump, damisches«, schimpft er auf das Rasierzeug, weil es ohne kleine Verwundung nicht abgeht. Aber dann, während er das Gesicht trocknet, freut er sich bereits wieder auf die Arbeit, die vor ihm liegt. »Es geht mir schon hinaus«, berichtet er vergnügt vom Badezimmer her. »Die Idee, die mir für ›Die Perser‹ gekommen ist, stürzt mir fünfzehn Seiten Partitur um. Aber das Wichtigste kann ich unter Dach bringen, noch solang es frisch ist, bevor ich auf die Redaktion muß. Den Artikel diktier ich dann dort. Er geht schon noch rechtzeitig in Satz.«

Anna hört zu, sie ist stolz darauf, daß er so gewissenhaft arbeitet, daß er nicht die leiseste Schlamperei durchgehen läßt und immer von neuem beginnt, wenn er nur die geringste Aussicht sieht, seinem Ziel um ein winziges näher zu kommen. Gleichzeitig aber ist ihr die äußere Hoffnungslosigkeit seines Unternehmens bewußt. Kein Mensch wird sich darum kümmern, ob die fünfzehn Seiten Partitur besser werden oder schlechter, und wenn die Rundfunkaufführung nicht zustande kommt, dann werden außer ihr überhaupt nur drei oder vier Menschen die paar Seiten zu sehen kriegen. Es ist schon ein verdammtes Pech, daß dieser begabte Mann, ihr Sepp, dazu verurteilt bleibt, für die Katz zu arbeiten. Auch der Artikel über die Physiognomien, den er da für die »Nachrichten« schreiben wird, er wird ihm sicher gelingen, es wird sicher ein sehr grimmiger und lustiger Artikel werden, wert, daß die ganze Welt ihn zu sehen kriegt, aber, ach Gott, so wie die Dinge jetzt liegen, werden zwei- oder dreitausend Leser eine flüchtige halbe Minute daran Freude haben, daß man es dem Lumpengesindel in Berlin gibt, und das wird alles sein. Ob Sepp sich das eigentlich einmal ganz klarmacht? Und wenn, dann ficht es ihn nicht an. Er strahlt. Er arbeitet, als würden »Die Perser« noch heuer von den Philharmonikern gespielt und als erschiene sein Artikel zumindest in den »Times«.

Da kommt er aus dem Badezimmer heraus. Er hat jetzt einen Schlafrock an, der weit und lang an dem hagern, großen Mann herunterhängt und ihm gut steht. Vorzeiten war dieser Schlafrock elegant, jetzt ist er abgetragen. Sepp müßte längst einen neuen haben, denkt Anna, doch schon als noch Geld da war, konnte man ihn nur mit Mühe dazu bewegen, sich anständig anzuziehen; jetzt ist ihm die Geldlosigkeit ein willkommener Vorwand, seine Kleidung zu vernachlässigen.

Er setzt sich in den alten, ramponierten Wachstuchsessel, behaglich, macht sich wieder über seine Zeitungen her, die Beine weit von sich gestreckt. Sie schaut ihm zu. Zehn Minuten kann sie noch liegen bleiben, dann beginnt ihr Tag, ein Tag voll Gehetz und Anstrengung. Die zehn Minuten wird sie noch auskosten. Sie dehnt sich, genießt wohlig die Wärme des Bettes, schweigend. Ja, wenn man an andere denkt, dann geht es einem noch relativ gut. Was zum Beispiel würde ihre Freundin Elli Fränkel darum geben, wenn sie hier so im Bett liegen könnte, bequem, auf Wochen hinaus gesichert. In Berlin, vor dem Zusammenbruch, hat man Elli maßlos verwöhnt, hier in Paris muß sie sich abzappeln, um nicht zu verhungern. Was für armselige, vergebliche Mühe hat sie sich gemacht, ihre Stellung bei Hirschbergs zu kaschieren; es hat trotzdem jeder gewußt, daß sie dort nichts anderes war als Dienstmädchen. Und jetzt wäre sie froh, wenn sie es noch wäre. Sie muß nächstens einmal wieder mit Elli zusammenkommen.

Sepp Trautwein mittlerweile liest seine Zeitungen, hingegeben, die langen Lippen verpreßt, so daß der zusammengekniffene Mund bemüht und ein bißchen komisch aussieht. Hemmungslos zeigt er seine schnell wechselnden Empfindungen. Bald knurrt er, stößt kleine, grimmige Laute aus, dann schüttelt er den Kopf: »Diese Trottel, diese damischen«, dann wieder nickt er und anerkennt voll Überzeugung: »Großartig.« Einmal, plötzlich, unterbricht er sich, ein Strahlen geht über sein Gesicht, mit steifem, unbeholfenem Schritt läuft er zum Schreibtisch, und unter Gepfeife, mit dem Kopf heftig Takt schlagend, notiert er sich eine Idee, die ihm gerade eingefallen ist.

Anna, seufzend, steht auf. Macht sich daran, die beiden Stuben in Ordnung zu bringen. Geht dann in das kleine, enge Badezimmer; es muß auch als Küche dienen, das ist unbequem und unappetitlich, aber es läßt sich nicht vermeiden. Sie schminkt und pudert sich, schweigend, sorgfältig. Der Spiegel gibt ihr Gesicht trüb und ungenau wieder, er hat schlechtes Licht, aber so viel sieht sie, daß ihre Züge verwaschen sind und ihre Augen stumpf. Wenn sie Herr Pereyro wäre, ihr würde diese Anna nicht gefallen. Man weiß freilich nie, worauf ein Mann reagiert. Wenn sie guter Laune ist, wenn sie lacht und ihre schönen, großen, weißen Zähne zeigt, dann wirkt sie noch recht jung.

Sie ist fertig, zieht den Mantel an. Stattlich steht sie da, ein bißchen füllig, doch frisch und damenhaft; es bedarf eines geübten Frauenblickes, um zu erkennen, mit wieviel Mühen die schäbigen Stellen ihres Pelzes verdeckt sind. »Man muß rechtzeitig Notenmaterial beschaffen«, sagt sie, »für den Fall, daß die Radioaufführung zustande kommt. Sonst scheitert es zuletzt an so einer Kleinigkeit.« Er taucht aus seinen Betrachtungen hoch, murmelt etwas wie: »Hm« und: »Ja, wie du meinst«. Sie indes besteht, sie wiederholt, und: »Das wird ziemlich teuer sein«, fügt sie sachlich hinzu. »Ich werde es mir überlegen«, erwidert er, schwunglos, ziemlich mürrisch. Sie aber entscheidet sich, resolut: »Ich werde lieber mit Monsieur Pereyro sprechen. Für den ist es eine Kleinigkeit.« Das hört nun er nicht gern. »Steht denn das Ganze dafür?« meint er zögernd. Und: »Ja«, schließt sie entschieden.

Sie wendet sich, zu gehen. Er sieht hoch, und jetzt erst sieht er sie richtig. »Großartig schaust du aus«, lobt er, voll ehrlicher Bewunderung. »Wie du das nur immer fertigbringst. Racker dich nicht zu sehr ab, Alte«, empfehlt er ihr noch, herzlich, freundschaftliche Besorgtheit über dem hagern Gesicht. »Alte« nennt er sie, betont bayerischen Dialekt spricht er, so daß es wie eine vertraute Liebkosung klingt, und lächelnd fügt er hinzu: »Ich sollte es ja nicht, aber ich muß es doch sagen: wenn’s nichts wird aus dem blöden Rundfunk, dann halte ich das auch nicht für einen Mißerfolg. Also adieu, Alte, und gute Verrichtung. Und grüße Pereyros, aber nur, wenn er definitiv ja sagt.«

Nachdem sie gegangen ist, wird ihm sehr gemütlich. Er hängt an ihr. Wenn sie nicht da ist, vermißt er sie schnell; ihm wird warm, wenn er daran denkt, wie oft sie sich in guten und bösen Zeiten bewährt hat, und an die zahllosen Stunden gemeinsamer Arbeit und gemeinsamer Lust. Aber da man halt zu dritt bloß die beiden Zimmer hat und Tag und Nacht aufeinanderhockt, ist es eine schöne Sache, einmal allein zu sein. Er läuft hin und her, das heißt, laufen kann man nicht in dem überfüllten Zimmer, er windet sich durch. Er ist ganz in sich eingesponnen, die Geräusche von nebenan, von der Straße stören ihn nicht.

Es ist ein gesegneter Vormittag, er hat zwei lange Stunden allein vor sich. Es ist keine Verschwendung, wenn er sich’s leistet, ein bißchen vor sich hin zu spinnen. Er braucht das von Zeit zu Zeit, es ist förderlich, ohne das kann man nicht existieren.

Er setzt sich wieder in den ausgesessenen Wachstuchsessel, in unbequemer Haltung, aber ihm ist sie bequem. Leise tickt die Wanduhr, die schöne, aus Deutschland gerettete, die Zeit läuft ab, und er meditiert. Man muß manchmal innerlich Inventur aufnehmen. Nicht pedantisch natürlich, beileibe nicht, nicht mit formulierten Worten. Dennoch hat er so etwas wie einen Maßstab: er sucht sich Rechenschaft abzulegen, ob er in diesen zwei Jahren Exil künstlerisch weitergekommen ist.

Anna behauptet manchmal, es sehe aus, als ob »Die Perser« heute noch unfertiger wären als vor zwei Jahren, und in gewissem Sinn hat sie recht. Trotzdem ist er weitergekommen. Er ist sich selber gegenüber noch strenger geworden, fast so streng wie Anna; er arbeitet noch langsamer, aber besser, richtiger. Und er darf sich auch bei ehrlichster Selbsterforschung sagen, daß er nicht im leisesten nach der Wirkung schielt, daß er nicht um des Erfolges willen Musik macht, sondern nur um des Werkes willen.

Er lächelt über Anna, ihre Betriebsamkeit, ihre eifrige Bemühung um den Rundfunk. Sie weiß doch, wie wenig bei einer solchen Aufführung herauskommen kann. Was er will, ist selbst aus einem guten Orchester nur mit vielen Proben herauszuholen. Wie soll er es aus widerwilligen Musikern herauskriegen mit wenigen, hastigen Proben? Und selbst wenn eine halbwegs anständige Aufführung zustande käme: die Hörer wären nicht aufnahmebereit für seine Musik. Ihre Ohren und ihre Herzen sind verstopft durch den Schmutz und das Schmalz der wohlfeilen, vulgären, sentimental und schmissigen Melodien, mit dem sie jahrein, jahraus angefüllt werden. Es ist verlorene Mühe. Wie die Dinge heute liegen, werden von zehn Hörern acht seine Musik als Katzengeheul empfinden, einer wird sich höflich bemühen, etwas darunter zu verstehen, und höchstens einer wird sie wirklich aufnehmen.

Sepp Trautwein sitzt in dem ramponierten Sessel. Schön wäre es, wenn er seine Musik einmal mit leiblichem Ohr aufklingen hörte. Aber sein inneres Ohr hört sie schon jetzt, er macht sich das nicht vor, es ist so. Das Motiv, das er heute morgen gefunden hat, klingt in ihm. Er hört die Verse des Äschylus und seine Musik, er hört den hellen, frechen, kühnen Schlachtruf der Griechen, welche die im Meer zappelnden Perser erschlagen, er hört das Jammergeschrei der Sterbenden, ihr Aiai und Ululu und Oioi, dieses ganze, exotische Geheul, er arbeitet nicht und doch ungeheuer intensiv, es strömt um ihn, in ihm. Er sitzt da, blicklosen Gesichtes, abwesend, und während sein Ohr das leise Ticken der Wanduhr aufnimmt, lauscht er gespannt in sich hinein, auf diesen inneren Strom.

Dann, mit einem kleinen, unwilligen Ächzen, steht er auf, setzt sich an den Schreibtisch, arbeitet methodisch, gewissenhaft, konzentriert, um sein widerspenstiges Geträum in die verdammten fünf Linien des Notenpapiers zu zwingen.

## 

## 2

## Die »Pariser Nachrichten«

Es war ein schöner Morgen, und es wird ein schöner Vormittag.

Sepp Trautwein, auf der Redaktion der »Nachrichten«, kriegt, nach einigem Gebrumm der Kollegen, Erna Redlich an die Schreibmaschine, die Sekretärin, mit der er am liebsten arbeitet. Er ist gut in Form, und der Artikel über die Physiognomien der musikbegeisterten Führer des Dritten Reiches gibt ihm die Möglichkeit, von den Dingen zu reden, die ihm am meisten am Herzen liegen, von Musik und Politik. Der Aufsatz bekommt den Schmiß, die derbe, münchnerische Kraft, die er ihm geben will.

Allein es liegt ziemlich viel dringliches Material vor, und es ist zweifelhaft, ob man den Artikel schon in der nächsten Nummer bringen wird, wenn Trautwein nicht nachdrückt. Mit seinem etwas unbeholfenen Schritt, die Füße nach innen gekehrt, tappt er in das Büro Franz Heilbruns, des Chefredakteurs.

Wenn man die gepolsterte Tür durchschritten hatte, die aus den kahlen Redaktionsräumen in Heilbruns Büro führte, war man in einer andern, in einer früheren Welt. In Berlin, als Chefredakteur der »Preußischen Post«, der angesehensten Zeitung der Hauptstadt, hatte Heilbrun größten Einfluß gehabt; wenn er sich dort als Grandseigneur gegeben, dann hatten seine großartigen Worte und Gesten zu seiner Stellung gepaßt. Hier, in der Redaktion der »Pariser Nachrichten«, der »P. N.«, wie man sie allgemein nannte, wirkten sie fast lächerlich. Heilbrun aber, obwohl er sich dessen bewußt war, konnte das prächtige Gewese nicht lassen, er war ein König im Exil, und Trautwein, mit der Bildhaftigkeit des Oberbayern, fand, Heilbruns large, signorile Art schlottere um ihn wie ein zu weit gewordener Anzug um einen Abgemagerten. Auch heute wieder, innerlich lächelnd, mit gutmütiger Ironie, konstatierte Trautwein, wie Heilbrun das große, kahle Büro so umzuwandeln versucht hatte, daß er hier »empfangen« könnte; trotz aller Dürftigkeit hatte er dem Raum die Spuren des eigenen, flotten, eleganten Lebens aufzudrücken versucht. Ein kostbarer Teppich war da, freilich viel zu klein, eine bequeme Couch, der Schreibtisch war stattlich, aus gutem Holz, und trotz der Gefahr, daß einer der vielen Ausgehungerten, die hier hereinkamen, sie stehlen könnten, standen Zigaretten unverschlossen herum.

Chefredakteur Heilbrun nimmt, wie Trautwein eintritt, die Zigarre nicht aus den Winkeln der langen, genießerischen Lippen. Doch Trautwein weiß, das hat nichts zu bedeuten; die beiden Männer stehen gut miteinander, ihre politischen Anschauungen decken sich, beide sind sie tolerant und heftig zugleich. Im übrigen ist Franz Heilbrun unausgeschlafen wie so oft. Er ist sechzig, er arbeitet gern, aber er lebt auch gern, seine Tage sind zu kurz, seine Nächte sind zu kurz.

»Na, mein Lieber«, begrüßt er Trautwein, »was bringen Sie uns Gutes?«, und mit weiter Gebärde der großen Hand weist er auf den bequemen Besuchersessel. Trautwein gibt ihm das Manuskript, Heilbrun liest, schmunzelt. »Gut, derb, deftig, bayrisch«, meint er. »Ein bißchen viel ist die Rede von Ärschen, Fürzen und dergleichen. Wenn Sie den oder jenen weglassen könnten, wirkten die andern stärker.« – »Bon«, sagte friedfertig Trautwein. »Ich werde es gleich machen; dann geht es in Satz und ist auf alle Fälle bereit, wenn der Artikel in der nächsten Nummer erscheinen soll.« – »Natürlich soll er«, erwidert Heilbrun. »Es ist einiges Dringliche da«, wendet anständigerweise Trautwein ein. »Ein guter Aufsatz ist immer dringlich«, erwidert Heilbrun. »Leider, oder glücklicherweise, wie Sie wollen, haben wir ja Aktualität nicht mehr so notwendig wie in Berlin.« Während er den Artikel las und während des kurzen Gespräches hernach hatte er sich belebt; jetzt erschlaffte er wieder, sein großer, viereckiger Kopf mit den weißen, kurzgeschnittenen, borstigen Haaren sah müde aus.

Trautwein verabschiedete sich und war schon unter der Tür, als Herr Gingold eintrat, der Verleger. »Ah, unser teurer Mitarbeiter«, sagte Herr Gingold mit bemühter Liebenswürdigkeit und streckte Trautwein die Hand hin, den Arm eng an den Körper gepreßt. »Teuer?« fragte Trautwein zurück. »Bei Ihren Honorarsätzen?« Er sprach nicht gern von Gelddingen; doch Gingold mit seinem falschfreundlichen Lächeln und seinen schadhaften Zähnen gehörte zu den wenigen Menschen, gegen die er eine ausgesprochene Abneigung hatte. Gingolds hartes, fleischloses Gesicht, sein viereckiger, grauschwarzer Bart, seine unter der Brille hervorspähenden kleinen Augen, seine altmodische, betont bürgerliche Kleidung, langer Rock, Gummizugstiefel, alles verdroß den sonst duldsamen Trautwein. »Die Honorarsätze erhöhen, das ist mein Traum, seitdem ich das Blatt gegründet habe«, erwiderte Gingold, noch stärker grinsend, bestrebt, die trockene Stimme sanft, schmeichlerisch zu machen; trotzdem ging sein Geknarr dem musikalischen Trautwein auf die Nerven. Auch daß er sich zu der Behauptung erdreistete, er habe die Zeitung gegründet, ärgerte Trautwein; denn alle Welt wußte, daß die »Nachrichten« die Idee und die Gründung Heilbruns waren, während Gingold das Unternehmen lediglich finanzierte, und das zu drückenden Bedingungen. Trautwein wunderte sich, daß Heilbrun Gingolds Behauptung geduldig hinnahm. »Aber«, fuhr Gingold fort, »Sie wissen ja, was alles einer Erhöhung der Honorarsätze im Weg steht«, und er legte umständlich dar, daß er eben deshalb zu Heilbrun gekommen sei, weil er ihm eine weitere Einschränkung des Gesamthonorars fürs Feuilleton vorschlagen müsse.

Da Heilbrun nicht erwiderte – vielleicht wollte er es in Gegenwart Trautweins nicht zu einem Streit kommen lassen –, beharrte Gingold nicht auf dem Thema, sondern griff ungeniert nach Trautweins Manuskript. »Manuskript für uns, wie ich sehe«, meinte er. »Ich erkenne es daran«, kommentierte er, »daß es mit unsern Schreibmaschinen getippt ist.« Er lächelte fatal; er sah es nicht gern, daß Mitarbeiter, die nicht fest angestellt waren, seine Schreibkräfte in Anspruch nahmen. Hätte er noch mehr gemäkelt, dann wäre ihm Trautwein grob gekommen. Doch Gingold verzichtete klüglich auf jede weitere Anzüglichkeit, und Trautwein mußte ihm das Manuskript wohl überlassen. Gleich gierigen Ratten liefen Gingolds harte Augen über die Zeilen, bissen sich an einer Stelle fest, gingen weiter, bissen sich an einer zweiten Stelle fest. Alle schwiegen. Endlich hatte Gingold fertig gelesen. »Sehr hübsch«, sagte er, »sehr gut gesagt, ein echter Trautwein«, und er gab weitere platte Lobesworte von sich. »Aber«, meinte er, und gegen seinen Willen wurde seine knarrende Stimme herrisch, »wenn ich Ihnen raten darf, dann streichen Sie ein paar Derbheiten«, und mit steifem Finger die Zeilen nachfahrend, las er laut jene Stellen, die ihm nicht gefielen. Wie er sie las, klangen sie wirklich unflätig und witzlos. »Sie gebrauchen«, erläuterte er, »diese kräftigen Worte in bezug auf einen Mann, der immerhin die juristische Qualität eines Staatsoberhauptes hat. Man liebt uns nicht sehr, und es ist möglich, daß man uns daraufhin Schwierigkeiten macht. Aber ich finde die fraglichen Stellen an sich nicht sehr gut; meiner bescheidenen Meinung nach, Herr Professor, sind sie Ihrer nicht würdig. Und meinen Lesern werden sie auch nicht gefallen.«

Trautwein selber hatten sie mißfallen im Munde Gingolds; allein dessen Kommentar und sein freches Wort »meinen Lesern« reizten ihn. »Ich danke Ihnen für Ihre Belehrung«, sagte er streitbar mit seiner hellen Stimme, »aber die Stilisierung meiner Arbeiten müssen Sie gefälligst mir überlassen.« – »Wir haben uns schon dahin geeinigt«, besänftigte Heilbrun, »daß ein Furz und ein Arsch unter den Tisch fallen.« – »Nichts für ungut, Herr Professor«, lenkte, durch Trautweins Heftigkeit noch erschreckt, Gingold ein. »Immer unser enfant terrible«, fügte er hinzu, um ein verstehendes, beschwichtigendes Lächeln bemüht. Aber der Blick, den er Trautwein nachsandte, als dieser jetzt ging, war keineswegs liebenswürdig.

Trautwein ärgerte sich über sich selber. Er hätte sich nicht so gehenlassen, hätte Gingold nicht so großkopfig erwidern dürfen. Anna wäre bestimmt unzufrieden, und das mit Recht. Politik treiben, seine Meinung heraussagen, sich seinen Groll vom Herzen schreiben, ist eine schöne Sache. Leider aber hat man bei dieser Beschäftigung mit übeln Burschen zu tun. Man hat Deutschland aufgegeben, um nicht nach Herrn Hitlers Pfeife zu tanzen: soll man jetzt nach Herrn Gingolds Pfeife tanzen?

Er schickte sich an, die Räume der »P. N.« zu verlassen, verdrossen und zerstreut vor sich hin schauend. »Hallo, Sepp«, riß ihn eine Stimme aus seinen Gedanken. »Wohin? Gehen Sie essen? Dann kommen Sie mit mir.« Trautwein zögerte. Es kam ihm gelegen, seinen Verdruß durch ein Gespräch wegzuspülen, und der bewegliche, brillante Friedrich Benjamin war dafür der rechte Mann; aber Anna erwartete ihn zum Mittagessen, und er scheute sich, überflüssiges Geld im Restaurant auszugeben. Doch Friedrich Benjamin bestand: »Sie müssen mitkommen. Ich muß Sie sowieso sprechen. Ich habe eine kollegiale Bitte an Sie. Machen Sie keine Umstände, Sepp. Sie sind natürlich mein Gast.« Trautwein gab nach, telefonierte ins Hotel Aranjuez Bescheid für Anna, ging mit Benjamin.

Der führte ihn in den Coq d’Argent, ein hübsches Restaurant, in welches Trautwein allein nie gegangen wäre, da es viel zu teuer aussah. Benjamin wählte umständlich, kennerisch, befragte Trautwein nach seinen Wünschen, machte ihm Vorwürfe, daß er auf das Essen so wenig Gewicht lege. Trautwein nämlich pflegte zerstreut zu essen, gewohnt, daß seine Frau ihn mit den geringen Mitteln, die zu Gebote standen, so gut wie möglich nährte. Das einzige, wonach er sich sehnte, was er in Paris vermißte, waren gewisse kräftige bayrische Gerichte. Er wäre lieber mit Richard Strauss in München gesessen, im »Franziskaner«, Weißwürste oder Bratwürste essend und Märzenbier trinkend, statt in diesem französischen Beisel bei Austern und Chablis und mit Friedrich Benjamin. Aber der »Franziskaner« und Richard Strauss, das war nun dahin. Ein Licht freilich war er nie gewesen, unser Richard Strauss, abgesehen von allem Musikalischen natürlich; sonst auch säße er wahrscheinlich hier und nicht bei den Nazis.

Sich mit Benjamin zu unterhalten, ist gewinnbringend, da gibt es keinen Zweifel. Friedrich Benjamin ist »nur« ein Journalist. Aber was für einer. Was alles weiß er, mit welcher Logik zieht er seine Schlüsse, wie brillant ordnet er Kleines und Großes, daß alles neue Aspekte gewinnt. Sepp Trautwein führt sich diese Vorzüge Benjamins beflissen vor Augen, heute wie so oft, um ihm gerecht zu werden; denn im Grunde ist Benjamin ihm zuwider. Er macht aus sich und seiner Tätigkeit zuviel her. Und Sepp Trautwein, gewohnt, herauszupoltern, was er auf dem Herzen hat, setzt ihm zum zehntenmal auseinander, daß »wir alle« uns viel zu wichtig nehmen. Oder beeinflußt etwa, was wir schreiben oder nicht schreiben, die politischen Geschehnisse?

Während Trautwein das erörterte, mit vielen Details in seiner sanguinischen Art, laut und münchnerisch, so daß die französischen Gäste ringsum aufhorchten, saß Friedrich Benjamin ihm gegenüber und aß. Er aß langsam, kennerisch, ab und zu trank er in kleinen Schlucken. Zuweilen sagte er: »Essen Sie doch, Trautwein, es ist schade, wenn Sie den Fisch kalt werden lassen«, oder dergleichen. Sonst unterbrach er Trautwein nicht. Nur schaute er manchmal hoch, wenn Trautwein einen besonders saftigen Satz von sich gegeben hatte; seine schönen, braunen Augen wölbten sich seltsam aus seinem gescheiten Gesicht. Trautwein, wenn er diese Augen sah, wie sie aus dem runden Kopf über der großen, krummen Nase heraussprangen, traurig, ein bißchen clownhaft, gleichzeitig aber auch wild und fanatisch, fühlte sich unbehaglich und hatte Mühe, nicht aus dem Konzept zu kommen.

Als er endlich eine Pause machte, fragte Benjamin: »Sind Sie jetzt fertig?« Und da Trautwein bejahte, sagte er: »So, dann essen Sie erst einmal Ihren Fisch zu Ende.« Benjamin konnte boshaft sein und einem mit höhnischer Logik nachweisen, auf wie sandigem Grund heute jeder Glaube und jede Hoffnung gebaut war, aber bei alledem hatte er Charme und Humor, und die Beflissenheit, mit der er seinem Gast die Speisen schmackhaft zu machen suchte, zeigte angeborene Liebenswürdigkeit.

Während der ganzen Mahlzeit ging er nicht auf Trautweins Anwürfe ein. Erst beim Kaffee, und offenbar statt einer Antwort, sagte er plötzlich: »Haben Sie heute meinen Artikel gelesen über die beiden Frauen, die Hitler hat köpfen lassen?« – »Ja«, erwiderte Trautwein. Es gehörte aber dieser Aufsatz zum Besten, was Benjamin geschrieben, und obwohl Trautwein Benjamins Effekte nicht liebte, hatte der Artikel ihn ergriffen. Benjamin hatte zunächst schlüssig nachgewiesen, daß die beiden Frauen lediglich deshalb exekutiert worden waren, weil sie zuviel von Hitlers Gemetzel vom 30. Juni wußten. Sodann hatte er eine erregende Schilderung des brutalen Faktums gegeben. Man sah, wenn man seinen Artikel las, die beiden Frauen leibhaft vor sich, wie sie auf mittelalterliche Art zum Block geschleppt wurden, gebunden, man sah den Henker, das Hackbeil, die Nacken der Frauen, sorglich vorbereitet, den Schlag zu empfangen. Fachmännisch hatte Trautwein zu würdigen gewußt, wie gut an dieser Stelle Benjamins Anmerkung saß, daß man die beiden natürlich mit deutscher Gründlichkeit rasiert hatte. Noch manches andere hatte sich ihm eingeprägt. Benjamins Sätze zum Beispiel über das Gesicht des Diktators, wie der das Gnadengesuch zurückweist und das Todesurteil mit seiner klobigen, kleinbürgerlichen Schrift unterzeichnet. Trautwein konnte also Benjamins Aufsatz mit gutem Gewissen und kennerisch rühmen.

Benjamin schaute ihm, solange er sprach, voll ins Gesicht mit seinem fanatischen, gesammelten und gleichwohl abwesenden Blick; in kleinen Schlucken trank er von seinem Kaffee, das runde, dickliche, fatal lächelnde Antlitz wirkte jetzt noch mehr wie eine betrübte Clownsmaske.

»Ich danke Ihnen für Ihr freundliches Urteil, Kollege«, sagte er, als Trautwein zu Ende war, mit parodistischer Kopfneigung. »Es tut immer wohl, gelobt zu werden, aber nicht zu diesem Zwecke habe ich Sie gefragt. Ich wollte einfach nachprüfen, ob das herausgekommen ist, was ich in den Artikel hineinlegen wollte. Ich sehe, es ist herausgekommen, der Aufsatz ist geglückt. Lassen Sie mich jetzt«, und er hob, da Trautwein sprechen wollte, abwehrend die kleine, behaarte Hand, »das, was Sie zu Eingang unseres Frühstücks ausführten, auf diesen Artikel anwenden. Sie haben vollkommen recht. Was ist mit diesem geglückten Artikel erreicht? Nichts ist erreicht. Die beiden Frauen sind tot, ihre Körper seziert, ihre abgehackten Köpfe längst von den Anatomen zerschnitten. Einen Augenblick hat die Welt aufgehorcht und Pfui gesagt. Aber jetzt schon, zehn Tage hernach, hat sie die Scheußlichkeit vergessen, und mein Artikel wird daran nichts ändern. Ich gehe noch weiter als Sie. Wenn heute ein Shakespeare käme oder ein Dante und die glühendsten Verse über die Barbarei der Nazis schriebe, wenn ein Swift oder Voltaire seinen bittersten Hohn über ihren Mangel an Urteil und Geschmack ausgösse, wenn ein Beaumarchais oder Victor Hugo die schwungvollsten Aufsätze darüber schriebe, es würde nichts ändern. Nach vierzehn Tagen wäre die brutale Hinrichtung der beiden Frauen trotzdem Vergangenheit und verstaubt, als läge sie tausend Jahre zurück. Was soll da ich bewirken, ich, der kleine Friedrich Benjamin, mit meinen ›Nachrichten‹ nebbich und meinem Füllfederhalter? Das etwa wollten Sie doch sagen, lieber Trautwein? Oder habe ich Sie mißverstanden?«

Trautwein war betroffen. Benjamin hatte wirklich das, was er selber hatte ausdrücken wollen, noch schärfer und besser gesagt, mit der zynischen Resignation eines Mannes, der weiß, daß er ein Don Quichotte ist. Trautwein spürte Respekt und Schuld. Aus ihm selber nämlich hatte der Hochmut des Künstlers gesprochen. Der Künstler – das war der geheime Hintersinn seiner Sätze gewesen – hat das Recht, auch ohne äußern Zweck zu arbeiten, nur um sich auszudrücken und diesen Ausdruck andern zu vermitteln, und darum hat seine Arbeit Sinn; die Arbeit des Journalisten aber hat Sinn nur dann, wenn sie bestimmte, erreichbare Ziele verfolgt. Dieser Friedrich Benjamin nun wußte genausogut wie er selber, wie gering auch im besten Falle seine Wirkung sein konnte, und daß er, dies wissend, seine Arbeit trotzdem weiterführte, verlieh ihm Würde, Format. Trautwein also hatte ihm unrecht getan und spürte Scham.

»In Berlin«, meditierte Benjamin weiter, »standen unsere Illusionen auf soliderem Grund. Man bekam von der Wirkung seiner Artikel etwas zu spüren. London, Paris, New York zitierten einen. Es gab Interpellationen, Geschrei. Man konnte sich vormachen, was man schreibe, bewirke Veränderungen. Heute schreiben wir in die leere Luft. Diejenigen, die uns lesen, sind von vornherein unserer Meinung, und diejenigen, die schwanken oder keine Meinung haben, die erreichen wir nicht.« Er schaute mit seinen schönen, traurigen Augen bald vor sich hin, bald Trautwein ins Gesicht, bald in den Raum.

Wozu sitzt er hier in dem eleganten Lokal? dachte Trautwein, und seine flüchtige Scham wandelte sich zurück in Abneigung. Die Zeche wird mindestens achtzig Franken machen. Er stammt aus kleinbürgerlicher, jüdischer Familie, irgendwo vom Rhein oder vom Main. Er muß sich abrackern und schlaflose Nächte verbringen, um so leben zu können, wie er es tut. Man kann um acht Franken zu Mittag essen, es gibt Emigranten, die froh sind, wenn sie zwei Franken für ein Mittagessen übrig haben. Warum muß Friedrich Benjamin achtzig Franken dafür hinausschmeißen?

Jetzt aber fing Benjamin zu lächeln an. Trautwein kannte dieses Lächeln. Zuweilen, unvermutet, erschien es auf Benjamins Gesicht, ein weises, resigniertes, im tiefsten amüsiertes Lächeln, welches die Welt und Friedrich Benjamin bestrahlte, wie die Sonne eine Schmutzlache bestrahlt und in vielen Farben leuchten macht. Friedrich Benjamin also lächelte, hob sein Glas mit dem Kognak, beschaute es nachdenklich und sagte: »Es wäre natürlich Unsinn, wenn ich Ihnen oder mir selber vormachen wollte, ich schriebe meine Artikel, weil ich glaube, dadurch zur Veränderung der Welt beizutragen. Ich glaube es nicht. Ich schreibe nicht aus diesem Grund.« Er trank seinen Kognak hinunter und sagte, leise, doch nachdrücklich: »Ich bin ein besessener Journalist, das ist alles. Ich kann nichts verschweigen. Ich muß schreiben, auch wenn das völlig sinnlos ist und keinerlei Wirkung tut. Ich weiß genau, daß Rechthaben nichts nützt und daß man auf diesem Planeten alle gegen sich hat, wenn man darauf beharrt, recht zu haben. Dennoch will ich recht haben, lieber Sepp, ich muß recht haben. Das ist mir wichtiger als essen und trinken.«

Dem toleranten Trautwein war diese Selbstentblößung nicht sympathisch, auch die Stimme Benjamins war ihm nicht sympathisch, und schon gar nicht die Art, wie er »Sepp« sagte. Aber dem Lächeln auf Benjamins Gesicht konnte er nicht widerstehen. Wie dieser Mensch sich selber durchschaute und sich selber zum besten haben konnte, das war einfach großartig.

Leider war es nur eine kurze Minute, in der Benjamins Selbsterkenntnis leuchtete. »Immerhin«, fuhr er nämlich nach einem kleinen Schweigen fort, »ist es ein Trost, zu wissen, daß man meine Artikel am Quai d’Orsay und in Downing Street lesen wird, und daß zwanzig Exemplare der ›P. N.‹ nach Berlin gehen, an das Propagandaministerium. Der Herr Reklameminister versteht freilich meine stilistischen Feinheiten nicht so gut wie Sie, Sepp; trotzdem ist es ein angenehmer Gedanke, sich sein Gesicht vorzustellen, wenn er den Artikel liest.« Er sprach leise, selbstgefällig, und Trautwein ärgerte sich. Der Mann, der ihm jetzt gegenübersaß, war wirklich nichts weiter als ein hysterischer Rechthaber und seine Selbsterkenntnis Krampf, Angeln nach Komplimenten.

Es ist Ilse, darin sind sich alle einig, die ihn zu dem Leben verführt, für dessen Hohlheit er selber so gute Worte findet. Niemand begreift, warum sie ihn geheiratet hat, die schöne, reiche, elegante Ilse dieses unscheinbare Fritzchen, das gesellschaftlich so gar nicht zählt. Sie ist eine merkwürdige Person. Sie betrügt ihn hinten und vorn; wie sie sich in seiner eigenen Gegenwart über ihn lustig macht, hat Sepp Trautwein mehrmals peinvoll miterlebt. Wagt es aber ein Dritter, sich über ihn zu mokieren, dann macht sie dem Spötter wüste Szenen. Leicht hat es Benjamin nicht mir ihr. Wahrscheinlich zöge er ein bescheideneres, sorgloses Leben vor, und sein Genießerdasein ist ihm mehr Pflicht als Freude.

Benjamin hatte sich mittlerweile eine Zigarre angesteckt. »Hören Sie, Sepp«, rückte er näher, »worum ich Sie bitten wollte. Ich muß auf ein paar Tage fort. Nicht zu meinem Vergnügen. Man will mir einen richtigen Paß verschaffen. Haben übrigens Sie Ihre Papiere in Ordnung?« unterbrach er sich. »Mein deutscher Paß läuft bald ab«, antwortete Trautwein. »Meine Frau hat schon Schritte getan, daß ich dann irgendein Papier kriege. Das überlasse ich ihr, sie macht das besser als ich.« – »Sie haben’s gut« seufzte Benjamin. »Wenn ich meiner Ilse so was zumuten sollte, ich käme schön an. Jedenfalls, das Identitätspapier, das ich jetzt habe, ist unpraktisch für einen, der viel reisen muß. Und ich muß viel reisen. Sonst kriege ich das Material für meine ›Plattform‹ nicht zusammen. Wenn ich erst einen anständigen Paß habe, dann geht alles leichter, dann kann ich vielleicht sogar die Arbeit an den ›P. N.‹ hinschmeißen und meine Zeitschrift richtig ausbauen. Es ist lächerlich, was man alles unternehmen muß, damit einem ein Beamter unter Aufdrückung eines Siegels bestätigt, daß man ist, wer man ist. Schon an diesem Elend der Paßlosen zeigt sich, wie müßig alles Gerede ist von internationalen Regelungen, Verständigungen, Völkerbund und dergleichen. Man möchte die Wand hochgehen. Nicht einmal so viel hat man fertiggebracht, daß man die Identifizierung eines Menschen international regeln kann. Hunderte sind in diesen paar Jahren kaputtgegangen, einfach weil sie kein gültiges Papier auftreiben konnten.«

Benjamins Worte erinnerten Trautwein an jene Vorträge über die kleinen Sorgen des Alltags, mit denen Anna ihn zu langweilen pflegte. Diese Dinge sind scheußlich, zugegeben, aber das hat er zur Kenntnis genommen, als Ganzes, ein für allemal, und Einzelheiten will er nicht wissen. »Sie haben also Aussicht, einen richtigen Paß zu kriegen?« fragte er, Benjamin weitere allgemeine Erörterungen abschneidend. »Ja«, erwiderte der. »Aber ich muß zu diesem Zweck auf ein paar Tage nach Basel. Ich habe schon mit dem Alten gesprochen, wegen Urlaubs. Er macht natürlich Schwierigkeiten. Aber ich habe ihn so weit, daß er mir Urlaub geben will, falls ich einen richtigen Vertreter stelle.« Er schaute Trautwein an, lächelnd, und fuhr mit einem netten, bescheidenen Ton kollegialer Vertraulichkeit fort: »Darum bin ich zu Ihnen gekommen, Sepp. Wollen Sie mir den Gefallen tun?«

Trautwein saß da, gespaltenen Gefühls. Es wäre ganz angenehm, ein paar hundert Franken mehr zu verdienen, es machte ihm Spaß, Anna die Scheine in die Hand zu drücken. Auch hat er schon einmal ähnliche Aushilfe geleistet und kann einem Mann wie Benjamin den geringfügigen Dienst schwerlich verweigern. Andernteils ist es kein Vergnügen, an den »P. N.« als Redakteur zu arbeiten, er hat da, gerade als er den Redakteur Berger vertrat, keine guten Erfahrungen gemacht. Als Mitarbeiter ist man sein eigener Herr, als Redakteur muß man Kontakt mit den andern halten, und mit Gingold arbeiten ist nicht leicht. »Die Perser« würden auch liegenbleiben müssen, und heute früh war er so in Stimmung. »Wieviel Tage werden Sie fort sein?« fragte er zögernd. »In vier Tagen bin ich zurück«, antwortete lebhaft Benjamin, »spätestens in fünf. Seien Sie nett«, drängte er. »Tun Sie mir die Liebe. Wir haben da«, lächelte er, »gerade noch mächtig geschimpft über die Sinnlosigkeit unserer Arbeit. Aber wenn Sie an meinem Schreibtisch sitzen, dann werden Sie sehen, daß wir zu Unrecht gemeckert haben. Sie werden Echo spüren, Wirkung. Das müssen Sie doch gemerkt haben, als Sie damals Berger vertreten haben. Die Zustände an den ›Nachrichten‹ sind scheußlich; aber es ist großartig, daß wir das Blatt haben und daran arbeiten können.«

Er sprach ohne Pathos, doch das Lächeln und die Besessenheit des Mannes machten Eindruck auf Trautwein. Fünf Tage nur wollte Benjamin fortbleiben, und auf Benjamin war Verlaß. »Ich weiß übrigens nicht«, machte er einen letzten, halben Einwand, mehr der Form zulieb, »ob Gingold mich wird haben wollen. Er und ich, wir hackeln uns immerfort.« – »Also Sie sagen zu«, konstatierte beschwingt Benjamin. »Ich danke Ihnen, Sepp. Ich telefoniere gleich mit Gingold.«

Trautwein, während Benjamin am Telefon war, lehnte sich in seinen Stuhl zurück, die Beine unmanierlich von sich gestreckt, den Blick abwesend. In seinem Kopf war das Motiv aus den »Persern«, das er heute früh gefunden hatte. Eigentlich durfte er »Die Perser« nicht liegenlassen. Eine unangenehm fettige Stimme hat dieser Benjamin. Ganz abgesehen von allen äußeren Gründen ist es auch eine große innere Verlockung, ein paar Tage an den »Nachrichten« zu arbeiten. Er wird manches erfahren und manches ausrichten können.

Benjamin kam zurück. »Abgemacht«, sagte er.

## 

## 3

## Einer fährt im Schlafwagen in sein Schicksal

Am Abend dieses Tages steht Friedrich Benjamin am Fenster des Schlafwagens, die Melone auf dem Kopf, Zigarre im Mund, über seinem Gesicht ist ein kleines, fatales Grinsen, das wenig gemein hat mit jenem Lächeln, das ihn zuweilen verschönt. Abschiedsszenen liegen ihm nicht. Unbeholfen steht er am offenen Fenster, die kühle Märzluft dringt herein, und er spricht hinunter zu Ilse, seiner Frau. Wer die beiden sieht, wundert sich, daß der wenig sympathische Mann und die hübsche Frau zusammengehören. Er muß wohl viel Geld haben.

Er hat es nicht. Eigentlich hätte er sich zweimal überlegen müssen, ob er sich den Schlafwagen leisten kann. Er hat es nicht überlegt; so ist er nun einmal.

Ilse lacht zu ihm herauf. Der große Mund in dem slawischen Gesicht zeigt ihre schönen Zähne. Munter schwatzt sie drauflos, leise kommt manchmal ihr angeborenes Sächsisch durch, sie schwatzt überflüssiges Zeug: er solle sich nicht erkälten, er solle viel depeschieren, aber ja nicht telefonieren, das Telefon komme immer zur Unzeit, wenn man schlafe oder im Bad oder sonstwo sei. Er sagt ihr zum dritten- oder viertenmal, er werde also bestimmt Sonntag abend, allerspätestens Montag früh zurück sein. Gerne möchte er ihr von den Einzelheiten seines Vorhabens erzählen. Es füllt ihn ganz aus, und er hat ihr nur Allgemeines darüber gesagt, daß er nämlich Dittmann treffen wolle, der ihm einen Paß versprochen hat. Aber er unterläßt es; er weiß, für Details interessiert sich Ilse nicht, sie interessiert sich höchstens dafür, wann er wieder zurück ist. Andernteils ist ihr Gedächtnis nicht sehr präzis, und darum wiederholt er ihr, mit leisem Nachdruck, die genaue Zeit seiner Rückkehr. Ihr Stundenplan ist recht besetzt, das ist ihm bekannt; manchmal ist es besser, nicht genau zu wissen, wie er besetzt ist. Auf alle Fälle kann er ihr nicht oft genug einschärfen, wann er wieder in Paris sein wird.

»Meine Güte«, erinnert sie sich und spricht plötzlich sehr sächsisch, »jetzt fällt mir ein, was ich noch wollte. Am Freitag ist ja die Marlene-Dietrich-Premiere. Du hättest auch daran denken können, mir Karten zu besorgen. Vergiß es wenigstens jetzt nicht, wenn du von unterwegs mit den ›P. N.‹ telefonierst. Sonst beschaff ich mir die Karten anderwärts«, droht sie.

Endlich fährt der Zug an. Er winkt noch eine Weile, dann geht er vom Fenster zurück. Es ist ein gutes Omen, daß er sein Coupé nicht mit einem andern teilen muß. Er gibt dem Schaffner Trinkgeld, auf daß es so bleibe. Dann geht er in den Speisewagen. Er hat nicht viel Appetit, eigentlich müßte er das Geld sparen. Aber der Aufenthalt im Speisewagen ist die angenehmste Art, die Stunde vor dem Schlafengehen hinzubringen, und Ilse würde ihn auslachen mit seinen Sparsamkeitserwägungen.

Der Zug schaukelt in langen, gleichmäßigen Schwingungen. Der Speisewagen ist besetzt, voll von gedämpftem Lärm. Benjamin wundert sich, wie stets, über die Geschicklichkeit der Kellner, wie sie es zuwege bringen, in dem fahrenden Zug zu servieren.

Ist es ihm nun eigentlich unlieb, daß er hat fortmüssen, oder nicht? Es stört ihn, daß er genötigt ist, seine Tätigkeit an den »Nachrichten« zu unterbrechen. Wegen des Passes allein würde er nicht nach Basel fahren. Doch das Material, das Dittmann in Aussicht gestellt hat, zusammen mit dem Paß, das lohnt schon, und er freut sich darauf, ihn einmal wieder zu sprechen. Es gibt eine Menge Zeug, das man brieflich nicht mitteilen kann, und manches gewinnt Wert erst durch den mündlichen Kommentar.

Wenn das Huhn ein bißchen weniger durchgebraten wäre, könnte es nicht schaden. Unlustig schnitzelt er an seiner Keule herum und läßt sie schließlich halbgegessen liegen. Er hat, vor Trautwein, sich und seine Tätigkeit verkleinert. Das tut er zuweilen, oft. Aber nur, um aus dem andern die Bestätigung seiner Leistung herauszukitzeln, denn er hat Leistung hinter sich, und wer einmal ernsthaft die Geschichte der Weimarer Republik schreibt, wird nicht umhin können, seiner Verdienste zu gedenken. Er hat am meisten dazu beigetragen, die geheime deutsche Aufrüstung und die Fememorde darum herum zu enthüllen. Er hat viel Übles auf sich nehmen müssen; die Männer vom Generalstab waren harte, mächtige Gegner, die nichts vergaßen und ihn mit Prozessen und Schikanen unermüdlich verfolgten. Es ist keine Kleinigkeit gewesen, sich all die Jahre hindurch in tausend Zeitungen als »Hoch- und Landesverräter« anpöbeln zu lassen. Nachdenklich trank er von seinem Pommard.

Damals war es sinnvoll, was er getan hat; damals war es sinnvoll, anzustreben, daß das Reich statt eines militaristischen Polizeistaats ein Industrie- und Kulturland werde. Das bestreiten wenige. Aber wenn er sich heute noch bemüht, nachzuweisen, daß der deutsche Generalstab rüstet, hat das noch irgendeinen Zweck? Alle Welt weiß es doch ohnehin. Daß dieses neue deutsche Reich durch Krieg und Gewalt in Europa die Hegemonie erreichen will, was soll es nützen, das immer wieder Leuten vor Augen zu führen, die es nicht sehen wollen, und es Ohren zu predigen, die sich weigern, es zu hören? Sich da abzappeln, das heißt automatisch eine Tätigkeit weiterführen, die längst ihren Sinn verloren hat, so wie das Herz des Frosches fortschlägt, noch stundenlang, wenn man es aus dem toten Rumpf herausgenommen hat.

Quatsch. Ob sinnvoll oder nutzlos, er muß sich das Herz frei schreiben. Von seinen vier Jahren Frontdienst hat er einen heißen Haß gegen alles Militärische mitgebracht. Dieser Haß, das ist sein großes Erlebnis. Er kann sich sein Leben ohne diesen Haß nicht mehr vorstellen. Seine Gegner behaupten, sein absoluter Pazifismus, sein unentwegter Antimilitarismus, trage nur dazu bei, das Gegenteil von dem zu bewirken, was er wolle; Leute wie er beschleunigten den Krieg, statt ihn zu verhindern. Allein seitdem er aus den Scheußlichkeiten des Frontdienstes zurückgekehrt ist, kann er nicht mehr leben, ohne gegen den Militarismus zu schreiben. Seit diesen siebzehn Jahren ist leben und so schreiben für ihn das gleiche.

In kleinen Schlucken trank er seinen Kaffee. Der Aufsatz über die beiden »Spioninnen« ist gut geraten, selbst Trautwein, bei aller inneren Gegnerschaft, hat seine Qualität anerkennen müssen. Dabei hat er viel zuwenig Material gehabt. Ach, wie anders, wieviel besser ist man in Berlin mit Informationen versorgt gewesen. Wenn jemand auf Präzision hält, wie er, dann leidet er bitter unter diesem Mangel. Hoffentlich lohnt das, was Dittmann ihm bringt, wirklich der Mühe. Er möchte gern einmal wieder ein Heft der »Plattform« herausbringen, für das er ganz einstehen kann.

Er steckte das Geld zu sich, das man ihm auf seinen Hundertfrankenschein herausgegeben hatte. Billig wird diese Reise nach Basel nicht. Er stand auf, angenehm durchwärmt von dem Burgunder; hin und her geschleudert, durch den dahinjagenden Zug, ging er zurück in sein Abteil.

Das Bett war gerichtet. Er riegelte die Tür ab, genoß das Alleinsein. Öffnete das Fenster, um vor dem Einschlafen noch etwas Luft hereinzulassen. Zog sich aus, suchte ungeschickt die abgelegten Kleidungsstücke unterzubringen, wusch sich, putzte die Zähne. Die drei Spiegel des Toiletteschranks gaben sein Gesicht wieder, es sah gelblich aus, dicklich, verschwitzt und gefiel ihm nicht. Wenigstens war es kein dummes Gesicht, das konnten nicht einmal die deutschen Generäle behaupten, seine Gegner. Er nahm ein Schlafmittel – ohne das konnte er im Zug nicht schlafen – und ein Pyramidon, um zu verhüten, daß er des Morgens mit Kopfschmerzen aufwache. Schaltete die Leselampe ein, das große Licht aus. Ärgerte sich, daß, wie stets, die Bettdecke zwischen Bett und Wand so festgeklemmt war. Zog sie heraus, streckte sich bequem, wickelte sich ein.

So, jetzt ist es richtig und angenehm. Königin, das Leben ist doch schön. Nur ein bißchen teuer. Die Reise allein wird, wie er sich kennt, an die viertausend Franken kosten, Dittmann wird für seine Spesen auch zwei- bis dreitausend aufrechnen, weitere zweitausend werden für den Paß draufgehen. Das ist viel, und das ist wenig. In Berlin hat er es manchmal in vierzehn Tagen verdient, bei Gingold muß er drei Monate darum schuften. Ilse darf er nichts davon sagen, wie kostspielig diese Reise ist. Eigentlich müßte er sie bitten, sich in den nächsten Monaten ein bißchen einzuschränken. Aber das bringt er nicht über sich. Wenn er daran denkt, was er für Tage gehabt hat, als sie das teure Hotel Royal gegen das billigere Atlantic vertauschten, dann verschlägt es ihm schon jetzt die Sprache.

Rund zehntausend Franken. Und wofür? Für eine Legitimation, für ein albernes Stück Papier. Thomas Mann, beim Anblick eines kleinen Kindes, das Züricher Bekannten geboren worden war, hat ausgerufen: »Acht Tage alt, und schon ein Schweizer.« Ein bitterer Witz. Von Bettina Lammers, die im allgemeinen nicht lügt, weiß er, daß sie jetzt achtundsiebzigmal auf der Präfektur gewesen ist, und ihr Papier hat sie heute noch nicht.

Lesen wird er jetzt doch nicht mehr. Er klappt die Leselampe herunter, daß nur mehr das schwache, bläuliche Licht der Nachtampel im Abteil ist. Er dehnt und streckt sich, angenehm schläfrig. Nein, es geht ihm nicht schlecht. Wenn er denkt, wie elend andere Emigranten daran sind, dann darf er Gott loben und danken. Was für eine seltsame Wendung ihm da gekommen ist. Man verliert die Kontrolle kurz vor dem Einschlafen, Wendungen aus der Kinderzeit steigen in einem hoch. Ja, er kann Gott loben und danken. Es ist ihm geglückt, sich tagaus, tagein mit dem beschäftigen zu dürfen, was ihn an meisten lockt. Es ist ein ungeheurer Spaß, Papier mit sinnvollen Worten zu überdecken. Zuerst ist es weiß und leer und schweigsam, und auf einmal hat es eine Stimme und sagt jedem, der es hören will, genau das, was man selber spürt und denkt. Obendrein kriegt man noch für diese Beschäftigung so viel, daß man leidlich leben kann, und dazu jeden zweiten Tag ein Dankschreiben von einem enthusiastischen Leser. Ja, da kann man nur sagen: Gott sei Lob und Dank. Oder auch, wie sein Großvater zu sagen pflegte: »Auch das zum Guten.« Und plötzlich sind in ihm wieder die hebräischen Worte, die er nun wohl dreißig Jahre nicht mehr gedacht hat: »Gam su letovo«, und er sieht das Bild seines Großvaters, eines beleibten, alten Mannes, ein Käppchen auf dem weißhaarigen Kopf, das Gesicht rot, doch immer schlecht rasiert, so daß die weißen Stoppeln kratzten.

»Auch das zum Guten.« Aber doch nur sehr bedingt. Mit dem, was früher war, darf man das Heute nicht vergleichen. Wie hat das wohlgetan, damals, nach vier Jahren Frontdienst und Maulhalten, den ganzen Haß herauszuschreien, der sich in einem gehäuft hat. Gespürt hat man es, wie die Hunderttausende, die Millionen mitschrien. Und später, als man den Deutschen und der Welt immer wieder mit präzisen, unwiderleglichen Angaben bewies, wie die alten Generäle, die sie schon vorher betrogen hatten, sie weiter beschwindelten, als man das mit schlagenden Trümpfen dartat, wie spannte und entspannte man sich da. Was war das für eine glückliche Entladung. Wenn die Wut der Gegner, der Machthaber, gegen einen losgeiferte, wenn man erlebte, wie sie einen mit allen Mitteln mundtot zu machen suchten und es doch nicht fertigkriegten, da fühlte man sich, da lebte man.

Aber jetzt, dachte er mit Verachtung. Jetzt ist alles tot, der ganze Schwung fort. Wozu lebt man? Wozu arbeitet man? In einer toten Sprache schreibt man. Die sie verstehen, kriegen sie nicht zu lesen, und die sie zu lesen kriegen, wissen ohnedies, was man ihnen zu sagen hat.

Der Wagen schaukelte in langen, gleichmäßigen, einschläfernden Schwingungen. So ist es, sagte er sich, während es ihn hinaufschaukelte. Aber schon während er hinuntergeschaukelt wurde, sagte er sich: So ist es nicht. Gewiß, sah man von außen hin, dann schien es eitle Mühe, was man tat. Allein schon der Haß, mit welchem die Feinde seine Aufsätze erwiderten, bewies, daß er traf, daß seine Arbeit Sinn hatte.

Immer näher jetzt spürte er den Schlaf herankommen: Nichts Angenehmeres, als so, bewußt, zu fühlen, wie eine Schicht des Wachseins nach der andern vergeht gleich langsam verlöschenden Lampen.

»Auch das zum Guten.« Ja, es fügt sich ausgezeichnet, daß er mit der Regelung seiner Paßangelegenheit eine Zusammenkunft mit Dittmann verknüpfen kann. Das Glück hat es gut mit ihm gemeint, als es ihm diesen Dittmann in den Weg schickte. Mit einer gewissen Zärtlichkeit denkt er an ihn. Ein Politiker ist er nicht, unser Dittmann, aber ein handfester Kerl mit unglaublichem Geschick für das Aufspüren von interessanten Details.

Die Lider sind ihm schwer, die Glieder schläfrig lahm. Er schaltet auch die blaue Nachtampel aus, er hat ein angenehmes Vorgefühl, daß er gut und fest bis zum Morgen durchschlafen werde. Er legt sich auf die rechte Seite, mit dem Kissen den Raum zwischen Schulter und Schläfe ausfüllend.

Was wohl jetzt Ilse treibt? Großartig sah sie aus, wie sie auf dem Bahnsteig stand und zu ihm herauflachte, den breiten Mund mit den schönen Zähnen halb offen, in dem Frühjahrskostüm, das sie heute zum erstenmal trug. Eigentlich sind die Tiroler Hüte, wie die Frauen sie jetzt aufhaben, eine ungewöhnlich dumme Mode. Aber Ilse steht auch dieses dumme Zeug. An ihr gefällt ihm alles. Merkwürdig, daß man noch nach Jahren so unkritisch verliebt sein kann. Er spürt ungeheure Begier, neben ihr zu liegen, ihre weiche, glatte Haut zu streicheln, ihren kleinen Busen. Sie braucht Geld, viel Geld. Sie hat ihre Lebensführung trotz der gedrückten Pariser Verhältnisse kaum verändert, sie denkt nicht daran, sich einzuschränken, sie verlangt Geld von ihm mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie seinerzeit in Berlin, als er noch hochbezahlter Redakteur der »Preußischen Post« war. Sie wäre nicht Ilse und er würde sie weniger lieben, wenn sie das nicht täte. Sie hat das Recht, das Geld zu verlangen, das sie braucht, sie ist es wert, es ist Gunst und Gnade, daß sie es gerade von ihm verlangt, sie könnte es von andern reichlicher haben.

Er sucht sich vorzustellen, wo sie jetzt ist, mit wem, ob sie sitzt, steht, geht, lacht, schwatzt, ißt, trinkt. Sie flirtet gern und viel, sie bevorzugt gutaussehende Männer, sie lacht sie an, ihr ganzes, liebenswertes, aufreizendes, rosigweißes, slawisches Gesicht lacht dann. Er weiß nicht, wie weit sie mit diesen gutaussehenden Männern geht, er will es nicht wissen. Es kratzt ihn, wenn er sich vorstellt, welcher Art die Männer sein können, mit denen sie jetzt zusammen ist. Aber das Bewußtsein, daß sie, die schöne, elegante, reiche Ilse – damals war sie reich –, gerade ihn geheiratet hat, ist eine heilsame Salbe für dieses Kratzen. Gut, manchmal verulkt sie ihn; aber wenn es darauf ankommt, bekennt sie sich zu ihm, das weiß er.

Er strampelt auch das Fußende der Decke frei und wickelt sich hinein. Ach, wenn er mehr Geld für Ilse hätte. Es würde ihm Spaß machen, ihr ein dickes Konto anzulegen. Es ist ein Wunder, was alles sie aus dem Geld zaubert, das er ihr gibt. Ganz tief in seinem Innern und ohne daß er ihn je Wort werden ließe, schläft der Verdacht, dieses Kleid, jenes Schmuckstück Ilses könnte von anderer Gelde stammen.

Heute aber, bevor dieser Verdacht sich rührt, ist »Das« wieder da. »Das« ist eine Verlockung, die Friedrich Benjamin beflissen im Nebel hält, die er keine bestimmte Gestalt annehmen läßt, »Das« ist eine ziemlich üppige Verdienstmöglichkeit. Ein Finanzmann hat ihm, zweifellos im Auftrag anderer, Geld angeboten, eine stattliche Summe, für den Fall, daß er die »Plattform«, die Zeitschrift, die er jetzt »in loser Folge« erscheinen läßt, ausbauen wolle. Von Bindungen war nicht die Rede. Doch auch ohne daß viel geredet worden wäre, weiß Benjamin, daß hinter dem großzügigen Geldgeber Leute stehen, die gewisse Rüstungsinteressen haben. Diese Leute wünschen, daß ein gewandter Journalist von Geltung in einem ernsthaften Organ die deutschen Rüstungen in ihrem ganzen Umfang darstelle, auf daß die öffentliche Meinung anderer Länder wirksam vorbereitet sei, wenn man dort Gegenrüstungen betreibe. Er, Friedrich Benjamin, ist absoluter Pazifist, überzeugter Gegner jeder Rüstung, von wem immer sie betrieben wird. Er ist also ein Feind dieser Rüstungsleute. Vorläufig aber, für die nächste Etappe seines Weges, die freilich kurz sein mag, sind seine Interessen die gleichen wie die der andern, so entgegengesetzt die späteren Ziele sein mögen.

Muß er, wenn verdächtige Leute ihm Geld bieten, seine Zeitschrift auszubauen, und wenn sie keine Konzessionen dafür fordern, dieses Geld zurückweisen? Darf man sich, wenn man die rechte Gesinnung hat, für seine Leistung nicht entsprechend bezahlen lassen, nur weil derjenige, der zahlt, diese Gesinnung nicht hat? Wenn man genau hinsieht, dann darf man das nicht. Er weiß, nähme er an, dann würden seine Gegner diese Subvention dahin mißdeuten, daß seine Meinung käuflich sei, und durch solche Behauptungen seine Artikel um ihren Wert und ihre Wirkung bringen. Er denkt also nicht daran, anzunehmen. Aber daß die Möglichkeit da ist, daß Geld in greifbarer Nähe ist und er nur ja zu sagen braucht, daß »Das« da ist, von ihm abgelehnt, nebelhaft, aber doch immer da, ist angenehm zu wissen. Und daß er ablehnt, gibt ihm das Gefühl, ein Standhafter zu sein, ein Aufrechter, der sich guten Gewissens durch allerlei kleine Genüsse für den saftigen Brocken schadlos halten darf, den er sich, aus Ethos, entgehen läßt.

Er zieht die Beine hoch. Da liegt er, wie ein Embryo im Mutterschoß. »Gute Nacht«, wünscht er sich und schläft ein, jenes weise, resignierte, selbstkennerische, verschönende Lächeln um die Lippen. Der Zug schaukelt ihn, er schläft sanft und tief, ein wenig schnarcht er. So also fährt er dahin, durch die Nacht, der Südostgrenze zu, der vermeintlichen Sicherheit entgegen, in sein Schicksal.

## 

## 4

## Eine verirrte Bürgerstochter

Ilse Benjamin, nachdem sie ihrem Manne die gebührend lange Zeit nachgewinkt, verließ das Bahnhofsgebäude, die vielen anerkennenden Blicke genießend, die ihr, der gutaussehenden Frau, folgten. Vor dem Bahnhof bedauerte sie, wie stets, daß sie keinen Wagen mehr hatte; ein klein wenig Freude aber war in dieses Bedauern gemischt, weil sie jetzt nämlich dem Taxichauffeur die Sorge überlassen konnte, über den glitschigen Asphalt zu steuern.

In ihrem Zimmer in dem kleinen, netten Hotel Atlantic angelangt, fand sie die Abendpost vor, darunter drei dringliche, etwas freche Briefe von Männern, mit denen sie flirtete. Sie legte sich auf die Couch, rauchte. Sie hatte die Absicht, den Abend mit Janosch zu verbringen. Aber sie hatte ihm das trotz seines Drängens noch nicht zugesagt, sondern ihm lediglich in Aussicht gestellt, sie werde ihn anrufen, falls sie doch noch die Laune ankommen sollte, ihn zu treffen; es schien ihr taktisch richtiger, sich kostbar zu machen. Es trug aber Janosch, ein Attaché der ungarischen Gesandtschaft, ein ungewöhnlich hübscher Bengel, einen schwer aussprechbaren Aristokratennamen und hieß keineswegs Janosch; sie indes, halb ihm zur Freude, halb ihm zu Leide, rief ihn nur bei diesem Namen. Jetzt war die Zeit, für die sie ihm ihren Anruf versprochen hatte, um beinah eine Stunde überschritten, jetzt also konnte sie telefonieren. Mit ihrer hohen Stimme, die Worte dehnend, unter viel Gelächter, teilte sie ihm mit, sie habe noch keinen Entschluß gefaßt, erst nach ihrem abendlichen Bad könne sie endgültig feststellen, welcher Laune sie sei. Sie hörte sich seine frechen, feurigen Schmeicheleien an, sich rekelnd, angenehm überrieselt. Dann, während sie das Bad einlaufen ließ, telefonierte sie mit ihrer Freundin Edith, machte sich lustig über Fritzchen, ihren Mann, bedauerte, daß er nicht da war, freute sich darüber, überlegte mit Edith, ob sie mit Janosch schlafen solle, und wenn, ob schon heute. Taktische Gründe sachgemäßen Flirts sprachen dafür, das Vergnügen hinauszuschieben. Andernteils sollte die Geschichte nicht länger dauern als bis Montag; denn es wäre Fritzchen gegenüber unfair, wenn sie es auch während seiner Anwesenheit mit einem Faschisten triebe. Sie und Edith erwogen ernsthaft und von taktischen und moralischen Gesichtspunkten aus die Für und Wider der Angelegenheit so lange, bis Ilse erklärte, jetzt sei ihr Bad schon zum zweitenmal kalt geworden.

Sie aß mit Janosch in einem kleinen Lokal in Neuilly, das gerade Mode geworden war, teils wegen seiner Vorspeisen, teils wegen eines Spezialgerichts, Hahnenkämme und Hahnennieren. Die Vorspeisen waren wirklich reizvoller als sonst zusammengestellt und die Hahnenkämme und Nieren sehr gut zubereitet. Allein es gab nur wenig Zungen, die diese Besonderheit hätten herausschmecken können, die des Attachés und Ilses gehörten wahrscheinlich nicht dazu, auch saß man ziemlich unbehaglich und eng aufeinander. Die Preise indes, die verlangt wurden, waren unerhört hoch, und man fühlte sich vornehm, daß man schon jetzt in diesem Restaurant saß, dessen Ruf erst seit vierzehn Tagen unter den Kennern umging. Hernach fuhr man in ein Café an den Champs-Élysées, wo man sicher sein konnte, nach der heutigen Premiere eine Reihe von Bekannten zu finden. Ilse Benjamin wurde hier oft und freundlich gegrüßt, doch gab es unter den Gästen auch Intellektuelle in weniger günstigen Umständen, die es verdroß, daß, während ringsum so viele Emigranten elend verkamen, Friedrich Benjamins Frau lachend, flirtend und in solchem Aufwand dasaß.

Von diesem Café aus ging man in ein Kabarett, dann in ein Montmartre-Lokal, und ganz spät, als es schon Tag wurde, sah man Janosch und Ilse in einer Chauffeur-Destille. In dem Montmartre-Lokal, gerade weil Janosch sehr gut tanzte, hatte sich Ilse entschlossen, den Genuß des Höhepunkts durch längere Vorfreude zu steigern, und so ließ sie Janosch, nachdem er sie in den Morgenstunden nach Hause gefahren, endgültig stehen.

Sie schlief lang und gut in den andern Tag hinein. Um halb ein Uhr – sie hatte generelle Weisung gegeben, sie nie vor dieser Zeit zu wecken – brachte man ihr die Post und die Sendungen, die für sie abgegeben waren, darunter ein Telegramm ihres Mannes: »alles in ordnung komme montag zurück fritzchen.« Sie dehnte sich, lobte sich, daß sie Janosch hatte stehenlassen, dachte nicht ohne Zärtlichkeit an Fritzchen. Dann stieg sie ins Bad und freute sich ihrer zarten, rosigweißen Haut und ihres Lebens.

Sie verbrachte einen faulen Tag, ging mit ihrer Freundin Edith Einkäufe machen, führte viele Telefongespräche, spielte eine Stunde Bridge und gewann achtzehn Franken, schaute die Korrespondenz ihres Mannes durch, verstand sie halb und fand nichts Wichtiges, das sie ihm hätte mitteilen müssen, freute und ärgerte sich, daß Fritzchen nicht da war, freute und ärgerte sich, daß sie infolge ihres Verbots keinen Anruf von ihm erwarten konnte, tiefschwatzte eine halbe Stunde lang mit dem jungen, ziemlich ungepflegten, emigrierten Philosophen Halpern, nahm mit Vergnügen wahr, wie er sich vor Begier auf sie rötete und zu schüchtern war, mehr als ein ungeschicktes Gymnasiastenkompliment zu stammeln, zwang den eleganten Graf Bonnini, sich mit ihr eine gerühmte, experimentelle Shakespeare-Aufführung anzuschauen, begriff wenig, schimpfte maßlos, wie veraltet Shakespeare sei und wie schlecht die Aufführung, und verließ das Theater, zur großen Genugtuung des Grafen, schon nach dem ersten Akt, um mit ihm bei Maxims zu essen. Während des Essens telefonierte sie mit Janosch und traf ihn, nachdem sie sich nach Mitternacht von Bonnini hatte nach Hause bringen lassen, gegen ein Uhr bei Florence. Auch in dieser Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag gelangte Janosch nicht ans Ziel.

Es waren jetzt noch knapp vier Tage, die sie ohne Fritzchen verbringen mußte, ohne Fritzchen verbringen durfte. An diesem Donnerstag fiel ihr ein Artikel Fritzchens in die Hand in einer angesehenen englischen Zeitschrift. Sie las ihn und fand ihn großartig. Von je hatte sie Fritzchen für den gescheitesten Mann gehalten, den sie kannte, den kritischsten Kopf. Er war der praeceptor Germaniae, der die Noten auszuteilen hatte, wer gut war und wer schlecht, der geistige Diktator der Deutschen: sie aber diktierte ihm. Das war amüsant, und sie war stolz, daß sie ihn geheiratet hatte. Andernteils verdroß es sie, daß er nicht den Mut aufbrachte, ihr gegen ihr Verbot zu telefonieren, und sie fand sich gerechtfertigt, wenn sie nun ihrerseits ein neues Rendezvous mit Janosch vereinbarte.

Sie hängte den Hörer ein und schaute, von ihrem Bett aus, hinüber zum Schreibtisch, wo Fritzchens Bild stand. Sie war zufrieden mit sich, daß sie das Bild Tag und Nacht dort stehen hatte. Fritzchen hatte reizvolle Augen. Manchmal hatte er einen treuen Hundeblick, manchmal schaute er wild verzweifelt, aber es waren geniale Augen. Niemand begriff, warum sie, die Tochter reicher, angesehener, »arischer« Eltern, den unscheinbaren, jüdischen Journalisten geheiratet hatte, der bei all seiner Brillanz recht anrüchig war. Sie wußte gut, warum, nur selten begriff sie es selber nicht, und auch dann spürte sie Hochachtung vor sich, daß sie es getan hatte.

Wenn sie an die Zeit bei ihren Eltern zurückdenkt, dann sind diese Pariser Jahre trotz ihrer kleinen Sorgen noch immer ein erfüllter Wunschtraum. Sie wurde, seinerzeit, von ihren reichen Eltern verwöhnt, konnte haben, was sie wollte, flirtete, ritt, chauffierte, spielte Tennis, plapperte französisch, englisch, italienisch, reiste, hörte ausgefallene Vorlesungen. Aber was für bürgerlich stickige Luft hatte bei dem allen dieses Kaufmannshaus angefüllt, wie kontrolliert war sie gewesen, von wie vielen Konventionen umgeben, von wie vielen Vorurteilen. Aus purer Opposition mußte man in einem solchen Hause highbrow werden; schon der Widerspruchsgeist, der jedem halbwegs persönlichen Menschen eingeboren ist, mußte es einem als höchstes Ziel erscheinen lassen, den Bürger zu verblüffen. Der Tag, an dem sie sich entschlossen, Benjamins Frau zu werden, war ein großer Tag gewesen, der größte ihres Lebens; niemals sonst war sie sich so geistig vorgekommen, so vorurteilsfrei, vornehm, originell.

Noch heute kostete sie den Vorgang aus, der sie veranlaßt hatte, ihn zu heiraten. Die Sentimentalität und Zähigkeit, mit welcher dieser Mensch mit dem anziehend häßlichen Gesicht sie belagert hatte, seine zynischen, leidenschaftlichen, maßlosen Schmeicheleien hatten auf sie, die Zwanzigjährige, Eindruck gemacht, und sie hatte bald beschlossen, mit ihm zu schlafen. Da aber, als sie das erstemal in seine Wohnung kam, hatte sich der »Vorgang« ereignet. Es war eine sonderbare Wohnung gewesen, gemischt aus Dürftigkeit und ungeschickt arrangiertem Prunk, neben einem mehr als armseligen Badezimmer stand unter einer geschmacklosen Ampel ein üppiges Bett, sie hatte geduldet, daß Friedrich Benjamin sie halb auszog, und wartete nun gierig, höchst willig auf das, was kommen werde. Er aber hatte mit einemmal brüsk, unvermutet von ihr abgelassen. Seine Passion, hatte er ihr erklärt, sei stark und ehrlich, sie aber scheine nur Appetit darauf zu haben, ein- oder zweimal mit ihm zu schlafen. Er fürchte, er dürfe bei ihr auf nichts weiter rechnen als auf Lust und Neugier; das aber habe er oft genug gehabt, das reize ihn nicht mehr. Dieses Argument hatte Eindruck auf sie gemacht, der ganze, freche Mensch hatte Eindruck auf sie gemacht, er imponierte ihr noch heute. Sie hielt es heute noch für die beste, klügste Tat ihres Lebens, daß sie die maßlose Dummheit begangen hatte, ihn zu heiraten.

Ilse Benjamin, von ihrem Bett aus, beschaute Fritzchens Bild. Er hatte Seele genug für sie beide, das sah man an seinen Augen. Lächelnd dachte sie an die vielen, ernsthaften, begabten Männer, die ihr ihren Betrieb vorwarfen, ihre innere Leerheit, und ihr eine Seele verschaffen wollten, natürlich zum Entgelt für ihren Körper. Sie hat Seele genug gezeigt, ein für allemal, damals, als sie ihn heiratete; sie fühlt sich recht zufrieden inmitten ihrer Leerheit und ihres Betriebs.

Sie lächelte tiefer, stippte das süße Kuchenhörnchen in ihre Schokolade, aß mit Vergnügen. Spitzbübisch vergnügt, sehr mit sich einverstanden, dachte sie an jene Überraschung, die sie bald nach ihrer Heirat erlebt hatte. Zwei Monate nämlich, nachdem ihre Eltern sich entschlossen hatten, ihr Verzeihung zu gewähren und eine monatliche Rente, hatte sich herausgestellt, daß das Vermögen dieser Eltern vertan war, und plötzlich hatte sich, da Fritzchen nicht schlecht verdiente, ihr Idealismus auch als gutes Geschäft erwiesen.

Ja, sie war zufrieden mit sich, mit Fritzchen und mit der Welt. Schön, in Berlin ist es üppiger zugegangen als in Paris, sie hat es dort leichter gehabt. Dafür aber schafft ihr Paris mehr innere Genugtuung. Hier in Paris zu leben, als Emigrant, das ist etwas, das hebt einen aus der Menge heraus. Wenn Friedrich Benjamin schon in Berlin eine umstrittene Persönlichkeit war, etwas Besonderes, so ist er’s jetzt doppelt, und sie mit ihm.

Gott, schon halb zwei. Sie muß aufstehen, sonst kommt sie zu spät zur Anprobe. Das Abendkleid, das sie sich bei der Suzanne machen läßt, wird sie morgen anläßlich der Marlene-Dietrich-Premiere einweihen. Sie hat für heute Bescheid versprochen, ob sie auch das Komplet in Auftrag geben wird. Sie braucht es nicht, aber es ist so hübsch. Ob sie es bestellen soll? Ärgerlich, daß man sich so was überlegen muß. Man bekommt doch allmählich zu spüren, daß das »Besondere« des Exils bezahlt sein will. Die komfortable Berliner Wohnung, die amüsante Gastlichkeit, die sie dort hat entfalten können, der hübsche Wagen, das Reitpferd, alles ist jetzt hinuntergeschwommen. Aber gerade diese Opfer, ihrer Geistigkeit gebracht, gerade die Tatsache, daß sie auch in der Not an ihrem lieben, häßlichen Juden festhält, zeigen jedermann und bringen ihr selber zu Bewußtsein, daß sie Persönlichkeit besitzt, was bekanntlich höchstes Glück der Erdenkinder ist. Auch kann sie jetzt, und sie lächelt, die Opfer, die sie Fritzchen bringt, mit um so besserem Gewissen dadurch kompensieren, daß sie sich noch mehr Freiheiten herausnimmt.

Soll sie sich das Komplet bestellen? Sie kümmert sich nicht um Fritzchens Gelddinge, aber so viel weiß sie, daß er eine Möglichkeit hätte, für seine Zeitschrift Geld zu kriegen. »Die Plattform« ist eine ideale Sache, vielleicht würde sie ein bißchen weniger ideal, wenn Fritzchen das Geld nähme. Daß er es nicht nimmt, darum verachtet sie ihn, und darum imponiert er ihr um so mehr. Sie wird das Komplet bestellen. Der Suzanne kann sie schuldig bleiben, solange sie will, und irgendein freundlicher Zufall findet sich immer, der einem Geld in den Schoß wirft.

Daß Fritzchen sich abschinden muß wie ein Roß, um ihr den Luxus zu schaffen, den er ihr immerhin noch bietet, das merkt ein Blinder. Es ist übrigens selbstverständlich, daß er’s tut. Aber nett ist es doch von ihm. Und daß er kein Wort darüber verliert, das anerkennt sie doppelt. Übrigens, woran sonst sollte man die Liebe eines Mannes erkennen als an den Opfern, die er für einen bringt?

Sie pudert sich, schminkt sich die Lippen. Vor dem Spiegel schielt sie hinüber zu seinem Bild, auf ihre etwas mechanisch spitzbübische und kokette Art, als ob er leibhaft im Zimmer stünde. Ihr Fritzchen bringt Opfer für sie. Sie hat etwas davon läuten hören, daß er überdies durch die Aufwendungen, die er für sie macht und welche die andern für Beweise lächerlicher Hörigkeit halten, seine Stellung und sein Ansehen in der Emigrantenkolonie gefährdet. Sie will das nicht wahrhaben. Aber wenn es stimmen sollte, macht es ihr mehr Freude als Verdruß. Sie ist, was immer er tut, die Gebende und er der beschenkte Knecht. Sie weiß, daß er ohne sie nicht leben kann, und das ist gut. Denn wenn es hochkommt, dann mag ihre Schönheit noch drei oder vier Jahre dauern, ihre freche Blondheit hält nicht mehr lang, und was soll dann sein? Schließlich, und jetzt lächelt sie mit ganzem Gesicht sein Bild an, darf sie mit gutem Gewissen sagen, daß, soviel Verachtung ihrem Respekt für ihn beigemischt ist, sie ihn vor allen andern Männern liebt.

Sie ging zur Suzanne, probierte, bestellte das Komplet. Der Donnerstag war um, der Freitag kam, der Tag der Marlene-Dietrich-Premiere, für die Fritzchen ihr ein Billett hätte verschaffen sollen. In ihrer Post fand sie das Billett nicht. Sie läutete bei den »Nachrichten« an. Auch dort wußte man nichts von einem Billett, das Herr Benjamin für sie bestellt hätte; er hatte merkwürdigerweise die ganzen Tage nichts von sich hören lassen. Sie ärgerte sich jetzt doppelt und fand es rücksichtslos von Fritzchen, daß er sich um die Karte nicht bemüht hatte. Es war eine Blamage vor den »P. N.«-Leuten. Die, das wußte sie, liebten sie nicht, sie fanden ihr Gehabe nicht angebracht für eine Emigrantin, nannten sie »die sächsische Lady«. Schon aus diesem Grund hätte Fritzchen sie nicht im Stich lassen dürfen. Sie hatte also begründete Ursache, sich die Karte, wie sie ihm angekündigt, anderwärts und mit allen Mitteln zu beschaffen.

Sie läutete Janosch an. Er erklärte, sie möge sich darauf verlassen, die Karten würden da sein, und wenn er zu diesem Behuf zehn Kinobesitzer umbringen müßte. Zur festgesetzten Stunde holte er sie auch ab und schaffte ihr Gelegenheit, ihrem neuen Abendkleid einen würdigen Rahmen zu geben.

Kein Wunder, daß sie, nachdem Fritzchen sich so rücksichtslos, Janosch sich so opferwillig gezeigt, kein Bedenken trug, ihn endgültig, kurz vor Torschluß – denn übermorgen wird ja Fritzchen zurück sein –, das Ziel erreichen zu lassen.

Janosch erwies sich so, wie sie ihn sich vorgestellt hatte, hübsch, chevaleresk, feurig, frech, recht ungeistig, und hielt genau das, was sie sich versprochen.

Zu Haus angekommen, badete sie ausführlich. Immer, wenn sie badete, nachdem sie mit einem Mann geschlafen, hatte sie das unklare Gefühl, als wasche sie mit ihrer Haut auch ihr Inneres wieder sauber. Sie rauchte, in dem angenehm warmen Zimmer liegend, und dachte angestrengt nach, Falten in der breiten, niedrigen, eigensinnigen Stirn. Sie zog Bilanz. Es war nett gewesen und hatte ihr Spaß und Befriedigung bereitet, aber wenn es vorbei ist, wird sie es nicht bedauern. Schließlich ist er Faschist. Es ist allerdings Zufall, nicht innere Not, daß er Faschist ist. Begabt ist er Arme nicht: was also soll er anders machen als einen Attaché bei seiner Gesandtschaft? Wäre seine Regierung liberal, dann wäre er es auch.

Draußen wird es Tag. Schon Sonnabend also, und Montag wird Fritzchen zurück sein. Sie freut sich auf ihn. Sowie er nicht da ist, vermißt sie ihn; er ist der einzige, der ihre geistigen Bedürfnisse befriedigen kann. Nur morgen nacht noch wird sie mit Janosch schlafen, dann wird sie ihn natürlich abwimmeln. Ausgehen wird sie auch später noch ein paarmal mit ihm. Es ist hübsch, sich mit dem stattlichen, eleganten Mann zu zeigen, und es wird angenehm sein, seine Verblüffung zu genießen, wenn sie ihn immer wieder unverrichteterdinge nach Hause schickt, bis er endlich begreift, daß es so schnell schon aus ist.

Der Sonnabend verging, der Sonntag. An dem Montag, an dem Fritzchen zurück sein sollte, kam statt seiner ein Telegramm: »fahre bis genf bin mittwoch zurück Fritzchen.«

Daß Fritzchen aufgehalten war, verdroß Ilse nicht sehr, trotzdem sie es übelnahm, wenn man ihre Dispositionen umwarf. Mehr ärgerte sie, daß er telegrafiert hatte, statt zu telefonieren. So wörtlich hätte er ihr Verbot nicht zu nehmen brauchen, sie hätte gern wenigstens seine vertraute Stimme gehört. Es war feig von ihm, daß er nicht gewagt hatte, zu telefonieren. »Schisser«, sagte sie zu seinem Bild.

Es müssen ernste Geschäfte sein, die ihn davon abhalten, nach Paris zurückzukommen; vermutlich ist er auf der Spur wichtigen Materials. Sie freut sich schon auf die Artikel, die er schreiben wird; bestimmt werden sie Aufsehen machen. Auf alle Fälle hat Janosch Glück; für ihn ist dadurch der Tag der rauhen Erkenntnis hinausgeschoben.

Der Montag und Dienstag waren ausgefüllt. Sie hatte Anproben, Gespräche mit ihrer Freundin Edith, sie spielte Bridge, aß in guten Restaurants, ging ins Theater, ins Kino, flirtete, rauchte, schlief mit Janosch, badete, hielt Zwiesprach mit Fritzchens Bild. Dann war der Mittwoch da, an dem Fritzchen kommen sollte, und sie wunderte sich, daß er sie nicht von der genauen Zeit seines Eintreffens verständigte. Sie war von ihm solche Rücksichtslosigkeit nicht gewohnt. An diesem Mittwoch abend traf überdies ein Brief von Fritzchens Mitarbeiter Dittmann ein, in dem es hieß: »Warum habe ich noch keine Nachricht von Ihnen? Ich kann ohne Ihre Dokumente nicht arbeiten.« Flüchtig zog ihr durch den Sinn, es sei sonderbar, daß Fritzchen bei seiner Gewissenhaftigkeit Dittmann ohne Nachricht gelassen hatte. Aber das wird sich ja heute abend, wenn er zurückkommt, aufklären.

Sie fragt sich, ob sie, da Fritzchen sie unhöflicherweise nicht benachrichtigt hatte, den Abend nicht vergeben sollte. Dann beschloß sie doch, ihn zu Haus zu erwarten. Sie wartete also, über einem Buch, allein. Um halb ein Uhr ging sie zu Bett, empört, daß er nicht gekommen war, sie ohne Nachricht gelassen, ihr den Abend verdorben hatte.

Den Tag darauf riefen die »Nachrichten« an, ziemlich ärgerlich, wo denn Herr Benjamin bleibe. Man hatte dort ein gleiches Telegramm erhalten wie sie selber. Jetzt aber war auch der Mittwoch vorbei, Herrn Benjamins Urlaub war weit überschritten, Herr Gingold war peinlich erstaunt, auch die Herren Heilbrun und Trautwein wunderten sich. Sie selber wunderte sich. Es gab eine einzige Erklärung: Fritzchen war durch seine Geschäfte länger in Genf festgehalten worden, als er geglaubt hatte; die Art dieser Geschäfte erforderte, daß seine Reise möglichst wenig publik wurde, und deshalb wohl hatte er, vorsichtig, wie er war, unterlassen, zu depeschieren. Das war plausibel; immerhin hätte er Mittel und Wege finden können, sie auf einem Umweg zu verständigen. Sie beschloß, ihn für seine Unhöflichkeit zu bestrafen und weiter keine Rücksicht auf ihn zu nehmen. Sie wird sich seinetwegen nicht noch einen Abend langweilen. Den Donnerstag abend verbrachte sie mit Janosch.

Der Freitag kam, und noch immer keine Nachricht. Diesmal läutete sie bei den »P. N.« an. Dort war man nicht, wie gestern, ärgerlich und gereizt, sondern eher unsicher, ängstlich, ja mitleidig. Ilse wollte keine Unruhe in sich hochkommen lassen, spielte die Gleichgültige, meinte albern, wahrscheinlich sei Fritzchen in Genf in die Netze irgendeiner schönen Frau geraten; nach dem, was sie höre, sei allerdings in dieser Hinsicht beim Völkerbund wenig zu holen.

Doch noch während sie sprach, kam ein ungewohntes peinvolles Schuldgefühl über sie, daß sie die Nacht vorher nicht auf ihn gewartet hatte. Sie hängte den Hörer ein. So früh habe ich schon lange nicht Tag gemacht, suchte sie sich selber auszulachen, aber es wollte ihr nicht glücken. In der Post, die sie sich gegen ihre Gewohnheit früh hatte heraufbringen lassen, hatte sie keine Nachricht von Fritzchen oder einem Mittelsmann gefunden. Sie schaute die Briefe ein zweites Mal durch. Nichts. Sie läutete zum Concierge hinunter, ob vielleicht etwas zurückgeblieben oder in der Zwischenzeit gekommen sei. Nichts. Ach was, tröstete sie sich, Unsinn, Quatsch. Er selber kann keine Nachricht geben, und seine Zwischenleute haben es verbummelt. Oder man hat ein Telegramm nicht bestellt. Die Post ist schlampig, und sie stand auf, um ihr Bad einzulassen. Dann indes, auch das gegen ihre Gewohnheit, setzte sie sich wieder auf ihr Bett, nachdenklich. So saß sie eine Weile. Vom Badezimmer kam Geplätscher, die Wanne lief über. Das passierte ihr sonst nie.

Sie ging ins Badezimmer, schloß die Hähne. Aber sie stieg nicht in die Wanne, vielmehr ging sie zurück und setzte sich wieder auf ihr Bett, ein wenig schlaff, den Mund halb offen. So verharrte sie eine Zeit, bis sie zu frösteln anfing. Dann plötzlich rief sie nochmals die »Nachrichten« an: »Hören Sie, es ist doch ein bißchen sonderbar, daß Fritzchen nicht da ist. Ich möchte das gern eingehender mit Ihnen bereden. Wenn es Ihnen recht ist, komme ich vorbei.« – »Ja, tun Sie das, es ist das beste«, erwiderte man ihr, und aus der Promptheit dieser Antwort schloß sie, daß man einen solchen Vorschlag erwartet hatte.

Sie verzichtete auf ihr Bad und machte sich weniger sorgfältig zurecht als sonst. Das geschah nicht nur aus Eile, es war auch eine Art Kasteiung, die sie auf sich nahm.

Auf der Redaktion empfing man sie mit betretener Neugier wie nach einem Trauerfall. Man dämpfte das Geschwätz, die Schreibmaschinen hörten auf zu klappern, man ging wie auf Zehenspitzen. Man führte sie in Heilbruns Zimmer. Kaum hatte der sie begrüßt, so war auch schon Trautwein da. Den konnte sie nicht ausstehen, er schien ihr so plump und derb wie sie ihm preziös und prätentiös. Trautwein, in seiner rücksichtslosen Art, ging direkt auf die Sache los. »Man muß gleich etwas unternehmen«, sagte er. »Wenn ein so pünktlicher Mann wie Benjamin so lange überfällig ist, ohne was von sich hören zu lassen, dann ist das mehr als bedenklich. Basel. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, warum er gefährdet ist und wie sehr. Wir waren allesamt Idioten, daß wir ihn nicht von dieser Reise abgehalten haben.« Und jetzt resümierte sogar der verbindliche, vorsichtige Heilbrun: »Es ist eigentlich nicht gut vorstellbar, daß er weder Ihnen noch uns sollte Bescheid gegeben haben, wenn ihm nichts zugestoßen ist.«

Ilse schaute von einem zum andern. Sie saß da, den Mund halb offen, verängstigt, töricht. Natürlich hatten die beiden recht, aber sie wollte es nicht wahrhaben. Sie suchte nach Gegengründen. »Dittmann«, sagte sie, gequält, noch gedehnter als sonst. »Sie waren doch befreundet, er und Dittmann. Er hat Dittmann so gern gehabt.« Ihr selber wie den beiden andern fiel auf, daß sie »waren« sagte und »gehabt«. Hatte sie sich schon damit abgefunden, daß etwas passiert war und daß Dittmann seine Hand im Spiel gehabt hatte? Nein, nein. »Dittmann hat ihm geschrieben«, fuhr sie fort, belebter, zuversichtlicher. »Er hat gefragt, warum er keine Nachricht von Fritzchen habe.« »Fritzchen«, das klang nicht passend jetzt, aber wie sonst sollte sie ihn nennen? »Von wo hat er geschrieben?« fragte Trautwein. Und Heilbrun fast gleichzeitig: »Und wann? Haben Sie den Brief?« – »Der Brief ist aus London«, erwiderte sie. »Er kam Mittwoch morgen. Bei mir habe ich ihn nicht, er liegt zu Hause.« – »Wie immer, man muß gleich die Polizei benachrichtigen«, sagte resolut mit seiner hellen Stimme Trautwein. Ilse schaute ihn an, gehetzt, wie einen Feind, weil er ihr keine Illusionen ließ. Heilbrun, für sein Teil, sagte: »Man muß diesen Dittmann zu erreichen suchen, in London, telefonisch, telegrafisch.« – »Aber zuerst telefoniere ich der Polizei«, sagte Trautwein.

Ilse saß da, ihre braunen Augen gingen wirr, hilflos von einem zum andern, die breiten Backenknochen stachen scharf vor, sie war nicht mehr hübsch, selbst Friedrich Benjamin hätte nicht finden können, daß das freche, schicke Tiroler Hütchen ihr gut stehe. Mechanisch zerknüllte sie das winzige Taschentuch. »Man braucht ja nicht gleich das Schlimmste zu denken«, tröstete Heilbrun. Aber Trautwein sagte: »Es ist praktischer, wir denken Schlimmes. Wir müssen handeln, und wir müssen diejenigen, welche die Macht haben, zum Handeln zwingen.«

»Eine Handvoll Gewalt ist besser als ein Sack voll Recht«, hatte die »Deutsche Justiz« geschrieben, das amtliche Blatt der deutschen Rechtspflege, und diesem Grundsatz entsprechend hatte das Dritte Reich gehandelt. Beamte der Geheimen Staatspolizei hatten aus der Schweiz in der Nähe von Ramsen den Kommunisten Weber entführt, der Emigrant Walther Kahn war gewaltsam aus dem Saargebiet nach Deutschland verschleppt worden. An der tirolisch-bayrischen Grenze hatte man den schottischen Ingenieur Georg Bell ermordet, weil er um viele Heimlichkeiten der Machthaber wußte, Polizeiagenten hatten den deutschen Matrosen Scholz und andere deutsche »Aufrührer« aus Holland verschleppt. In der Tschechoslowakei hatten Agenten der deutschen Polizei eine ganze Reihe von Entführungen und Entführungsversuchen ins Werk gesetzt. Nationalsozialisten hatten dort den deutschen Philosophen Lessing umgebracht und, erst vor kurzem, den emigrierten Ingenieur Rudolf Formis. Von allen diesen Ereignissen hatte Ilse gehört; sie wußte keine Details mehr, aber das wußte sie, daß diese Gewalttaten auf scheußliche, dreckige Art versucht und ausgeführt worden waren, und die Vorstellung, was mit Fritz in diesen Tagen geschehen sein mochte, wühlte ihr das Innere hoch. Es duldete sie nicht mehr auf ihrem Stuhl. Vor den beiden Männern stand sie, keine elegante Dame mehr, einfach eine gehetzte Kreatur, und mit leiser Stimme, mühsam, mit zitternden Lippen, sagte sie: »Helfen Sie, so helfen Sie mir doch.«

Man rief bei der Polizei an, beim Auswärtigen Amt, bei der Schweizer Gesandtschaft. Die letzte der Gewalttaten, an die Ilse soeben hatte denken müssen, die Tatsache nämlich, daß deutsche Polizeiagenten erst sechs Wochen vorher in der Tschechoslowakei einen emigrierten Ingenieur, weil er den Behörden des Reichs unangenehm wurde, ungestraft und viehisch hatten ermorden können, hatte die Weltöffentlichkeit erregt, und die Meldung der »Nachrichten«, jetzt sei auch Redakteur Benjamin unter verdächtigen Umständen verschwunden, fand offenes Ohr.

Schon eine Stunde nach der Anzeige wurde Ilse von einem französischen Polizeikommissär eingehend vernommen. Sie riß sich zusammen und gab ruhige, klare Auskunft. Kaum aber war die Vernehmung vorbei, als sie in sinnlose Panik geriet. Es mußte etwas geschehen, sie mußte etwas unternehmen. Sie rief zunächst ihre Freundin Edith an und bat sie, zu kommen. Eine Viertelstunde später war Edith da, und in ihrem Schreck spiegelte sich die ganze Bedeutung von Friedrich Benjamins Verschwinden. Dann, reichlich sinnlos, rief Ilse bei sieben, acht, neun anderen ihrer Bekannten an, erzählte in fliegender Hast, verworren, was geschehen war, und bat sie, Leute zumeist, die in dieser Sache auch beim besten Willen nichts tun konnten, um Rat und Hilfe. Auch Janosch wollte sie darum bitten, aber sie erreichte ihn nicht. Den Grafen Bonnini erreichte sie, und so voll Panik war sie, daß sie nicht einmal bemerkte, wie betreten und zunehmend kälter er wurde, als er erfaßte, worum es ging.

Dann, als Edith fort war, saß sie allein in ihrem kleinen Zimmer im Hotel Atlantic. Es war später Nachmittag, und sie hatte heute noch so gut wie nichts gegessen; aber sie spürte keinen Hunger.

Ilse Benjamin liebte ihren Mann auf ihre Art. Sie hatte grauenvolle Schilderungen gelesen und gehört von dem, was man in Deutschland »Vernehmungen« hieß, sie hatte selber mit solchen »Vernommenen« gesprochen, denen es später geglückt war, zu entkommen, sie hatte neugierig, überschauert, gekitzelt ihre Narben gesehen, befühlt. Wenn sie sich vorstellte, daß jetzt, vielleicht in dieser Minute, Fritz – schon wagte sie nicht einmal in Gedanken mehr, ihn Fritzchen zu nennen – auf solche Art »vernommen« wurde, dann zog sie überfröstelt die Schultern hoch, hohl und bedrohlich kroch es ihr den Magen hinauf, der Mund wurde ihr trocken. Sie saß da, eine Weile, zusammengekrümmt, die breite, niedrige Stirn in Falten, obwohl sie sich gelobt hatte, diese üble Angewohnheit abzulegen.

Das Telefon läutete jetzt ziemlich oft. Schon hatte sich, vor allem dank Ediths, herumgesprochen, was geschehen war, Freunde läuteten an, Bekannte, mitleidig, sensationslüstern, Zeitungen fragten, ob sie Reporter senden könnten. Wieder spürte Ilse die Begier, irgend etwas zu tun, ganz leise auch fühlte sie eine gewisse Genugtuung, daß sie jetzt im Mittelpunkt so sensationellen Geschehens stand. Aber sie brachte Besonnenheit genug auf, die »P. N.« um Rat zu fragen, was sie tun solle, und dort empfahl man ihr, bis auf weiteres niemand vorzulassen.

Sie blieb in ihrem Zimmer im Hotel Atlantic. Wenn sie herumging, trieb es sie, stillzusitzen, zu liegen, zu denken, wenn sie saß oder lag, trieb es sie, aufzustehen, herumzugehen. Alles erinnerte sie an Fritz. Sie starrte sein Bild an, sie erwartete, das Bild werde, wenn sie es nur recht beschaue, zu sprechen anfangen, und sie werde erfahren, was Fritz geschehen sei. Vielleicht war er schon tot. Dann war sie schuld daran. Sie klagte sich an, sie hätte gleich erkennen müssen, daß die Telegramme nicht von ihm stammen konnten, sondern gefälscht sein mußten. Wenn er nicht mehr zu retten war, dann war es ihre Schuld. Auch daß sie ihn aufgefordert hatte, nicht zu telefonieren, war schuld.

Wenn er wirklich tot war, was soll dann aus ihr selber werden? Diese böse Frage war wahrscheinlich vom ersten Augenblick an in ihrem Innern gewesen, doch sie hatte sie nicht Gedanke oder gar Wort werden lassen. Jetzt, da sie das Bild anstarrte und das Bild ihr schwieg, so daß der Zweifel sie bedrängte, ob Fritz noch lebe, kam ihr plötzlich zum Bewußtsein, vor wieviel Problemen sie selber stand.

Wenn er tot war, dann war sie eine Frau ohne Geld und in höchst unklarer Situation. Die Emigranten mochten sie nicht leiden; sie werden sie zwar, schon aus Gründen der Propaganda, als »Opfer« gelten lassen und ihr gnädig ein paar Almosen zuwerfen, aber im Grunde ist sie ihnen zuwider, sie verstehen nichts von ihr. Aber war sie denn auf die Emigranten angewiesen? Sie war dann, auch ohne die Emigranten, eine Frau, interessant, hübsch, freilich nicht mehr sehr lange, so was wie eine Märtyrerin. Aussichten hatte sie, wenn sie wollte. »Vernehmungen« durch die deutsche Staatspolizei. Vielleicht war es für ihn und für sie am besten, wenn er tot war.

Wie immer, sie hat heute noch nicht gebadet. Sie ließ das Wasser einlaufen, zog sich aus, ziemlich mechanisch, legte sich in die Wanne. Wieder stiegen ihr die scheußlichen Bilder der »Vernommenen« hoch. Sie kam sich elend vor, abgehetzt, auch verworfen, weil sie so viel an sich selber dachte. Wie konnte sie ihm helfen? Sie konnte ihm nicht helfen.

Sie trocknete sich ab, zog sich an, saß vor dem Spiegel. Wunderte sich, daß ihr das Bild der Ilse entgegenschaute, die sie kannte, daß ihre Augen nicht trüber geworden waren, das Blond ihrer Haare nicht stumpfer, daß sie sich nicht verändert hatte. Auch unverändert kam sie sich alt vor, müde, ausgeleert.

Es klopfte, es war die Post. Ein kleiner Schreck durchfuhr sie. Sie hatte gelesen, daß die deutschen Behörden die Überbleibsel Erschlagener, die Urne mit der Asche, den Angehörigen durch die Post zuzustellen pflegten. Unsinnigerweise hatte sie gefürchtet, man bringe ihr jetzt eine solche Sendung.

Das Telefon läutete. Janosch war da, man hatte ihm ausgerichtet, daß sie angerufen habe, er glaubte, sie wolle den Abend mit ihm zusammen sein. Gerade weil diese Annahme nahelag, hatte sie plötzlich eine sinnlose Wut auf ihn, so erstickend, daß sie nicht sprechen konnte. »Werden wir also den Abend zusammen sein?« fragte seine hübsche, dumme Stimme. »Nein«, sagte sie scharf, und da er verblüfft zurückfragte, was denn los sei, ihr ein paar Kosenamen gab, seine Bitte wiederholte, sagte sie, noch schärfer: »Nein, heute nicht und morgen nicht und niemals«, und wie er, überaus erstaunt, weitersprach, hängte sie ein.

Auch zu Abend konnte sie nicht essen, eine lähmende Stumpfheit war über ihr. Sie rief bei der Polizei an, bei Heilbrun. Nachforschungen verschiedener Art waren im Gang, von den kundigsten Fachleuten angestellt; man werde sie anläuten, sowie man Bestimmteres wisse.

Sie legte sich zu Bett, lag da, miserabel, in fauliger Trostlosigkeit. Die Glieder schmerzten sie vor Müdigkeit, doch es kam kein Schlaf. Sie schaltete das Licht aus, wieder ein. Das Bild Fritzchens – nun war er wieder Fritzchen – schaute herüber. Fritzchen schaute sie an mit kugeligen, fanatischen, verzweifelten Augen; so hatte er sie angesehen, wenn sie sich vor Dritten über ihn lustig machte. Sie erinnerte sich, daß sie im Geist mit ihm gehadert hatte, weil er zu feig sei, gegen ihr Gebot zu telefonieren. Es fiel ihr schwer auf die Seele, daß sie damals nicht spürte, welche Mächte ihn daran hinderten. Sie klagte sich der Stumpfheit an, der Gefühllosigkeit. Eine Minute lang hatte sie geglaubt, sie sei eine Märtyrerin. Quatsch. Aus dem Stoff, aus dem sie gemacht war, wurden keine Märtyrerinnen.

Sie dachte an die vielen Geschlagenen, Gefolterten, Gemordeten. Wie hieß der letzte, den die Nazis gejagt hatten? Gejagt? Gekillt, umgelegt, erledigt. So nannten sie das. Wie hieß er doch? Formis hieß er, ja, Formis, und in der Tschechoslowakei war es geschehen. Morgen also wird es in den Zeitungen heißen, Friedrich Benjamin, der bekannte Journalist, sei vermißt, vermutlich sei er von deutschen Agenten verschleppt worden. Und was wird später in den Zeitungen stehen? Nicht daran denken, es ist nicht auszudenken.

Sie muß sich zwingen, endlich einzuschlafen, so geht das nicht weiter. Die Gedanken drehen sich ihr sinnlos im Kreis. Helfen kann sie ja doch nicht, sie kann nur sitzen und warten. Sie nimmt ein Schlafmittel. Es dauert verzweifelt lange, bis es wirkt, und der Schlaf, den sie schläft, ist nicht freundlich.

Gegen Morgen träumt sie. Sie ist auf Skiern, wieso hat sie eigentlich die Einladung Janoschs doch angenommen? Es ist ein steiler Hang, den sie hinunter soll, der Schnee ist schlecht, er ist schon ganz schwarz, und es sind Spalten da, und der Skitrainer ist auch dagegen, auch ihre Eltern sind dagegen, sie sollte da wirklich nicht hinunter, es ist Wahnsinn. Aber das Hotel ist an sich schon viel zu teuer für ihre Verhältnisse, und wenn sie diesen Hang nicht einmal hinunterfährt, wozu zahlt sie dann die teure Pension, und wozu hat sie sich von Janosch einladen lassen, und was werden die andern von ihr denken? Fritzchen steht da, er macht traurige Augen und wachst ihr die Skier. Das ist eigentlich merkwürdig, wieso kann er ihre Skier wachsen, wo sie sie doch schon angeschnallt hat? Und ihr Vater sagt auch: »Schämst du dich denn nicht, dir von dem miesen Juden die Skier wichsen zu lassen?« Wichsen sagt er, das ist komisch, und er spricht sehr sächsisch, und sie geniert sich seinethalb. Sie hat maßlose Angst, hinunterzufahren, aber sie muß es tun. Das kommt davon, wenn man zu protzig daherredet, sie hat sich vermessen, alle schauen zu. Und wenn sie jetzt nicht schnell macht, dann kommt sie auch noch zu spät zum Zug und fehlt bei der Beerdigung. Sie gibt Janosch einen kleinen Stoß, daß der voranfährt, er hat nur eine kurze Badehose an, das ist eine furchtbare Snobberei, denn es ist gar keine Sonne da, aber er sieht gut aus, und Fritzchens Augen werden immer kugeliger. Doch sowie sie Janosch den Stoß gegeben hat und der losgefahren ist, lacht sie ein bißchen albern und bleibt zurück und tut, als ob sie überhaupt nur einen Witz gemacht hätte. Das hat sie schlau ausgeknobelt. Aber Janosch ist gar nicht so dumm, wie er ausschaut. Trotzdem er Schuß fährt, macht er plötzlich halt, großartig macht er das, der Skitrainer sagt auch: »Großartig, da schau her, der Janosch«, und Janosch stapft wieder herauf, lachend, aber gleichzeitig drohend. Nein, jetzt hat sie keinen Vorwand mehr, sie muß den Hang hinunter. Da ist auch wirklich eine Spalte, sie hat es ja gewußt, sie schreit, man kann natürlich nicht in die Spalte hinunterschauen, aber sie kann es doch, es blinkt eisig von unten herauf, sie schreit furchtbar, sie schreit einfach darauflos, es ist kein Eis, es liegt einer da unten, es sind aufgerissene, kugelige Augen, und jetzt bricht sie in die Spalte ein. Janosch hilft ihr nicht, das hat sie sich gleich gedacht, ihr Vater tut auch nichts, als daß er komisch seine Arme hochwirft und schreit, er habe es immer gesagt, man muß sich wirklich mit ihm schämen, und an dem Eis kann man sich nicht festhalten. Sie hält sich fest, aber, sie hat es ja gewußt, es schneidet durch den dicken Handschuh durch, es zerschneidet ihr die Finger, es verbrennt sie. Sie fällt.

Das Telefon schrillt lange. Schwitzend, verstört, schaut sie um sich, greift nach dem Hörer. Es ist Heilbruns Stimme. Ja, leider hat sich alles bestätigt: Benjamin ist nach Deutschland verschleppt. Die Schweizer Polizei hat großartig gearbeitet. Es ist wirklich Dittmann, der ihn verschleppt hat, das ist einwandfrei festgestellt. Man hat ihn verhaftet, an der italienischen Grenze, wegen Menschenraubs.

## 

## 5

## Zahnschmerzen

Anna Trautwein sah auf die Uhr. Zwei Uhr zwanzig. Sie bliebe gerne länger und spräche Elli Fränkel weiter Trost zu. Aber es geht nicht. Sie kommt jetzt schon fast eine Stunde zu spät zu Doktor Wohlgemuth, zu ihrer nachmittäglichen Arbeit.

Ein bißchen unentschlossen schaute sie auf Elli. Die saß ihr gegenüber, erloschen, träge, die Augen auf dem schmutzigen Tischtuch. Erst war sie, offenbar völlig ausgehungert, gierig über die schlechten Speisen hergefallen, welche das kleine, billige Restaurant aufgetischt hatte; jetzt hockte sie da in stumpfer Sattheit. Es war Anna trotz entschlossenen Bemühens und gutgespielter Zuversicht nicht geglückt, die trostlose Dumpfheit zu durchbrechen, in welche Elli sich geflüchtet hatte. Anna hatte nach dem verzweifelten Brief, den Elli ihr geschrieben, erwarten müssen, sie in elendem Zustand vorzufinden: aber daß sie so verkommen sein werde, so verwahrlost und zerrüttet, das hatte sie sich doch nicht vorgestellt. Kein Mensch hat ahnen können, daß es mit der reichen, zarten, verwöhnten Elli, die für sie selber, als sie zusammen in die Schule gingen, der Inbegriff des Luxus gewesen war, so schnell bergab gehen werde, selbst dann nicht, als ihr Mann, der Sozialdemokrat, im Konzentrationslager umgekommen und Elli Fränkel so gut wie mittellos in Paris gelandet war.

Aber so leid es Anna tut, sie kann ihr jetzt nicht länger Gesellschaft leisten. Sie steht auf. »Ich muß zu Doktor Wohlgemuth«, sagt sie resolut. Doch wie die andere hilflos zu ihr aufschaut: »Gehst du schon?«, bringt sie es doch nicht über sich, Elli so sitzenzulassen. Obwohl sie sich vorgenommen hat, keine leichtsinnigen Versprechungen zu machen, redet sie ihr zu: »Kopf hoch, Elli. Wir bringen dich schon unter. Ich spreche mit Wohlgemuth. Der sucht jemand.«

Sie ist mit dem Satz noch nicht zu Ende, als sie ihn schon bereut. Zwar liegt es nahe, dem Doktor, nachdem er sein französisches Dienstmädchen entlassen hat, Elli Fränkel zu empfehlen; so eine Arbeit, halb die eines Dienstmädchens, halb die einer Empfangsdame, bringt jede fertig. Jede, aber nicht Elli. Sie ist zu ungeschickt. Es wird für alle Beteiligten nur Ärger geben. Doch nun hat sie es einmal versprochen. Sie hat Mühe, einen Seufzer zu unterdrücken: wieder ein unangenehmes Geschäft mehr. Aber jetzt kann sie Elli wenigstens mit besserem Gewissen allein lassen und, endlich, abhauen.

Sie rennt zur Metrostation, drängt sich in den Waggon, wird gestoßen, gedrückt, steht in unbehaglicher Enge. Sie merkt es kaum. Sie bringt das Bild nicht aus dem Kopf, wie sich Elli gierig über die armseligen Speisen gestürzt hat, nicht die schlaffen Worte, mit denen sie von ihren kläglichen Versuchen berichtete, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Wie verwaschen sie dagehockt ist, wie abgestorben. Anna, die so stattlich vor ihr saß und ihr mit Rat und Tat half, mit guten Worten, mit Essen, mit Geld, kam sich vor wie der verkörperte Wohlstand und die leibhafte Energie. Mit Recht. Steht nicht ihre Situation so hoch über der Ellis wie die des Direktors der Bank von Frankreich über ihrer eigenen? Die andere hat das schiere Nichts: sie selber hat, zumindest für die nächsten Monate, zu leben, sie hat Wohnung, Mann, Stellung, Geld. Und vor allem hat sie Mut und Zuversicht. Dennoch, und das spürt sie, ist es nicht Mitleid allein, was sie beim Anblick Ellis bewegt hat, es schwingt etwas mit wie eine ferne, nebelhafte Sorge: keiner von uns ist sicher; in einem halben Jahr, in einem Jahr kann jeder von uns ebenso dastehn.

Anna dreht und wendet sich energisch, um sich Luft zu schaffen, sie gebraucht die Ellbogen. Unsinn. Elli ist ein Sonderfall, sie ist lebensuntüchtiger als die meisten andern, sie hat nichts gelernt, was sich nutzbringend verwenden ließe, sie ist unbegabt für Sprachen. Hirschbergs hatten den besten Willen und haben sie doch am Ende entlassen müssen. Sie eignet sich nicht zum Dienstmädchen. Sie ist nicht nur unfähig, in ihrem Innern wehrt sie sich auch gegen eine solche Beschäftigung, bei allem zur Schau getragenen guten Willen.

Elli ist zu anspruchsvoll, das ist es. Aber da es einmal so ist, hätte sie Elli nichts versprechen dürfen. Der ist nicht mehr zu helfen. Selbst wenn der Doktor sie engagiert, nach vierzehn Tagen wird er sie doch entlassen, genau wie Hirschbergs, und man steht am gleichen Fleck wie zuvor. Nur schlimmer wird es sein; denn viele Schläge hält Elli nicht mehr aus. »Der starke Mann ficht, und der kranke Mann stirbt.« Sepp hat recht, wenn er diesen Vers so gern zitiert.

Endlich ihre Haltestelle, zwei Uhr fünfzig. Sie läuft durch den dünnen Märzregen die schmale Seitenstraße der breiten Avenue de la Grande Armée entlang, dem Hause Doktor Wohlgemuths zu. Sie läuft hastig und achtet nicht der kleinen Pfützen. Fast eine Stunde Verspätung. Sie hat sich zwar von vornherein entschuldigt, und der Doktor ist nicht der Mann, Krach zu machen; aber er kann einem mit seinen Sarkasmen verflucht zusetzen, und sie will ihn bitten, Elli anzustellen, und angenehm ist die Verspätung nicht.

Sie ist angelangt. Hastig zieht sie den weißen Kittel über und schaut ins Wartezimmer. Es ist knüppeldicke voll, und das alles muß bis halb sechs erledigt sein; denn von da an ist die Zeit für Baron Gehrke reserviert, dem heute die obern Vorderzähne abgeschliffen und Stiftzähne und Schienung angepaßt werden sollen. Es ist ein heißer Nachmittag, nicht günstig für ihr Vorhaben.

Anna ging ins Sprechzimmer. »Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt«, sagte Doktor Wohlgemuth mit seiner etwas schnarrenden Stimme, nicht unfreundlich; er hatte gerade eine französische Dame in Arbeit. Er werkte weiter, erledigte die Dame, ließ den nächsten hereinbitten, bohrte, klopfte, füllte Zahnlöcher mit Zement, redete auf seine Patienten ein, munter, grimmig, liebenswürdig. Ein Strom von Sicherheit und Sachkenntnis ging von ihm aus, die Patienten fanden den langen Herrn bezaubernd.

Anna verrichtete ihre mannigfachen Funktionen. Leistete im Sprechzimmer kleine Hantierungen, bediente die Tür, das Wartezimmer, das Telefon. Besänftigte ungeduldige Patienten, traf Verabredungen. Der Doktor will nicht gestört sein; wenn sie ihn fragt, herrscht er sie an: »Machen Sie es doch, wie Sie wollen.« Hinterher krittelt er dann an dem herum, was sie vereinbart hat, und widerruft es.

Anna kann von Glück sagen, daß sie bei Wohlgemuth ist. Aber er ist überarbeitet, launisch, ungeduldig. Man muß schon ihre Gelassenheit haben, um mit ihm auszukommen, und manchmal reibt sie ihm auch eine kräftige, humorige Antwort hin. Viele von den Weibern beneiden mich, daß ich um ihn sein kann, denkt sie. Für die ist er brillant. Die Ungeduld, die Launen, die kriege dann ich zu spüren. Sie sieht ihn heute, gerade weil sie ihn um einen Dienst angehen muß, mit ungutem Aug und mäkelt im Geist viel an ihm herum. Seine laute, muntere Selbstsicherheit geht ihr auf die Nerven, sie findet ihn eitel.

Anna war ungerecht. Doktor Wohlgemuth liebte seinen Beruf mit Leidenschaft, er verband großes Fachwissen mit einem sichern Blick fürs Kosmetische und einer geschickten Hand und hatte sich, als Jude aus Berlin vertrieben, in Paris rasch Geltung verschafft, vor allem als Spezialist für kosmetische Zahnoperationen. Filmstars, Frauen der Gesellschaft, Leute, die gezwungen waren, viel öffentlich zu reden, vertrauten sich ihm an, auf daß er ihr Gebiß verschöne. Sein knochiges, gescheites Gesicht, seine heftigen Augen unter der starken Stirn, seine lange Kavalleristenfigur machten ihn, besonders bei Frauen, beliebt. Er hatte an seinem beruflichen und gesellschaftlichen Erfolg naive Freude, er zeigte diese Freude, und wenn Anna ihn eitel fand, hatte sie nicht unrecht. Aber die Freude am eigenen Erfolg machte ihn hilfsbereit für weniger Begünstigte, er gab gern, viel und von Herzen.

»Also Freitag um drei Uhr dreißig, ich habe es vorgemerkt«, sagte sie höflich und hängte die Hörmuschel ein. Jetzt ist auch für den Freitag jede Minute besetzt, dachte sie grimmig. Morgen um elf hat er Demonstration an der Hochschule, an Huguenet hat er mindestens eine Stunde zu tun, an Mayer auch. Übermorgen kriegt diese verdammte Lilian Corona ihre Porzellanüberzüge. Das dauert wieder mindestens drei Stunden. Wer sie später im Film sieht, ahnt nicht, wieviel Mühe und Ärger uns ihre Zähne gekostet haben. Ich muß es heute machen. Ich muß heute mit ihm wegen Elli reden; in den nächsten Tagen ist er noch dicker besetzt. Am besten tu ich es, wenn er seinen Kaffee trinkt. Eigentlich müßte man ihm die paar Minuten Ausspannung gönnen, aber wenn ich überhaupt mit ihm reden will, geht es nur dann.

Endlich ist es halb sechs. Zwar sind noch Patienten da, aber Wohlgemuth schickt sie glücklicherweise fort, und Herr von Gehrke, der bereits gekommen ist, muß eben warten. Der Doktor trinkt jetzt seinen Kaffee und spannt seine paar Minuten aus.

Anna sitzt bei ihm und lauert darauf, die rechte Minute zu erwischen. Er hält die Kaffeetasse in seiner festen, großporigen, vom vielen Waschen aufgerauhten Hand. In dieser freien Viertelstunde ist er am besten zu haben, aber man darf ihm nicht mit der Tür ins Haus fallen. Man muß ihn vorher ein bißchen schwatzen lassen, das tut er gern.

»Die Leute vom SDE, die das Waschbecken hätten in Ordnung bringen sollen«, beginnt er denn auch nach einer Weile, »haben uns natürlich sitzenlassen. Eigentlich sollte man mit diesen SDE-Leuten Schluß machen.« SDE – das Wort setzte sich zusammen aus den Anfangsbuchstaben von service des émigrés – war eine Organisation, die im Bedarfsfall, auf telefonischen Anruf, Leute schickte, bedürftige Emigranten, für Ausführung jeglicher Arbeit. »Man kann mit diesen Leuten nicht arbeiten, beim besten Willen nicht«, fährt der Doktor fort, und: »Habe ich Ihnen die Geschichte von der Tür erzählt?« fragt er, und ohne ihre Antwort abzuwarten, erzählt er.

Hat er da also einmal beim SDE angerufen, man möge ihm jemand schicken, um eine schlecht schließende Tür zu reparieren. Nach ein paar Tagen stellten sich auch zwei Leute für diese Arbeit ein, ältere, gesetzte Emigranten, die freilich nicht sehr nach Schreinern aussahen. Sie schauen sich die Tür an und verlangen zunächst Geld für ihre Auslagen. Was denn die Reparatur kosten solle, fragt Wohlgemuth. »Wie können wir das im voraus wissen?« erwidert man ihm vorwurfsvoll. »Wir arbeiten, bis wir fertig sind, dann rechnen wir ab, pro Kopf und Stunde fünfzehn Franken.« – »Bon«, erwidert Wohlgemuth. Die Herren hängen die Tür aus, gehen in die Küche, machen sich ans Werk.

Nach kurzer Zeit hört der Doktor wüsten Lärm. Er eilt hinaus. Da fliegt ihm durch die zerschmetterte Glastür der Küche einer der beiden Emigranten entgegen. »Aber meine Herren«, erkundigt sich der verblüffte Wohlgemuth, »was ist denn um Gottes willen los?« Und während der eine an den Brunnen geht, um seine Wunden zu waschen, berichtet ihm der andere, entrüstet: »Wissen Sie, was der Kerl gesagt hat? Wenn Trotzki an der Macht geblieben wäre, hat er gesagt, dann hätten wir keinen Hitler. Jetzt ist er entlarvt. Der Kerl ist Trotzkist. Wie kann man mir zumuten, mit so einem zusammen zu arbeiten?« – »Aber ich habe es Ihnen ja nicht zugemutet«, stellt Doktor Wohlgemuth fest. »Ich kenne keinen von Ihnen beiden, Sie sind mir vom SDE geschickt worden. Sie sind zusammen gekommen, und jetzt machen Sie gefälligst Ihre Arbeit.« Doch der Mann kann mit seiner Entrüstung noch nicht Schluß machen. »Zwei Jahre«, ereifert er sich, »habe ich mit ihm zusammen gearbeitet. Aber jetzt ist er entlarvt. Er hat sich selber entlarvt. Das kann man mir nicht zumuten, daß ich mit dem arbeite. Leute wie der sind an dem ganzen Schlamassel schuld.« Da aber faßt den andern, den am Brunnen, wieder der Grimm, er läßt ab von der Pflege seiner Wunden und stürzt sich von neuem auf seinen Gegner. Doktor Wohlgemuth wirft sich dazwischen, er kriegt selber einiges ab, mit Mühe trennt er die beiden. »Jetzt habe ich genug«, erklärt er, »jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen.« – »Schön«, erwidert der Antitrotzkist, »wenn Sie so sind, dann geh ich. Aber erst bezahlen Sie mir gefälligst den Arbeitsentgang.« – »Und meine zerbrochene Glastür?« fragt Wohlgemuth zurück. »Wer ist durchgeflogen«, entrüstet sich der Mann, »ich oder der andere?«

So also erzählte der Doktor, während er seinen Kaffee trank; seine Erzählung war anschaulich, er hatte offenbar Spaß daran. Anna gefiel die Geschichte weniger. Wohl mußte sie lachen; aber hinter diesem Lachen war etwas wie Scham und Empörung. Wohlgemuth mochte die Sache ausgeschmückt haben: der Kern stimmte. So wurden Emigranten, wie viele wurden so, frech, streitsüchtig, ohne Maß für sich und die andern, anspruchsvoll gerade wegen ihres Elends, lächerlich. Dieses Absinken in die Lächerlichkeit war schlimm. Ob sie sich selber ganz davon hat frei halten können? Wenn einer genau hinsah, dann mochte er vielleicht auch an ihr dergleichen Lächerliches finden, an ihrer Unzufriedenheit, an ihren Ansprüchen.

Ein Übelwollender mochte die Dinge der Emigranten so anschauen, aber Wohlgemuth hatte dazu nicht das Recht. Er hätte mehr Verständnis zeigen, hätte begreifen müssen, die Emigranten waren zermürbt durch gehäuftes Leid. Wer konnte wissen, was zum Beispiel die beiden Männer, die gekommen waren, die Tür zu reparieren, in Deutschland vorgestellt hatten? Wer konnte wissen, was sie gemacht hatten, ehe sie so wurden, wie sie jetzt waren? Man mußte mit solchen Leuten Nachsicht haben. Auch fiel, und das müßte Wohlgemuth bedenken, was man von einem Emigranten Schlechtes erzählte, auf alle zurück.

»Ich muß sagen«, fuhr Wohlgemuth behaglich fort, schnarrend, mit seinen langen Beinen auf und ab storchend, »mir haben dabei die Kerle gefallen. Es ist merkwürdig, wie viele unter den Emigranten sich absolut nicht unterkriegen lassen. Sie betrachten, was sie jetzt tun und wie sie jetzt leben, als Provisorium. Sie kümmern sich nicht um ihre Tür, sie kümmern sich um Trotzki.«

Der Doktor ist geradezu stolz auf die Gutmütigkeit, mit der er sich bewußt ausnutzen läßt. Ja, das ist der gegebene Moment: jetzt wird Anna mit ihrer Bitte losschießen.

Sie setzte ihr strahlendstes Lächeln auf. »Es ist komisch«, sagte sie, »aber ich muß Ihnen mit einer Bitte kommen, deren Erfüllung möglicherweise Ihre Erfahrungen mit dem SDE bestätigen wird«, und sie legte ihm die Angelegenheit Elli Fränkels dar. »Na hören Sie, na wissen Sie«, sagte Wohlgemuth, »Sie muten einem aber allerhand zu. Können Sie denn einstehen für die Brauchbarkeit Ihrer Freundin?« – »Im Gegenteil«, erwiderte Anna. »Aber ich spekuliere auf Ihre Großzügigkeit. Nachdem Sie so viele schlechte Erfahrungen gemacht haben, kommt es auf eine neue auch nicht mehr an.« Sie war im Zug, sie zeigte ihre großen, weißen Zähne, sie sah jung und frisch aus. Sie fühlte sich nicht mehr als die Emigrantin Anna Trautwein, die Kleinbürgerin aus dem Hotel Aranjuez, sie fühlte sich so sicher wie in ihren besten Berliner und Münchner Jahren. »Sie sind eine schlechte Mitarbeiterin«, stöhnte der Doktor, »daß Sie Ihrem geplagten Chef noch mehr aufbürden wollen.« – »Wann also darf Elli kommen?« fragte Anna sieghaft. »Ich hoffe«, grollte Wohlgemuth, »so viel gestatten Sie mir wenigstens, daß ich sie mir anschaue, bevor ich sie anstelle. Lassen Sie sie kommen, wann sie am wenigsten stört.«

Hatte Anna vorher bloß die unangenehmen Seiten ihres Chefs wahrgenommen, so sah sie jetzt an ihm nur mehr das Liebenswerte. Ihr Lächeln war nicht mehr beruflich, es kam von innen. Dem Doktor hatte seine SDE-Erzählung Spaß gemacht, auch die bevorstehende Sitzung mit Herrn von Gehrke versprach allerhand. Sie waren beide, Wohlgemuth wie Anna, glänzender Laune, als sie die Vesperpause beendeten und in das Ordinationszimmer zurückkehrten.

Anna bat den peinvoll wartenden Herrn von Gehrke herein, und Wohlgemuth forderte ihn auf, sich auf dem Operationsstuhl niederzulassen. Herr von Gehrke tat das mit gutem Anstand. Ja, Manieren hatte er; er machte, dieser Sekretär an der Deutschen Botschaft, mit seinem hübschen, leicht bräunlichen, jungen Gesicht, mit dem blonden, feinen, üppigen Haar und den sehr roten Lippen keine schlechte Figur unter den Pariser Diplomaten, und jetzt zeigte sich, daß er sich auch in unangenehmen Situationen, in denen andere häufig versagten, anmutig zu betragen wußte. Mit einem kleinen, liebenswürdigen, keineswegs gekrampften Lächeln saß er da und ließ die bösartigen, munteren Reden des Arztes in guter Haltung über sich ergehen.

»Wir haben heute«, begann Doktor Wohlgemuth seine grimmig joviale Suada, »ziemlich viel schmutzige, brutale Arbeit zu tun, und ich denke«, meinte er, gegen Anna gewandt, »wir werden dem Baron besser einen Kittel überziehen. Die Serviette genügt heute nicht. Monsieur le Baron ist beneidenswert gut angezogen.« Herr von Gehrke schlüpfte gehorsam in den Kittel. »Ich hoffe«, fuhr der Doktor mit der gleichen, bösartigen Bonhomie fort, »Sie sind gut in Form. Ganz so schmerzlos wie bisher, das habe ich Ihnen ja schon gesagt, wird es diesmal nicht abgehen, und langwierig wird es auch.« Er schraubte den Stuhl etwas höher, hieß Herrn von Gehrke den Mund öffnen. »Geben Sie dem Baron einen Spiegel«, sagte er zu Anna, und: »Na hören Sie, na sehen Sie, meine Herren«, freute er sich, zum zehnten Male, mit bedauerndem Kopfschütteln, das »meine« mächtig betonend.

Am liebsten möchte er eine ganze Volksversammlung einberufen und mir ins Maul sehen lassen, dachte erbost Herr von Gehrke. Aber er ließ sich nichts anmerken, ja, er versuchte zu lächeln, soweit man mit aufgerissenem Mund lächeln kann.

Daß Walther Reichsfreiherr von Gehrke, Sekretär an der Pariser Deutschen Botschaft, »Spitzi« für seine Freunde, hier saß, war ein Ereignis.

Dieses Ereignis hatte eine längere Vorgeschichte.

Herr von Gehrke war, bevor die Nazi an die Macht kamen, ein kleiner Taugenichts gewesen, er hatte sich als Autorennfahrer, zeitweise auch als gehobener Tennistrainer betätigt. Daß er seinen Posten erhalten, hatte er einer bestimmten geheimen »Leistung« zu verdanken, die ihm einen der Gewaltigen des Dritten Reichs zum Schuldner machte. Was ihn für sein Amt empfahl, war vornehmlich sein gutes, elegantes Äußeres. Er hatte mit seinen einundvierzig noch immer etwas frech und anmutig Jungenhaftes. Ein einziger Fehler störte den Eindruck seiner Erscheinung: wenn er die hübschen, roten Lippen öffnete, lugten dahinter kleine, spitze Zähne hervor, Rattenzähne geradezu, die obendrein kreuz und quer standen. Jetzt gar begannen sie schadhaft zu werden und verloren den Schmelz. Herr von Gehrke litt, wie man ihn belehrte, an Zahnfachschwund, an Paradentitis, an Parodontose, Herr von Gehrke stolperte immerzu über das Wort. Doch mochte sein Leiden heißen, wie es wollte, es verursachte ihm nicht nur ständige Schmerzen und verdarb ihm die gute Laune, sondern verhäßlichte auch seinen Mund noch mehr und machte so sein hübsches, leichtfertiges Gesicht lasterhaft und alt. Nächst jener einmaligen »Leistung« war aber sein Gesicht sein bestes Kapital, und er mußte gegen diese Paradentit – gegen diese Paradentos –, kurz, er mußte für seine Zähne etwas unternehmen.

Eines Tages nun, nach ziemlich vielen Gläsern Kognak und in gelockerter Stimmung, hatte einer seiner Freunde, Raymond Fontagne, der berühmte Fontagne, dessen Lachen, von zehntausend Leinwänden strahlend, die ganze Welt entzückte, ihm anvertraut, daß die Zähne, welche dieses Lachen hervorbrachte, nicht ganz Natur waren, und auf sein Drängen hatte er ihm die Adresse Doktor Wohlgemuths gegeben.

Es störte Herrn von Gehrke, daß dieser Doktor Mirakel kein »Arier« war. Aber groß war, vom völkischen Standpunkt aus gesehen, der Unterschied nicht, ob er zu einem der degenerierten, vernegerten, welschen Zahnärzte ging oder zu einem Juden. Und daß er, nur weil sie rassisch unbedenklich waren, sein Gebiß einem der paar kleinen Nazi-Pinscher anvertraute, die in Paris als Zahnärzte herummurksten, das kam bei all seiner politischen Zuverlässigkeit denn doch nicht in Frage. Übrigens lag es in seinem Fall geradezu im vaterländischen Interesse, wenn er die rassische Abneigung überwand. Sein Metier verlangte, daß er sich in der Pariser Gesellschaft umtat, man legte Gewicht darauf, gerade hier in Paris das Plumpe, Brutale, das dem neuen Regime anhaftete, nach Möglichkeit zu maskieren, und es war notwendig, daß zu solchem Zweck Leute wie er sich ihr angenehmes Äußeres bewahrten.

Eines Tages also hatte man Herrn von Gehrke im Operationszimmer Wohlgemuths sitzen sehen. Der Doktor war erstaunt. Überzeugter Jude, war er von der Verworfenheit und Minderwertigkeit der Nazi ebenso durchdrungen wie diese von der seinen, und daß ein offizieller Repräsentant der Verhaßten seine, des vertriebenen Gegners, Dienste in Anspruch nahm, bereitete ihm tiefe, fröhliche Genugtuung.

Er schickte sich an, den Spaß auszukosten. Umständlich betrachtete er Herrn von Gehrkes Zähne, sprach mit unverhohlenem Abscheu von ihren ästhetischen Fehlern, beschrieb suggestiv ihren unvermeidlichen weiteren Verfall und fand für die Schmerzen, die Herr von Gehrke auszustehen hatte, und für die größeren, die ihm bevorstünden, anschauliche Worte. Ging dann unvermutet über auf die erstaunlichen Fortschritte der modernen Zahnheilkunde und entwarf reizvolle Schilderungen, in welch schönes Gebiß man heute selbst einen so scheußlich verrotteten Mund wie den von Monsieur le Baron umwandeln könne. Demonstrierte das an Photos. Zeigte Bilder, welche den Mund gewisser seiner Patienten wiedergaben, wie er ausgesehen hatte, bevor und nachdem er seine Kunst ausgeübt hatte. Herr von Gehrke fing sichtlich Feuer. Vor allem der häßliche Mund des Filmdarstellers Raymond Fontagne, wie er gewesen war, ehe Wohlgemuth ihn kunstvoll in einen strahlend lachenden verwandelt hatte, machte ihm Eindruck.

Der genießerische Doktor aber wurde, als er den andern soweit hatte, plötzlich kühl und setzte sachlich auseinander, welche Schwierigkeiten es bereite, dem Mund gerade von Monsieur le Baron den rechten Schick zu geben. »Ja«, erklärte er fachmännisch bieder, »wenn es sich nur darum handelte, Ihr geschätztes Gebiß vom hygienischen Standpunkt aus in Ordnung zu bringen, das machte weiter keine Mühe. Aber wenn ich auch das Kosmetische berücksichtigen soll, dann wird es eine verdammt langwierige, komplizierte Angelegenheit. Die obern Zähne abschleifen. Wurzelbehandlung. Schienung. Meine Herren. Das kostet Mühe, Zeit, Nerven« – er machte eine eindrucksvolle Pause –, »Geld. Wenn es nämlich um Kosmetisches geht, dann sind Wohlgemuths Rechnungen mit Recht gefürchtet. ›Wer bei uns kauft, kauft am teuersten, aber auch am besten‹, steht in einem gewissen Londoner Warenhaus angeschrieben, oder wie man in unserm verflossenen Berlin sagte: ›Wer seinen Kaffee bei Raffael mahlen läßt, muß dafür zahlen.‹ Man hat mich nämlich aus Berlin hinausgejagt, Monsieur le Baron, was Ihnen wohl nicht unbekannt ist, und man hat viele andere Leute hinausgejagt, denen ich mich verbunden glaube. Ich fühle mich verpflichtet, diesen Leuten zu helfen, so bin ich nun einmal, und das kostet Geld. Das kostet ein Stange Gold, Verehrtester, und darum gehört der gute Wohlgemuth nicht zu den billigen.«

Dies also setzte der Doktor auseinander, im Zimmer herumstorchend, gemütlich schnarrend, kalauernd, schwadronierend. Herr von Gehrke hatte natürlich seinen Kopf längst wieder hochgerichtet, in anmutig eleganter Haltung saß er auf dem fatalen Stuhl, höflich, aufmerksam. Angenehm ist es nicht, den ganzen Guano anhören zu müssen, den der Jud da von sich gibt. Es wäre verlockend, aufzustehen und die Tür zwischen sich und ihm sacht oder auch mit Krach zuzumachen. Aber nun hat er sich einmal vorgenommen, sich von dem Untermenschen die Zähne in Ordnung bringen zu lassen. Schließlich handelt es sich um eine Sache, die er sein Leben lang unverrückbar, unveränderlich, jedem sichtbar an seinem Leib herumtragen wird, da muß man Opfer bringen. Eine Gemeinheit, daß seine verdammten Zähne ihm diesen Streich spielen. Paradentit – Paradentos –, jetzt hat er einmal in den sauren Apfel gebissen, jetzt ißt er ihn zu Ende.

Zaster will der Zahnmensch also auch noch aus ihm herauspressen, und nicht zu knapp. Gemein, gemein. Aber es hilft nichts. Schließlich ist es eine einmalige Ausgabe. Er muß es eben schaffen, und er wird es schaffen. Er hat schon ganz anderes geschafft.

Wenigstens trifft es ihn nicht, wenn der andere ihn verulkt. Wenn der Jud glaubt, er könne ihn mit seiner Dreigroschen-Ironie ärgern, dann ist er gelackmeiert. Gegen so was ist Herr von Gehrke immun, das ritzt ihm nicht die Haut. Würde, mein Lieber: bei mir gestrichen. Diese Schwäche kennen wir nicht. Übrigens, wenn einer andern Leuten immerzu im Mund herumfuhrwerkt, seine Finger von ihnen anspeicheln, sich ihren Atem ins Gesicht blasen läßt, so was soll gefälligst ganz still sein, wenn es um Würde geht. Von so was kann Walther von Gehrke mit gutem Gewissen jede Frechheit einstecken.

Er ließ also den andern ruhig zu Ende reden, bemühte sich mit Glück, unbeteiligt auszuschauen, ja, während seine Nase hochmütig schräg nach oben sah, produzierten seine sehr roten Lippen sogar ein kleines, liebenswürdiges, ironisches Lächeln, und als Wohlgemuth endlich fertig war, beschränkte sich Herr von Gehrke darauf, beiläufig, hochmütig zu fragen: »Was soll die Geschichte denn kosten?«

»Dreißigtausend Franken«, erwiderte ebenso beiläufig Doktor Wohlgemuth.

Die unverschämte Forderung verschlug Herrn von Gehrke denn doch das Wort. Aber nur für den Bruchteil einer Sekunde. Man soll nicht billig kaufen, überlegte er, noch ehe die Sekunde zu Ende war. Mama hat immer gesagt, was billig ist, ist schlecht. Ich selber habe oft genug die gleiche Erfahrung gemacht. Zuletzt hat man, je teurer man kauft, um so billiger gekauft. Am eigenen Leib spart man nicht. Ein anderer würde mir’s billiger machen, aber wahrscheinlich schlechter. Wenn es um den eigenen Mund geht, ist das Teuerste gerade gut genug. Der Kerl versteht seine Sache bestimmt. Sonst wäre er nicht so teuer und so unverschämt.

»Gemacht«, sagte Herr von Gehrke, er sprach ebenso nonchalant wie bisher. »Dreißigtausend Franken. Wie lange wird es dauern, und wann können wir anfangen?« erkundigte er sich sachlich weiter.

Dem Doktor war es ein bißchen leid, daß der Nazi sich nicht beklagte und nicht feilschte. »Vor etwa zwei Wochen«, erwiderte er kühl, »kann ich Sie nicht herannehmen. Die erste Woche brauche ich Sie täglich, aber immer nur kurze Zeit, für Vorbereitungen. Dann muß ich Ihnen die Vorderzähne abschleifen, und Sie werden gut daran tun, die Woche darauf zurückgezogen zu leben. In Gesellschaft lassen Sie sich besser nicht sehen, ehe ich Ihnen die neuen Zähne einsetze. Im ganzen, schätze ich, werden wir gute drei Wochen miteinander zu tun haben. Eine angenehme Zeit wird es nicht.« – »Bon«, erwiderte, immer sehr beiläufig, Herr von Gehrke und stand auf.

»Übrigens muß ich Sie bitten«, sagte, schon nah an der Tür, unliebenswürdig Wohlgemuth, »mir die Hälfte des Betrags vor Beginn der Behandlung auszuhändigen. Die andere Hälfte ist fällig, bevor ich Ihnen die Zähne endgültig einsetze.« – »Sie müssen viel mit Lumpen zu tun gehabt haben, Herr Doktor«, erwiderte, besonders höflich, Herr von Gehrke. »Stimmt«, antwortete Wohlgemuth, jovial schnarrend. »In Berlin hatte ich eine Masse Ihrer Parteifreunde unter meinen Patienten. Aber einige haben bezahlt.«

Nach diesem Gedankenaustausch hatte man sich getrennt. Herr von Gehrke hatte des Abends lange sein hübsches, freches Gesicht im Spiegel betrachtet, die sehr roten Lippen, das weiche, blonde Haar, die glatte, zarte, bräunliche Haut, nachdenklich, und noch nachdenklicher die kleinen, spitzen, schadhaften Rattenzähne. Jetzt schon spürte er alle die Schmerzen, welche Wohlgemuth ihm, sie so anschaulich schildernd, vorausgesagt für den Fall, daß er diese Zähne nicht sollte richten lassen. Soll ich doch zu einem französischen Spezialisten gehen? überlegte er. Aber mein kleiner Finger sagt mir, dieses Schwein ist zuverlässig. Wenn das Schwein frech wird, dann muß man es eben hinnehmen und die Zähne zusammenbeißen, soweit das in diesem Zustand möglich ist. Paris ist eine Messe wert. Ja, Spitzi hat ein gelassenes, sanft und freches Temperament und kann es sich leisten, die Arroganz des Untermenschen Wohlgemuth von der heitern Seite zu nehmen.

Bleibt die Frage der dreißigtausend Franken. In Gegenwart Wohlgemuths waren diese dreißigtausend Franken für Spitzi eine quantité négligeable. Jetzt sind sie es nicht mehr, jetzt sind sie ein Problem, das ihm zu beißen gibt. Er kann zwar auf seiner Habenseite jene »Tat« buchen, die »Leistung«. Er hat sich um den »Bären« verdient gemacht, und ein Wort des Bären genügt, jede Schwierigkeit aus dem Weg zu räumen. Aber der Bär hat, als er ihm seinen Posten zugeschanzt, ihm gesagt: »Ich habe Sie in den Sattel gesetzt, reiten müssen Sie gefälligst selber.« Sehr ernst ist das wohl nicht gemeint gewesen, der Bär muß besorgen, Spitzi könnte unangenehm werden, wenn er ihn fallenließe. Immerhin wäre es Unsinn, den Bären wegen lumpiger dreißigtausend Franken in Bewegung zu setzen. Vorläufig muß eben wieder einmal unser alter, ehrlicher Federsen herhalten.

Federsen war der Chef der Pariser Niederlassung einer großen deutschen Bank, der Mitropa-Bank. Beim Abschluß des letzten Handelsvertrages hatte Spitzi Herrn Federsen gewisse Dienste geleistet, für die ihm Herr Federsen seinesteils gewisse Gefälligkeiten zu erweisen pflegte. Aber diesmal zeigte sich Herr Federsen nicht sogleich zugänglich. Spitzis Stellung in der Botschaft, äußerte er mit der ihm eigenen lärmenden Bonhomie, scheine ihm nicht mehr so gesichert, daß Spitzi eine neue Gefälligkeit durch allenfallsige spätere Gegendienste werde vergelten können. Dringlicher befragt, worauf diese seine Meinung sich gründe, wollte Herr Federsen von gut informierter Stelle gehört haben, die Rue de Lille – das war die Straße, an der die Deutsche Botschaft lag – habe keinen einzigen Erfolg aufzuweisen, der auf Herrn von Gehrkes Wirksamkeit zurückgeführt werden könnte; unter diesen Umständen sei es schwierig, Herrn von Gehrke auf die Dauer zu halten. Spitzi lächelte nur. Die gut informierte Seite hätte von einer noch besser informierten darüber aufgeklärt werden können, daß auf seinem Konto ein Aktivum gebucht war, das alle vorkommenden Wechsel deckte. Spitzi war Fatalist, er war der Überzeugung, was man nicht tue, bereue man seltener, als was man tue, und er war von Natur phlegmatisch. Immerhin, sein »Verdienst« war kein Verdienst mehr, sowie er davon sprach, Dankbarkeit ist eines jener Dinge, die am schnellsten altern, der Bär hat ihn aufgefordert, gefälligst selber zu reiten, es war angebracht, die gut informierte Stelle zum Schweigen zu bringen. Seufzend beschloß Herr von Gehrke, dem Gerede von seiner Untätigkeit durch eine neue Leistung ein Ende zu bereiten.

Er überlegte. Vor einiger Zeit hatte einer seiner Agenten, ein gewisser Dittmann, ihm einen Vorschlag gemacht, der zwar nicht ohne Reiz, doch auch nicht ohne Risiko war. Spitzi hatte diesen Vorschlag dilatorisch behandelt, gemäß einem Prinzip, das er aus dem feudalen Spanien heimgebracht hatte: »Mañana, lieber morgen.« Vor wenigen Tagen nun war der gewisse Dittmann von neuem an ihn herangetreten, hatte erklärt, eine so günstige Gelegenheit, das Ding zu drehen, werde sich kein zweites Mal bieten, und hatte auf Bescheid bestanden. Der Anblick seiner Zähne, die Meinung der gut informierten Stelle, die Notwendigkeit, die Dreißigtausend zu beschaffen, war das alles nicht eine Aufforderung des Schicksals? Spitzi überwand wohl oder übel seine Hemmungen, und, sein Prinzip mit dem des Führers vertauschend, entschied er sich, gefährlich zu leben.

Der gewisse Dittmann erhielt also Bescheid, auf dem Konto Herrn von Gehrkes buchte man ein Aktivum, die gut informierte Stelle überzeugte sich eines Besseren, Herr Bankdirektor Federsen funktionierte wieder, und Spitzi hatte sich am festgesetzten Tag mit dem Scheck bei Doktor Wohlgemuth einfinden können.

Da saß er denn heute auf dem Operationsstuhl. Er hatte sich während der Vorbereitungsarbeiten an die grimmig joviale Art des Zahnmenschen gewöhnt und war nicht weiter erstaunt, daß Wohlgemuth, bevor er seine unerfreulichen Zähne absägte, sich noch einmal an ihrem Anblick weidete. Auch darüber wunderte er sich nicht, daß der Jud offenbar am liebsten eine ganze Volksversammlung einberufen hätte, um ihr die scheußlichen Zähne des Nazi vorzuweisen. Vielmehr besah er sich selber diese Zähne im Spiegel, gehorsam, wie Herr Wohlgemuth es verlangte. Es war ja nun das letztemal, gleich wird der Jud an die Arbeit gehen, heute abend ist das Schlimmste überstanden. »Die Stunde rennt auch durch den rauhsten Tag.«

Dem Doktor fiel keine Bosheit mehr ein, durch die er Monsieur le Baron hätte ärgern können. Er machte sich also ans Werk, stopfte dem Patienten Watte zwischen Wange und Kiefer, setzte die Maschine in surrende Bewegung und begann, während sich Herr von Gehrke mit beiden Händen fester an die Lehne des Stuhles klammerte, die anstößigen Zähne an den Wurzeln abzufeilen.

Spitzi saß da, im Kittel, den Kopf mit dem offenen Rachen zurückgelehnt, dem andern ausgeliefert. Der Gaumen, frostig durch die schmerzbetäubende Injektion, trocknete ihm aus, er versuchte krampfhaft zu schlucken, das markante Gesicht Herrn Wohlgemuths mit den feurigen Augen und dem dichten, schwarzen Haar war ganz nah über ihm, die Maschine surrte, es tat nicht weh, aber behaglich war der Lärm in seinem Kopf nicht. Eigentlich hatte er gefürchtet, das Ganze werde schlimmer sein. Da es nicht so war, gingen seine Gedanken, während Wohlgemuth mit seiner schnarrenden Offizierstimme grimmig draufloskalauerte, hierhin und dorthin.

Wenn er wollte, dachte er, dann könnte er mich für alle Zeiten entstellen, und es wäre ihm kaum etwas nachzuweisen. Eigentlich ist es unvorsichtig, daß ich hier sitze. Nein, er kann es nicht riskieren. Es wäre ein zu großer Prestigeverlust. Aber ganz anders piesacken könnte er mich. Ich jedenfalls, wenn ich einen Menschen unter meinen Fäusten hätte, der mir soviel angetan hat wie wir denen, ich würde ihn ganz anders hernehmen. Wenn er mich jetzt schliffe, daß ich nicht mehr weiß, ob ich der Nazi bin oder der Jud, das könnte ihm bestimmt kein Mensch nachweisen. Er hat kein Temperament, er ist ein Schlappschwanz, ein gutmütiger Trottel, er gehört nicht zur Herrenrasse, er ist ein Untermensch, Gott sei Dank.

Eigentlich ist es großartig, was man jetzt für Geschichten mit den Zähnen machen kann. Gleichschaltung der Zähne. Wir haben sie untergekriegt, diese Paradentit – diese Paradentos –, mit unserer nordischen List. Der Erfindergeist der Menschheit ist gewaltig. Nichts Gewaltigeres lebt als der Mensch. Wie muß man früher gelitten haben, wenn man so eine Paradentit gehabt hat. Vor hundert Jahren hätte eine so hübsche Visage wie die meine dauernd entstellt bleiben müssen.

Dreißigtausend Franken. Es ist natürlich glatter Schwindel, daß er etwas an die Emigranten abführt. Er wäre ja meschugge. So ein jüdischer Wucherer. Eigentlich müßte ich einen tiefen Widerwillen gegen das Schwein spüren. Aber mein Frontgeist scheint nachgelassen zu haben. Er ist mir gar nicht zuwider, im Gegenteil, er ist mir ganz sympathisch, obwohl er zu mir so frech war, als wäre er der leibhaftige Goebbels. Wie er sich abschindet. Wie er schwitzt. Schon die physische Anstrengung ist die Dreißigtausend wert. Eine ekelhafte Arbeit. Früher hat man die Zahnmenschen mit den Barbieren in eine Gilde gesteckt. Jetzt nimmt man sie fast für voll.

Wenn er das Geld doch den Emigranten geben sollte, wenn er tückisch sein und es mir zeigen wollte, dann habe ich ihm die Chose gründlich versalzen. Man weiß wirklich nicht, ob man weinen soll oder lachen. Ich glaube, für einen Dritten ist es eher erheiternd, daß der gute Benjamin die Zeche berappen muß, die ich für die Emigranten zahle.

Weh tut es wirklich nicht. Aber angenehm ist anders.

Daß dieser Dittmann sich hat erwischen lassen. Zu blöd. Sonst war er immer so anstellig. Zu Anfang schien alles glatt zu gehen. Verdammte Schweinerei.

An sich hatte Spitzi dem Redakteur Friedrich Benjamin weder Gutes noch Böses gewünscht. Seine Leidenschaften waren dünn. Er hatte ein einziges wirkliches Bedürfnis: sich zu amüsieren. Er hielt es für sein gutes Recht, die Erfüllung dieses seines Bedürfnisses von der Gesellschaft zu verlangen. Dieser Anspruch allein schon rechtfertigte seine Order an Dittmann. Jetzt aber, hinterher, nachdem die Geschichte nicht glatt gegangen war, verspürte er so etwas wie Katzenjammer.

Bei alledem blieb es komisch, daß der Zahnmensch stolz darauf war, er habe ihm, dem Nazi, eine große Summe für die Emigranten entsteißt, während er faktisch durch seine gesalzene Rechnung nichts bewirkt hatte als die Entführung des guten Benjamin. Wenn man sich die Zusammenhänge ganz klarmachte, war es ein großartiger Spaß. Der Bär hatte Sinn für solche Späße. Wenn Spitzi dem Bären von dem Theater erzählte, genügte das allein, ihn zu halten.

Solche Gedanken waren in ihm, während Wohlgemuth an seinem Kiefer herumwerkelte, bohrte, schliff, feilte. Dann holte der Doktor die Watte heraus, und Spitzi durfte endlich den aufgerissenen Mund wieder schließen. »Spülen Sie«, befahl Wohlgemuth. Spitzi gehorchte gern. Er spülte, er führte die Zunge dahin, wo vor wenigen Minuten noch Zähne gewesen waren. Es war ein sonderbares Gefühl, die Zunge an dem zahnlosen Kiefer zu reiben, an den zackigen, blutigen Stümpfen der Zähne, die sich sonderbar leblos und fremd anfühlten infolge der schmerzbetäubenden Injektion.

Dann beschäftigte sich Wohlgemuth mit den Wurzeln; er räumte die Wurzelkanäle aus, wie er sagte. Die Wirkung der Injektion ließ nach, Herrn von Gehrkes Gaumen begann zu prickeln. Wohlgemuth hatte noch lange und intensiv in Herrn von Gehrkes Mund herumzuhantieren. Es wurden um Zähne und Zahnstümpfe kleine Ringe gepreßt, die ins Zahnfleisch einschnitten, es wurden Wachsabdrücke und Gipsabgüsse des Gebisses genommen, es war kein angenehmer Nachmittag.

Der Doktor, während der Arbeit, stellte Betrachtungen über Herrn von Gehrkes neue Zähne an. »Ab und zu«, erzählte er, »gehe ich ins Theater und besichtige meine Zähne. Die von Raymond Fontagne meine ich. Ich bin nicht zufrieden damit, offen gestanden, sie sind zu strahlend, zu schön. So schön gibt’s nicht. So schön liefert der liebe Gott nicht, so schön liefert höchstens Doktor Wohlgemuth. Ich habe ihm zugeredet wie einer kranken Kuh. Weniger schön ist schöner, habe ich ihm erklärt. Aber diesen Schauspielern ist nicht zu helfen. Sie sind zu eitel. Machen Sie nicht den gleichen Unsinn, Monsieur le Baron. Ich rate Ihnen, solange es noch Zeit ist. Ich rate Ihnen gut. Wenn Sie mich fragen, ich finde, was Sie sich ausgesucht haben, zu strahlend. Wählen Sie sich Ihre geschätzten neuen Zähne nicht gar so schön. Schauen Sie«, und er legte ihm einige Zähne vor, »die da sind eine Idee stumpfer, eine Idee gelber. Sie wirken natürlicher.« – »Nehmen Sie immerhin die strahlenden«, mummelte mit zahnlosem Kiefer Herr von Gehrke.

Es war fast neun Uhr, als Wohlgemuth endlich von Spitzi abließ, sehr erschöpft er selber, doch befriedigt. Er beschaute den Scheck, den Herr von Gehrke ihm eingehändigt hatte; es war ein Scheck über fünfzehntausend Franken, die zweite Hälfte des Honorars. Liebevoll beschaute er ihn, dann sperrte er ihn in die Schublade. Morgen wird Frau Trautwein eine schöne Adresse schreiben, und er wird die Summe dem Hilfskomitee für deutsche Emigranten überweisen. Der Doktor ist stolz auf die Höhe des Betrags, noch stolzer auf den Witz und die Klugheit, mit welcher er gerade diesem Gehrke das Geld aus der Nase gezogen hat. So ähnlich wie jetzt Monsieur le Baron mag seinerzeit der Staatskanzler Haman empfunden haben, als er sich gezwungen sah, den Mardochai auf dem Leibpferd des Königs Ahasver glorreich durch die Stadt zu führen und, sauren Mundes, vor allem Volk den Ruhm dieses Mardochai zu verkünden.

Doktor Wohlgemuth irrte. Herr von Gehrke fühlte keineswegs wie seinerzeit der Staatskanzler Haman. Er fuhr nach Hause, legte sich ins Bett, nahm schmerzstillende Mittel und eine Flasche Nuits St. George 1911. Es ging ihm zusehends besser. Es war gar nicht unangenehm, einmal einen Abend zu Hause und allein zu verbringen. Er las die Abendzeitung, dann wählte er unter ein paar Büchern, die er schon lange, auch aus amtlichen Gründen, hätte lesen sollen, und entschied sich schließlich für einen Roman, der einen kulturbolschewistischen, aus Deutschland vertriebenen Schriftsteller zum Autor und das Schicksal deutscher Oppositioneller zum Gegenstand hatte. Herr von Gehrke las mit Interesse, nicht ohne ästhetisches Wohlgefallen, an manchen Stellen ergriffen.

In dem Buche gestreift war auch das Schicksal des Schriftstellers Theodor Lessing, den Nationalsozialisten »erledigt« hatten, und Herr von Gehrke, während er diese Stelle las, dachte an den Redakteur Benjamin. Zu albern, daß die Geschichte nicht glatt gegangen war.

Er legte sich in die Kissen zurück und führte mechanisch die Zunge die Zahnstümpfe entlang, die provisorisch mit Watte gefüllt und mit Wachs verschlossen waren. In vierzehn Tagen, in spätestens drei Wochen wird er sich seinen Freunden mit den neuen Zähnen präsentieren, er wird strahlend und unbehindert lächeln. Die Gedanken an den Redakteur Benjamin verschwanden. Er richtete sich wieder hoch, trank von seinem Burgunder, las weiter. Mehr und mehr packte ihn der Roman des Kulturbolschewisten. Eigentlich, dachte er, müßten uns diese emigrierten Schriftsteller dankbar sein, daß wir ihnen so großartige Stoffe liefern.

## 

## 6

## Kunst und Politik

Obwohl Sepp Trautwein bei Friedrich Benjamins Überfälligkeit als einer der ersten an eine Gewalttat der deutschen Polizei gedacht, hatte es ihn wie ein Schlag getroffen, als sich durch die Mitteilung der Schweizer Behörden und durch die Verhaftung Dittmanns seine Vermutung bestätigte.

Er hatte geglaubt, für ihn hätten Begriffe wie Unrecht, Verletzung der Menschenrechte, Gewalt von jeher mehr Inhalt gehabt als für die meisten andern. Nach der Entführung Benjamins erkannte er, daß sie auch für ihn nichts gewesen waren als Worte. Jetzt erst gewannen sie ihm Körper. Er sah das Unrecht, spürte es, es legte sich ihm um den Hals, würgte ihn. Es hatte sich im Dritten Reich manches Scheußliche, unvorstellbar Grausige ereignet, das ihn nahe anging; Freunde von ihm waren unter den Erschlagenen, in den Konzentrationslagern Eingesperrten. Das alles verblich jetzt vor der Entführung Benjamins.

Wut faßte ihn gegen die Entführer. Er schimpfte maßlos. Auch auf Benjamin schimpfte er. »Nach Basel muß er fahren«, fluchte er, »an die Grenze, dieser Trottel, dieser vierkantige Idiot, dieses gußeiserne Rindvieh«, und er beschimpfte sich selber, daß er ihn nicht zurückgehalten. Aber weggespült war trotz solchen Geschimpfes seine Wesensfeindschaft gegen Benjamin, der gutmütig verächtliche Ärger über sein Sybaritentum und über seine Hörigkeit von Ilse. Statt dessen wuchs in ihm würgendes Mitleid mit dem Verschwundenen. Benjamin verklärte sich ihm. Ihm war, als hätte er persönlich etwas an ihm gutzumachen. Er lachte sich selber aus, doch er konnte sich dieses Gefühls nicht erwehren.

Man hatte ihm in der Redaktion den Schreibtisch Benjamins zugewiesen. Das war ein abgenutzter Schreibtisch wie eine Million andere, aber der sonst solchen Regungen keineswegs zugängliche Trautwein spürte davor eine fast abergläubische Scheu. Der abwesende Benjamin war ihm mehr gegenwärtig, als es der gegenwärtige je gewesen. Wenn er sich an seinen Schreibtisch setzte, war ihm, als setzte er sich in das geistige Luftbild des andern hinein. Er versuchte, sich den realen Friedrich Benjamin vorzustellen, etwa wie er ihm gegenüber gesessen war in dem Restaurant Coq d’Argent, essend, sich den Mund wischend, aber es gelang ihm nicht; sogar dieser genießerisch fressende Benjamin seiner Erinnerung wurde ihm unkörperlich, ein kleines, grünliches Licht war um ihn, wie es die Geister bestrahlt hatte, die Trautwein als Knabe in gewissen Theaterstücken gesehen, und es war um diesen Friedrich Benjamin und seine Worte eine kleine, furchtbare, geisterhafte Musik wie um den Steinernen Gast.

Trautwein hatte Ilse Benjamin nie leiden können, aber er brachte den Ton nicht aus dem Ohr, in dem sie gesagt hatte: »Helfen Sie mir doch.« Dieser Klang stachelte ihn immer von neuem, füllte ihn mit Mitleid und Zorn. Er sah die Wärter und Polizeimenschen, wie sie über Friedrich Benjamin herfielen, naive, rohe Bauern und Vorstädter, die jetzt ihre dunkeln Triebe an dem Verhaßten auslassen konnten. So dachte und spürte er, als ihm Gingold den Antrag machte, endgültig an Stelle Friedrich Benjamins in die Redaktion einzutreten. Der Antrag erregte ihn. Er wußte: wenn er ihn annimmt, ist es für lange Zeit vorbei mit seiner Musik.

Aber es geht ihm gegen das Gewissen, abzulehnen. Als Redakteur der »Nachrichten« wird er näher an der Quelle der Informationen über Friedrich Benjamin sitzen, wird er rascher eingreifen können, wird er mit großen ausländischen Zeitungen Fühlung nehmen, die Sache Benjamins wirksamer fördern können. Und diese Sache läßt ihn nicht los. Es geht von dem verschleppten, vergewaltigten Friedrich Benjamin, von seinem Schreibtisch, selbst von seiner nicht angenehmen Stimme, wie sie ihm noch im Ohr ist, eine Magie aus, gegen die er seinen Verstand umsonst zu Hilfe ruft.

Unschlüssig wie nie in seinem Leben, bat er sich Bedenkzeit aus.

Er besprach die Angelegenheit mit Anna. Sie riet ihm mit einer Heftigkeit ab, auf die er nicht gefaßt war. »Was?« entrüstete sie sich. »Sie wollen dich ganz für ihre lächerlichen ›P. N.‹ einspannen? Sie muten dir zu, daß du deine Musik an den Nagel hängst? Die sind ja wohl von einer wilden Kuh gebissen.« Sepp, durch ihre Heftigkeit gereizt, erwiderte: »Sie bieten mir eine Redaktionsstelle an. Ist das eine Zumutung? Und daß ich dann auf meine Musik verzichten müßte, das ist auch maßlos übertrieben. Die Sprachstunden in der Akademie werde ich aufgeben müssen, aber um die ist es nicht schade. Und für ›Die Perser‹ werde ich bestimmt eine Masse Zeit frei haben.« Anna kannte ihren Sepp und sah ihm an, daß er gegen seine Überzeugung sprach. »Das glaubst du doch selber nicht«, stellte sie rücksichtslos fest. »›Die Perser‹ haben schon genug gelitten durch diese albernen ›P. N.‹. Soll dich deine Politik jetzt ganz auffressen? Du denkst doch auch selber nicht im Ernst daran. Der Kampf gegen die Nazi ist eine gute Sache, zugegeben, und es ist deine Sache. Aber daß du aus Deutschland fortgegangen bist und alles hingeworfen hast, damit hast du deutlich genug demonstriert. Du hast wahrhaftig das Deine getan. Du brauchst dich nicht auch noch in deinem Winkelblatt zu vergraben.«

Mit seiner Vernunft mußte Sepp ihr recht geben. Was ihn in seinem Innersten bedrängte, diese wilde Sehnsucht, Friedrich Benjamin zu helfen, davon konnte er ihr nichts sagen; beinahe schämte er sich der unbegreiflichen Heftigkeit seines Gefühls. »Schau einmal her, Alte«, deutete er ihr vorsichtig an, »da ist zum Beispiel dieser Fall Benjamin. Den möchte ich mir vom Herzen schreiben. Ich habe da nämlich einiges zu sagen.« – »Das kannst du aber doch auch«, fiel ihm Anna ungestüm ins Wort, »ohne daß du dich diesen ›P. N.‹ mit Haut und Haar verkaufst.« – »Ich muß aber Material haben«, erklärte Sepp, »Material aus erster Hand, und das krieg ich nur, wenn ich auf der Redaktion sitze. Wenn man im Fall Benjamin etwas erreichen will, dann muß man den Nazi ihre Lügen nachweisen, eine nach der andern.« – »Ich begreife dich einfach nicht«, schüttelte Anna den Kopf. »Wir alle haben Mitleid mit Benjamin und unsere helle Wut gegen die Nazi. Aber es sind schließlich den Hitlerleuten Menschen in die Hände gefallen, die uns näherstanden. Du hast für sie gesprochen, du bist für sie herumgelaufen. Aber dein ganzes Leben hinzuschmeißen, deine Musik aufzugeben, an so was hast du doch nicht gedacht wegen der andern. Und jetzt auf einmal?«

Sepp hatte sich selber schon gesagt, daß seine Opferbereitschaft sinnlos war. Anna hatte recht, die eigene Vernunft bestätigte ihm, was sie vorbrachte, aber das nützte ihm nichts. Anna kann leicht Vernunft für ihn haben. Vernunft hat man immer nur für die andern, für sich selber hat man sie selten. Es ist nun einmal jede zweite Handlung, die ein sogenannter vernünftiger Mensch begeht, vom Unbewußten diktiert und gegen die Vernunft. Das erkennt man in lichten Momenten, aber in der Praxis folgt man immer wieder dunklen Stimmen, die nichts mit dem gesunden Menschenverstand zu tun haben.

Da ihm nichts Besseres einfiel, sagte er schließlich: »Außerdem wäre es doch gut, wenn ich endlich einmal etwas mehr zum Haushalt beitragen könnte. Ich mag dir nicht ewig auf der Tasche liegen.« Das war reichlich ungeschickt; er merkte es schon, während er es vorbrachte. Sie funkelte ihn denn auch an, ernstlich zornig. »Red doch nicht solchen Bockmist«, sagte sie. »Seit wann bist du auf Geld aus? Willst du ›Die Perser‹ liegenlassen wegen ein paar hundert Franken im Monat? Wenn ich übrigens die Rundfunkaufführung durchdrücke, bringt das allein mehr, als du in einem halben Jahr aus deinem Gingold herausquetschen kannst. Sei gescheit, Sepp«, bat sie. »Es war tapfer genug, daß du, wie Hitler kam, gleich das Richtige getan hast. Das war ein Vorbild für viele, und das ist wichtiger als hundert Artikel. Praktische Politik für den Alltag machen, das kannst du doch überhaupt nicht. Überlaß das gefälligst den Berufspolitikern und Berufsjournalisten. Die tausend kleinen Drehs, die man da braucht, das ist nicht deine Sache. Dafür bist du nicht robust genug, dafür bist du zu anständig. Willst du mit einem Hitler konkurrieren? Um die gute Sache durchzusetzen, um bei den Massen für die gute Sache zu wirken, dazu müßte einer heute schon ein Christus und ein Macchiavell in einem sein.« Sepp lachte: »Komm mir nicht mit Aphorismen, Alte. Was ich will, dafür genügt, daß ich es genau weiß und daß ich anständig schreibe.«

Anna hatte erkannt, daß was Tieferes im Spiel sein mußte, gegen das sie mit Erwägungen des Verstandes nicht aufkam. »Ich bitte dich inständig«, sagte sie dringlich, und ihre schöne, volle Stimme machte Sepp das Herz warm, »geh nicht noch weiter in die Politik hinein. Du selber hast oft genug gesagt, daß gute Kunst die beste Politik ist. Es ist schon arg genug, daß ich dir nicht mehr helfen kann bei deiner ernsthaften Arbeit; es geht mir schrecklich ab. Laß du dich nicht noch selber abdrängen von deiner Musik. Musik zu machen, dafür bist du da. Schau her, Sepp, ich hab kein Talent, um mich ist es nicht schade, wenn ich bei meinem Doktor meine widerliche, subalterne Arbeit verrichte. Aber du, wenn du dich deinem Gingold und den ›P. N.‹ verkauftest, wenn du Arbeit machtest, die andere besser machen können, statt deiner Musik, die nur du machen kannst, das wäre ein Jammer.«

Sepp wollte nicht wahrhaben, daß ihn ihre Worte anrührten. »Gar so niedrig«, maulte er halb im Spaß, »solltest du meine Schreiberei doch nicht einschätzen. Wer sagt dir denn so genau, daß es lauter Dreck ist? Und was sagst du nachher, wenn ich den Friedrich Benjamin doch herauskriege?«

Sie ging auf seinen scherzhaften Ton nicht ein. »Versprich mir«, verlangte sie, »daß du dir’s noch einmal überlegst, eh du was Endgültiges tust.« Er versprach es, und in seinem Herzen gelobte er sich, daß er wirklich alles nochmals und gründlich überdenken werde. Doch im stillen wußte er, daß das nichts nützen wird.

Für den nächsten Morgen hatte er Gingold Bescheid versprochen. Der Abend kam, und noch immer war er unschlüssig wie im ersten Augenblick. Noch immer stand gegen das Nein seiner Vernunft das Ja seines Gefühls.

Er beschloß, die Sache mit seinem Freund Oskar Tschernigg zu bereden.

Viele fanden diesen Oskar Tschernigg anregend; ernst nahmen ihn wenige. Sepp Trautwein liebte ihn leidenschaftlich, den Mann und seine Verse. Das Ungebundene an ihm, das Anarchische, Nihilistische zog ihn an. Anna spürte tief den Reiz seiner Gedichte; doch was Sepp an Oskar Tschernigg lockte, das machte ihn ihr unheimlich. Sie eiferte gegen das Zigeunerhafte an ihm, gegen die Trägheit, mit der er sich vor allen Verpflichtungen drückte, die ihm sein Talent auflegte. Sein ganzes Leben hatte dieser Vierzigjährige damit verbracht, zu lesen, Musik zu hören, Bilder anzuschauen, spazierenzugehen, ab und zu mit einer Frau zu schlafen und mit allen und jedem über alles und jedes zu diskutieren. Ist das ein Leben? Entband Begabung einen Mann jeder Verpflichtung vor sich selber und vor der Welt?

Trautwein lachte nur, wenn Anna so sprach. Ihm, vielleicht gerade weil er so ganz anders war, gefiel Tschernigg, was er sagte und was er tat, das ganze Leben des Mannes, sein Gehabe, seine Verse, seine Prosa. Auch war, fand Sepp, Oskar Tschernigg einer der wenigen, die begriffen, was er, Sepp, mit seiner Musik wollte. Dabei war Tschernigg streng, hart, frech, lehnte das meiste, was Sepp gemacht hatte, verächtlich ab und ließ nur weniges als Ansätze wahrer Musik gelten, als »klassisch, mathematisch«. »Opium, Professor«, urteilte er etwa, wenn Trautwein ihm vorspielte, »fast lauter Opium. Manchmal sinken Sie bis zu Richard Wagner hinunter. Unter den zwölf Seiten Noten, die Sie mir da gezeigt haben, sind, wenn es hochkommt, zehn Takte wirklicher Musik.« Und wie über Trautweins Musik urteilte er über das meiste, was Trautwein tat und ließ.

In Deutschland hatte Tschernigg von einer kleinen Rente, die Verwandte ihm ausgesetzt, zigeunerhaft gelebt. Im Exil war diese Rente so zusammengeschrumpft, daß er vollends verwahrloste. Trautwein hatte ihm geholfen, so gut er es vermochte, aber er vermochte nicht viel. Schließlich fand Tschernigg Unterkunft nur mehr in dem Barackenasyl, welches ein Komitee den Elendesten der deutschen Emigranten zur Verfügung gestellt hatte. Er nahm auch diese letzte Wendung seines Schicksals mit stoischem Zynismus hin, als Bestätigung seiner bitteren, nihilistischen Lebensweisheit.

Trautwein mußte, um zu den Baracken zu gelangen, eine gute Strecke mit der Metro fahren und dann noch zwanzig Minuten laufen. Es war eine trostlose Vorortgegend, durch die er lief, hohe, kahle Mietshäuser und freies Feld, die Straße war kotig, verwahrlost. Doch er hatte kein Aug dafür, eilig lief er, die meiste Zeit vor sich hin zu Boden starrend, durch den feuchtkalten, unwirtlichen Märzabend. Endlich, lang, niedrig, häßlich, hob sich die Zeile der Baracken vor ihm. Es bedurfte vielen Geredes, bis man ihn, mürrisch, mißtrauisch, zu so später Stunde einließ.

Sepp Trautwein hatte Tschernigg bisher nur bei Tage besucht. Wie er die ganze Trostlosigkeit des Raumes, in welchem der Freund, zusammengepfercht mit mehr als zwanzig andern, seine Tage und Nächte verbrachte, jetzt zum erstenmal im grellen Licht einer nackten, elektrischen Birne sah, überlief es ihn, obwohl er wenig abhängig war von äußeren Dingen des Lebens. Matratzen lagen auf der Erde, eng nebeneinander, dünne, schmutzige, zerflickte Decken darauf, in die Wände waren ein paar Haken und Nägel eingeschlagen, an denen die Insassen ihre Kleider aufhängen konnten, für sonstige Habseligkeiten gab es keinen Platz. Scheußliche, stickige Luft füllte den kahlen, weit und doch engen, in der Helle doppelt traurigen Raum.

Tschernigg lag auf seiner Matratze, die roten Hände hinter dem fast ganz beglatzten Schädel verschränkt, faul, dumpfig. Als er Trautwein wahrnahm, richtete er sich halb hoch. »Schlängeln Sie sich durch, Professor«, rief er ihm mit seiner sanften, hohen Kinderstimme zu, er hielt darauf, den Leuten, mit denen er sprach, korrekt ihre Titel zu geben. »Treten Sie ruhig auf die Matratzen, die werden höchstens besser. Setzen Sie sich zu mir aufs Bett, einen andern Sitz kann ich Ihnen nicht anbieten.«

Trautwein tat, was Tschernigg ihm gesagt hatte. Unbequem, die spitzen Knie hoch, saß er auf Tscherniggs Matratze. Der hatte sich wieder zurückgelegt, sein fahles, schwammiges, mit Sommersprossen überdecktes, schlechtrasiertes Gesicht sah zu Trautwein hoch, die Augen, zwischen der kleinen Nase und der mächtigen in die Glatze übergehenden Stirn vorquellend, blinzelten im elektrischen Licht. »Es ist nett von Ihnen, Professor«, sagte er, »daß Sie sich einmal wieder sehen lassen. Sie sollen auch gleich den Lohn dafür haben. Es sind mir ein paar Verse für ›Die Perser‹ eingefallen. Die drei Verse für den Schlachtbericht, mit denen wir nie zufrieden waren.« Er sprach nicht sehr laut, wohl wegen der andern, die Trautwein neugierig, unfreundlich musterten. Trautwein, so nahe er ihm saß, mußte sich anstrengen, ihn zu verstehen. Er fühlte sich unbehaglich.

Tschernigg, der ihm den Text der »Perser« für seine Zwecke bearbeitete und der in Kunstdingen nicht die geringste Lässigkeit durchgehen ließ, feilte seit Jahren an jedem Vers herum. Das war genau das, was Trautwein sich wünschte, und es war ihm eine immer neue Freude, sich mit Tschernigg über seine Verse zu unterhalten. Heute aber nahm ihn das Problem, um dessentwillen er gekommen war, so in Anspruch, daß er sich kaum zu den »Persern« zurückzwingen konnte; auch raubte ihm die grelle Kahlheit der Umgebung die rechte Konzentration.

Er hielt es einfach nicht länger aus, hier mit Tschernigg zu sprechen. »Hören Sie«, bat er, »gehen wir woandershin. Ich kann mich hier nicht ernsthaft mit Ihnen unterhalten.« – »Das ist ein Fehler von Ihnen«, höhnte mit seiner sanften Stimme Tschernigg. »Ich zum Beispiel muß hier ernsthaft leben.« Und da Trautwein darauf bestand, wegzugehen, fügte er hinzu: »Es gibt hier ein Ding, das Hausordnung heißt. Mit jeder Veränderung seiner Lage sieht sich der Mensch einem andern Hauptfeind gegenüber. Hier ist es die Hausordnung. Es wundert mich, Professor, daß Sie es geschafft haben, um diese Stunde einzudringen. Nach sieben muß man nämlich viele Prüfungen durchstehen, ehe man hier herein- oder hinausgelassen wird.« Dennoch machten sie sich schließlich auf den Weg, und nach einigem Parlamentieren gelang es ihnen auch, auf die Straße zu kommen.

Da gingen also die beiden Männer durch die öde Vorstadt, die kotige, verwahrloste Straße entlang. Tschernigg hatte einen schäbigen, zerlöcherten Havelock an und einen schmutzigroten Wollschal um den Hals. Er fror sichtlich in der feuchten Kälte der Nacht, und Trautwein hielt es, wenn er ein richtiges Gespräch mit ihm haben wollte, für angebracht, irgendeinen warmen Ort aufzusuchen. An einem Haus, das hoch, vereinzelt, verloren inmitten öden Geländes stand, zeigte eine Leuchtschrift das Café Zur guten Hoffnung an. Sie traten ein.

Es war ein grellbelichteter Raum, voll von Fuselgestank, aber warm. An der Theke unterhielten sich ein paar Männer lärmend mit dem Wirt, an einem Tisch saß ein derbgeputztes Mädchen mit einem alten Mann, aus dem Radioapparat kam Tanzmusik. Trautwein bestellte für Tschernigg einen Glühwein, für sich ein Bock. Sie saßen, genossen die übelriechende Wärme, tranken.

Tschernigg hockte da, Schweißperlen auf der Glatze, die Zigarre schräg im Froschmaul, gedunsen, ein ins Gigantische gepäppeltes, zu früh geborenes Baby, und gab hochmütige, aristokratisch-nihilistische Reden über Kunst von sich. Trautwein hörte zu, beiden war wohl. Schließlich zog Tschernigg Manuskripte heraus, Verse, die er in den letzten Tagen gemacht hatte, Gedichte, populär, wie er sagte, und mit Zugeständnissen an die Dummheit der Masse, und mit seiner hohen Stimme, inmitten des Gelärms der Gäste, las er Trautwein die Gedichte vor, wilde, ungeheuerliche Strophen, durchtränkt von Verachtung, Bitterkeit, Verzweiflung, die Welt beschreibend als ein schmutziges Gefäß, voll von Dummheit, Angst, Eitelkeit, Geilheit.

Tschernigg bemüht sich, gleichgültig zu erscheinen, doch Trautwein weiß, wie gespannt er ist, nun er ihm, seinem einzigen Freund und Versteher, sein Werk vorliest. Aus den zynischen Versen hört Trautwein die Qual und Sehnsucht des erniedrigten Dichters heraus. Tscherniggs Verse wühlen ihn auf, immer wühlen sie ihn auf, sie haben ihren eigenen Ton, man würde sie aus allen Versen der Welt herauskennen. Der Mann sitzt vor ihm, dreckig und speckig, in dem grellen Licht erkennt man jede Stoppel des unrasierten Gesichts, sein Atem riecht verdorben. Die Menschen ringsum, so wenige es sind, machen viel Lärm, Tschernigg, aus Scham, daß er seine Verse liest, dämpft seine ohnehin leise Stimme noch mehr, Trautwein muß sich anstrengen, damit ihm kein Wort entgeht. Er strengt sich an, er verspürt vor diesen Gedichten Erhebung wie sonst nur vor ganz großer Kunst, und während er der hohen, gewaltsam unpathetischen Stimme zuhört, merkt er, wie ihm, mitten im Gelärm und Fuselgestank der Kneipe, Töne kommen, Musik. So blutig Tschernigg ihn als Spießbürger zu verhöhnen pflegt, Trautwein weiß, sie sind einer dem andern tief und dankbar verknüpft.

»Schön«, sagt er, wie Tschernigg zu Ende ist, »großartig.« – »Das weiß ich schon von alleine«, erwidert sanft und überlegen Tschernigg. »Ich habe Ihnen die Verse nicht vorgelesen, mein Gönner, damit Sie sie beurteilen, sondern damit Sie mir Honorar dafür verschaffen. Sie haben in letzter Zeit wenig für Ihren ergebenen Jünger getan. Ich bin leider wieder einmal vollkommen blank.«

Tschernigg hat recht. Trautwein hätte seine Tätigkeit an den »P. N.« dazu benutzen können, Tscherniggs Verse unterzubringen. Es erfordert freilich Intensität, so zynische Verse bei den andern durchzusetzen, und er hat seine ganze Intensität nötig gehabt für die Sache Benjamin. Wenn er aber jetzt die angebotene Dauerstellung annimmt, wird er bestimmt auch für Tschernigg was erreichen können. Seine ständige physische Anwesenheit ist da wichtiger als die Qualität von Tscherniggs Versen. Das wäre ein Grund mehr, Gingolds Angebot anzunehmen.

»Wenn Sie große Literatur haben wollen, Professor«, hat unterdessen Tschernigg weitergesprochen, »dann brauchen Sie sich bloß in unser Asyl zu bemühen. Wirkliche Literatur findet nur mehr dort Unterschlupf. Wir haben da einen jungen Menschen zugekriegt, er hört auf den unschönen Namen Harry Meisel, er ist erst neunzehn. Professor, der Junge schreibt eine Prosa – fast wie ich Verse.«

»Lieber Tschernigg«, entschuldigte sich Trautwein, »welche Schwierigkeiten es macht, Ihre Verse bei einem bürgerlich respektablen Blatt durchzudrücken, brauche ich Ihnen nicht auseinanderzusetzen. Übrigens werde ich wahrscheinlich trotzdem bald mehr für Sie erreichen können.« Und er erzählte ihm von dem Angebot der »Nachrichten«, von seiner Lust und seinen Bedenken. Er sprach sich frei, ja, er konnte über diese Dinge mit Tschernigg noch freier reden als mit Anna, und mit letzter Offenheit sprach er mit diesem seinem Freund über die Vernunft, die ihn abhielt, und das Gefühl, das ihn antrieb, das Angebot der »P. N.« anzunehmen.

Tschernigg ließ ihn reden, ohne ihn zu unterbrechen. Die Stunden, in denen er mit Sepp ein richtiges Gespräch führen konnte, waren seine besten Stunden, und er sah voraus, daß, wenn Sepp in die Redaktion der »P. N.« eintrat, diese spärlichen Stunden noch spärlicher werden mußten. Sein fahles Gesicht wurde einen Schatten fahler. Allein er war Stoiker, er war Zyniker, »Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen, / Geh an der Welt vorüber, es ist nichts«, und er versteckte die Erregung, in welche Trautweins Eröffnung ihn versetzte. »Ich würde es natürlich gerne sehen, Professor«, sagte er mit dem gewohnten zynischen Egoismus, »wenn Sie mehr verdienten; denn ich nehme an, daß dann auch für mich mehr abfiele. Aber vor einer Illusion hüten Sie sich gefälligst. Bilden Sie sich nicht ein, daß irgendeine Macht der Welt Ihrem Friedrich Benjamin wird helfen können. Der Mann hat sich in einen Kampf eingelassen gegen die Gewalt und die Dummheit, er hat sich fangen lassen, also ist er verloren. Die Gewalt und die Dummheit haben recht, wenn sie ihn nicht loslassen; denn wenn sie ihn losließen, dann wären sie ja nicht die Gewalt und die Dummheit, und er hätte unrecht. Man wird zahllose papierene Proteste in die Welt hinausschreien, und die andern werden sich damit den Hintern wischen. Diejenigen aber, welche die Proteste schreiben, sind die Naiven, Weltfremden, sie verdienen nicht, daß man auf sie hört. ›Übers Niederträchtige / Niemand sich beklage, / Denn es ist das Mächtige, / Was man dir auch sage.‹ Und was wollen gar Sie da helfen, Professor? Glauben Sie, Herr Hitler wird Herrn Benjamin freilassen, weil Herr Trautwein einen guten Artikel schreibt? Das wäre gelacht. Sie täten besser, wenn Sie Ihre Finger von der Sache ließen. Halten Sie sich endlich an Ihre ernsthafte Arbeit, an Ihre Musik, Sie haben Dummheiten genug getrieben und Jahre genug vertrödelt.«

Dieses letzte sollte beiläufig herauskommen, aber es kam nicht so heraus, vielmehr klang es in der Ödnis des grellen Cafés Zur guten Hoffnung wie ein Aufschrei. Trautwein sah seinen Freund an, und er sah, daß er ebenso von sich selber sprach wie von ihm. Es barg sich offenbar hinter der Kulisse der nihilistischen Weisheit die Sehnsucht, Ruhe zu finden, nach soviel Gehetztheit und Exil ein Zipfelchen Geborgenheit, festes Land, Heimat, einen Ort, wo man hingehört.

Aber mehr noch als diese Erkenntnis bewegte es Sepp, daß ihm Tschernigg die gleichen Argumente vorhielt wie Anna. Es rührte ihn auf, daß zwei so grundverschiedene Menschen vor seinem Problem das gleiche dachten und spürten.

Sie brachen auf. Schweigsam gingen sie wieder dem Asyl zu. Vor der Tür der Baracke griff Trautwein in die Tasche, um Tschernigg Geld zu geben. Am liebsten gäbe er ihm alles, was er in der Tasche hat. Aber das geht nicht. Den weitaus größten Teil seines Verdienstes liefert er Anna ab, für den Haushalt, er weiß, es ist ein kleines Wunder, daß sie damit auskommt; mit dem Taschengeld, das er sich für Fahrten, gelegentliche Mahlzeiten im Restaurant und dergleichen zurückbehält, muß er vorsichtig umgehen. So unangenehm ihm also die Geste ist, er muß zählen, was er noch hat. Es ergaben sich zweiundsiebzig Franken. Zweiundvierzig davon, nach einigem Zögern, gibt er Tschernigg. Es ist leichtsinnig, die zweiundvierzig werden ihm fehlen, aber er kann den Freund nicht so blank in die Baracke hineingehen lassen. Auch so schmerzt ihn beinahe körperlich die Geringfügigkeit der Gabe.

Tschernigg nimmt das Geld, schamlos zählt er nach. »Zweiundvierzig«, konstatiert er sachlich, und, fatal grinsend: »Der Fink hat wieder Samen«, freut er sich und läutet dem Pförtner.

Trautwein indes ging nach Haus, einen großen Teil des Wegs zu Fuß. Tscherniggs und Annas Worte ließen ihn nicht los. Er stellte sich alles Lockende vor, was er aufgeben, alles Widerwärtige, was er auf sich nehmen sollte. Er dachte an »Die Perser«, er dachte an die kleinliche, lästige, zeitraubende Handwerkerarbeit, die mit der Redaktionstätigkeit an den »P. N.« verbunden und obendrein höchstwahrscheinlich fürs schiere Nichts verschwendet war. Er beschloß, nein zu sagen.

Er konnte nicht schlafen nach diesem Entschluß. Die Sache Benjamin ließ ihn nicht schlafen, und er wußte, wenn er nein sagt, wird sie ihn auch weiter nicht schlafen lassen. Er wird nicht essen können, nicht trinken, nicht arbeiten. Der Gedanke an Friedrich Benjamin wird ihm, wenn er ablehnt, das Leben mehr vergällen als, wenn er annimmt, der Gedanke an seine Musik und sein Lebenswerk.

Er war unschlüssig. Noch als Gingold ihn fragte: »Wie ist das also, geschätzter Herr Professor, kommen Sie zu uns?«, war er unschlüssig.

Dann, nach zwei Sekunden Zögerns, sagte er ja.

In diesen nächsten Tagen arbeitete er, daß ihm der Kopf rauchte. Vor allem benützte er, wie er sich’s vorgenommen, seine Stellung, um für Benjamin zu wirken. Es waren auch andere durch Benjamins Schicksal aufgerüttelt worden, man spürte ihre Erregung in der Öffentlichkeit, in den Zeitungen. Sepp Trautwein tat das Seine, diese Erregung nicht abflauen zu lassen. Gegen seine Art war er diesmal wild geschäftig. Rief bei den Organisationen an, die ihm behilflich sein konnten, rannte zur Polizei, wurde beim Auswärtigen Amt vorstellig, beim Schweizer Gesandten. In wenigen Tagen wurden dank seiner Arbeit die »P. N.« zur Zentrale des Kampfes für Friedrich Benjamin. Von Trautwein holte man sich, an Trautwein schickte man alles Material, das zur Rettung des Verschleppten verwandt werden konnte. Er sichtete, redigierte, rackerte sich ab.

Wenn er sich dann, nach einem ausgefüllten Tag, endlich ins Bett legen konnte, war er so übermüdet, daß er keinen Schlaf fand. Manchmal, während des Gehetzes, stieg in ihm der Gedanke an »Die Perser« auf, ganz ferne, und dann sagte er sich grimmig, wie merkwürdig es sei, daß er, den letzten Endes die Musik ins Politische getrieben hatte, nun um der Politik willen seine Musik aufgab.

Schon am Tage, da er zum erstenmal vom Verschwinden Friedrich Benjamins gehört, hatte er den Plan gefaßt, das innere Bild, das er jetzt von dem Verschwundenen in der Seele trug, festzuhalten in einem Aufsatz, welcher aller Welt deutlich machen sollte, wer Friedrich Benjamin war und welch nie dagewesenes Unrecht an ihm begangen wurde.

Er schrieb also. Er ließ sich nicht hetzen. Er schrieb kalten Kopfes und warmen Herzens und ließ nichts Zufälliges in dem Artikel stehen. Er wollte sich und Anna beweisen, daß er seine Kunst nicht um nichts aufgegeben hatte.

Es handelte aber sein Aufsatz von Friedrich Benjamin, seinem Freunde – ja, seinen Freund nannte er ihn jetzt –, von den Gaben und dem Feuer dieses seines Freundes, von seinem endlosen, tapferen Kampf gegen Dummheit und Gewalt. Von dem wüsten Traum, der jetzt Wirklichkeit geworden, wie nämlich dieser gute Kämpfer in die plumpe Falle der Barbaren geraten war, und besonders handelte der Aufsatz – denn es war ein Musiker und ein Künstler, der ihn geschrieben – von der gestörten Harmonie der Welt. Der Zorn über diese gestörte Harmonie mußte den Leser ergreifen und mitreißen; es entlud sich nämlich dieser Zorn nicht in allgemeinen Worten: er argumentierte mit Vernunft.

Man hatte über die Entführung des Journalisten Friedrich Benjamin viel geschrieben; trotzdem klangen Trautweins Worte neu, nie gehört, und der Fall Benjamin erschien jetzt bedrohlicher, erregender. Viele Zeitungen druckten den Aufsatz nach.

Es lasen den Aufsatz Männer von Einfluß, Schwerindustrielle, Finanzmänner; für einen Augenblick vielleicht waren sie, der eine oder andere, bewegt, dann dachten sie an ihre Geschäfte und legten ihn skeptisch beiseite. Es lasen den Aufsatz Staatsmänner der kleinen, machtlosen Länder an den Grenzen des Deutschen Reichs, sie kochten vor Wut und Empörung, allein schon in diese Wut mischte sich der Gedanke: Wie unangenehm. Wie werden wir mit unserer Opposition fertig, wenn sie uns zwingen will, diesen mächtigen Deutschen die Stirn zu zeigen? Es lasen den Artikel Juristen, sie schüttelten den Kopf, begierig, was nun geschehen werde, von vornherein überzeugt, es werde nichts geschehen.

Es lasen den Artikel wohlmeinende, ahnungslose Pazifisten. »Man muß die Leute nur an den Ratstisch bringen«, meinten sie, »ihnen gut zureden und mit ihnen verhandeln, dann wird es besser.« Es lasen den Aufsatz Ethiker, sie empörten sich und riefen voll Überzeugung: »Ein solches Regiment kann nicht dauern.« Es lasen den Aufsatz Männer der Wirtschaft und sagten: »Scheußlich, daß man sich mit diesen Hunnen verhalten muß, aber wir brauchen sie für unsere Geschäfte.« Es lasen ihn Leute, welche das Verderben der Welt darin sahen, daß es in ihr so viel knochenlose Demokratie und Humanitätsduselei gab, und die somit Rettung lediglich von den deutschen und italienischen Faschisten erhofften; sie legten den Aufsatz beiseite und sagten: »Erstens ist es nicht wahr, und wenn es doch wahr sein sollte, dann werden die Deutschen ihre Gründe gehabt haben, und sie haben recht.« Es lasen Trautweins Aufsatz viele Frauen, und sie bekamen Tränen der Wut und des Mitleids in die Augen. Es lasen ihn junge Menschen, Zorn stieg in ihnen hoch, und sie sagten: »Wann endlich wird man uns erlauben, diese Verbrecher mit den Waffen zu vernichten?« Es lasen den Aufsatz Anhänger der Gewalt, und es lasen ihn Anhänger der Verständigung; die einen mißbilligten und die andern billigten, in ihren Herzen wußten sie alle, daß weder ihre Billigung noch ihre Mißbilligung an den Tatsachen etwas ändern werde.

Viele Millionen Menschen lasen den Aufsatz. Die meisten unter ihnen waren eine Minute lang empört, in der nächsten vergaßen sie Sepp Trautwein und Friedrich Benjamin.

## 

## 7

## Einer der neuen Herren

Es las den Aufsatz auch Erich Wiesener, der Pariser Vertreter der »Westdeutschen Zeitung«, der angesehenste unter den nationalsozialistischen Zeitungsleuten.

Erich Wiesener wußte, was schreiben heißt, er vermochte die Kraft und Würze des Aufsatzes als Kenner zu schätzen. Wie heißt der Autor? Trautwein? Ist das nicht ein Musikmensch? Sieh mal an, manchen Leuten ist die Emigration bekommen. Der Herr Musikprofessor zum Beispiel hat schreiben gelernt.

Allerdings gibt der Stoff, den wir ihm geliefert haben, einiges her. Was für Bockmist haben wir da wieder einmal gemacht. Die Europa raubt man oder die Sabinerinnen: aber Herrn Friedrich Benjamin, Fritzchen? Solange wir die Aufrüstung noch quasi geheim betrieben, mochte der gute Mann vielleicht Schaden anrichten. Aber jetzt? Zu blöd. Das Pack, das in Berlin hochgekommen ist, fühlt sich. Sie können es nicht lassen, kleine, persönliche Ressentiments abzureagieren. Sie lassen sich gehen, sie »nehmen Rache«. Die Rache der Kriemhild ist das aktuellste an den Nibelungen, die Treue ist weniger aktuell. Die Rechnung für die Rache haben dann die andern zu zahlen. Der 30. Juni hat uns allerhand gekostet. Ossietzky kostet uns auch. Jetzt dieser Friedrich Benjamin.

Wahrscheinlich hat Spitzi diese geniale Idee ausgeheckt. Eigentlich merkwürdig. Denn wenn auch nichts Berühmtes von ihm zu vermelden ist, Dummheiten hat er sich bisher keine geleistet. Im Gegenteil, er macht den Eindruck eines gerissenen Jungen. Wie immer, in dieser Sache Benjamin hat er keine glückliche Hand gezeigt.

Erich Wiesener lächelt ein kleines Lächeln. Wahrscheinlich ist es wegen des Artikels dieses Trautwein, daß Spitzi ihn schon in aller Frühe angeläutet und um ein Rendezvous gebeten hat. Sonst ist unser lieber Herr von Gehrke nicht so matinal. Es besteht eine alte Rivalität zwischen der Deutschen Botschaft und ihm, Wiesener. Die Botschaft in der Rue de Lille vertrat die Reichsregierung, er, Wiesener, bekam manchmal über den Kopf des Botschafters hinweg Sonderaufträge von den Berliner Machthabern; genau abgegrenzt waren die Kompetenzen nicht. Wiesener prätendierte keineswegs, eine Art Nebenbotschafter zu sein, aber manche Stellen in Paris hatten erkannt, daß man zuweilen rascher ans Ziel gelangte, wenn man mit ihm als wenn man mit der Botschaft verhandelte. Sehr einfach war die Zusammenarbeit zwischen der Botschaft und Wiesener nicht. Der geschmeidige Spitzi mit seinem liebenswürdigen Phlegma war, das mußte man zugeben, der beste Mann, zwischen den beiden Stellen zu vermitteln. Wiesener hatte gegen ihn nicht das geringste, er war ihm eher sympathisch. Trotzdem gönnte er ihm den Hereinfall in der Sache Benjamin.

Jetzt muß wahrscheinlich wieder er, Wiesener, herhalten, die Sache gutzumachen, welche die andern vermasselt haben. Er seufzt ein bißchen, eitel mehr als verärgert. Jeden Tag leisten sich die in Berlin oder in der Rue de Lille eine andere Brutalität oder Hirnlosigkeit, und unsereiner muß ihr dann eine wohllautende Ideologie anschneidern. Nur gut, daß man eine leichte Hand hat und ein wendiges Hirn.

Erich Wiesener dehnt sich behaglich in seinem Bett. Vor ihm stehen die Reste seines Frühstücks. Von seinem Bett aus durch das breite, große Fenster sieht er hinaus über den Fluß Seine, weithin über graue, silbrig leuchtende Dächer. Strahlend vor ihm liegt die schöne Stadt Paris. Erich Wiesener ist zufrieden mit sich, Paris und der Welt und läßt seine Gedanken spazierengehen.

Eine angenehme Vorstellung ist es nicht, daß Fritzchen Benjamin im Columbia-Haus oder in irgendeiner ähnlichen scheußlichen Anstalt sitzt. Ein Ferienaufenthalt ist es bestimmt nicht für den schwächlichen Menschen mit dem jüdischen Gesicht. Aber Fritzchen hätte sich eben rechtzeitig sagen müssen, daß es mit seinen sinnlosen, hysterischen Hetzartikeln auf die Dauer nicht gut gehen kann. Wer sich den Spaß leistet, mit der Macht anzubandeln, wer durchaus den Propheten spielen und predigen will, daß der Wolf mit dem Lamm weiden soll, der läuft in unserer Epoche ein gewisses Risiko. Wie ist das übrigens, wurde nicht auch ein Prophet der Bibel zersägt oder auf eine ähnliche Weise erledigt? Jesajas, glaub ich. Dafür werden seine Essays freilich noch jetzt viel gelesen. Meine Aufsätze werden nach zweitausendsiebenhundert Jahren kaum mehr gelesen werden, aber menschlicher Voraussicht nach werde ich auch nicht zersägt.

Merkwürdig nur und eigentlich ein tragikomischer Witz, daß der Mann, der über die Details der Fememorde soviel herausgekriegt hat, nun seinesteils auf einen so plumpen Schwindel hereingefallen ist. Wenn es darauf ankommt, dann sind häufig gerade diese Siebengescheiten die Allerdümmsten.

In Deutschland bin ich oft mit Fritzchen zusammen gewesen, mit seiner Frau habe ich mächtig geflirtet, soviel ich mich erinnere. Hieß sie nicht Ilse? Nette Frau, hübsch anzuschauen und anzufassen. Ein bißchen versnobt, aber wer ist das nicht? Ich glaube, manchmal bin ich es selber. Wie würde ich mich wohl verhalten, wenn sie jetzt bei mir erschiene, um für ihr Fritzchen zu intervenieren? Wäre mir vor zwanzig Jahren so was passiert, dann hätte ich versucht, sie zu verführen, und wäre mir höchst renaissancehaft vorgekommen. Tosca. Was für unreife Anschauungen hatten wir vor zwanzig Jahren.

Erich Wiesener rekelt sich, genießt wohlig die Wärme des Bettes, den Anblick der Stadt Paris. Er hat es weit gebracht mit seinen siebenundvierzig. Seine Eltern würden sich freuen, wenn sie sähen, was er erreicht hat.

Mit schrägem Blick schaut er hinüber zu dem Frühstückstisch, auf dem die »P. N.« mit dem Artikel Trautweins liegen. Er lächelt tief, seine Befriedigung ist gewürzt mit einer fast gutmütigen Ironie. Franz Heilbrun, sein guter, alter Freund, Feind und Kollege. Vor Hitler gab es vielleicht ein halbes Dutzend deutsche Journalisten, die auch jenseits der Grenzen Geltung hatten. Heilbrun hat dazu gehört. Jetzt kann von diesem halben Dutzend nur mehr er, Wiesener, für Zeitungen innerhalb des Reichs schreiben, die andern, alle zusammen, haben nichts als ihre »P. N.«. Wie schäbig sie ausschauen, ihre »P. N.«, übler als ein kleines Provinzblatt. Arme Teufel, diese Heilbrun und Genossen. Der Lärm, den sie machen, steht in umgekehrtem Verhältnis zu ihrem Einfluß. Sie schreiben für eine Handvoll machtloser, geldloser Emigranten. Wenn sie ihr Material noch so geschickt und wirksam arrangieren und kommentieren, sie erreichen, wenn es hochkommt, vierzig- oder fünfzigtausend Leser. Er, Wiesener, schreibt für dreißig oder vierzig Millionen. Er zuckt die Achseln, lächelt. So sieht ein Mann aus einem Rolls Royce auf Leute, die in einer abgetakelten Pferdedroschke ein Rennen mit ihm starten wollen.

Sie heißen ihn einen Renegaten, eine Kautschukseele. Quatsch. In den Tagen der Weimarischen Republik war seine »Westdeutsche Zeitung« demokratisch, zugegeben. Aber die Herren werden aus seinen früheren Artikeln nicht viel zitieren können, was er heute zu verleugnen braucht. So delikat, so highbrow, wenn man will, er geschrieben hat, die Macht hat er von jeher aus innerer Überzeugung verehrt. Er hat Witterung dafür gehabt, wo Macht ist, und wenn die andern an den Nazi nur das Lächerliche gesehen haben, so hat er von Anfang an durch diese Lächerlichkeit hindurch ihre Kraft erkannt. Darum sind die andern auf die »P. N.« gekommen und er auf den besten Redakteursessel des Reiches.

Vielleicht hat er, wenn man genau hinschaut, in dem einen oder andern Punkt seine Meinung geändert. Aber bedeutet es etwa geistige Stärke, unbelehrbar bei seiner Meinung zu beharren? Wer sich vom Krieg nicht hat belehren lassen, daß eine Wahrheit ohne Macht keine Wahrheit ist, dem ist nicht zu helfen. Da reden sie immerzu von der Dialektik der Dinge und sehen nicht ein, daß eine Wahrheit von morgen heute eine Lüge sein kann. Wahrheiten von morgen kann man niederlegen in Büchern, die für die Zukunft bestimmt sind. Wer heute wirken will, kann solche Wahrheiten nicht brauchen. Das war die Praxis aller großen Männer. Nehmen wir Goethe. Im »Faust« hat er Gretchen begnadigt. In der Praxis hat er, gegen die Stimmen der andern, die Kindesmörderin zum Tode verurteilt. Vor dem eigenen Gewissen war er rein, da er sie ja, für die Zukunft, begnadigt hatte. So hält er, Wiesener, es auch. Er schickt einen schlauen, spitzbübischen Blick hinüber nach dem Safe in der Wand. Dort liegt, dick, groß, jeden Abend vollendet, jeden Morgen Fragment, ein Manuskript. Auch er, Wiesener, kann vor seinem Gewissen bestehen.

Er richtet sich im Bett hoch, sieht seine Post durch. Es sind Bitten, Einladungen zur Mitarbeit, Aufforderungen zur Teilnahme an der oder jener wichtigen Sitzung, Frauenbriefe, lauter Schreiben, die ihm bestätigen, daß man ihn schätzt, liebt, fürchtet, seinen Einfluß hoch anschlägt. Geschmeichelt, ein bißchen gelangweilt, überfliegt er die Briefe. Dann schaut er nochmals die Zeitungen durch, konstatiert befriedigt, daß man in der englischen, in der französischen Presse seinen gestrigen Artikel zitiert, kommentiert. Er ist ein geübter Leser, wenige Blicke genügen ihm, sich zurechtzufinden. Mechanisch nimmt er nochmals die »Nachrichten« zur Hand; unangenehm überrascht ertappt er sich, wie er den Artikel dieses Sepp Trautwein ein zweites Mal liest und gründlich. Blödsinn. Imponieren ihm die Stilübungen seiner früheren Kollegen? Kratzen sie ihn? Entschlossen unterbricht er die Lektüre, legt die Zeitung beiseite.

Steht auf. Geht ins Badezimmer, seine Toilette zu beenden. Kritisch beschaut er das Gesicht, das ihm aus dem Spiegel entgegensieht. Es ist ein starkes, männliches Gesicht, man begreift gut, daß und warum es vielen Menschen gefällt. Ihm gefällt es heute nicht. Er hat sich viel mit physiognomischen Dingen abgegeben und weiß, daß der einzelne Gesichtszug, losgelöst von den andern, nichts aussagt über das Wesen des Ganzen, daß es der Intuition, daß es eines weisen Herzens bedarf, um das Antlitz als Ganzes zu verstehen. Dennoch mustert er jetzt, sie genau abschätzend, jeden für sich, die Züge, aus denen das Gesicht im Spiegel sich zusammensetzt. Er sieht die starke, breite Stirn, nur wenig gefältelt, die grauen Augen, über ihnen volle Brauen, unter ihnen Andeutungen von Säcken, er sieht die kleine, gerade Nase, die breiten Backenknochen, den langen, gutgeschnittenen Mund, das nicht sehr starke Kinn, das Ganze sitzend auf einem ziemlich kurzen Hals über breiten Schultern. Dichtes, blondes Haar, kaum ein weißes darunter, trotz der siebenundvierzig Jahre. Ein männliches Gesicht. Aber wenn das Herz kritisch gestimmt ist wie das seine heut, dann ist es eben doch kein männliches Gesicht. Bald wird es schwammig sein, das Alter wird verräterisch enthüllen, wieviel Weibisches, Launisches hinter dieser breiten Stirn steckt. In fünf Jahren wird er das Gesicht einer alten Frau haben. Erich Wiesener zuckt ein ganz klein wenig mit den Achseln, lächelt das Gesicht im Spiegel verächtlich an, strafft es, beißt die kleinen Zähne zusammen, spannt den Körper. Dann lächelt er stärker, amüsiert über sich selbst, und zieht seinen schwarzen, weiten, kostbaren Schlafrock an, der durch den Gegensatz seiner Üppigkeit die Männlichkeit des Gesichtes unterstreicht. So, ein Mittelding zwischen einem römischen Kaiser und einem Samurai, geht er in sein Arbeitszimmer.

Er setzt sich vor den riesigen Schreibtisch, genießt den Anblick des schönen Raumes und des anstoßenden Bibliothekzimmers. Er kennt Paris gut, schon vor dem Krieg hat er hier gelebt, auch die meisten Jahre nach dem Krieg hat er hier verbracht, als Korrespondent seiner »Westdeutschen Zeitung«. Erst bewohnte er ein armseliges Zimmer in einem Hotel des Quartier Latin, dann zwei bescheidene Räume in der Gegend des Montparnasse, dann drei in der Gegend der Étoile, jetzt hat er hier in der Gegend des Eiffelturmes ein schönes, reich und mit der Mühe langer Jahre ausgestattetes Appartement in einem hohen, neuen Haus, mit weitem, herrlichen Blick über die Stadt, die er liebt. Wohlgefällig gleitet sein Aug über die silbrig grauen Dächer, dann zurück, die Reihen seiner Bücher entlang.

Ist er eitel? Es gibt viele Arten von Eitelkeit. Es ist ein Unterschied zwischen der Eitelkeit eines Jahrmarktboxers, der sich vor seiner Bude anstaunen läßt, der Eitelkeit des Führers auf dem Nürnberger Parteitag und seinem eigenen Selbstbewußtsein. Es ist ein Unterschied, wenn der Führer ins Mikrophon brüllt: »Ich habe die Welt vor dem Bolschewismus gerettet«, und wenn er, Erich Wiesener, sich der Bücher freut, die er pflegt und studiert. Nicht nur, weil er diese Bücher erworben, in jeder Hinsicht »verdient« hat und der andere die Welt keineswegs vor dem Bolschewismus gerettet. Es gibt erlaubte, notwendige, verdienstvolle Eitelkeiten. »Exegi monumentum aere perennius«, diesen Vers hinzustellen war eine Tat. Horazens Eitelkeit war ein Verdienst. Auch der Prediger Salomonis war eitel, Alexander, Cäsar, Goethe, Goya. Welcher große Mann nicht? Es bleibt immer nur die Frage, abzuwägen, wieweit Selbstbewußtsein und Leistung einander entsprechen. In Paris, in der Hauptstadt des Feindes, Repräsentant der souverän schaltenden Partei des mächtigen mitteleuropäischen Reiches zu sein, das erreicht zu haben, als Sohn eines armen Offiziers, ohne die Unterstützung einer Clique, noch dazu mit gutem Gewissen und ohne Preisgabe des eigenen Stils, meine Herren von den »Nachrichten«, das ist allerhand.

Mit einem tiefen, bösartigen Lächeln geht er zurück ins Schlafzimmer, öffnet das Safe, nimmt die Handschrift heraus, nach der er vorhin geschielt hat, ein Manuskript großen Formats, gebunden in grobes, naturfarbenes Leinen. Er schlägt den Band auf. »Historia Arcana«, Geheimgeschichte, hat er auf die erste Seite geschrieben, und sorgfältig verzeichnet hat er in diesem Band alle jene politischen und sozialen Begebenheiten, um die er weiß und von denen er nicht schreiben darf; aufgeschrieben weiter hat er hier seine innersten Meinungen und Gedanken, nackt, bestimmt nur zur eigenen Erinnerung und für die Nachwelt. Sein Gewissen, findet er, ist dieses Buch, seine spätere Rechtfertigung. Nimmt er es in die Hand, dann entstehen in ihm Regungen, anknüpfend an Begriffe wie Beichte, Gerichtstag, Konfessionen, Sigmund Freud. So wie jener byzantinische Prokop hymnische Bücher schrieb über die Taten und Bauten seines Kaisers Justinian, heimlich aber alles zusammentrug und verzeichnete, was in diesem Mann und um ihn Gemeines und Lächerliches war, so wie der Maler Goya öffentlich für den Bruder Napoleons malte, heimlich aber wüste und großartige Blätter zeichnete gegen ihn, gegen seine Franzosen und ihren Krieg, so zeigte er, Erich Wiesener, seiner Öffentlichkeit nur die eine Seite der Geschehnisse, die andere aber zeigte er in diesem Buch. Sorglich aufbewahrt war da, treulich festgehalten zwischen den zwei soliden, leinwandüberzogenen Deckeln, nicht nur sein eigenes wahres Ich, sondern auch die wahre Welt der Nationalsozialisten, ihr Führer, ihr Reich, ihre Politik, ihre Gemeinheiten, ihre Lächerlichkeiten.

Er schlug das Buch auf, irgendwo, es dem Zufall überlassend, wohin er geraten werde, und las. Kraus reihten sich die stenographischen Zeichen, manchmal hatte er Mühe, ein Wort zu entziffern. So scharf und mitleidlos die Welt um ihn gesehen war, die Bespiegelungen und Bezichtigungen des eigenen Selbst – wieder fiel es ihm auf – waren nicht ganz ohne Koketterie. Wahrscheinlich trug er ein bestimmtes, ihm wohlgefälliges Bild von sich selber in der Seele und paßte unbewußt die Wiedergabe seiner Gefühle, Bilder und Gedanken den Zügen dieses Bildes an. Soweit indes ein Mensch bei einem solchen Versuch ehrlich bleiben kann, ist er es geblieben. Er las also, lächelte, schüttelte überlegen den Kopf über die komische, vielfältige Welt, in die er hineingestellt war, und hatte manchmal Staunen, öfter Verachtung, noch öfter Bewunderung und immer Interesse für diesen verfluchten, großartigen, zynischen, sentimentalen Zeitgenossen, für diesen albernen, selbstgefälligen, objektiven, tiefgründigen, oberflächlichen, kurzsichtigen, weitblickenden, gescheiten Burschen Erich Wiesener, Ebenbild Gottes.

Dann ging er ans Werk, seinen Morgen festzuhalten. Schrieb nieder, was er von den »Nachrichten« dachte, von Sepp Trautwein, von Friedrich Benjamin, von den Emigranten überhaupt, von den Beziehungen zwischen dem Dritten Reich und ihnen und von seinen eigenen Beziehungen zu der Welt der »Nachrichten« und der Emigranten. Er schrieb schnell, mit nur seltenen Pausen, auf daß nicht Überfeilung das Ursprüngliche der Gedanken und Gefühle verderbe.

Er schrak hoch, als er vom Vorplatz Stimmen hörte. Er hatte ganz vergessen, daß Spitzi sich angesagt hatte, und während Arsène, der Diener, Herrn von Gehrke ablegen ließ und hereingeleitete, hatte er gerade noch Zeit, das Buch, sein Gewissen, im Safe zu verschließen und in den Arbeitsraum zurückzukehren.

»Sie haben Frühling gemacht?« begrüßte er seinen Gast, dessen Anzug musternd. Ja, Spitzi hatte das Wetter gut genug gefunden, sich, zum erstenmal in diesem Jahr, etwas heller zu tragen. »Finden Sie die Socken nicht zu hell?« fragte er interessiert. Wiesener fand Spitzis »Schale« besonders hübsch und die Socken allright. Verdammt gut sah der Junge aus, die Rue de Lille konnte mit ihm Staat machen. Heute fiel es Wiesener noch mehr auf als sonst. Übrigens mußte irgendeine Veränderung mit Spitzi vorgegangen sein, doch welche es war, fand Wiesener nicht so schnell heraus.

Immer war um Herrn von Gehrke etwas, was man nicht herausfand. Kein Mensch wußte, wieso er an die Botschaft gekommen war. Vielleicht hatte er was mit einem der Berliner Machthaber, das war häufig die Ursache solcher Karrieren. Allein er sah ganz und gar nicht danach aus. Daß einer der Berliner Bonzen hinter ihm stand, war gewiß. Sonst wäre er nicht zuzeiten so maßlos frech. Im ganzen machte das Geheimnis um Spitzi ihn Wiesener nur sympathischer, die Mischung von Phlegma, Liebenswürdigkeit und Frechheit sprach ihn an, und heute, da er noch strahlender aussah als sonst, gefiel er ihm besonders.

»Haben Sie die ›P. N.‹ gelesen?« fragte nach einigem Hin und Her Spitzi. »Haben Sie den Artikel dieses Trautwein gesehen?« Aha, Wiesener hat also richtig getippt. Spitzi kommt wegen der Affäre Benjamin, der Artikel hat sein Phlegma aufgestört. Es ist Wiesener eine Genugtuung, daß der Artikel auch andere beschäftigt.

Er war gespannt, was man wohl von ihm wollte. Wollte man, daß er Trautwein erwidere? Er wußte selber nicht, ob er wünschte, daß man das wolle. Es reizte ihn, gegen seine alten Konkurrenten loszugehen, aber hatte er sich nicht entschlossen, sie nicht ernst zu nehmen? Er antwortete ausweichend. »Mit eurem Fritzchen Benjamin habt ihr euch wieder hübsch in die Nesseln gesetzt«, lächelte er.

»Sie sind ein so netter Mensch, Wiesener«, erwiderte Herr von Gehrke, auch er lächelnd, lässig, keineswegs aggressiv, »aber warum sagen Sie immer ›ihr‹ und ›euch‹? Sagen Sie doch ›wir‹ und ›uns‹. Ich bin an der Geschichte mit Fritzchen genauso schuldig und unschuldig wie Sie.«

Wiesener verbot es sich, zu lächeln. Jetzt war er gewiß, daß Spitzi der Verantwortliche in der Sache Benjamin war, und darüber hinaus vermutete er, daß die Folgen dieser Affäre Spitzi ernstlich gefährdeten.

Der war wirklich unangenehm überrascht davon, daß man von der Sache Benjamin so viel hermachte. Gewiß wird er, gestützt auf sein »Verdienst«, auf seine »Tat«, sich aus der Chose herausziehen, aber er hatte in der Rue de Lille ein paar alberne Reden mit anhören müssen, und es bedurfte seines ganzen frechen und liebenswürdigen Phlegmas, um diese Reden zu überhören. Gut nur, daß er mit den neuen Zähnen besonders strahlend lächeln konnte.

Wie die Dinge lagen, hielt er es für am besten, im Interesse des Reichs sowohl wie in seinem eigenen, die Affäre Benjamin deutscherseits nach Möglichkeit zu bagatellisieren. In der Rue de Lille teilte man diese seine Meinung. Allein Berlin hatte sich noch nicht geäußert. Berlin pflegte dem Gefasel der Emigranten zuviel Gewicht beizulegen, sich davon nervös machen zu lassen; man konnte nie wissen, wie man dort reagieren wird. Dieser Trautwein mit seiner vulgären Manier, die Dinge grob bei ihren pathetischen Namen zu nennen, hatte da einen unangenehmen Coup gelandet. Wahrscheinlich werden sie in Berlin, statt auf diesem Ohr taub zu bleiben, irgendeine Gegenaktion starten wollen. Worum es Spitzi jetzt ging, das war, Wiesener zu bewegen, daß auch er der Botschaft und dem Propagandaministerium rate, das Geschwätz der Emigranten und die ganze Sache Benjamin auf die leichte Achsel zu nehmen.

Wiesener selber hielt es für richtig, sich totzustellen; Lorbeeren waren in dieser Sache keine zu holen, auch für ihn nicht. Da indes solche Passivität genau das war, was Spitzi von ihm wünschte, konnte er sich bitten lassen und das als eine Gunst gewähren, was ohnedies zu tun seine Absicht war. »Ja«, erwiderte er also, »ich habe den Artikel gelesen. Darum meinte ich ja, daß die Geschichte euch, pardon, uns noch lange zu schaffen machen wird. Der Artikel ist fundiert, und dieser Trautwein kann schreiben.« – »Stimmt«, gab Spitzi zu, leutselig, von oben herab, »schreiben kann das Gesindel.« – »Was ich kann, Spitzi«, erwiderte sanft Wiesener, »ist auch nichts anderes. Auch ich bin Schriftsteller.« – »Sie, Wiesener?« fragte tief erstaunt Gehrke. »Sie sind ein Herr, und außerdem können Sie schreiben. Aber das da – na schön, das kann schreiben. Glauben Sie ernstlich, daß daraufhin etwas geschehen wird? Wenn dieser, wie heißt er?, Trautwein noch hundert Artikel schreibt, keinen Hund lockt er damit hinterm Ofen vor.« Er sprach lächelnd, beiläufig, hinter seinen sehr roten Lippen zeigten sich die weißen, hübschen Zähne.

Wiesener saß bequem in seinem Sessel und spielte mit der Quaste des schweren, schwarzen Schlafrocks. Was Spitzi da gesagt hat, ist leider oder glücklicherweise goldrichtig. Schreiben hat wirklich nur dann Sinn, wenn man ein Herr, das heißt, wenn man mit der Macht verbündet ist. Aber für die eingestürzte Demokratie, für das bankrotte Völkerrecht schreiben, wie die Heilbrun und Trautwein es tun, das heißt in den Sand schreiben. Er erwiderte indes nichts, sondern wartete ab, ob nicht der andere vielleicht noch mehr aus sich herausgehen werde. »Ich frage mich manchmal«, fuhr denn auch Herr von Gehrke nach einer Weile fort, »warum wohl die Berliner Herren das Geschreibe des Emigrantengesindels so ernst nehmen. Ich glaube, der Grund liegt in den Berlinern selber. Wenn nämlich die Leute vom Propagandaministerium die eigene Tätigkeit gebührend wichtig nehmen wollen, dann müssen sie auch von den Marktschreiern auf der Gegenseite etwas hermachen. Die Journaille der Emigranten«, fuhr er fort und machte eine leichte, schnippende Bewegung mit der linken Hand. »Die ›Nachrichten‹.« Er hob die Nase, schnüffelte ein wenig, und in dieser winzigen Geste war die ganze Verachtung uralter Herrengeschlechter für die Crapule. »Die ›P. N.‹. Ein paar tausend Juden und Bolschewiken lesen sie und freuen sich, daß man es uns gibt. Schön. Wir haben das Pack mit der Wurzel ausgerissen und auf den Mist geworfen. Da liegt es jetzt und ›gibt es uns‹. Lassen wir dem Pack das Vergnügen.«

Daß Herr von Gehrke Trautweins Artikel so hochmütig abtat, zeigte Wiesener, wie sehr Spitzi getroffen war. Das war interessant. Vielleicht war er selber, Wiesener, tiefer getroffen, als er gemerkt hatte. »Ich glaube, mein Lieber«, sagte er, halb gegen seinen Willen, »die Berliner Ressentiments sind so nicht einfach zu erklären. Sehr maßgebende Herren dort sind Schriftsteller. Keine sehr guten. Das wissen wir beide, aber sie selber wissen es nicht oder wollen es nicht wissen. Wenn sie nun so was lesen«, er deutete auf den Tisch mit den »Nachrichten«, »dann spüren sie, was für Dilettanten sie selber sind. Natürlich werden sie nervös.«

Herr von Gehrke hörte aufmerksam zu. Bildung ist eine gute Sache, aber zuviel Bildung weckt ihm Verdacht. Leute, die sehr gebildet sind, riechen leicht ein bißchen nach Bolschewiki, pflegen sich schlecht, fachsimpeln gern, werden rasch langweilig. Wiesener aber, trotz seines stupenden Wissens, sieht ausgezeichnet aus, hat Manieren, langweilt einen selten. Man kann von ihm lernen. Was er da soeben Psychologisches von sich gegeben hat, das zum Beispiel ist ein nicht zu verachtender Fingerzeig. Es stimmt. Gewisse Berliner Maßgebende können es nicht verwinden, daß zu Zeiten der Weimarer Republik die großen Blätter ihre Artikel zurückgewiesen haben. Zerfressen von literarischem Ehrgeiz, von Rachsucht und Konkurrenzneid, wüten sie jetzt, da sie die Macht haben, gegen alle, die etwas können. Im Reichsgebiet haben sie es leicht. Dort haben sie einfach die Mißliebigen, das heißt die Begabten, verhindert, ihr Werk zu publizieren. Aber sie haben erleben müssen, daß diese Begabten, feig, wie sie sind, sich ihnen entzogen, sich ins Ausland verdrückten und jetzt dort munter weiterproduzieren. Wenn man den einen oder andern dieser emigrierten Literaten zur Strecke brächte, wäre das ein Dienst, den die Berliner Herren bestimmt zu schätzen wüßten. Er, Spitzi, könnte durch ein Unternehmen solcher Art die Schlappe, die er sich mit der Affäre Benjamin geholt, wahrscheinlich wettmachen, ohne den Bären in Anspruch zu nehmen.

Wiesener seinesteils hatte kaum seine psychologische Anmerkung laut werden lassen, als er sie schon bereute. Zwar lehnte er nach wie vor stolz ab, seine emigrierten jüdischen und sozialistischen Konkurrenten zu bekämpfen; immerhin notierte auch er in seinem heimlichsten Innern, daß man sich gelegentlich in Berlin einen Lobstrich holen könnte, wenn man dort den Skalp eines der Herren vorwiese. Schlau war es bestimmt nicht, den andern auf die Fährte gebracht zu haben. Er hätte seine Psychologie für sich behalten sollen. Gut nur, daß Spitzi faul ist und ohne Ehrgeiz.

Vielleicht, eines Tages, werde ich doch darüber nachdenken müssen, die »P. N.« zu erledigen, notierte sich also innerlich Erich Wiesener. Und: Vielleicht erledige ich einmal diese »P. N.«, notierte sich innerlich Herr von Gehrke. Sogleich aber, nachdem sie es sich notiert, stellten beide dieses Vorhaben zurück. Wiesener mit Rücksicht auf seine Fairneß und die Historia Arcana, Spitzi aus Bequemheit. Er hielt es mit dem Führer: wozu heute eine Entscheidung treffen, die man auf morgen verschieben kann?

Er kam zurück auf den Zweck seines Besuches, wurde sachlich. »In der Rue de Lille«, sagte er, »teilt man meine Meinung, daß es gut wäre, in der deutschen Presse den Fall Benjamin nicht breitzutreten, das heißt, auf das Geschrei der ausländischen Zeitungen nicht zu erwidern. Wir sind der Ansicht, die Welt wird auf diesen Fall reagieren wie auf so viele ähnliche: eine Woche schreit sie, in der dritten wird sie leise, in der fünften hat sie alles vergessen. Aber bevor wir in diesem Sinn nach Berlin berichten, möchten wir gern Ihren Rat hören, lieber Wiesener.«

»Haben Sie keine Sorge, mon vieux«, erwiderte Wiesener. »Ich beurteile die Geschichte kaum anders als Sie.« Er mußte Spitzi eine beruhigende Versicherung geben, er mußte sich mit ihm verhalten. Spitzi hat eine rasche Intelligenz und wird zweifellos Karriere machen. Wenn Spitzi ernsthaft will, wird er den Floh bestimmt fangen können, den er, Wiesener, ihm vorhin unvorsichtigerweise ins Ohr gesetzt hat, und es ist sehr die Frage, ob das in seinem, Wieseners, Interesse liegt.

Als läse Spitzi seine Gedanken, meditierte er laut: »Sie sind ein guter Psycholog, lieber Wiesener, und kennen unsere Berliner Karyatiden bis in die Nieren. Es ist schon so, wie Sie sagen. Die Herren haben wirklich einen dicken literarischen Minderwertigkeitskomplex; ihr Haß gegen die ausgewanderte Konkurrenz und ihre Überschätzung des Einflusses dieser Konkurrenz ist zur fixen Idee geworden. Ausreden können wir ihnen diese fixe Idee nicht, also müssen wir darauf Rücksicht nehmen. Irgend etwas müßte geschehen. Irgendein Ding müßten wir in der Rue de Lille drehen gegen die emigrierten Schreibmenschen. Können Sie uns keinen Rat geben, Wiesener? Sie sind doch Fachmann. Vielleicht kann man diese ›P. N.‹ durch Schikanen mürb machen. Moos haben die Kerle bestimmt nicht. Vielleicht kann man ihnen durch diplomatischen Druck kostspielige Prozesse an den Hals hängen. Sie mokieren sich doch egal über den Führer.« – »Wer tut das nicht?« antwortete Wiesener. »Wenn man da einmal anfängt, müßte man in der ganzen Welt die Gerichtshöfe verhundertfachen. Das sind Wunschträume«, meinte er gemütlich. Spitzi aber, wie ein schmollendes Kind, gab zurück, und man sah, daß dieses Argument ihm aus dem Innersten kam: »Zum Donnerwetter, Herr, wozu haben wir denn dann die Macht?«

Wiesener lächelte nur. Er hätte jetzt nicht einmal mehr vor der Historia Arcana mit Sicherheit erklären können, was er eigentlich wünschte, ob er Spitzi gegen die Heilbrun und Trautwein hetzen wollte oder nicht. Halb gegen seinen Willen gab er vage Richtlinien eines Feldzugsplanes. »Geld haben die Burschen keines«, meinte er nachdenklich, »da haben Sie sicher recht, das riecht man auf Kilometer. Vielleicht«, er wurde lebhaft, »könnte man beim Verlag einsetzen. Nicht mit Gewalt: mit Überredung. Ich habe ein Gefühl, als ob es klüger wäre, keine Tanks, sondern einen Scheck vorzuschicken. So aussichtslos das wäre beim ›Pariser Tageblatt‹: bei den ›Nachrichten‹ könnte was zu machen sein; ich hab es im Gefühl. In der Rue de Lille ist man doch wahrscheinlich informiert über die finanzielle Basis der ›Nachrichten‹. Sicher liegt da ein Akt. Eigentlich müßten Sie ihn studiert haben, Spitzi«, lächelte er.

Spitzis Nase ging schon wieder hochmütig nach oben. »Informationsdienst gehört leider dazu«, sagte er. »Aber ich bin nun einmal nicht neugierig von Natur. Für mich ist diese Seite die langweiligste des Metiers. Man muß viel Schmutz anfassen«, und er betrachtete melancholisch seine gut manikürten Hände. Er hatte ihn angefaßt, das zeigte sich sogleich; denn: »Ein Dossier liegt natürlich vor«, sagte er seufzend. »Ich habe es durchgeblättert.«

Es klopfte, und vor dem Herein kam Maria Hegner; sie war nun seit zehn Jahren Wieseners Sekretärin, vertraut mit all seinen Angelegenheiten. Ohne sich durch Gehrkes Anwesenheit stören zu lassen, traf sie Vorbereitungen für ihre Arbeit, holte Papier her, nahm den Deckel von der Schreibmaschine, hörte ungeniert zu, wie die beiden Herren weitersprachen.

Übrigens blieb Gehrke nicht mehr lange. Er hatte erreicht, was er wollte, und brach auf. »Ja, Spitzi«, resümierte Wiesener, »wir sind durchaus d’accord. Ich werde nichts hinübergeben, wenn Berlin es nicht direkt anfordert. Und wenn Sie sich überlegen, wie Sie den emigrierten Literaten das Leben ein bißchen saurer machen könnten, so werden Ihnen die Berliner das sicher nicht übelnehmen. Das Saure muß natürlich vorsichtig verabreicht werden, sorgfältig dosiert, aber das wissen Sie genausogut wie ich, wahrscheinlich besser. Nein, die Socken sind nicht zu hell«, sagte er autoritativ, während er Gehrke zur Tür begleitete. »Sie geben sogar erst den rechten Ton.« »Was halten Sie von Spitzi, Maria?« fragte Wiesener, nachdem Herr von Gehrke fort war. »Er hat kein Zentrum«, erwiderte Maria, etwas obenhin, den Stenogrammblock in der Hand, offenbar darauf wartend, mit der Arbeit zu beginnen. »Richtig«, meinte Wiesener, »er ist labil. Aber er hat Hintergründe. Und aussehen kann der Junge. Eigentlich habe ich erst heute so recht entdeckt, wie gut er aussieht.« Maria antwortete nicht. »Sind Sie schlecht aufgelegt?« fragte Wiesener, ein bißchen herausfordernd, doch nicht ohne Anteilnahme. »Es geht«, antwortete Maria ablehnend. Er hatte plötzlich Lust, ihr ins Gesicht zu schauen. Sie aber hielt den Blick gesenkt auf den Stenogrammblock in ihrer Hand und beharrte: »Sie wollten heute endlich den Artikel über den Streik schreiben.« – »Wollte ich?« fragte unlustig Wiesener zurück. Maria sah ihn an, ganz kurz, eine kleine, tiefe Falte zwischen den kräftigen Augenbrauen, unmutig, mißbilligend. Er, seufzend, machte sich ans Diktat.

Er diktierte zunächst träge. Bald aber fesselte ihn die Arbeit; er riß sich zusammen, sammelte sich, er wollte wohl auch vor der heute widerspenstigen Maria glänzen. Er kam in Schwung. Es ging ihm darum, einen unbedeutenden wirtschaftlichen Streik der Pariser Transportarbeiter seinen deutschen Lesern so darzustellen, daß die, deren Lebensstandard sich von Monat zu Monat verschlechterte, den Eindruck bekommen mußten, in dem demokratischen Frankreich gehe alles drunter und drüber, während in dem autoritären Deutschland die Dinge ihren stillen, geregelten, immer glücklicheren Lauf nähmen. In solchen stilistischen Arrangements war Wiesener Meister. Er blieb ganz nah an der Wahrheit; trotzdem sah in seinen Artikeln die Welt so aus, wie Berlin sie wünschte. Auch diesmal erlaubte er sich nur leise Verbiegungen, Untertöne, kleine Lichter, und doch kam alles so heraus, daß jedem Patrioten, wenn er den Kontrast zwischen den herrlichen Zeiten im Reich und der elenden Lage des Erbfeinds bedachte, das Herz höher schlagen mußte.

Gegen Ende des Diktats war Wiesener in großer Form. Er ging auf und ab, langsam, gespannten, energischen Gesichtes, der schwere, schwarze Schlafrock schleifte majestätisch um ihn und hinter ihm über den Teppich. Er brauchte sich kaum je zu korrigieren, das kleine Stimmungsbild wurde eine stilistische Kostbarkeit. »Sind Sie zufrieden?« fragte er, ein wenig eitel, Maria, die sich an die Maschine gesetzt hatte, um das Stenogramm zu übertragen. Und da sie nicht antwortete, attestierte er sich selber: »Es steht viel Tatsächliches darin, und das Ganze hat das richtige Licht.« Sie saß da, die Hände schon erhoben zum Schreiben. Sie hatte sich lange vor ihm zu den Ideen der Nazi bekannt, sich mit ihrem ganzen jungen Temperament in die Bewegung hineinwerfend, ihre Begeisterung hatte ihm dazu verholfen, Widerstände seiner Logik zu besiegen und seinesteils den inneren Weg zu den Nazi zu finden. Inzwischen aber hatte sich ihr Enthusiasmus verflüchtigt, während er jetzt fest und stabil inmitten seiner raffiniert gezimmerten nationalen Weltanschauung saß. »Sie sind mit meiner Auffassung des Streiks nicht einverstanden?« hänselte er Maria, die beharrlich schwieg. »Es ist schade um Sie«, sagte sie. »Das finden manche«, lächelte zynisch selbstbewußt Wiesener. »Jetzt nicht mehr viele«, meinte Maria.

Wiesener ging nah an sie heran und beugte sich zu ihr hinunter, so daß sie ihn anschauen mußte. »Sie sind heute sehr frech, Maria«, sagte er. »Weil ich finde, daß es schade um Sie ist?« fragte sie zurück, wandte sich ab und begann, aus ihrem Stenogramm zu tippen. Wiesener saß in seinem bequemen Sessel, die Beine übereinandergeschlagen, der prunkhafte Schlafrock fiel schwarz und weit an ihm herunter. Ein bißchen spöttisch schaute er zu, wie die Finger ihrer großen, blaßbraunen Hände die Tasten bearbeiteten.

Sie sah mit ihren blauen Augen unter dem schwarzen Haar hübsch aus und nach etwas Besonderem. Sie mochte dreißig sein; ja, es sind jetzt zehn Jahre, daß sie bei ihm war. Jetzt also ist sie zornig und verachtet ihn, und sie zeigt ihm das deutlich. Er pfeift auf Würde, aber eigentlich bleibt es doch eine Frechheit. Sowie man den leisesten Mißerfolg hat, gleich werden die Frauen tückisch und begehren auf.

Aber was soll das? Hat er denn einen Mißerfolg?

Gegen seinen Willen zieht es seinen Blick hinüber zu den Zeitungen, die den Schreibtisch überdecken. Er weiß Bescheid. Es ist Trautweins Artikel, der Maria störrisch macht.

Er sollte, aber er kann sich nicht beherrschen. »Haben Sie den Artikel Trautweins gelesen?« fragt er. In zehn Jahren lernt man einen Menschen kennen. Er weiß doch, daß sie den Aufsatz gelesen hat, genausogut wie sie weiß, daß es das schlichte, gute Pathos dieses Aufsatzes ist, das ihn heute noch zynischer macht als sonst. Wozu also fragt er?

»Natürlich habe ich den Artikel gelesen«, erwidert sie denn auch, ohne ihr Tippen zu unterbrechen. Ihre Antwort, ihr Verhalten bestätigen ihm seine Niederlage. »Sie sind schlechter Laune, Maria«, konstatiert er nochmals, und: »Ist es wegen des Artikels?« fragt er, ein etwas erkünsteltes Lächeln um den langen Mund, mit der Quaste des Schlafrocks spielend. Doch Maria antwortet nicht mehr, sie tippt schweigend weiter. »Es steht Ihnen gut, Maria«, zieht er sie auf, »wenn Sie rebellisch sind. Ich glaube, deshalb entrüsten Sie sich so gern über mich.«

Er hat in den zehn Jahren fast täglichen Beisammenseins keine Liebschaft mit Maria angefangen. Das ist merkwürdig und eigentlich schade. Aber er ist stolz auf seine Selbstbeherrschung. Es tut nicht gut, mit seiner Sekretärin erotische Beziehungen zu unterhalten. »Willfähriger Frauen gibt’s genug«, zitiert er in seinem Innern Shakespeare. Brauchbare Sekretärinnen wenige.

Diese »P. N.«. Komisch, daß man sie nicht los wird. Erst Spitzi, jetzt Maria. Blöd, lächerlich. Der Artikel dieses Trautwein. Es ist, wie wenn einen unversehens ein fremder Hund ankläfft, einem nachläuft, nicht mehr von einem abläßt. Der unmutige Wiesener häuft die Vergleiche. Nein, nein, nein. Er denkt nicht daran, gegen die Burschen vorzugehen, er gibt sich nicht mit ihnen ab, ihr Geschrei rührt ihm nicht die Haut, Maria tut ihm unrecht, Maria sieht ihn falsch. Wenn er Spitzi den Floh ins Ohr gesetzt hat, so beweist das gar nichts. Er hat es fahrlässig getan, ohne Absicht. Und es wird auch keine Folgen haben. Die Rue de Lille wird nicht gegen die Leute vorgehen. Spitzi ist zu lässig.

Erich Wiesener ging hinüber an seinen großen Schreibtisch, nahm die »Nachrichten« in die Hand, faltete sie sorgsam, legte sie behutsam, fast zärtlich, zurück auf den Tisch. Heimlich freute er sich, daß er, gegen seinen Willen, Spitzi den Floh ins Ohr gesetzt, und ohne daß er es wußte, vertieften sich ihm die Rillen jener Notiz, die er während des Gesprächs mit Gehrke in seiner Seele gemacht hatte: Vielleicht, eines Tages, werde ich doch darüber nachdenken, die »P. N.« zu erledigen.

Maria hatte ihr Stenogramm zu Ende übertragen. Wiesener, jetzt erheblich besserer Laune, meinte freundschaftlich: »Ich denke, wir könnten versuchen, heute wieder einmal am ›Beaumarchais‹ zu arbeiten.«

Er hatte viele Bücher projektiert und viele zu schreiben begonnen; allein so blendend seine Entwürfe waren, die Ausführung langweilte ihn bald, und er ließ das Angefangene liegen. Er war ein zu guter Kenner, um sich mit schludriger Arbeit zu begnügen, und zu gewissenhafter fehlt ihm die Ausdauer. Die Biographie des Beaumarchais war von den vielen Werken, die er in Angriff genommen, dasjenige, das er am weitesten gefördert. Das Leben und Werk dieses Mannes darzustellen, der in Wahrheit ein Repräsentant seines Jahrhunderts gewesen, glänzend begabt, ungeheuer lebensgierig und unbeschwert durch Gesinnung, das war eine Aufgabe, die ihn lockte und die ihm lag. Er fühlte sich diesem Beaumarchais verwandt; er selber, leider zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts geboren, gehörte in das achtzehnte. Er beneidete seinen Helden. Der hatte das Glück gehabt, daß sein Schicksal ihn immer auf die Seite der richtigen, das heißt der zukunftsträchtigen Gesinnung stellte; er hatte, obwohl im Kern gesinnungslos, mit Elan, ja mit Überzeugung Gesinnung zeigen dürfen. Wiesener beneidete ihn sehr und tadelte heftig seine Gesinnungslosigkeit.

Ungefähr eine Stunde diktierte er, hingegeben, mit gutem Gelingen. Dann, aufatmend, machte er Schluß. »Halten Sie mich für einen Schuft, Maria?« fragte er und nahm ihre Hand, die sie ihm, ein wenig widerstrebend, ließ. »Aber können kann ich was«, sagte er, »das müssen Sie zugeben.«

Als Wiesener an diesem Nachmittag nach Hause kam, meldete ihm der Diener Arsène, während er ihm aus dem Mantel half: »Monsieur de Chassefierre wartet im Studio.« Wiesener, mit Mühe, hielt sein Gesicht unbewegt. Er hatte Krieg und Revolution mitgemacht, viel Auf und Ab, hatte, sooft Schicksalschläge ihn trafen, ungewöhnlichen Gleichmut bezeigt; wenn er indes seinem Jungen Raoul begegnen sollte, dann, stets von neuem, spürte er sein Herz.

Als er ins Arbeitszimmer trat, stand Raoul de Chassefierre rauchend vor den Büchern der anschließenden Bibliothek. Maria Hegner hatte ihm ihren Stuhl ein wenig zugedreht, offenbar hatte sie sich mit ihm unterhalten. Es bestand zwischen der dreißigjährigen Maria und dem achtzehnjährigen Raoul ein kleiner Flirt, der Wiesener amüsierte.

Raoul, bei seinem Eintritt, wandte ihm das hübsche, freche Gesicht zu. Unwillkürlich, wie sehr oft, verglich Wiesener das Antlitz des Jungen mit dem Porträt Leas, das in der Bibliothek hing. Raoul hatte die breite Stirn des Vaters, auch seine starken Augenbrauen; allein sein Kinn lief schmaler zu, und von der Mutter hatte er die kühne, fleischlose Nase. Es war ein Jungenskopf, gescheit, eigenwillig und dennoch anmutig.

»Ich sehe, Sie haben sich einen neuen Montaigne angeschafft, Monsieur Wiesener«, sagte er. Der launische Raoul hatte sich niemals auf die Anrede festgelegt, die er seinem Vater gab, manchmal nannte er ihn Monsieur Wiesener, manchmal Papa, zuweilen sprach er französisch mit ihm, zuweilen deutsch. Heute war es Wiesener beinahe lieb, daß Raoul die förmliche Anrede bevorzugte.

Er führte ihn ins Speisezimmer, das neben der Bibliothek lag, und schloß die Glastür. »Setz dich, mein Junge«, forderte er ihn auf. »Willst du Tee haben?« – »Nein«, erwiderte Raoul, »aber wenn Sie mir einen Apéritif anbieten, lehne ich nicht ab. Ihr weißer Porto ist trinkbar.« Wiesener ließ den Porto bringen, schenkte ein, musterte seinen Jungen, was der wohl von ihm wolle. Lang, schlank, feingliedrig saß Raoul da, den fleischlosen, ovalen Kopf mit den grüngrauen Augen frech und zierlich über die Schulter gedreht. »Da ich gerade vorbeikam«, erklärte er, »wollte ich mich ein bißchen nach Ihnen umsehen. Haben Sie keine Angst, ich will nichts Besonderes von Ihnen. Es ist pure Freundlichkeit.« Er hatte den Stuhl zurückgeschoben und ein Bein übergeschlagen; dreist, liebenswürdig schaute er den Vater auf und ab. Vom übernächsten Raum, durch die Glastür, sehr gedämpft, kam das Klappern der Schreibmaschine. »Ich störe Sie doch nicht?« fuhr Raoul fort. »Durchaus nicht«, antwortete Wiesener, seinesteils den Jungen aufmerksam, fast gierig betrachtend. Er straffte sich unmerklich. »Wie geht es dir? Erzähle.«

Raoul erzählte gern und gut. Verwöhnt, gefallsüchtig sprach er von all und jedem und von sich selber mit Ironie. Seine Begabung und sein Urteil waren willkürlich. Versagte er in einzelnen Disziplinen, so glänzte er um so mehr in anderen. Ungewöhnlich war sein Talent für moderne Sprachen. Dieser Tage hatte er sich den Spaß gemacht, einen Artikel Wieseners ins Französische und dann zurück ins Deutsche zu übertragen. »Dabei merkte ich«, erzählte er gönnerhaft, »wie Ihr Stil durch die ständige Berührung mit uns gewonnen hat. Ihr Deutsch liest sich, als wäre es Französisch. Sie haben Ihren Heine studiert. Aber dürfen Sie denn das? Und wie lange wird das noch gut gehen?« Er lächelte seinem Vater zu und trank von seinem gelben Wein.

Wiesener hörte auf die Stimme seines Sohnes, die unerwartet tief aus dem jungen Gesicht herauskam. Er nahm die Hänseleien Raouls gutmütig hin. Nicht nur gingen, wenn er sich mit Raoul nicht verhielt, seine Beziehungen zu dessen Mutter, zu Lea de Chassefierre, in die Binsen, er liebte auch seinen Sohn, sah in ihm das verfeinerte Abbild des eigenen Ichs. Er glitt also leicht über die Ironie Raouls fort und fragte ihn nach der Mutter.

In den Monaten, nachdem die Nationalsozialisten die Macht an sich gerissen und Wiesener sich zu ihnen bekannt hatte, war es manchmal zweifelhaft gewesen, ob Madame de Chassefierre, die jüdisches Blut hatte, ihre Bindung mit ihm nicht lösen werde, und der launische, hochmütige Raoul hatte ihm damals eine spitze Feindseligkeit bezeigt. Dann freilich im Lauf der zwei Jahre hatte sich erwiesen, daß Lea de Chassefierre Wieseners Zugehörigkeit zu den Nazi hinnahm, und Raoul hatte sich damit abgefunden, daß er, der vor der Öffentlichkeit der Sohn des stockfranzösischen, royalistischen, im Krieg gefallenen Aristokraten Paul de Chassefierre war, in Wahrheit ihn, Wiesener, zum Vater hatte. Immer wieder aber hatte er Rückfälle, Anwandlungen von Widerwillen.

Heute war er gnädig. »Mama ist nett und unpraktisch wie immer«, erzählte er vertraulich, leutselig. »Zur Zeit beschäftigt sie sich mit dem Ankauf eines neuen Wagens. Aber wenn ich nicht energisch eingreife, wird sie wieder einen Buick wählen; dabei werden auch Sie mir zugeben, daß nur ein Lancia in Frage kommt. Sie hat übrigens mehrmals von Ihnen gesprochen. Ich finde, man spricht zu viel von Ihnen«, hänselte er den Vater. »Was habt ihr da wieder angestellt, wozu mußtet ihr diesen Journalisten entführen? Ihr macht es einem wirklich verdammt schwer, euch zu verteidigen. Ich an Mamas Stelle würde mir das nicht alles antun. Ich hätte längst mit Ihnen Schluß gemacht, Papa. Die Geschichte mit diesem Journalisten«, er schüttelte den Kopf. »Wir haben da einen Artikel gelesen von einem gewissen Trautwein« – er sprach den Namen langsam, mit richtiger deutscher Aussprache, der man den fremden Akzent kaum anmerkte –, »man muß sagen, der Mann hat hundertprozentig recht.«

Wiesener war den Ton seines Sohnes gewöhnt, er schokkierte ihn und gefiel ihm, und er ließ ihn sich gerne gefallen. Heute aber traf es ihn, daß er auch aus dem Munde Raouls das Lob Trautweins hörte. Er verfinsterte sich.

Der sensible Raoul merkte, daß er auf dem Wege war, seinen Vater zu verstimmen. Das konnte er heute nicht brauchen; denn natürlich hatte er gelogen und wollte was von ihm. Er lenkte also ein. Begann von den nationalistischen Theorien zu reden, die im Schwange waren. Er hatte eine advokatische Begabung, diese Theorien je nach dem Bedürfnis des Augenblicks zurechtzubiegen. Im allgemeinen dünkte er, der das Blut alter Kulturvölker in sich hatte, lateinisches, jüdisches, sich seinem Vater, dem Boche, weit überlegen, aber im Augenblick schien es ihm opportun, Konzilianz zu zeigen. Er landete schließlich bei der Behauptung, bewußter, konzentrierter Nationalismus lehre die Angehörigen verschiedener Nationen einander besser verstehen als irgendein verwaschener Internationalismus.

Solche Sätze gefielen Wiesener. Mit seiner hellen Stimme, nicht ohne Schwung, setzte er seinem Sohn auseinander, wie tolerant im Grund der Nationalsozialismus sei. Der wahre Nationalsozialist lerne an den guten Eigenschaften anderer, er halte es für wünschenswert, sich fremde Tugenden einzuverleiben, natürlich nur so weit, als sie den eigenen Organismus nicht störten. Raoul hörte zu, mit angeregt höflichem Gesicht. Innerlich machte er freche, ironische Vorbehalte. Gewiß, Papa hat sich assimiliert, soweit eben ein Boche sich assimilieren kann. Bleibt nur die Frage, ob nicht doch vielleicht ein richtiger Boche besser ist als ein halbassimilierter. Was immer Papa anstellt, er bleibt ein Metöke, er gehört hinüber ans andere Ufer des Rheins.

Doch von solchen Erwägungen ließ Raoul jetzt kein Wort verlauten. Er war ehrgeizig, er trug ein bestimmtes Projekt im Kopf, für das er seinen Vater heute gewinnen wollte, und an Ideen, wie der sie eben entwickelt hatte, ließ sich da bequem anknüpfen. Deshalb hütete sich Raoul, Bedenken zu äußern, er stimmte vielmehr lebhaft zu und bedauerte nur, daß sich immer wieder solche Geschichten ereigneten wie die Entführung dieses Journalisten Benjamin. Man müsse, meinte er, alles tun, um einander trotz solcher Vorkommnisse zu verstehen.

Wiesener, da sein Sohn sich diesmal so verständig und konziliant gab, leuchtete sichtlich auf. »Das unterschreibe ich mit beiden Händen«, ereiferte er sich. »Es ist klar: zwischen einem französischen und einem deutschen Nationalisten ist mehr Gemeinsames als, sagen wir, zwischen einem französischen Nationalisten und einem französischen Marxisten. Die Gemeinschaft besteht darin, daß wir, der französische und der deutsche Nationalist, das Jahr 1789 und seine Folgen ablehnen. Wir anerkennen nicht die égalité, die Gleichheit der Menschen von Geburt an, wir sehen in diesem Grundsatz einen Grundirrtum. Wir lehnen ihn ab. Wir lehnen die Französische Revolution ab. Wir erstreben eine Ordnung, welche die naturgegebenen Unterschiede zwischen den Menschen erkennt und praktische Folgen daraus zieht. Wir wollen die sozialen und politischen Fehler wiedergutmachen, welche das neunzehnte Jahrhundert, verführt durch 1789, begangen hat. Wir wollen anknüpfen an die gute Tradition des achtzehnten. Ich und du, mein Junge, wir sind erfreulicherweise achtzehntes Jahrhundert.«

Das waren Ideen, die Raoul gern aufgriff. Von seinem hübschen, länglichen Jungensgesicht schwand der ironische Zug, die grüngrauen Augen schauten nicht ohne Wohlgefallen auf den Vater. »Gib mir noch etwas Wein«, verlangte er huldreich, auf deutsch; er wußte, wie sehr sein Vater es schätzte, wenn er deutsch sprach und wenn er ihn gar duzte, und jetzt hielt er es für an der Zeit, großzügig zu sein. Denn jetzt wollte er von seinem Projekt reden und sich dafür die Hilfe des Alten sichern.

»Weißt du, Papa«, begann er vertraulich, immer deutsch sprechend, der leise Akzent unterstrich nur, wie sicher er die fremde Sprache beherrschte, »was du sagst, bringt mich auf eine Idee. Wie wäre es, wenn ich einmal versuchte, ob man nicht ein Treffen veranstalten könnte zwischen unserm Jugendclub Jeanne d’Arc und einem von euren Jugendverbänden? Ich verspreche mir davon allerhand. Ich glaube, wenn man sich überhaupt verständigen kann – und das muß möglich sein, der Meinung bist du ja auch –, dann kriegen es am ehesten wir Jungen zuwege. Und außerdem«, setzte er gewollt frivol hinzu, »verspreche ich mir persönlich Spaß davon.«

Das Vorhaben Raouls kam Wiesener ungelegen. Sicher rechnete Raoul damit, daß man, wenn dieses Jugendtreffen zustande kam, ihn zum Führer der französischen Delegation machen werde, und wahrscheinlich wünschte er, daß man von deutscher Seite seine Kandidatur befürworte. Wie leicht aber konnten dann, wenn Raouls Name in solchem Zusammenhang genannt wurde, Wieseners Neider und Rivalen wegen seiner Beziehungen zu Lea stänkern. Freilich war von den vier »Großelternteilen« Leas lediglich einer »nichtarisch«, und seine Beziehungen zu ihr sind also nicht eigentlich »rassenschänderisch« im Sinn nationalsozialistischer Auffassung: aber von einem Mann, der in der Partei eine solche Stellung einnimmt wie er, erwartet man in dieser Hinsicht hundertprozentige Integrität. Ihm konnte man seine Beziehungen zu Lea bös ankreiden. Lea selber hat von diesen Auswüchsen des deutschen Rassenhochmuts keine Ahnung. Sie nimmt – das tut man fast überall im Ausland – den deutschen Antisemitismus für ein persönliches Steckenpferd des Führers und einiger Fanatiker, für eine lästige, eher komische Anwandlung. Wie finster und bedrohlich diese »Anwandlung« sich in der deutschen Realität auswirkt, davon haben sie hier in Paris trotz aller Zeitungsberichte noch immer keinen Begriff. Er selber hat Aufsätze darüber geschrieben, aus was für einem tiefen Naturgefühl, aus was für einem sicheren biologischen Instinkt heraus die deutschen Rassentheorien entstanden seien. Aber das war doch mehr theoretisch gemeint, abstrakt, und wenn er daran denkt, daß sein Privatleben vor einem Parteigericht durchgehechelt werden könnte, prickelt ihm die Haut vor Scham. Er stellt sich vor, was Lea für ein Gesicht machen wird, wenn sie so was hört, und er verspürt schier körperliches Unbehagen. Nein, Raoul und seine Jugendbewegung, das paßt ihm jetzt gar nicht.

Er hütete sich indes, dem Jungen von seinen Bedenken zu reden. So ein Treffen, meinte er, sei ein feines Projekt, und er rühmte Raouls gesunden Ehrgeiz. Er selber werde die Sache im Aug behalten. Jetzt freilich sei die Zeit nicht günstig. Eben erst habe der Besuch der französischen Frontkämpfer in Berlin stattgefunden, es habe einige Reibungen und Mißverständnisse gegeben, und man tue gut, für die Vorbereitung eines ähnlichen Treffens einen günstigeren Augenblick abzuwarten. Im übrigen halte er die Sache, wenn sie intelligent angefaßt und durchgeführt werde, für vielversprechend. Er redete lang und mit Wärme.

Raoul merkte gut, daß die vielen herzlichen Worte nichts waren als dilatorisches Geschwätz. Er fühlte sich gedemütigt. Es ist das erstemal, daß ich dem Alten mit einem ernsthaften Anliegen komme, dachte er haßvoll, und dann erwidert er mir so. Was er wohl für Gründe hat? Er gönnt mir nichts. Aber wenn er glaubt, daß ich jetzt aufgebe, dann hat er sich geschnitten. Doch ebenso diplomatisch wie der Papa, ließ er von seinen wahren Gefühlen nichts merken. »Mit dir kann man reden«, anerkannte er und wechselte das Thema.

Mama, erzählte er, sei noch immer dagegen, daß er sich einen Frack machen lasse. »Achtzehn Jahre und zweihundertzwölf Tage«, beklagte er sich, »und noch keinen Frack. Manchmal, abends, wenn ich ausgehen will, bin ich ernstlich behindert. Wenn es Mama nach ginge, muß ich mit dem Frack warten, bis sie mich in die Akademie berufen.«

Wiesener freute sich, daß Raoul wegen des Jugendtreffens nicht weiter in ihn drängte. War das nur gute Erziehung? Oder war das Projekt von Anfang an so vag gewesen, daß Raoul es beim ersten Widerstand fallenließ? Auf keinen Fall sollte der Junge verstimmt von ihm gehen. »Wie wäre es«, schlug er vor, »wenn wir Mama überraschten? Du läßt dir einfach auf meine Rechnung bei Knize einen Frack bauen.«

Der alte Gauner, dachte Raoul. Wenn es um meine Karriere geht, sagt er glatt nein, und dann will er mich mit einem Frack abspeisen. Aber da irrt er sich. Ich nehme den Frack, aber bei der Jeanne d’Arc muß er mir doch heran. Doch sein Gesicht, während er dies dachte, strahlte, und: »Wollen Sie mir den Frack wirklich stiften?« freute er sich. »Das ist schick von Ihnen. Und um ihn einzuweihen, gehen wir zusammen aus.«

Das war als eine Gunst gemeint, und so faßte Wiesener es auch auf. Wenn ein Rest von Mißvergnügen in Raoul geblieben sein sollte, so hatte er ihn jetzt zerstreut, und er freute sich, so leichten Kaufes davongekommen zu sein. Raoul blieb auch weiter liebenswürdig. Unter munteren, verbindlichen, leicht ironischen Reden trank er seinen Portwein aus, steckte sich eine letzte Zigarette an, verabschiedete sich, und Vater und Sohn trennten sich im besten Einvernehmen.

Allein, setzte sich Wiesener an den Schreibtisch. Aber er las nicht und schrieb nicht. Müßig, gedankenlos, schaute er über die Stadt Paris, die silbriggrau zu seinen Füßen lag. Er fühlte sich ausgeleert wie nach einer körperlichen Anstrengung; jede Begegnung mit Raoul nahm ihn so her.

Diese war passabel abgelaufen. Als ihm Raoul mit seiner Idee von dem Jugendtreffen kam, war ihm freilich der Schreck in die Glieder gefahren. Darum also hatte er ihn besucht. Aber er, Wiesener, hat sich geschickt aus der Affäre gezogen.

Ein wenig mühsam erhebt er sich. Sehr selten nur spürt er, daß er kein ganz junger Mann mehr ist, heute spürt er’s. Er geht hinüber in die Bibliothek, steht vor dem Porträt Leas. Lea schaut aus grünblauen Augen unter dunkelbraunem Haar auf ihn herunter, gelassen, mit leiser Ironie; die große, fleischlose Nase mit dem breiten Nasenbein machen ihr mattfarbiges Gesicht gescheit, eigenwillig.

Ein klein bißchen maulen wird Lea, wenn der Junge auf einmal im Frack vor ihr steht. Ein derart erwachsener Sohn wird ihr nicht willkommen sein. Aber sie wird diesen ihren wirklichen Grund kaum vor sich selber wahrhaben wollen, und es wird Wiesener nicht schwerfallen, sie zu besänftigen. Auf alle Fälle ist der Junge ohne Groll von ihm gegangen, und der Frack hat sich als Ölzweig bewährt.

Im ganzen mag ihn Raoul und hat Sinn für ihn. Er hat ein paar anerkennende Worte für ihn gehabt, und aus dem Munde Raouls bedeutet ein bißchen herablassende Anerkennung soviel wie aus dem Munde anderer grenzenlose Bewunderung. Es war nicht nur die Sache mit der Jeanne d’Arc, um derentwillen Raoul kam, zehn Prozent Kindesliebe waren auch dabei.

Ein paar Stiche allerdings hat der Junge ihm versetzt, die er gespürt hat. »Was habt ihr da wieder angestellt. Der Artikel eines gewissen Trautwein.« Er hat den Ton genau im Ohr, mit dem Raoul diese Worte gesprochen, seine tiefe, mokante Stimme. Der verdammte Bengel.

Sonderbar, daß jeder neue Besuch Raouls ihn aufregt. Er kennt doch Raoul längst bis in die letzte Nuance. Alles, was über sein Verhältnis zu Raoul zu sagen ist, steht säuberlich aufgeschrieben in der Historia Arcana. Er holt das Buch heraus, liest nach.

Dann macht er einen neuen Eintrag, beschreibt seinen heutigen Tag. Bemüht sich, die Gedanken so abzufangen, wie sie ihm kommen. »Was habt ihr da wieder angestellt«, notiert er und: »Der Artikel eines gewissen Trautwein.«

Und plötzlich schreibt er hin, er weiß selber nicht, wieso: »Man muß den gewissen Trautwein totmachen.« – »Totmachen«, wie merkwürdig, daß ihm dieses Wort aus dem Kinderslang in die Feder gekommen ist, er gebraucht es sonst nie. Aber da steht es.

Er überliest, was er geschrieben hat. »Totmachen.« Er schüttelt den Kopf. Und, mechanisch fast, überträgt er seinen letzten Satz in eine andere Form, in eine weniger kindliche, bösartigere, dunklere, mehr pathetische. Er schreibt hin ein Zitat aus dem Neuen Testament, aus dem Kapitel, da die Erzpriester hören, wie die Apostel Zeugnis ablegen. »Ihnen aber«, schreibt er, »da sie das höreten, ging es durchs Herz, und sie gedachten, sie zu töten.«

## 

## 8

## Trübe Gäste

Während des Krieges und in den beiden Jahrzehnten hernach hatten in manchen Ländern Revolutionen stattgefunden. Diese Umwälzungen hatten zahlreiche Menschen zur Flucht aus ihrer Heimat getrieben. Es gab also Emigranten vieler Nationen.

Die deutsche Emigration war zerklüfteter als jede andere. Es gab unter den deutschen Exilanten zahlreiche, die um ihrer politischen Gesinnung willen hatten fliehen müssen, und es gab die große Masse derjenigen, die, nur weil sie selber oder ihre Eltern in den standesamtlichen Registern als Juden geführt wurden, sich zur Auswanderung gezwungen gesehen hatten. Es gab viele, Juden und Nichtjuden, die freiwillig gegangen waren, weil sie die Luft des Dritten Reichs einfach nicht mehr hatten atmen können, und andere, die für ihr Leben gern in Deutschland geblieben wären, hätte man sie dort nur auf irgendeine Art ihren Lebensunterhalt verdienen lassen. Aber eben das war einer der wesentlichen Punkte des nationalsozialistischen Programms und eigentlich der einzige, der sich verwirklichen ließ: den politischen Gegnern, den persönlichen Feinden oder Konkurrenten der neuen Herren und den als Juden Eingetragenen die Lebensmöglichkeit zu nehmen, auf daß sie krepierten wie die Fische eines austrocknenden Gewässers. Viele der deutschen Emigranten waren eingekerkert gewesen, mißhandelt, gedemütigt, schikaniert, viele hatte Freunde und Verwandte, die in Deutschland umgekommen waren, viele arbeiteten außerhalb der Reichsgrenzen am Sturz des verhaßten Regimes. Aber es gab auch solche, die mit der neuen Herrschaft einverstanden waren, die nie gefühlt, ja kaum gewußt hatten, daß sie Juden waren, und die, nachdem sie sich plötzlich infolge irgendeiner standesamtlichen Eintragung als Juden und somit als minderwertig abgestempelt sahen, nur sehr gegen ihren Willen aus ihrer vielhundertjährigen Heimat vertrieben worden waren. Es gab also unter diesen Exilanten Menschen jeder Art, solche, die ihre Gesinnung, und solche, die einfach ihre Geburtsurkunde oder irgendein anderer Zufall aus Deutschland getrieben hatte; es gab freiwillige und es gab Muß-Emigranten.

Auch gab es unter den hundertfünfzigtausend aus Deutschland Verjagten nicht nur Menschen jeder politischen Gesinnung, sondern auch jeder sozialen Stellung und jedes Charakters. Jetzt, ob sie wollten oder nicht, bekamen sie alle die gleiche Etikette aufgeklebt, wurden sie alle im gleichen Topf gekocht. Sie waren in erster Linie Emigranten und erst in zweiter, was sie wirklich waren. Viele sträubten sich gegen eine so äußerliche Einordnung, doch es half ihnen nichts. Die Gruppe war nun einmal da, sie gehörten dazu, die Verknüpfung erwies sich als unlösbar.

Für die meisten bedeutete die freiwillige oder erzwungene Flucht aus Deutschland Preisgabe ihrer Stellung und ihres Vermögens. Denn die Stellung mußte aufgegeben, das Geld zurückgelassen werden. Womit sonst hätte die regierende Partei die Versprechungen halten können, die sie ihren Mitgliedern gemacht hatte, bevor sie ans Ruder kam? So lebten also die deutschen Emigranten zumeist in Dürftigkeit. Es gab Ärzte und Rechtsanwälte, die mit Krawatten hausierten, Büroarbeit verrichteten oder sonstwie, illegal, von der Polizei gehetzt, ihr Wissen an den Mann zu bringen suchten. Es gab Frauen mit Hochschulbildung, die als Verkäuferinnen, Dienstmädchen, Masseusen ihr Brot verdienten.

Wohin immer diese trüben Gäste kamen, waren sie unerwünscht. Der Erdboden und die Arbeit waren verteilt unter Nationen, unter politische und gesellschaftliche Cliquen. Infolge planloser Produktion und sinnloser Verteilung hungerte ein großer Teil der Bevölkerung des Planeten bei gefüllten Vorratskammern und standen trotz Warenhungers und Arbeiterandrangs viele Maschinen still. Länder, in denen neue, fähige Menschen willkommen gewesen wären, gab es nicht mehr. Vielmehr wurden die fremden Kömmlinge, die Brot und Arbeit wollten, überall mit scheelen Augen angesehen.

Man erlaubte ihnen nicht zu arbeiten, kaum zu atmen. Man verlangte »Papiere« von ihnen, Ausweise. Die hatten sie nicht, oder was sie hatten, genügte nicht. Manche waren geflohen, ohne Papiere mitnehmen zu können, die Pässe der meisten liefen allmählich ab und wurden von den Behörden des Dritten Reichs nicht erneuert. So hatten es diese Exilanten schwer, bestätigt zu bekommen, daß sie waren, wer sie waren. Das war manchen Ländern ein gelegener Vorwand, sie abzuschieben. Es kam vor, daß Menschen ohne jegliches Papier eines Nachts von den Gendarmen eines Landes heimlich über die Grenzen des Nachbarlandes und in der nächsten Nacht von den Gendarmen des Nachbarlandes ebenso heimlich wieder zurückgebracht wurden.

Den wenigsten bekamen die Leiden, die sie durchzumachen hatten. Denn es ist so, daß Leiden nur den Starken stärker, den Schwachen aber schwächer macht. Das alte Deutsch kennt für den Vertriebenen, für den Exilanten, zwei Worte: das Wort »Recke«, das nichts anderes bedeutet als eben Vertriebener, Geächteter, und das Wort »Elend«, das wiederum den Mann ohne Land, den aus dem Land Gestoßenen bedeutet. So bezeichnet die Weisheit der deutschen Sprache die beiden Pole, die das Wesen des Emigranten begrenzen. Unter den deutschen Emigranten wurden die meisten Elende und nicht sehr viele Recken; denn Gesinnung, Prinzipientreue sind Güter, auf die man leichter verzichtet als auf das tägliche Brot und auf die Butter darauf, und wenn es sich darum handelt, Ballast über Bord zu werfen, muß die Moral am ehesten daran glauben. Viele von den Emigranten verkamen. Ihre schlechten Eigenschaften, im Wohlstand versteckt und behütet, drangen zutage, ihre guten schlugen um. Wer vorsichtig gewesen war, wurde feig, der Mutige verbrecherisch, der Sparsame geizig, Großzügigkeit wurde Hochstapelei. Die meisten wurden ichbesessen, verloren Urteil und Maß, unterschieden nicht mehr zwischen Erlaubtem und Unerlaubtem, ihr Elend wurde ihnen Rechtfertigung für Zügellosigkeit und Willkür. Auch wurden sie jammerselig und zänkisch. Aus sicheren Verhältnissen ins Unsichere gestoßen, verzappelten sie sich, wurden frech und servil zugleich, streitsüchtig, anspruchsvoll, besserwisserisch. Sie wurden wie Früchte, die man zu früh vom Baum gerissen hat, nicht reif, sondern trocken und holzig.

Je ranziger ihre Hoffnung wurde auf Rückkehr in die Heimat oder zumindest in gesicherte Verhältnisse, um so tiefer ließen sie sich fallen. Manchen wurde es zu einer Schande, Emigrant zu sein, sie versuchten ängstlich, es zu verbergen, natürlich umsonst. Andere, gerade weil ihnen nichts blieb als ihr Emigrantentum, trugen es arrogant zur Schau und leiteten immer höhere Ansprüche daraus her. War nicht Hannibal Emigrant gewesen, Dante, Victor Hugo, Richard Wagner, Lenin, Masaryk? Sie vergaßen, daß auch der kleine Weißrusse Maximow zu den Emigranten gehörte, der sich vor dem Montmartre-Lokal Koltschak als Türsteher und Zuhälter betätigte, und Herr Rosenbaum, der einem kunstseidene Krawatten als reinseidene aufzuschwindeln suchte, und Herr Lembke, der damit umging, sich der deutschen Staatspolizei als Spitzel anzubieten.

Man liebte sie nicht, die deutschen Emigranten, sie mußten, diese Fremden, ihren Umgang zumeist untereinander suchen. Da entlud sich denn häufig ihr Elend und ihre Verzweiflung in läppischem, kleinlichem Gezänk, einer rieb sich am andern, man sah unbewußt im andern das eigene Bild und beschimpfte in der Kleinheit des andern die eigene Unzulänglichkeit. Alle wollten sie das gleiche: Pässe, Arbeitserlaubnis, Geld, eine neue Heimat, am liebsten Rückkehr in die alte, befreite. Doch die Gründe, warum sie das wollten, die Zwecke, wozu, und die Wege, wie sie es erreichen wollten, waren sehr verschieden, und was dem einen herrlich schien, war dem andern ein Greuel. So zerrieben sich durch die ständige Nähe selbst solche, die das gleiche innere Schicksal und die gleichen Ziele hatten, und einer erlebte Enttäuschungen am andern. Es gab Haß, manchmal Todfeindschaft unter den Emigranten, und, mehr oder minder guten Glaubens, verdächtigte einer den andern der Lässigkeit oder der Verräterei an der gemeinsamen Sache.

Ja, Exil zerrieb, machte klein und elend: aber Exil härtete auch und machte groß, reckenhaft. Das Leben des Bodenständigen, des Seßhaften verlangt und verleiht andere Tugenden als das Dasein des Nomaden, des Freizügigen. Im Zeitalter der Maschine aber, im Zeitalter, da die Maschine den größeren Teil der Bauern überflüssig macht, sind die Tugenden des Freizügigen für die Gesellschaft zumindest ebenso wichtig wie die des Seßhaften und geeigneter für den, der sich sein Leben täglich neu erkämpfen muß. Der Emigrant hatte weniger Rechte als die andern, aber viele Beschränkungen, Pflichten und Vorurteile der andern fielen von ihm ab. Er wurde wendiger, schneller, geschmeidiger, härter. »Walzender Stein wird nicht moosig«, heißt es bei dem alten Sebastian Franck; ein Stein, der bewegt wird, setzt kein Moos an. Was diesem deutschen Schriftsteller offenbar als Vorzug galt.

Viele engte das Exil ein, aber den Besseren gab es mehr Weite, Elastizität, es gab ihnen Blick für das Große, Wesentliche und lehrte sie, nicht am Unwesentlichen zu haften. Menschen, von New York nach Moskau geworfen und von Stockholm nach Kapstadt, mußten, wenn sie nicht umkommen wollten, über mehr Dinge nachdenken und tiefer in diese Dinge hineinschauen als solche, die ihr Leben lang in ihrem Berliner Büro festhockten. Viele von diesen Emigranten wurden innerlich reifer, erneuerten sich, wurden jünger: jenes »Stirb und werde«, das den Menschen aus einem trüben zu einem frohen Gast dieser Erde macht, wurde ihnen Erlebnis und Besitz.

An diese Emigranten klammerten sich viele Hoffnungen innerhalb und außerhalb der Grenzen des Dritten Reichs. Diese Vertriebenen, glaubte man, seien berufen und auserwählt, die Barbaren zu vertreiben, die sich ihrer Heimat bemächtigt.

## 

## 9

## In der Emigrantenbaracke

Die Emigranten verfügten über eine Reihe von Zeitungen und Zeitschriften, ja sogar über eine Tageszeitung, das »Pariser Tageblatt«. Aber als ihr repräsentativstes Organ galten infolge ihres ausgezeichneten und gut dokumentierten kulturpolitischen Teils die dreimal wöchentlich erscheinenden »Pariser Nachrichten«.

Der Apparat der »Pariser Nachrichten« war unzulänglich, ein Redakteur mußte dort viele Funktionen verrichten, die in größeren Unternehmungen Hilfskräfte besorgten, und Sepp Trautwein litt oft darunter, daß er subalterne Arbeit leisten mußte, die hundert andere auch hätten leisten können. Hatte er dafür seine Musik aufgegeben? Aber dann sagte er sich, auch diese Arbeit sei notwendig und geschehe im Dienst einer großen Sache. Denn so armselig die äußere Aufmachung war, die »Pariser Nachrichten« waren mehr als eine beliebige kleine Zeitung: sie waren die Stimme der deutschen Opposition.

Diese Opposition aber war das deutsche Volk. Es war die Majorität der Deutschen, die sich auflehnte gegen die regierende Barbarei. Doch diese Majorität war geknebelt, sie konnte nicht schreien. Hier, in den »Pariser Nachrichten«, gewann das deutsche Volk seine Stimme zurück. Es war keine laute Stimme. Dennoch drang sie durch das Getöse, das die Barbaren machten, und die Barbaren konnten sie mit ihrem ganzen riesigen Apparat nicht zum Verstummen bringen. Immer von neuem verkündete die Stimme der lauen Welt, was an Unrecht und Gewalt im Herzen Europas verbrochen wurde.

Die deutschen Emigranten gar konnten sich die »Nachrichten« aus ihrem Leben kaum mehr wegdenken. Praktische Hilfe brachte ihnen die Zeitung nicht. Aber sie war da, und so brauchten sie wenigstens nicht stumm zu leiden. Ein Mund war da, der ihre Verzweiflung, ihre Hoffnung, ihren Jammer, ihre Angst, ihren Mut, ihr Elend, ihre Größe in die Welt hinausschrie.

Sepp Trautwein arbeitete verbissen. Durch alles, was er schrieb, klang die Überzeugung, daß seine gute Sache siegen werde und daß der Zusammenbruch der Barbarei in Deutschland nicht fern sei. Trotzdem ließen die höhnischen Worte, mit denen Oskar Tschernigg in dem scheußlichen Café Zur guten Hoffnung sich über seine Zuversicht lustig gemacht hatte, ihn nicht los. Nein, nein, nein, es war unmöglich, daß er seine Musik für nichts und wieder nichts sollte aufgegeben haben. Mit jedem Tag wuchs seine Ungeduld. Seit drei Wochen schon war Friedrich Benjamin verschwunden, und nichts geschah. Nichts wußte man von seinem Schicksal. Er war über die deutsche Grenze geschleppt worden, das war alles.

Da endlich, am 29. März, drei Wochen nach Benjamins Abreise, veröffentlichte die Schweizer Regierung eine Meldung, die dem erlahmenden Kampf für Benjamin neuen Schwung gab.

Die Schweizer Polizeibehörden hatten Beweismaterial zusammengetragen, so erdrückend, daß der verhaftete Dittmann unter seiner Wucht zusammengebrochen war. Er hatte ein detailliertes Geständnis abgelegt, seine Helfershelfer genannt und preisgegeben. Diese Helfershelfer aber waren amtliche deutsche Stellen.

Folgendes hatte die Schweizer Polizei ermittelt: Benjamin hatte sich an jenem 10. März mit Dittmann und einem zweiten deutschen Agenten in einem Restaurant in Basel getroffen, nur wenige hundert Meter von der Grenze entfernt. Man hatte ein »Taxi« beschafft, und die drei stiegen ein, um gemeinsam gewisse Papiere zu holen, die Benjamin brauchte. Das vorgebliche Taxi hatte unmittelbar vor der Grenze plötzlich Vollgas gegeben, so daß der Schweizer Zollwächter zur Seite springen mußte, und war im Siebzigkilometertempo über beide Grenzen, die Schweizer und die deutsche, gerast. Es war aber an allen andern deutschen Grenzübergängen der Schlagbaum niedergelassen, denn das Dritte Reich sperrte sich ab gegen die Außenwelt, es wollte das Geld nicht hinaus- und den Geist nicht hereinlassen. Auch dieser Schlagbaum an der Basler Grenze war seit dem November immer niedergelassen gewesen. In jener Nacht vom 10. März aber, und diese Tatsache belastete die deutschen Behörden am meisten, war der Schlagbaum offengestanden. Es war also schlüssig erwiesen, daß Friedrich Benjamin im Auftrag deutscher Behörden vom fremden Territorium weg mit List und Gewalt über die Grenze verschleppt worden war.

Trautwein hatte sich’s nicht eingestanden, aber das Gewarte hatte bös an ihm gefressen. Jetzt, als er die Mitteilung der amtlichen Schweizer Telegrafenagentur las, jubelte er, er schnalzte mit der Zunge, seine tiefliegenden, grünbraunen Augen strahlten aus dem knochigen Gesicht. Er hatte es immer gewußt, man wird diese Gewalttat nicht schweigend hinnehmen.

Es drängte den sanguinischen Mann, seine Genugtuung mit andern zu teilen. Gerade mit dem Zweifler mußte er sie teilen, den mußte er beschenken, dem mußte er eine Freude bereiten: er beschloß, Tscherniggs Verse zu veröffentlichen.

Sogleich machte er sich ans Werk. Ging zu Chefredakteur Heilbrun. Der empfing ihn unausgeschlafen und großartig wie stets. »Wenn Sie Zeit haben«, bat Trautwein, »möchte ich Ihnen ein paar Gedichte vorlesen.« – »Muß es sein?« fragte der müde Heilbrun. »Es sind herrliche Verse«, begeisterte sich Trautwein. »Von wem?« fragte mißtrauisch Heilbrun. »Das möchte ich Ihnen später sagen«, antwortete Trautwein und zog das Manuskript heraus. »In Gottes Namen, und weil Sie es sind«, konzedierte Heilbrun, legte sich auf die Couch, die seinem Büro das unamtliche Aussehen gab, und schloß die Augen, die Hände hinterm Schädel verschränkt. Sein großer, viereckiger Kopf mit dem weißen, kurzgeschnittenen, borstigen Haar sah müde aus.

Trautwein begann, jene Verse vorzulesen, die Tschernigg ihm damals im Café Zur guten Hoffnung rezitiert hatte. Sie klingen, nun er sie liest, anders als im Tonfall Tscherniggs, sie haben sich verwandelt, doch auch so klingen sie stark; ihm will scheinen, als seien sie noch stärker, wenn sie losgelöst sind von der zweideutigen Umgebung der Kneipe und von der nicht schlackenfreien Persönlichkeit Tscherniggs. Er liest die Verse hingegeben, gut, sehr münchnerisch. Niemand hört die eigene Stimme richtig, denkt er, während er liest. Die Resonanz im Kopf ändert die Stimme. Wenn man die eigene Stimme auf einer Grammophonplatte hört, erkennt man sie nicht wieder. Aber wie schön sind diese Gedichte, mit welcher Stimme immer man sie liest.

Chefredakteur Heilbrun liegt auf der Couch, die Augen geschlossen, und hört zu. Er hat ein gutes Ohr und erkennt rasch den Dichter. Er kann Tschernigg nicht leiden, der verwahrloste, exaltierte Mensch mit seinem verrückten Nihilismus ist ihm wie den meisten zuwider, es hat in Deutschland mehrmals Stunk mit ihm gegeben. Dazu ist der Raum der »P. N.« beschränkt, und es gibt sicher Wichtigeres, die paar Spalten zu füllen, als Gedichte Oskar Tscherniggs. Überdies ist die Honorarsumme winzig, die für das ganze Feuilleton zur Verfügung steht, und es ist unrationell, von diesem winzigen Betrag etwas für Verse auszugeben. Aber andernteils ist Heilbrun ein alter, kampferprobter Liberaler, er jagt dem Bürger gern ein bißchen Schrecken ein, vor allem seinem Gingold. Auch hat dieser Tschernigg, so widerwärtig er ist, fraglos Talent, und Trautwein ist ein angenehmer Mitarbeiter, leicht zu handhaben, begabt. Warum ihm nicht den Gefallen tun?

»Schön«, entschließt er sich. »Weil Sie es sind, Trautwein, bringen wir Ihren Tschernigg. Das politische Gedicht stellen wir aber vorläufig zurück. Genau besehen, ist es Beleidigung eines Staatsoberhauptes. Ich will mir’s trotzdem noch überlegen; denn da die Verse gut sind, ist es fraglich, ob die Nazi sie verstehen. Das andere Gedicht, das erotische, das mit dem süß und bitteren Geruch des Schoßes, das lassen wir lieber von vornherein weg. Ihr Tschernigg hat natürlich recht, er hat das auffallend gut beobachtet für einen Nihilisten. Aber Emigranten dürfen nicht die ganze Wahrheit sagen, sonst ist es gleich Pornographie.«

Trautwein lachte sein helles, lautes, krähendes Lachen, Heilbrun stimmte ein. Die Gedichte erschienen.

Es kam, wie beide Herren es vorausgesehen hatten. Tscherniggs Verse wirkten befremdlich, manche Leser fühlten sich abgestoßen. Herr Gingold war mißvergnügt. Wie kam er dazu, für derartige unflätige und überdies schwer verständliche Gedichte seine sauer verdienten Franken zu verschleudern? »Würden Sie die Freundlichkeit haben, verehrter Herr Professor«, fragte er Trautwein hämisch, »mir die Verse Ihres Tschernigg zu erklären. Ich habe sie zweimal gelesen, aber ich verstehe sie nicht.« Trautwein sah das harte, fleischlose Gesicht des Mannes, seine unter der Brille hervorspähenden Augen, er sah ihn aus dem viereckigen, grauschwarzen Bart heraus mit falscher Freundlichkeit lächeln, die trockene, knarrende Stimme ging ihm auf die Nerven. »Wenn ihr’s nicht fühlt«, erwiderte er reichlich grob, »ihr werdet’s nie erjagen.« – »Leider«, erwiderte Herr Gingold, »bin ich nicht der einzige, der es nicht erjagt. Meine Leser sind keine besseren Jäger.«

Mehr als Gingolds Mißbilligung überraschte Trautwein, daß Oskar Tschernigg selber unzufrieden war. Er erschien auf der Redaktion so dreckig und speckig, daß man ihn nicht vorließ. »Eine Etikette habt ihr hier«, murrte er, als er sich endlich Zutritt zu Trautwein erzwungen hatte, »als wäre man am Hofe Philipps des Zweiten.« Trautwein saß vor ihm, am Schreibtisch Benjamins, ringsum in dem großen, kahlen Raum ratterten die Maschinen; man diktierte, schwatzte, die Redakteure und Stenotypistinnen beschauten halb angewidert, halb amüsiert das zerlumpte, schmutzige Riesenbaby, das da den Kollegen Trautwein behelligte.

Tschernigg hatte für die Veröffentlichung seiner Gedichte nicht nur kein Wort des Dankes, sondern beschwerte sich voll spöttischer Verwunderung, daß man gerade die beiden besten weggelassen habe. Trautwein suchte zu erklären, warum das nötig gewesen sei. Allein Tschernigg höhnte: »Nicht einmal das bringen Sie fertig, und Sie wollen mir erzählen, Sie könnten die Befreiung Ihres Benjamin durchsetzen. Nein, Professor, Sie haben Ihre Musik für nichts und wieder nichts schießenlassen.« Spöttisch schauten seine kleinen Augen unter der in die mächtige Glatze übergehenden Stirn, und Trautwein wurde es heiß und kalt. Von neuem packte ihn jenes abergläubische Gefühl, das ihn zu Beginn seiner Tätigkeit an diesem Schreibtisch so oft überfallen und das sich in letzter Zeit verflüchtigt hatte: jenes sonderbare Luftbild Friedrich Benjamins war wieder da mit der kleinen, furchtbaren, geisterhaften Musik des Steinernen Gastes. Höhnisch grinste das Luftbild den Worten Oskar Tscherniggs Beifall, die schönen Augen der traurigen Clownsmaske blickten Vorwurf und Herausforderung, ihre Lippen öffneten sich und flüsterten Trautwein zu: Faulpelz, Schwächling, Kraftprotz, was wirklich hast du erreicht? Trautwein, mit Anstrengung, verjagte das Bild. Er lächelte den Kollegen zu, ein Lächeln, das freundlich um Entschuldigung für den hysterischen Dichter bat, und bemühte sich, Tschernigg auseinanderzusetzen, wie maßlos er übertreibe und was alles schon erreicht sei, das Geständnis Dittmanns, das Schweizer Kommuniqué, das lückenlose Beweismaterial gegen die Deutschen. Doch in seinen Tiefen hatten sich, so schnell er sie zu vertreiben suchte, Tscherniggs Zweifel von neuem festgesetzt.

Er wollte von dieser Sache nichts weiter hören. Er begann von dem jungen Menschen zu sprechen, von dem Tschernigg ihm damals im Café Zur guten Hoffnung erzählt hatte, von jenem so begabten, wie hieß er doch?, Harry Meisel. Ob man nicht etwas von ihm zu lesen kriegen könne. Ob Tschernigg ihn einmal herbringen wolle. Tschernigg wollte nicht. »Mein Harry Meisel«, erklärte er, »geht nicht zurück in die Zivilisation. Mein Harry Meisel bleibt im Asyl. Er und das Asyl gehören zusammen. Der einzige deutsche Prosadichter unserer Generation in der Emigrantenbaracke, das ist das rechte Bild unserer Welt. Wenn Sie ihn sehen wollen, Professor, dann müssen Sie sich schon gefälligst zu uns herunterbemühen.«

Trautweins Stundenplan war angefüllt bis zum Rand. Aber er hatte aus Tscherniggs Worten den Vorwurf der Lässigkeit, der Herzensträgheit herausgehört. Er fuhr hinaus ins Asyl, diesmal an einem Nachmittag.

Er hatte sich vorgestellt, Harry Meisel werde ähnlich sein wie Tschernigg. Um so mehr erstaunt war er, als er inmitten der trostlos kahlen Verlumptheit der Baracken einen schönen jungen Menschen vorfand von heiterm Anstand und gepflegter Kleidung. Bei alledem war Harry Meisel im Asyl nicht unbeliebt, die Sorgfalt, mit der er auf sein Äußeres hielt, schien die andern Insassen nicht zu kränken, seine Jugend, die natürliche Anmut seines glatten, bis zur Heftigkeit lebhaften Gesichtes und seines schlanken Körpers entwaffneten ihre spöttische Bosheit.

Der Neunzehnjährige, mit herrenhafter Liebenswürdigkeit, bot Trautwein einen Sitz auf seiner Matratze an. Er selber saß auf dieser schäbigen Matratze so bequem und natürlich, als wäre sie ein Klubsessel, während Trautwein unbehaglich mit spitzen Knien dahockte.

Der junge Mensch gefiel Trautwein vom ersten Augenblick an, und er rief seine ganze münchnerische Gemütlichkeit zu Hilfe, um sein Vertrauen zu gewinnen. Ohne Zudringlichkeit, doch mit Anteilnahme fragte er ihn nach seinem Schicksal aus, und Harry Meisel hielt nicht zurück.

Er war, stellte sich heraus, der Sohn eines ostjüdischen Vaters, der sich kurz vor dem Krieg in Deutschland angesiedelt und dort Vermögen erworben hatte. Papa Meisel, und vielleicht Mama Meisel noch mehr, hatten daraufhin einen immer penetranteren gesellschaftlichen Ehrgeiz entwickelt. Ihn, Harry, sowie er zu denken und zu werten begann, stieß ihre zugleich servile und parvenühafte Lebensweise ab. Die Nazi, sowie sie an die Macht kamen, wollten die Familie Meisel ausweisen. Papa Meisel verhinderte das durch ausgiebige Bestechungen. Der junge Harry, angewidert von den Seinen und von den Zuständen im Reich, verließ Deutschland. Die Eltern sperrten ihm die Subsistenzmittel, um ihn zur Rückkehr zu zwingen. Er zog den Aufenthalt in der Pariser Emigrantenbaracke dem Leben in dem komfortablen Berliner Elternhaus vor. Das war alles. »Me voilà«, schloß er seinen sachlichen Bericht.

Trautwein hätte gern mehr gehört. Einzelne Episoden unterrichteten ihn besser über die Geschichte eines Menschen als eine nüchterne Erzählung. Er versuchte, Näheres aus Harry Meisel herauszuholen. Der, Trautweins Anteilnahme spürend, versperrte sich nicht geradezu, aber es machte ihm wenig Freude, von seiner Vergangenheit zu berichten. Er beschränkte sich auf Andeutungen, und Trautwein mußte das meiste erraten. Manchmal ergänzte Tschernigg, und Trautwein merkte dann, heimlich amüsiert, wieviel Zärtlichkeit für den Jungen sich hinter Tscherniggs Zynismus verbarg.

Trautwein fragte vorsichtig, warum Harry denn so tatenlos und resigniert im Asyl herumhocke, ob er nicht versucht habe oder versuchen wolle, auf irgendeine Art Geld zu verdienen. Harry hatte es versucht, doch ohne Erfolg, und hatte es bald aufgegeben. Wir lebten, meinte er sachlich, in einem Jahrhundert der kleinen Betrüger, da habe er, Harry Meisel, wenig Chancen. Kurzgeschichten, wie die Zeitungen sie verlangten, bringe er auch nicht zustande. Wie die Dinge nun einmal lägen, gehöre er wohl hierher in die Baracke. »Die Armut ist ein großer Glanz von innen«, hatte Rilke gedichtet. Rilke selber sei freilich nicht arm gewesen. Es gebe, meditierte er, solche arme Dichter und solche. Lessing habe sich mit Geldsorgen herumschlagen müssen, auch Schiller. Welch letzterer sich immerhin noch einen Diener habe leisten können. Im übrigen sei es nicht ausgemacht, ob die in Frage kommenden Herren wegen oder trotz ihrer Armut Gutes zustande gebracht hätten. Villon, meinte er plötzlich und belebte sich, der sei wohl wirklich arm gewesen. Wenn der jetzt lebte, wäre er auch hier in der Baracke, schloß er überzeugt.

So redete er, liebenswürdig, in einem beiläufigen Unterhaltungston, ohne Affektation, auch ohne Bitterkeit. Was er sagte, waren offenbar willkürliche Einfälle, wie sie ihm während des Gesprächs kamen. Trautwein lehnte sonst dergleichen als »falschen Glanz« ab; auch war er gemeinhin mißtrauisch gegen Leute von so auffallender, effektvoller Anmut. Doch dieser Harry Meisel, er merkte es verwundert, zog ihn von Minute zu Minute mehr an. Vor allem seine Augen fesselten ihn, weit auseinanderstehende, fliegende, lebendige Augen, aus denen aber ein Rest von Trauer niemals schwand, und Harry Meisels ironisches, überhebliches Geschwätz störte ihn nur wenig. Er selber war mit neunzehn täppisch gewesen, verschlossen. Jüdische Intellektuelle zeigten oft solche Frühreife. Hofmannsthal hat sich mit siebzehn Jahren seinen ersten Erfolg geholt. Weininger war neunzehn, als er sein großes Buch konzipierte.

Harry Meisel verbreitete sich jetzt darüber, daß, seiner bescheidenen Meinung nach, ein Schriftsteller nicht in zu kleinen Zeiträumen denken dürfe. »Ich fühle mich nicht als ein Mensch dieses Jahres 1935«, erklärte er. »Ich bin ein Mensch des dritten Jahrtausends. Das ist natürlich unangenehm in einer Zeit, in der die meisten noch nicht einmal die Schwelle zum zweiten erreicht haben. Denn darin sind wir uns hoffentlich einig, daß es eine freche Beleidigung des Mittelalters ist, wenn man behauptet, daß zum Beispiel die Nazi uns dahin zurückführten. Feudalismus, Herrentum, Gotik, das sind doch geistige Zustände, weit über dem Horizont eines Urwäldlers. Zwischen der Renaissance, wie ein Machiavell sie beschrieben und ein Cesare Borgia sie gelebt hat, und Hitlers Konzentrationslagern und seinem 30. Juni ist ein Unterschied wie eben zwischen Florenz und Braunau. Mir scheint das Peinliche an unserer Situation, daß der weitaus größere Teil der vorhandenen Gehirne vormittelalterlich ist, urwäldlerisch primitiv, während einige schon weit in die Zukunft hineinreichen. Was mir am meisten Schwierigkeiten macht, mich auf diesem Planeten zurechtzufinden, ist die Tatsache, daß auf ihm gleichzeitig Männer leben wie Sigmund Freud und Hitler, Menschen, deren Gehirne entwicklungsmäßig dreißigtausend Jahre auseinander sind. Der Zg. Hitler und der Zg. Freud, der Zeitgenosse Hitler und der Zeitgenosse Freud, ich werde mit diesem Nebeneinander nicht fertig. Es verwirrt mich. Man muß viel Muße haben, um sich da durchzufinden. Die Muße habe ich hier, das ist nicht zu leugnen.«

Der Ton, in welchem Harry Meisel das vorbrachte, war so schlicht und liebenswürdig, daß Trautwein die Affektiertheit des Inhalts kaum spürte. Auch im späteren Verlauf des Gesprächs spürte er sie kaum. Verdrießlich war ihm nur die Selbstgefälligkeit, mit der Harry Meisel seinen Widerwillen herausstrich, gegen eine Heimkehr zu den Fleischtöpfen Ägyptens. »Ich bin zu heikel«, meinte der Junge, halb spaßhaft, »ich leiste mir zuviel Gewissen. Ich bin neugierig, wie lange mir die Gesellschaft noch erlauben wird, so was wie Gesinnung zu zeigen.«

»Wollen Sie mir etwas von Ihren Sachen geben?« forderte nach einer Weile Trautwein ihn auf. »Sachen?« überlegte Harry Meisel. »Wahrscheinlich ist es das richtige Wort. Ich werde Ihnen das Marktgängigste heraussuchen.« Auch diese Frechheit kam so liebenswürdig, daß Trautwein nur lächelte. »Geben Sie mir, was Sie wollen«, antwortete er, »vorausgesetzt, daß es ehrlich ist.« – »Sie verlangen allerhand«, meinte Harry, während er aus der Matratze Manuskripte hervorkramte. »Bitte, gehen Sie nicht mit falschen Voraussetzungen an das Zeug heran«, bat er und gab ihm die Handschrift. »Die ›Sachen‹ sind nicht etwa mit Herzblut geschrieben, sondern mit der Absicht, Geld zu machen.«

Zwiespältigen Gefühls ging Trautwein nach Hause. Die heftige Eigenart des Jungen hatte ihn sehr angerührt; aber was Harry gesagt hatte, schien ihm, wenn er es auf seine bedächtige Art hinterher überlegte, versnobt und arrogant. Er hatte beinahe Angst vor den »Sachen«, die Harry ihm mitgegeben. Er fürchtete, sie möchten anspruchsvoll sein, überspannt, und er wird enttäuscht sein, wenn sie nicht taugen.

Das Manuskript trug den Titel »Sonett 66«, und als Motto war vorangesetzt jenes Sonett Shakespeares, das mit den Worten beginnt: »Müd alles des, schrei ich nach Ruh im Tod«, und das in großartigen, verzweifelten Versen die Verderbnis der Zeit anklagt. Da spreizt sich hohles Nichts in Glanz und Herrlichkeit, reinster Glaube wird unheilvoll verstrickt, goldenes Ansehen schändlich an Lumpen vergeben, Kraft wird durch krummes Regime vertan, Leistung in Staub getreten, Persönlichkeit verbannt, der Kunst wird durch die Obrigkeit die Zunge gebunden, Verstand muß sich vom Wahnsinn verarzten lassen, überall werden Gut und Schlecht ins Gegenteil verkehrt. Harry Meisel hatte den kühnen Versuch unternommen, zu jeder Zeile des Sonetts eine Geschichte zu schreiben, spielend im Dritten Reich, und sich so auf die Hitlerschen Ereignisse seinen Shakespeareschen Vers zu machen.

Es war da ein Vorwort »Über die Freiheit«. Die Art, wie Harry Meisel in diesem Vorwort die gängigen Begriffe Freiheit, Gleichheit und Demokratie verhöhnte, stieß Trautwein ab. Der junge Autor bekannte sich zu dem Leninschen Satz, daß, solange die Klassen nicht aufgehoben seien, alle Reden von Freiheit leeres Geschwätz blieben und bürgerliches Vorurteil. Was sei das für eine Freiheit, höhnte er über die zeitgenössischen Demokratien, wenn zwar jeder zum Start zugelassen werde, aber der eine ein Auto mitbringen dürfe, während der andere mangels Mittel zu Fuß gehen müsse. Für die Pressefreiheit fand er so spöttische Worte wie Goethe oder Smollet. Was ihn am Deutschland Hitlers anekelte, war nicht der Mangel an »Freiheit«, sondern der Mangel an Vernunft. Nicht die Diktatur als solche empörte ihn, sondern die Diktatur der Narrheit und des Lumpentums über Verstand und Persönlichkeit.

Prinzipien von so kalter, höhnischer Vernünftelei, niedergeschrieben von einem Neunzehnjährigen, erregten Trautweins Ärgernis. Die kokette Arroganz des jungen Menschen, die im Gespräch durch seine persönliche Anmut verdeckt gewesen war, in diesen Zeilen trat sie ihm nackt und widerwärtig entgegen. Dem vierzigjährigen Oskar Tschernigg ließ er seinen zynischen, nihilistischen Aristokratismus hingehen: vorgetragen von einem Neunzehnjährigen, empörte ihn so viel individualistische Überheblichkeit. »So ein Rotzbub«, fluchte er, »so ein Klugscheißer, so ein grünes Früchtel.«

Wie anders wurde ihm, als er die Geschichten selber las. Das Manuskript war technisch schlecht hergestellt, es strotzte von Schreibfehlern, vieles ließ sich nur erraten. Trautwein aber, nachdem er die ersten Seiten gelesen, kam nicht mehr los. Dringliche Arbeit wartete, man rief ihn: er las. Es war in diesen Geschichten des »Sonetts 66« nichts mehr von den Ressentiments des Vorworts, kein Pathos und keine Sentimentalität, kein Hohn, keine Bitterkeit. Sicherer Kunstverstand hatte das alles fortgeätzt, und was in den Erzählungen blieb, waren nur Menschen und ihre Schicksale. Dabei hatte sich der Autor nicht etwa entpersönlicht. Aber erfüllt hatte er die ideale Forderung großer Schriftstellerei: er war aufgegangen in seinem Werk. Er war, gleich dem Gott Spinozas, immer und in allem da, doch niemals sichtbar.

Trautwein hatte geglaubt, das Exil zu kennen. Das war ein Irrtum. Jetzt erst, während er die erdichteten Geschichten des »Sonetts 66« las, erkannte er es. Er begriff, daß er bisher immer nur Einzelheiten gesehen hatte, ein Nacheinander, ein Nebeneinander. Jetzt sah er in einem die Größe und Erbärmlichkeit des Exils, seine Weite und Enge. Keine Schilderung, keine Erfahrung, kein Erlebnis vermochte diese Ganzheit des Exils, seine innere Wahrheit, zu offenbaren: nur die Kunst.

Trautwein las, spürte, begriff. Oft legte er das Manuskript hin und lief auf und ab, so überwältigte ihn eine Einzelheit. Er wollte verweilen, doch gleichzeitig drängte es ihn weiter. Jetzt verstand er die Trauer, die aus den Augen des jungen Dichters nicht weichen wollte. Was mußte der erlebt haben, ehe er diese dummen, empörenden, schauerlichen Ereignisse so kalt, klar und meisterlich hatte hinstellen können.

Trautwein beschloß, sich mit aller Kraft für Harry Meisels Werk einzusetzen. Aber was konnte er tun? Er hatte Erfahrung genug, um zu wissen, daß man schwer für das Manuskript einen Verleger finden werde. Das »Sonett 66« war keine gängige Ware, es war weder pathetisch noch sentimental, und die Literatur der Emigranten hatte kein breites Publikum.

Er schickte das Werk an Jacques Tüverlin. Der große Schriftsteller war ein Mann guten Willens; wenn er sich für das Buch einsetzte, war Harry Meisels Sache gewonnen.

## 

## 10

## Blick in eine neue Welt

Während der junge Hanns Trautwein sonst einen so »gesetzten« Gang hatte, daß ihn seine Kameraden deshalb aufzuziehen pflegten, lief er heute geradezu durch den Märzabend. Die Füße hielt er eine Spur nach einwärts, doch nicht ungelenk und hatschig wie sein Vater, sondern fest und sicher. Er war ohne Hut, der laue, dünne Märzregen rann ihm in das dunkelblonde, borstige Haar, zuweilen, mit einer mechanischen Bewegung, wischte er die Feuchtigkeit von der breiten Stirn. Es ist natürlich ein Unsinn, daß er hier ziellos durch den Regen rennt. Vor wenigen Tagen hat er noch mit so unverschämter Sicherheit behauptet, daß er binnen Jahresfrist sein Examen, sein Bachot, machen werde. Er täte also besser, zu Haus zu sitzen und über seinem Tacitus zu büffeln. Aber er hat es nicht fertiggebracht, heute abend noch länger im Hotel Aranjuez zu hocken. Sonst macht es ihm nichts aus, wenn, während er arbeitet, die Mutter ihre hausfraulichen Geschäfte besorgt und dabei wohl oder übel Spektakel macht. Aber heut hat er das Rattern ihrer Nähmaschine einfach nicht mehr aushalten können.

Es war das Geschwätz Sepps, was ihm so auf die Nerven gegangen ist. Im allgemeinen kommt er mit Sepp gut aus. Der behandelt ihn, wie man sich’s besser nicht wünschen kann, durchaus als Erwachsenen. Und er, Hanns, vergißt nie, was das heißt, daß beide, Sepp und die Mutter, sich so abschinden, nur um ihn in Ruhe weiter auf sein Bachot büffeln zu lassen. Gescheit ist Sepp auch, und seine Musik soll sehr gut sein; er, Hanns, versteht nichts davon. Aber sowie Sepp von seiner Politik anfängt, dann verzapft er einen Schmarrn, einfach nicht zum Anhören. Er hat da ein Brett vor dem Kopf. Manchmal versucht Hanns mit ihm zu debattieren. Aber das hat auch keinen Wert. Sepp geht auf seine Argumente nicht ein, man gerät sogleich ins Uferlose, und dann fängt Sepp zu schreien an und verzapft noch größeren Unsinn. In letzter Zeit hält es Hanns so, daß er einfach gar nicht mehr erwidert. Aber das ist auch ungemütlich. Ob man das Maul aufmacht, oder ob man es hält, immer ist es falsch. Es ist ein Saustall.

Dabei hat er Mitleid mit Sepp. Der hockt da und schreibt sich die Finger wund, und was er schreibt, ist nicht einmal schlecht, es stimmt nur nicht, es ist lauter idealistischer Schmarrn. Er gehört halt einer verlorenen Generation an, der Generation des imperialistischen Kriegs. Da kann man nichts machen. Ein Mann mit der Vergangenheit Sepps und mit seiner Klassengebundenheit, der lernt nicht mehr um. Alte Hunde kann man nicht tanzen lehren.

Aber wenn er auch mit Sepp nicht über seine Politik reden kann, müßte er ihn nicht wenigstens über seine privaten Pläne aufklären? Sepp glaubt, Hanns werde für immer in Frankreich bleiben. Aber der denkt nicht daran. Ihn zieht es ganz woanders hin, nach dem Osten, nach Moskau. Nur dort ist es sinnvoll, den Architekten zu machen. Bestimmt wird er dorthin gehen. Das steht ihm so fest wie die Lehre vom Klassenkampf. Aber hat Sepp nicht ein gewisses Recht darauf, von diesem Plan zu erfahren? Erstens ist er der Vater und zweitens der Mann, der zahlt. Hanns hat auch oft davon anfangen wollen, allein jedesmal verschlägt es ihm die Sprache. Seine privaten Pläne und seine Politik, das geht ineinander, er kann von dem einen ohne das andere nicht reden. Und sich mit Sepp über Politik auseinanderzusetzen, das ist ihm zuwider; denn es ist hoffnungslos.

Eigentlich hat er, Hanns, es verdammt leicht. Er weiß genau, wozu er auf der Welt ist, er hat seine Sicherheit, gegründet auf Vernunft, und darin sitzt er wie die Schnecke in ihrem Haus.

Noch jetzt wird ihm unbehaglich, wenn er daran denkt, wie trüb es in ihm war und um ihn, bevor er diese Sicherheit hatte. Er hat zwar die Zähne zusammengebissen, damals, als es ihn hierher verschlug. Aber gut war’s ihm nicht gegangen. München war hin gewesen, ein großer Teil dessen, was er in Deutschland gelernt hatte, umsonst gelernt. Er hatte neu anfangen müssen, er war mit seinen fünfzehn Jahren nicht weiter gewesen als in Frankreich ein Zwölfjähriger. Ja, es hatte, als er hier in Paris eingeschult wurde, verflucht trostlos um ihn ausgesehen. Die Kameraden waren versperrt, feindselig, die Lehrer neugierig, skeptisch, kühl, mit der Sprache hatte es gehapert, seine Fehler hatte man belacht, niemand hatte ihm das Leben erleichtert. Er hatte eine verdammte Sehnsucht gehabt nach München, nach dem Gebirg, nach seinen Kameraden, nach seinem Segelboot auf dem Ammersee, und wenn es nicht wegen seiner Eltern gewesen wäre, er wäre lieber in Deutschland geblieben, auch auf die Gefahr hin, Hitlerjunge werden zu müssen. Nein, so finster und trostlos, wie es damals in der ersten Pariser Zeit um ihn ausgesehen hatte, das möchte er kein zweites Mal durchmachen.

Er wird es kein zweites Mal durchmachen. Wenn man einmal erkannt hat, daß die Übel, mit denen man sich herumschlägt, nicht die Launen irgendeines tückischen und undurchschaubaren Schicksals sind, sondern von gewissen Leuten ersonnen, um die Macht und den Profit dieser Leute zu mehren, daß man also diese Übel abstellen kann, indem man ihre Nutznießer beseitigt, wenn man das einmal erkannt hat, dann hat man eine Aufgabe, das Leben hat einen Sinn, und ganz schlecht kann es einem nie mehr gehen.

Sowie er die großen Zusammenhänge einmal gesehen hat, ist ihm auch gleich aufgegangen, was er praktisch mit sich selber anfangen soll. Daß er Architekt werden würde, war ihm seit langem festgestanden. Häuser, Straßen, Städte hatten ihn immer interessiert, er hat das Bild der Stadt München und das der Stadt Paris mit hungrigen Augen eingesogen, er hatte sich auch kindisch darüber gefreut, daß sein Baukasten mit nach Paris gerettet war. Doch der Reiz, den Häuser und Städte für ihn gehabt hatten, war übers Ästhetische nie hinausgegangen. Seltsamerweise war es ein Buchtitel gewesen, der diese seine Freude in etwas viel Tieferes, Wesenhafteres umwandelte.

»Hundertfünfzig Millionen bauen eine neue Welt.« Wie hat schon dieser Titelsatz ihn erregt. Und als er gar den heroischen Bericht selber las – ach was, las, einsog wie ein Schwamm das Wasser –, als er erfuhr, wie diese Menschen im Osten ihr Leben im eigentlichen Wortsinn umbauten; neue Häuser aufrichteten an Stelle der alten, neue Städte aus dem Boden wachsen ließen, ihre alten Städte umschmissen und andere dafür hinstellten, da wurde er von Grund auf umgewühlt, als wäre er selber so etwas Altes, das umgestaltet werden sollte.

Bauen. Damals, als er dieses Buch gelesen, hatte er erkannt, daß er selber gemacht war, mitzubauen bei jenen, die diese neue Welt errichteten, im Wortsinn mitzubauen, mitzuplanen, Städte zu konstruieren. Die Freude an der Gestalt war ihm ergänzt und vertieft worden durch die Lust am Technischen, an der Konstruktion.

Täglich um jene Zeit, auf dem Weg zu seinem Lyzeum, war er an einem Neubau vorbeigekommen. Beschaut hatte er ihn sich jedesmal. Doch jetzt erst, nachdem er das Buch gelesen, sichtete er ihn erst richtig. Bauen. Das hieß nicht, einen Stein auf den andern setzen, das hieß viel mehr. Da stand dieses Gerüst aus Eisen da, unwahrscheinlich schlank und fein hob es sich in die Luft, und es war ein Wunder, daß so etwas dauern und das Skelett eines Hauses für Menschen darstellen sollte. Immer wieder hatte er das wachsende Haus angestaunt, wie da das Eisen Stein ansetzte, wie die Masse zusammenhielt, sinnvoll, wie eines das andere trug, wie das Ganze hinaufwuchs, in den Himmel hinein. Und sooft er an dem Neubau vorüberging, mußte er an einen Satz denken, den er in seinem Buch gefunden: daß nämlich die neuen, hohen Häuser der Sowjetunion nicht die Erde dem Himmel näher bringen wollten, sondern den Himmel der Erde.

Er erinnert sich genau des Druckbilds dieser Stelle. Er erinnert sich, wie er, nachdem er diesen Satz gelesen, das Buch zugeklappt hat, bestürzt, beglückt, daß es das gab, solches Wollen, solche Erkenntnisse und Menschen, die danach lebten.

Noch heute lächelt er, wenn er daran denkt, wie glücklich er damals war. Sein Gesicht, sonst nicht eben hübsch, bekommt durch die Erinnerung etwas so Frohes, gutmütig Starkes, daß die Passanten trotz ihrer Eile und ihrer Schirme einen Blick übrig haben für den Jungen, der da so barhäuptig und vergnügt durch den Regen läuft.

Der letzte Rest des Unbehagens, das Hanns zu Hause verspürt hat, fällt von ihm ab; beglückend füllt ihn das Bewußtsein, daß er weiß, worum es in der Welt geht und wohin er gestellt ist. Er verlangsamt den Schritt. Tief atmet er die feuchte Luft, vor sich hin lächelnd. Bleibt schließlich ganz stehen.

Da steht er in dem dünnen Märzregen auf der belebten Pariser Straße, mitten im Verkehr. Es ist die hellerleuchtete Auslage eines Blumengeschäftes, vor der er steht, es blüht und prangt hinter dem Schaufenster, es ist ein großartiger Anblick, und wahrscheinlich war es dieser Anblick, die Übereinstimmung des fröhlichen Fensters mit seinen Gedanken, die ihn hat haltmachen lassen. Aber er hat es mechanisch getan, er schaut zwar hin, aber er sieht nichts von der Pracht. Woran er denkt, was ihn ausfüllt, das ist die Freude, daß er den richtigen Weg gefunden hat.

Denn so ganz einfach war das nicht. Wohl war damals viel die Rede von der neuen Welt im Osten, aber es war mehr schlimme Rede als gute. Auch Sepp, der ursprünglich ihr Entstehen begrüßt, hatte sich bald enttäuscht von ihr abgekehrt und war seit jener Zeit voll Skepsis und Gegnerschaft.

Er hat schon unerhörtes Schwein gehabt, daß er Vater Merkle gesichtet hat. Ohne den hätte er sich nie zurechtgefunden. Er erinnert sich gut, wie er den Weg in die Rue de la Croix, den er jetzt so oft geht, zum erstenmal gegangen ist, wie er – er hatte Noten Sepps zum Binden zu bringen – das Atelier des Vaters Merkle zum erstenmal betreten hat. Der alte Buchbinder war wortkarg gewesen. Auch später blieb er wortkarg. Es hat lang gedauert, bis Hanns auch nur entdeckte, daß der Elsässer das Deutsche nicht viel schlechter sprach als er selber. Er ist schon ein Schlaukopf, der alte Merkle, und hat es dick hinter den Ohren. Nie ist er ihm mit direkter Propaganda gekommen, die hätte ihn auch nur abgestoßen. Vater Merkle hat ihn seine Entdeckung alleine machen lassen, er hat ihm nur auf den Weg geholfen.

Eine Welle von Bewunderung, Freundschaft, Verehrung steigt in ihm hoch, wie er an den Alten denkt. Vater Merkle mit seinen fünfundsechzig ist viel jünger als Sepp mit seinen siebenundvierzig. Und plötzlich verdunkeln sich seine Augen, erstarrt sein Gesicht. Was ist er für ein Dummkopf, was ist er für ein vierkantiges Rindvieh. Seit einem halben Jahr jetzt quält er sich herum mit dem Problem, ob er mit Sepp eine richtige Aussprache herbeiführen soll. Den alten Merkle hätte er um Rat fragen müssen. Längst schon hätte er sich ihm anvertrauen müssen. Es ist nicht ganz leicht, mit Vater Merkle von privaten Angelegenheiten zu reden. Aber wenn sie wichtig sind, und diese Sache ist wichtig, dann ist er immer für einen da.

Scharf macht er kehrt, wendet sich ab von dem prangenden Blumenfenster, läuft der nächsten Metrostation zu. Jetzt gleich wird er zu Vater Merkle gehen, einen solchen Entschluß darf man nicht auf den nächsten Tag schieben.

Er war in der Rue de la Croix, er stand vor dem alten Haus, das die Nummer 87 trug. Durchschritt den Hof, sprang rasch die vielen ausgetretenen Stufen des Hinterhauses hinauf, wie jedesmal mit Herzklopfen; jede Begegnung mit dem Alten war ihm eine neue Freude, von jeder erwartete er eine Überraschung, und wenn er oben war, dann fühlte er sich, wie wenn er seinerzeit im bayrischen Gebirg den letzten Schritt zum Gipfel tat, und jetzt wird sich gleich der Ausblick in die Runde öffnen.

Er stand oben, roch den vertrauten Geruch der Werkstatt. Eine ganz kleine Furcht kam ihn an. Was wird der Alte ihm auflegen? Was er ihm raten wird, er wird es tun.

Er läutete. Der Buchbinder öffnete selber. Er freute sich sichtlich, als er Hanns sah. Aus dem hinter der Werkstatt gelegenen Wohnraum kam eine Stimme. Den Bruchteil einer Sekunde war Hanns enttäuscht, daß er Vater Merkle nicht allein fand. Aber dann zeigte sich, daß die Stimme aus dem Radioapparat kam, den Vater Merkle nicht abgestellt hatte. Es waren deutsche Worte, die aus dem Apparat schnarrten, eine militärische Stimme hielt eine Ansprache. In peitschenden Sätzen prasselte es von Wehrwillen, Wehrpflicht, Überwindung der Ichsucht. Dem alten Merkle bereitete es grimmigen Spaß, sich immer einmal wieder den idealistisch verblasenen Quatsch anzuhören, mit dem die deutschen Machthaber ihre Raubgier und Brutalität verbrämten.

Er bedeutete Hanns, sich zu setzen. Er selber, der kleine Mann, ging lebhaften Schrittes durch den weiten Raum, mager, straff, und manchmal unter dem dicken, weißen Schnurrbart schmunzelte er Hanns zu, die hellen, gescheiten Augen leuchteten amüsiert.

Hanns war eigentlich nicht hierhergekommen, um sich den Schmarrn eines Nazibonzen anzuhören. Sein Bedürfnis, mit dem Alten zu sprechen, wuchs von Minute zu Minute. Dieses damische Radio. Der Nazi scheint mit seiner moralischen Aufrüstung überhaupt nicht mehr Schluß machen zu wollen. Es geht wie aus einem Entenpopo. Das haben sie von ihrem Führer.

Hanns benutzte die Weile des Wartens, um wieder einmal an einer Porträtskizze Vater Merkles zu zeichnen. Während er den Aufundabgehenden beschaute und mit einer nicht immer ganz gefügigen Hand seine Striche und Linien zog, gingen seine Gedanken die Kreuz und die Quer.

Er wird nicht zu den Jüngsten gehören, wenn er in die École des Beaux-Arts eintritt, und es wird sicher noch lange dauern, bis er nach Moskau kann, wohin es ihn zieht. Ihm ist es recht. Er hat den Eindruck, es gebe keinen Zufall in seinem Leben. Wie gut, daß ihn die Umstände aus seinem braven München herausgeworfen haben. So hat er zu spüren bekommen, was Heimat ist und was Fremde, was Gebundenheit und was Freiheit, was Unsicherheit und was gefestigte Stellung. Wer ein Emigrant ist, lernt, was eine Heimstätte bedeutet, wer die Hauslosigkeit kennengelernt hat, spürt um so tiefer, wie ein Haus beschaffen sein muß, um eine Wohnstätte für Menschen zu sein.

Auch daß er Vater Merkle gefunden hat, ist kein Zufall. Einen bessern Führer hätte er sich nicht wünschen können. Der Alte hat so etwas Handfestes, Solides. Auch das Romantische wird bei ihm nüchtern und glasklar, und es vergehen einem die dummen Gedanken. Dazu kennt er die Welt. Als Elsässer ist er vertraut mit den deutschen und mit den französischen Dingen. Er hat, trotzdem er von früher Jugend an Sozialist war, sich lange von jeder Parteibindung ferngehalten und ist erst spät zu den Kommunisten gegangen. Nichts ist bei ihm ausgeleiert oder bloße Theorie. Er hat seine eigenen Gedanken, er ist kritisch, wo es not tut, und gläubig, wo es not tut. Was er sagt, ist fest und dauerhaft wie seine Einbände.

Endlich stellte der Alte das Radio ab, und in die wohltuende Stille hinein, auf die Zeichnung weisend, fragte er: »Na, ist es heute was geworden? Kann man sehen?« Hanns errötete, schob die Zeichnung beiseite, überdeckte sie mit der Hand. »Später, Vater Merkle«, erwiderte er. Und sogleich, mit Entschluß, fuhr er fort: »Ich bin heute gekommen, um etwas mit Ihnen zu besprechen.« Vater Merkle richtete seinen hellen, kurzen, scharfen Blick auf ihn. »Schieß los, mein Junge«, sagte er, stocherte in seiner Pfeife, setzte sich Hanns gegenüber.

Der berichtete, genau, manchmal etwas umständlich. Er zitierte einzelne Aussprüche Sepps und führte an, was er selber erwidert hatte. Dabei spielte er mit der Skizze, mechanisch, und obwohl er sich bemühte, sich ruhig zu geben, zerknüllte er sie schließlich mit der breiten, roten, kurzfingrigen Hand. In der letzten Woche, schloß er, sei es besonders schlimm geworden. Sepp rede wieder und wieder von diesem Fall Benjamin, und der Schmarrn, den er da verzapfe, der gehe auf keine Kuhhaut. »Wenn ich mich aber rühre«, empörte er sich, »wenn ich anfange, zu debattieren, dann ist der Teufel los. Gegen diese Lawine von Banalitäten und Klassenvorurteilen kommt kein Mensch auf. Es hat keinen Sinn, sich zu streiten, wenn man den ganzen Tag so nah aufeinanderhockt. Man macht sich nur die Nerven kaputt. Was soll ich tun? Geben Sie mir einen Rat, Vater Merkle.«

Der Buchbinder hatte die Erzählung des Jungen mit keinem Wort unterbrochen. Auch als Hanns zu Ende war, stellte er keine Fragen, sondern schwieg noch eine Weile. Er ging hin und her durch den großen Raum, langsam, überlegend. Zuweilen nahm er mit behutsamer Hand einen Gegenstand, betrachtete ihn aus seinen hellen, kleinen Augen, aufmerksam, doch blicklos, betastete ihn, stellte ihn wieder zurück. Er rauchte stark, der Geruch seiner Pfeife übertäubte den Leder- und Kleistergeruch, der das Atelier erfüllte. Hanns, der ihn kannte, wartete geduldig.

Allmählich begann denn auch der Alte laut zu denken. Seine Sätze kamen langsam, mit vielen Pausen. »Vor dem Kriege«, meditierte er, »haben wir alle geglaubt, der Mensch sei feig. Das war eines unserer vielen Vorurteile. Im Krieg haben wir umgelernt. Die physische Feigheit des Menschen zu besiegen ist gar nicht so schwer. Man braucht ihn nur richtig anzupacken. Wenn man ihm streng zuspricht und ihm dann noch ein bißchen Schnaps eingießt, dann geht er glatt und folgsam in den Tod. Wovor er viel mehr Angst hat als vor dem Sterben, das ist die Wahrheit. Die warmen, angenehmen Lügen, in die er sich immerzu einhüllt, die hält er fest. Die läßt er sich verdammt viel schwerer ausreden als die Todesangst. Die Amerikaner haben versucht, den Alkohol zu verbieten; nicht einmal das hat sich durchführen lassen. Wenn man dem Menschen gar den inneren Rausch verbieten will, ihm so angenehme Vorstellungen entziehen wie Freiheit, Heldentum, Vorsehung, Humanität, das läßt er sich einfach nicht gefallen. Da wird er tückisch, da wehrt er sich mit Zähnen und Klauen. Die Generation, die den imperialistischen Krieg mitgemacht hat, die kann sich ein Leben ohne Lüge nicht mehr vorstellen. Daß so viele Millionen Menschen kaputtgegangen sein sollen, nur weil ein paar hundert Profiteure Märkte haben wollten und Geschäftsankurbelung, diese Vorstellung, die halten sie einfach nicht aus. Darum müssen sie sich bescheißen mit großen Worten wie Nation, Demokratie, Freiheit. Dein Vater wird schon seine guten Gründe haben, daß er darüber nicht mit sich reden läßt. Wenn einer sich lange mit solchen Ideen besoffen hat, dann nützt keine Entziehungskur mehr.«

»Sie meinen also, Vater Merkle, ich soll weiter das Maul halten?« resümierte sachlich Hanns.

Merkle blieb vor ihm stehen, lächelte unter dem starken, weißen Schnurrbart, schaute ihn listig an. »Ja und nein«, erwiderte er. »Was man nicht redet, bereut man seltener, als was man redet, das ist gewiß. Aber mit Schweigen allein schafft man es auch nicht. Wenn Moltke nur geschwiegen hätte, dann wäre ich niemals Deutscher geworden. Man braucht ja«, sein Lächeln vertiefte sich, »dem andern nicht immer gleich alles auf die Nase zu binden. Wenn man einem den Star sticht, ist man auch vorsichtig und gewöhnt den Patienten nur langsam ans Helle. Vorsichtig würde ich also sein. Aber ganz aufgeben, mein Junge, ganz aufgeben würde ich einen Mann auch wieder nicht, bloß weil ich ihn nicht bekehren kann. Noch dazu, wenn es der eigene Vater ist. Nein, nein, so grausam wollen wir auch nicht sein.«

Hanns schaute vor sich hin, strich das zerknüllte Blatt mit der Zeichnung wieder glatt, hörte gespannt zu. Was der pfiffig lächelnde Merkle da sagte, war natürlich nur eine Einleitung, und er wartete auf die Folge. »Es gibt«, fuhr der Buchbinder denn auch fort, »heute zahllose Menschen, die sich zwischen den Klassen herumtreiben und nicht wissen, wohin sie gehören. Wir haben ihre Zahl unterschätzt. Man sollte es nicht dem Zufall überlassen, auf welche Seite sie laufen, wenn die Entscheidungsschlacht losgeht, ob zu uns oder unsern Gegnern. Begreifst du, wo ich hinauswill?«

Hanns merkte wohl, daß der Alte ein bestimmtes Ziel im Auge hatte, aber er sah dieses Ziel nicht und schwieg fragend. Vater Merkle, den Finger erhebend, schlau, fuhr fort zu dozieren: »Wenn man«, erklärte er langsam, nicht laut, doch jedes Wort betonend, »die Leute, die ich meine, unter ihnen einen gewissen Herrn Trautwein, genannt Sepp, nicht bekehren kann, dann soll man sie wenigstens verwenden. Es sind Leute voll von Vorurteilen, sie haben verblasene Ideen, es ist ihnen nicht gegeben, gerade und bis ans Ende zu denken. Aber ihr elementares Interesse, und das sehen sie selber ein, zwingt sie zur Gegnerschaft gegen den Faschismus. Deshalb müßte man ihnen begreiflich machen können, daß es ihr Vorteil ist, nicht gegen uns, sondern mit uns zu gehen. Man müßte ihnen begreiflich machen können, daß heute die einzige wirkliche Machtposition im Kampf gegen die Faschisten die Sowjetunion ist.« Er schwieg eine Weile. »Kapiert?« fragte er.

Er konnte Hanns vom Gesicht ablesen, daß er nicht kapiert hatte. Was Hanns einmal aufnahm, das verstand er gründlich, aber es dauerte lange, bis er aufnahm, und der Buchbinder machte sich oft, gern und gutmütig über diese seine münchnerisch langsame Auffassung, über seine »lange Leitung« lustig. »Ich habe einmal einen Schauspieler gekannt«, sagte er denn auch heute gutmütig, »der hat, wenn er in Berlin eine Lachpause von drei Sekunden einlegte, in München eine halbe Minute gewartet, damit die Zuhörer auch verstünden.« Dann aber setzte er sich Hanns gegenüber und steckte ihm ein Licht mehr auf über seinen Plan.

Es hatten sich um jene Zeit die Kommunisten entschlossen, ihre Feindschaft gegen die andern Linksparteien aufzugeben und sich zur Erreichung gewisser gemeinsamer Ziele mit ihnen zu verbinden. In mehreren Ländern arbeitete man an der Bildung einer solchen Einheitsfront. In Spanien hatte man sie zuwege gebracht, in Frankreich stand man unmittelbar vor dem Ziel. Wollte die deutsche Opposition praktische Politik treiben, dann konnte sie das nur, wenn auch sie sich zu einer einheitlichen Organisation zusammenschloß. Aber statt ihre Kräfte zu vereinigen, zerfleischten sich die deutschen Emigranten untereinander.

»Kapiert?« fragte Vater Merkle ein zweites Mal, als er Hanns die Situation so weit klargemacht hatte. Ja, jetzt hatte Hanns begriffen, das übrige ergänzte er von selber. Sepp hatte einen guten Namen in der deutschen Opposition, seine Anschauungen erschienen vielen maß- und wertvoll; ihn in eine solche Bewegung einzuspannen war für alle Teile nützlich. »Sie meinen, Vater Merkle«, fragte er also zurück, »ich soll Sepp …?« Er vollendete den Satz nicht. Und Vater Merkle erwiderte lächelnd: »Ja, das meine ich.«

In Hanns arbeitete es. Man sah ihm an, wie die Gedanken hin und her schossen, sich rundeten. Seine bräunlich zarte Haut rötete sich. Die Aufgabe, die Vater Merkle ihm da gestellt hatte, erregte ihn. Da konnte er gleichzeitig seinem Bedürfnis Genüge tun, loszulegen, wenn Sepp gar zu toll daherredete, und für die gute Sache wirken.

Merkle sah froh, wie eifrig der Junge seinen Plan aufnahm. Aber er sprach nicht weiter davon. Vielmehr griff er nach der Zeichnung. »Zu sehr idealisiert«, sagte er, lächelnd. »Nein, nein, so geistig ist der alte Merkle nicht.« Er dachte, wie realpolitisch, schlau, verzwickt, opportunistisch er sich soeben wieder verhalten hatte, als er dem Jungen seine Idee suggerierte. Er hatte Hanns gern und freute sich, wenn er ihm helfen konnte. An sich war es vollkommen gleichgültig, ob die Politik, die Sepp Trautwein und sein Blättchen vertraten, etwas mehr oder weniger bürgerlich war, es blieb eine reine Privatangelegenheit; aber es war gut, wenn der Junge sich einbildete, er arbeite an einer wichtigen Aufgabe, und was immer dabei herauskam, schaden konnte es nicht. Ja, der listige Merkle hatte mit seinem Rat eine ganze Armee Fliegen auf einmal geschlagen.

Er legte die Zeichnung zurück. Der Junge war ein enthusiastischer Parteigänger, ruhig und zuverlässig. Er verdiente einen Auftrieb, es war Zeit, ihm ein Stück Zucker hinzuhalten. »Wenn das was wird«, sagte Vater Merkle geheimnisvoll, spitzbübisch, spießgesellenhaft, »wenn eine solche deutsche Volksfront zustande kommt und du dein Teil dazu beigetragen hast, dann haben vielleicht auch deine russischen Studien praktische Bedeutung gehabt.«

Es war aber so, daß Hanns auf Betreiben des Buchbinders angefangen hatte, Russisch zu lernen. Der Weg, der in die Partei und nach Moskau führte, war lang und hart. Hanns glaubte, daß Vater Merkle, obwohl er keine offizielle Funktion bekleidete, bei der Partei Einfluß habe und ihm helfen könne. Zwei-, dreimal hatte er Andeutungen gemacht; doch der Buchbinder hörte nicht recht auf diesem Ohr. Daß jetzt der vorsichtige Mann ihm in Aussicht stellte, er werde sein Russisch vielleicht praktisch erproben können, das bedeutete allerhand, das war ein großer Fortschritt.

Der Alte sprach schon wieder von anderem. »Dieses Prinzip«, sagte er, »mußt du dir merken: wen man nicht bekehren kann, den soll man wenigstens verwerten. Es geschieht in seinem eigenen Interesse. Wenn ein krankes Kind die Medizin nicht nehmen will, muß der Arzt sie ihm mit Schläue eingeben.« Aber Hanns kam nicht so leicht los von dem, was Merkle ihm angedeutet. »Hab ich da recht gehört mit meinem Russisch?« fragte er. Der Alte lächelte nur, listig, gütig, aufmunternd.

Da errötete Hanns noch tiefer. Und während er sonst, da seine Kameraden ihn deshalb aufzuziehen pflegten, sich seines mädchenhaften Errötens schämte, verdroß ihn diesmal seine Schwäche nicht. Vielmehr glänzten seine Augen, der ganze junge Mensch leuchtete. Bei all seiner Gesetztheit hielt es ihn nicht länger auf seinem Stuhl, er sprang auf, er atmete hoch, und schließlich brach er aus, selig: »Das wäre ja großartig. Da legst dich nieder.« Er sagte das aber genauso, wie Sepp es in ähnlichen Fällen zu sagen pflegte, ja, er schnalzte mit der Zunge wie Sepp.

Obwohl Vater Merkle gut Deutsch konnte, verstand er nicht recht, warum er sich niederlegen solle, und Hanns, leicht verlegen, mußte ihm die Bedeutung dieser münchnerischen Worte erklären.

## 

## 11

## Hanns Trautwein wird achtzehn Jahre

Am 29. März hatte das Schweizer Nachrichtenbüro das Ergebnis der Untersuchung des Falles Benjamin veröffentlicht. Schon für den 2. April war eine Interpellation darüber im Schweizer Nationalrat angekündigt. Manche von Trautweins Freunden glaubten, es werde alles im Sand verlaufen; sie hatten so oft erlebt, daß die Entrüstung, welche die Gewalttaten des Dritten Reiches hervorriefen, folgenlos blieb und rasch verebbte. Trautwein wollte davon nichts hören. Diesmal darf es nicht so sein, es wird nicht so sein, er läßt sich nicht kleingläubig machen. Mit fieberhafter Spannung wartete er darauf, was die Interpellation in Bern ergeben, was die Schweiz beginnen werde.

Am späten Nachmittag des 2. April erfuhr man in Paris, wie die Interpellation verlaufen war. Ruhig und sachlich hatte die Regierung dargelegt, sie habe Gründe zu der Annahme, daß die Entführer mit Wissen amtlicher deutscher Stellen gehandelt hätten. »Wir haben denn auch«, hatte unter dem Beifall der ganzen Versammlung der Sprecher der Schweizer Regierung weiter erklärt, »durch unsern Gesandten in Berlin eine Note überreichen und mitteilen lassen, daß nach dem Ergebnis unserer Untersuchungen deutsche Behörden von der Entführung verständigt worden sind und an ihr mitgewirkt haben. Wir haben von der deutschen Regierung Wiedergutmachung verlangt.«

Trautwein, als die Meldung den »Nachrichten« telefoniert wurde, strahlte, als hätte er einen großen persönlichen Sieg erfochten. Täppisch, das Blatt mit der getippten Meldung in der Hand, lief er von einem zum andern, schlug den Kollegen auf die Schultern, krähte, jubelte, sagte zehnmal, zwanzigmal: »Jetzt haben wir sie«, und: »Was sagen Sie nachher dazu, Herr Kollege?« Übersprudelnd, sehr münchnerisch, krähte er seinen Jubel heraus, rannte herum, konnte sich nicht beruhigen, sein ganzes Inneres war beflaggt.

Nicht nur Tschernigg, auch viele andere hatten es bezweifelt, daß sich die kleine Schweiz mit dem mächtigen Nachbarn auf einen ernsthaften Streit einlassen werde. Die Note also, die sie jetzt hatte überreichen lassen, war nicht nur ein Bekenntnis zur Vernunft gegen die Dummheit und Brutalität, eine Entscheidung für das Recht und gegen die Gewalt, sie war vor allem auch ein Sieg des Glaubens über den Unglauben.

Sepp Trautwein war bescheiden in seinem Herzen; aber er sagte sich, ein ganz klein wenig habe auch seine Tätigkeit beigetragen zu diesem Erfolg. Er hat also recht daran getan, daß er sich von der Skepsis Harry Meisels so wenig hat anstecken lassen wie vom Nihilismus Tscherniggs, daß er im Exil nichts von seinem früheren guten Mut verloren hat. Die Schweizer Meldung ist ihm eine Bestätigung, daß er sein großes Opfer nicht umsonst gebracht hat. Der letzte Rest der Müdigkeit, die ihn in diesen Wochen schwerer Arbeit manchmal überfallen hat, weicht von ihm. Das Exil hat ihm nichts anhaben können. »Der schwache Mann stirbt, und der starke Mann ficht.« Er fühlt sich frisch, zuversichtlich wie in seiner ersten Studentenzeit. Dabei hat er einen erwachsenen Sohn. Wie alt ist er, sein Hanns? Siebzehn. Nein, morgen wird er achtzehn.

Er lacht, er schnalzt mit der Zunge. Jetzt hat die Schweizer Note ihn auch noch vor einem Versäumnis bewahrt. Denn Geburtstage und dergleichen pflegt er zu vergessen. Heut freut es ihn doppelt, daß ihm Hannsens morgiger Geburtstag eingefallen ist. Das letztemal und das vorletztemal ist er mit leeren Händen dagestanden. Diesmal wird er nachholen, was er früher versäumt hat. Er wird Hanns ein richtiges Geschenk machen. Das ist leichtsinnig. Aber er ist heute so vergnügt, er kann nicht anders.

Er zählte nach, wieviel Geld er hatte. Verdammt wenig. Er pumpte Heilbrun an, die andern, selbst Peter Dülken, den Volontär, der als wohlhabend galt. Entschloß sich, da es immer noch nicht reichte, sogar Gingold um Vorschuß anzugehen. Säuerlich, von Prinzipien redend, gegen die man eigentlich nicht verstoßen dürfe, rückte der mit etwas Geld heraus.

Trautwein schmunzelte. Soviel hatte er schon lange nicht mehr zusammen gesehen. Wenn Anna wüßte, was er vorhat, würde sie ihm ein paar kräftige Bemerkungen hinreiben. Mit Recht. Aber er ging dennoch hin und kaufte, was ihm im Sinn lag, das Geschenk für Hanns. Das Segelboot, das Hanns in München hatte zurücklassen müssen, konnte er ihm freilich nicht ersetzen, und so schön wie das in München zurückgebliebene Mikroskop war dieses hier auch nicht. Aber sehen lassen konnte es sich, und der Bub wird seinen Mordsspaß daran haben.

Und es wurde Abend, und es wurde Morgen, der Morgen des Geburtstags. Ein großer, fetter Gugelhopf war da, auch ein paar kleinere Geschenke hatte Anna vorbereitet. Dann aber rückte Trautwein an, krächzend, übers ganze Gesicht lachend, mit seinem großartigen Geschenk, und Hanns und Anna waren verblüfft.

Hanns wog das Ding in der Hand, betreten, zwiespältigen Gefühls, das ganze Antlitz überrötet. Es kostete ihn Mühe, die Freude zu bezeigen, die Sepp mit Recht von ihm erwarten durfte. Dieses Geschenk stört ihn mehr, als es ihn freut. Es kommt ihm in die Quer. Er hat beschlossen, bei erster Gelegenheit den Rat des Buchbinders zu befolgen und seinem Vater mit List und Tücke die Volksfront zu suggerieren. Daß er sich jetzt so großartig benimmt, irritiert ihn und macht ihm sein Vorhaben nicht leichter.

Um sich in Ruhe zu sammeln und um nicht viel reden zu müssen, setzt er sich gleich hin und würdigt das Geschenk. Er beschäftigt sich mit dem Mikroskop, untersucht es von allen Seiten. Betrachtet einen Wassertropfen, sieht ihn sich wandeln in eine Welt wimmelnder Lebewesen. Doch der geheimnisvolle Reiz, den eine solche Betrachtung ehemals für ihn gehabt hat, ist fort. Das Mikroskop ist ihm zu einem bloßen Spielzeug geworden, und daß er so beflissen hineinschaut, geschieht nur, um Sepp zu ehren.

Seine Gedanken sind weit ab von dem, was das Mikroskop ihm zeigt. Er weiß Bescheid, was so ein Ding kosten kann. Der unpraktische Sepp hat sicher seine Vier- bis Fünfhundert dafür angelegt. Wieviel Arbeit Sepps, wieviel Arbeit der Mutter steckt in diesem Geschenk. Was alles an drängendem Bedarf könnte man dafür kaufen. Hanns war bewegt, fast beschämt. Doch fast noch mehr war er verärgert. Man fragt einen doch vorher, was es sein soll, ehe man soviel Geld hinausschmeißt. Aber so war Sepp. Mit seinem blöden, altmodischen Taktgefühl.

Übrigens ist es wahrscheinlich nicht allein wegen des Geburtstags, daß Sepp sich so angestrengt hat. Wahrscheinlich ist es wegen dieser Schweizer Note. Sicher sieht Sepp, mit seiner ewigen rosa Brille, darin einen Triumph, ein erstklassiges politisches Ereignis. Dann wäre das Mikroskop ein Bestechungsversuch: Sepp will ihm seine eigene Freude und seine eigene Meinung suggerieren. Um so einen winzigen Sieg wahrzunehmen, braucht es allerdings ein Mikroskop.

Er wird jetzt schon fuchtig, wenn er an die großen Töne denkt, die Sepp von sich geben wird. Aber diesmal braucht Hanns nicht das Maul zu halten. Fein ist es ja gerade nicht, was er mit Sepp vorhat. Wenn man’s genau nimmt, ist es direkt unfein. »Hinterfotzig« ist es, das ist das gute bayrische Wort dafür. Er will ihn nicht bekehren, er will ihn »verwerten«. Ist es vielleicht fair, den eigenen Vater zu »verwerten«? Es geschieht natürlich in Sepps eigenem Interesse, und politisch ist es auch. Aber fair ist es nicht, fein ist es nicht, hinterfotzig ist es.

Leicht wird es auch nicht sein. Er redet am liebsten gradheraus, und wenn er sich nicht richtig aussprechen darf, wenn er die Hälfte von dem, was er zu sagen hat, hinunterschlucken muß, dann wird ihm unbehaglich.

Er starrt in das Mikroskop, er sieht die wimmelnde Welt im Wassertropfen. Man wird nicht immer dahin gestellt, wo man gerne möchte. Man muß sich da bewähren, wo man hingestellt ist. Bestimmt, und noch heute, wird Sepp wieder von seinem Fall Benjamin anfangen. Hanns hat seine Richtlinien. Er hat seinen Auftrag. Er wird ihn erfüllen.

Des Abends saß man in dem vollgestopften Raum beim Geburtstagsmahl. Der Tisch war klein, das Geschirr dürftig, aber was es gab, war gut. Anna hatte sich angestrengt. Freilich ging es ihr mehr darum, Sepps Erfolg, die Schweizer Note, zu feiern als Hannsens Geburtstag, und es gab also eher Sepps Lieblingsgerichte als Hannsens. Anna hatte vor allem verschiedene Arten von Würsten zusammengeholt, wie Sepp sie gerne aß, und sie hatte die Zutaten so zubereitet, wie er sie liebte, Kartoffelsalat, verschiedenes Kraut, Püree. Leider merkte Sepp wenig von der Aufmerksamkeit und Bemühung. Er sagte nur beiläufig: »Choucroute Alsacienne nennen sie’s hier. Die Münchner Würste sind halt doch besser.« Übrigens ließ er sich die Pariser Würste nicht schlecht schmecken.

Dann, wie Hanns erwartet hatte, verbreitete er sich glücklich, großartig und vielwortig über den neuen Erfolg in der Sache Benjamin.

Hannsens Augenblick war da. Er dachte daran, daß er in den ersten Schulklassen, wenn er vor einer schwierigen Aufgabe stand, rasch noch ein Vaterunser gebetet hatte. Jetzt richtete er statt dessen das innere Aug scharf auf Vater Merkles Richtlinien und befahl sich, nicht hitzig zu werden und nicht unnötig das Maul aufzureißen. Bescheiden hub er an: »Freuen wir uns vielleicht nicht ein bißchen zu früh, Sepp?« Er nahm ein wenig Kraut, ein wenig Kartoffel und ein wenig Fleisch auf die Gabel, das gab Haltung, und fuhr bedächtig fort: »Schön, die Schweiz hat sich aufgerafft, zu protestieren. Die Schweiz hat schon mehrmals protestiert. Sie hat protestiert wegen der Milliarden, die sie dem Reich geliehen hat. Die Nazi geben ihr die Milliarden ohne Krieg nicht zurück. Krieg kann die Schweiz keinen führen, sie hat es bei dem Protest bewenden lassen. Glaubst du, sie wird für Friedrich Benjamin weiter gehen? Und da die Nazi wissen, daß sie nicht weiter gehen kann, warum sollten sie Friedrich Benjamin ausliefern? Aus Moral?«

Hanns verstummte. Er hatte an sich gehalten, hatte ruhig gesprochen. Ein bißchen klopfte ihm das Herz, aber er war mit sich zufrieden.

Sepp Trautwein hatte seinem Sohn, sowie der zu sprechen begonnen, den knochigen Kopf zugewandt, betroffen, ruckartig. Wohl hatte sich Hanns zuweilen mit ihm in politische Debatten eingelassen, aber das waren dann Diskussionen allgemeiner Art gewesen. Es war das erstemal, daß er ihm in einer einzelnen, bestimmten Sache unmißverständlich widersprach; überdies hatte er, Sepp, sein Herz an diesen Fall gehängt. Es traf ihn tief, daß nun auch der Bub, wie Tschernigg, die Sache Benjamin für verloren zu halten schien und seine, Trautweins, Bemühungen für sinnlos.

Sepps lebendiges Gesicht spiegelte jede Regung wider. Betreten, traurig eher als zornig, beschaute er seinen Sohn. Bisher hatte er, ohne sich darüber viele Gedanken zu machen, angenommen, Hanns teile seine eigene Zuversicht, sein eigenes Vertrauen in den Sieg der Vernunft, und die bedächtige Fröhlichkeit des Buben hatte ihn in dieser Meinung bestärkt. Da aber saß nun sein Hanns und schaute ihn an, keineswegs gläubig, sondern prüfend, neugierig, wie einen, der eine kuriose und lächerlich falsche Ansicht vertritt, sagen wir’s geradeheraus: wie einen, der spinnt. Wohl hatte er Hanns schon seit geraumer Zeit wie einen Erwachsenen behandelt: doch jetzt zum erstenmal mußte er erleben, daß sein Bub auch die Rechte eines Erwachsenen in Anspruch nahm. So ein Lauser, fluchte er in seinem Innern. Aber hinter diesem Fluch war Panik.

Er schickte sich an, Hanns zu erwidern. Er nahm sich vor, nichts von seinem Unmut laut werden zu lassen. Allein wie er seine Gefühle in Worte übersetzen wollte, schlug seine Trauer immer mehr in Zorn um. Bei Mozarts, dachte er grimmig, sagten sie: »Nach dem lieben Gott kommt gleich der Papa.« Schön, ich bin kein Mozart. Aber besser seh ich doch, was los ist, als der Bub. Die Schweiz hat fünf Millionen Einwohner und Deutschland fünfundsechzig. Richtig. Aber gerade das ist es ja. Die Entrüstung der Welt hat die kleine Schweiz so mutig gemacht, daß sie gegen den mächtigen Nachbarn aufbegehrt. David hat sich Goliath gestellt. Er, Sepp Trautwein, ist stolz darauf, daß er da ein wenig mitgeholfen, daß er dazu beigetragen hat, dieser Entrüstung der Welt Stimme zu geben. Sein Hanns aber hat für diesen offenbaren Erfolg nichts als ein Achselzucken. Was ist das für eine Jugend? Sepp Trautwein konnte sich nicht länger zähmen. Laut und bitter sagte er: »Was ist das für eine Jugend, die auf Goliath setzt und nicht auf David?«

Hanns führte den Bissen zum Mund, den er aufgespießt hatte. Ja, es hat seine Vorteile, eine solche Unterhaltung beim Essen zu führen, man hat eine ganz andere Ruhe. »Der Goliath«, antwortete er dann, »den David erschlug, war schlecht bewaffnet. Unsere heutigen Goliaths haben zwar auch nicht viel Verstand, aber sie setzen sich in Tanks, auch wenn es nur gegen einen David geht. Die Schweiz hat die Sympathien der Welt für sich, das Reich hat ungeheuer viele Tanks und Flugzeuge. Wir alle«, und er sprach mit Wärme, »wären glücklich, wenn das Recht und die Schweiz siegten. Aber wir sind nicht blind gegen die Tanks und die Flugzeuge, wir haben unsere Zweifel. Ein kleiner Staat, der, bewaffnet mit nichts als mit einem Handbuch des Völkerrechts, gegen die Reichswehr antritt, sag doch selber, Sepp«, und er hob, ohne den Satz zu vollenden, die Achseln und ließ sie ausdruckslos fallen. »Was wir anstreben«, schloß er, »das ist, daß die gute Sache nicht nur die Sympathie der Anständigen, sondern auch die Tanks für sich hat.«

Es fiel Trautwein schwer, Hanns nicht zu unterbrechen. »Wir«, sagte der, und dieses Wir, das waren offenbar die Gewaltanbeter, die Kommunisten. Der Saubub, dachte er immer von neuem, und sein Inneres umwölkte sich. Gestern noch schien ihm sein Hanns ein Kind. Hätte man ihn gefragt, was wohl die größte Sehnsucht dieses Hanns sei, dann hätte er geantwortet: das Segelboot, das in München futsch gegangen ist. Und heut hockt der gleiche Hanns gelassen da und erklärt pfeilgrad, das, woran der Vater sein Leben hängt, das sei Bockmist.

Sepp Trautwein steht auf. Er möchte sich eine Pfeife anzünden, vergißt es gleich wieder und steckt sich eine neue Zigarette an. Er möchte auf und ab gehen, aber das hilft auch nichts, das vermehrt nur seine Unruhe. Er setzt sich wieder, diesmal in den ramponierten Wachstuchsessel. Er hat sich zuwenig um Hanns gekümmert, nun ist ihm der über den Kopf gewachsen, ist von ihm abgefallen. Wird er ihn zurückholen können? Wird er ihn davon überzeugen können, daß er nicht »spinnt«? Ja, denkt er voll Bitterkeit, wenn er sich ans Klavier setzen könnte und spielen. Durch Kunst kann man sich verständigen, so verschieden man sein mag. Allein Hanns hört Musik im besten Fall so, wie jeder andere sie hört, der gerade von der Straße kommt; mehr, Tieferes, hört er nicht heraus.

Laut werden ließ Sepp nichts von dem Aufruhr in seinem Innern, weder Trauer noch Zorn. Die Gesetztheit seines Buben half ihm. Er wollte sich den Abend nicht verderben lassen, nicht den Geburtstag und nicht die Freude an seinem Erfolg. Nur immer gemütlich, sagte er sich und setzte sich wieder an den Tisch, zu der Nachspeise, die Anna mittlerweile bereitet hatte. Mit den Händen zerteilte er die Schmalznudeln – sie schmeckten nicht, wenn man sie mit der Gabel aß – und erwiderte seinem Sohn. »Ohne Zuversicht«, meinte er, »kann man keine Politik machen. Wer nicht an den Endsieg glaubt, ist von vornherein verloren. Bis jetzt, und gerade in der Sache Benjamin«, trumpfte er mit ruhiger Ironie auf, »scheinen ja die Zuversichtlichen recht behalten zu haben. Wenn man vor acht Tagen gefragt hätte, wird die Schweiz sich wehren, dann hätten neun unter zehn geantwortet: ›Ach was, sie wird es machen wie alle andern. Sie wird auch diese deutsche Unverschämtheit einstecken. Sie wird, wie alle, vor der Faust der Nazi den Schwanz einkneifen.‹ Hat sie ihn eingekniffen?«

Hanns hört höflich und aufmerksam zu. Aussichtslos, denkt er, einen Schmarrn, denkt er, qu’est-ce que tu chantes là? denkt er. Aber gleichzeitig befiehlt er sich: Nicht das Maul aufreißen. »Ich kann mir nicht vorstellen«, sagte er schließlich auf seine bedächtige Art, »daß diejenigen, welche die Macht in Händen haben, sie wieder hergeben, wenn man ihnen nur gut zuredet und sie nicht mit Gewalt dazu zwingt. Gegen die Gewalt kommt man nicht mit Überredung auf, sondern nur wieder mit Gewalt. Ich finde übrigens«, entschloß er sich, freimütig zu bekennen, »Gewalt ist gar nicht so schlimm. Schlimm ist sie nur, wenn sie für schlechte Zwecke eingesetzt wird.«

Beinahe erschrak Trautwein, daß sein Sohn jetzt die gleichen Reden führte wie Harry Meisel. Er erinnerte sich des Ausspruchs eines Kollegen, des Kapellmeisters Hans von Bülow, eines ihm immer besonders unsympathischen Satzes: »Großes kann man ohne Diktatur nicht erreichen.« Fernher dämmerte ihm, daß seine Welt vielleicht endgültig versunken sei und daß er sich in diesem Heute nicht mehr zurechtfinde. Auch hörte er aus den Worten Hannsens die Andeutung heraus, er begnüge sich, die Nazi mit leerem Geschwafel zu bekämpfen, und dieser Anwurf kränkte ihn bitter. Zwar sagte er sich auch diesmal, es wäre klüger, mit Hanns so ruhig zu reden, wie der selber sprach. Aber die Vorstellung, sein eigenes Tun sei sinnlos, traf ihn zu tief; so ein Lauser, klang es von neuem in seinem Innern. »Du findest also«, resümierte er scharf, »da wir Emigranten über keinerlei Machtmittel verfügen, sollten wir besser den Kampf überhaupt aufgeben. Wir sollten, findest du, uns nur mehr um unsere privaten Dinge kümmern und vor den Nazi kapitulieren.« Streitbar sah er auf den Sohn.

Der blieb gemütlich wie bisher. »Nein«, antwortete er, »nein, Sepp, das finde ich ganz und gar nicht. Ich glaube bloß das eine nicht, daß man mit den Nadelstichen, die ihr den Faschisten versetzt, etwas erreicht. Dadurch verzettelt man höchstens die eigene Kraft.« Vorsichtig jetzt, nicht zuviel sagen und nicht zuwenig. Nicht bekehren, wiederholte er sich Vater Merkles Richtlinien, verwerten. »Natürlich wünsche ich herzlich«, fuhr er fort, »daß die Leute in Berlin Friedrich Benjamin herausgeben. Aber ich glaube nicht, daß noch so gescheite und noch so zündende Worte sie dazu bringen. Und ob die Schweiz auf seiner Auslieferung bestehen wird, das hängt, glaube ich, auch nicht in erster Linie von moralischen Rücksichten ab. Ich glaube nicht, daß man mit Moral in der Welt durchkommt, wenn keine Kanonen dahinterstehen. Ich glaub’s halt einmal nicht«, schloß er. Er sprach jetzt sehr münchnerisch; das besänftigte Sepp und stellte das Gefühl der Verwandtschaft wieder her mit seinem Sohn, der ihm soeben noch fremd und unbegreiflich gegenübergesessen war.

»Und was soll also sein?« erwiderte er; es sollte ohne Schärfe herauskommen, klang aber doch gereizt. »Sollen wir dem Reich den Krieg erklären? Du, ich und Herr Heilbrun?« Hanns lachte. »Weißt du, Sepp«, sagte er, immer gemütlich, vertraulich, »Moral, Musik, deine Artikel, das ist alles schön und gut. Aber es sind bloß Zutaten. Wirksame Zutaten. Wenn Macht da ist, bereit, sich für die gute Sache einzusetzen, und man gibt ihr noch dein Salz dazu, Moral, Kunst, deine Aufsätze, dann wird die Macht stärker, und die Moral gewinnt ihren Sinn. Aber Moral allein, Moral ohne Macht, ich sag es, wie es ist, das ist eine Sauce ohne Braten.« – »Und der Braten, das ist natürlich die Sowjetunion«, krähte höhnisch Sepp. »Ja«, sagte ruhig Hanns, »es ist die Sowjetunion. Ich denke, eine solche Verwertung der Moral ist das Gegebene, ist das einzig Praktische.« – »Verwertung« hatte er gesagt; er war mit sich zufrieden, daß er das so ehrlich einbekannt hatte; er wurde ganz rot vor Freude, daß es ihm geglückt war, Politik und Anstand zu verbinden.

Seine Ruhe verfehlte nicht ihren Eindruck auf Sepp, ja, sie nötigte ihm Respekt ab. Er erkannte, Hanns ist kein Lausbub, der sich einfach aus Widerspruchsgeist gegen die Autorität des Vaters aufmandelt. Was er sagt, ist nicht aus der Laune der Debatte entstanden, es ist überlegt, langsam herangereift. Der ganze Hanns hat etwas über seine Jahre hinaus »Wohltemperiertes«.

Sepp sitzt wieder in dem Wachstuchsessel, raucht, schweigt, weiß nicht recht, was er antworten soll. Er ist froh, daß schließlich Anna zu sprechen anfängt.

Anna hat zuerst, als die Debatte zwischen den beiden losging, nicht recht hingehört. Sie hat einen bewegten Tag hinter sich und ist müde. Sie hat sich auf diesen Geburtstag Hannsens gefreut und hat es für ein gutes Zeichen genommen, daß noch die angenehme Nachricht aus der Schweiz dazukam. Aber dann, am Morgen, hat Sepp das teure Mikroskop angeschleppt, und wenn sie auch Hanns den Spaß von Herzen gönnt, es ist doch eine unerhörte Dummheit von Sepp, ein sträflicher Leichtsinn; die Ausgabe für das Mikroskop schwemmt weg, was Sepp in den letzten Wochen durch seine Anstellung an Mehrverdienst hätte nach Hause bringen können. Auf der Fahrt zu Doktor Wohlgemuth hat sie sich dann überlegt, wie sie es in den nächsten Wochen halten soll. Der Mehrverdienst Sepps macht den Braten auch nicht fett. Es hat keinen Sinn, die Augen davor zu verschließen, daß es wirtschaftlich schnell bergab geht, daß man den Standard ständig hinunterschrauben muß. Das bißchen, was man an Kleidern, Wäsche und kleinem Hausrat aus Deutschland hat retten können, braucht sich ab, und Neuanschaffungen kann man sich nicht leisten. Es ist schon ein ewiges Gefrette, das Jonglieren mit den paar Franken. An das Reitpferd, das sie sich in München geleistet hat, an Hannsens Segelboot und dergleichen will sie erst gar nicht denken, doch man muß auch auf vieles andere verzichten, was man nie geglaubt hat entbehren zu können. Sie ist ordentlich, sie leidet darunter, daß es ihr an Zeit fehlt, die kleinen Dinge so sauber zu besorgen, wie sie gern möchte. Die Schreibmaschine ist noch immer nicht repariert, die Walze ist so abgewetzt, daß man sie kaum mehr brauchen kann. Mit Frau Chaix, der Bedienerin, gibt es auch egal Verdruß. Die junge, schlampige Frau hat nach wie vor nichts im Kopf als ihre Kerle, in allen Winkeln findet man Schmutz, sie schüttet immer noch die neue Milch zur alten. Anna lacht über die Beharrlichkeit, mit der sie das tut, aber eigentlich ist es nicht zum Lachen. Und mit Elli Fränkel ist es natürlich so gegangen, wie Anna gefürchtet hat. Wohlgemuth ärgert sich Tag um Tag über Elli, Elli hat Weinkrämpfe, und beide suchen sie die Schuld in ihr, in Anna, und ihr, Anna, machen sie die Vorwürfe. Anna bleibt geduldig, sie hat Mitleid mit Elli, sie kann nicht vergessen, wie die damals in dem greulichen Restaurant gierig über den armseligen Fraß hergefallen ist. Doch Elli ist und bleibt ein Stück Malheur, in kurzer Zeit wird sie wieder so dasitzen wie vorher, man hat es nicht leicht. Wenn wenigstens die beim Rundfunk schon endgültig nein sagten. Das wäre besser, als einen so endlos hinzuziehen. Und mit der Arbeitskarte wird es auch nichts, und die Pässe laufen auch ab, und man wird tausend Scherereien haben, eine Legitimation zu kriegen. Und das Schlimmste, das zehnmal, das hundertmal Schlimmere: es ist so gekommen, wie sie es vorausgesagt hat; Sepp hat infolge seiner läppischen Redaktionstätigkeit wirklich keine Zeit mehr für seine Musik. Nie mehr sitzt er über seinen Noten, nie mehr über dem Klavier. Die Stunden gemeinsamer Arbeit, die sie so nah verbanden, scheinen endgültig vorbei zu sein.

Im Lauf des Tages aber war ihre Laune besser geworden. Es war besonders schönes Frühlingswetter, Elli richtete den ganzen Tag kein Unglück an, und schließlich hatte sich Doktor Wohlgemuth von seiner nettesten Seite gezeigt, er hatte ihr, als eine große Rechnung, die er schon verloren gegeben, wider Erwarten doch bezahlt wurde, eine Gratifikation von zweihundert Franken aufgedrängt.

Und dann war gar noch die Schweizer Note gekommen, das war wirklich etwas Erfreuliches. Diese Schweizer Note bewies, daß Sepp doch nicht so ganz von allem Wirklichkeitssinn verlassen war, wie Anna befürchtet hatte. Und wie gern hatte sie unrecht, wenn dafür der Mann, den sie liebte, recht behielt.

Während sie herumlief, um das Abendessen einzuholen, war sie so vergnügt gewesen wie seit langem nicht. Für den Abend hatte sie sich zurechtgemacht. Der Spiegel hatte schlechtes Licht, aber soviel war gewiß, sie schaute noch immer gut aus, die Männer drehten sich mit Recht nach ihr um, und es war durchaus natürlich, daß Monsieur Pereyro mit ihr flirtete. Sie spürte in sich die Zuversicht der früheren Anna, sie war sicher, es werde doch noch alles gut werden. Müde und glücklich hatte sie sich mit Mann und Sohn zum Abendessen gesetzt.

Als die Debatte zwischen Sepp und dem Jungen begann, hatte sie in ihrer angenehmen Abgespanntheit zuerst nicht recht hingehört. Dann, als sie begriff, worum es ging, war ihr Verstand wieder geneigt, eher Hanns recht zu geben als dem ewig optimistischen Sepp. Immer haben leider diejenigen recht behalten, die Schlimmes befürchteten. Ihr Sepp hatte es für ausgeschlossen gehalten, daß in einem Reich wie dem deutschen die Barbaren an die Macht kämen: und dann sind sie eben doch gekommen. Bei jeder neuen, immer weniger glaubhaften Gewalttat hat man erklärt: das ist die letzte, diesmal wird es ihnen nicht durchgehen. Und jedesmal ist es ihnen durchgegangen. Warum soll es ihnen im Fall Benjamin nicht durchgehen? Es ist natürlich erfreulich, daß ihr Sepp immer noch glaubt, er habe etwas zu bestellen, und sie liebt ihn darum. Aber besser wäre es, er kehrte zu seiner Musik zurück. Auch sie ist gewiß, daß die Herrschaft der Nazi keine tausend Jahre dauern wird, aber lange dauern kann sie, und man wird gut daran tun, sich darauf einzurichten, daß man auf dieser Zwischenstation Paris geraume Zeit wird warten müssen, ehe man wieder einsteigen kann.

Da sitzen sie, der Junge und er, und streiten sich um große Politik. Sind sie besser als die beiden Schreiner Doktor Wohlgemuths, die sich, statt ihre Tür zu reparieren, um Trotzki gerauft haben? Ach, wenn sie sich, da sie schon fürs Allgemeine sorgen, erst ums Kleine kümmern wollten statt ums Große. Wenn man, statt Kongresse einzuberufen und hochpolitische Resolutionen zu diskutieren, erst einmal eine Stelle einrichtete, die imstande wäre, einen in Paßangelegenheiten vernünftig zu beraten oder auch nur richtig zu informieren. Nur deshalb, weil er keinen richtigen Paß bekommen konnte, ist dieser arme Benjamin den Nazis in die Hände gefallen. Jetzt muß man die öffentliche Meinung der ganzen Welt alarmieren. Vor zwei Monaten hätte ein einziger vernünftiger Empfehlungsschrieb an eine Präfektur genügt, ihm auf Lebensdauer zu helfen. Wenn es schon so schwer hält, auch nur Legitimationspapiere zu bekommen – und da hat man es mit Wohlwollenden zu tun –, wie aussichtslos ist es erst, wenn ihr Sepp und seine paar ohnmächtigen Emigranten gegen einen ganzen, riesigen Staatsapparat angehen. Nein, wenn man nichts für sich hat als Recht und Moral, dann ist man gelackmeiert und soll keine Politik machen.

In ihren Tiefen also glaubte sie, Hanns habe recht. Aber sie liebte Sepp, sie merkte, daß Hannsens Unglaube an ihm fraß, sie mißbilligte es, daß Hanns sich erlaubte, mit Sepp zu »streiten«. Etwas von ihrer Stimmung von heute nachmittag kehrte in sie zurück, etwas von ihrer Freude, daß Sepp gegen sie recht behalten hatte. Es kam ihr gelegen, daß Sepp ein Argument vorbrachte, das auch ihrem Verstand einging. Was er nämlich da gesagt hatte, daß noch vor wenigen Tagen kein Mensch angenommen habe, die Schweiz werde sich rühren, und daß sie sich nun doch gerührt hatte, das stimmte, das gab den Ausschlag, das gab Hoffnung, die ganze Geschichte werde trotz allem gut ausgehen.

»Was Sepp da vorhin gesagt hat, das stimmt«, springt sie also Sepp bei, ihre klingende Stimme ist ungewohnt lebhaft, ihr ganzes breites Gesicht strahlt von Liebe und von Glauben an den Mann. »Niemand hätte es für möglich gehalten, daß man eine solche Note schicken wird. Und nachdem ihr das geschafft habt, werdet ihr den Rest auch noch schaffen. Wenn irgendein Sinn in den Dingen ist, werdet ihr es schaffen.«

Daß Anna, die sich so sehr für seine Musik und gegen seine Politik ins Zeug gelegt hatte, ihm beipflichtete, machte Sepp warm. »Dein Wort in Gottes Ohr«, sagte er, es klang abschließend. Er war froh, daß ihr Eingreifen ihm eine Äußerung zu Hannsens Lobrede auf die Gewalt ersparte.

Auch Hanns war es im Grunde recht, daß die Mutter sich eingemischt hatte. Er hat Stellung bezogen, hat Minen vorgetrieben, hat Bresche gelegt. Daß Sepp sich auf Anhieb ergeben werde, hat er nie erwarten können. Für heute hat er genug erreicht. Er ist zäh und wird schon nicht lockerlassen.

Er muß dem Vater noch was Nettes sagen. Der hat sich so angestrengt mit dem Mikroskop. Er stand also auf, ging hinüber zu Sepp und legte dem Sitzenden etwas unbeholfen den Arm um die Schulter. »Nichts für ungut, Sepp«, sagte er, über und über rot. Aber darüber hinaus fiel ihm nichts Rechtes ein; sie hatten beide, er und der Vater, Angst vor Sentimentalitäten. »Über Politik hat halt jeder seine eigene Meinung«, sagte er und, mit einem schwunglosen Versuch, zu scherzen: »Das ist doch die Demokratie, von der ihr soviel hermacht.« Und ehe Sepp erwidern konnte, geschäftig, wandte er sich an Anna: »So, Mutter, jetzt bring ich den Abfluß in Ordnung, und dann spülen wir das Geschirr ab.«

Die beiden gingen in das Badezimmer, das auch als Küche dienen mußte. Geschirrabwaschen ist keine besonders unterhaltsame Beschäftigung, dennoch freut sich Anna darauf; man kann dabei vertrauliche Dinge sagen, die man sonst schwer über die Lippen brächte. Man sieht einander nur halb, man redet halb vor sich hin und doch für den andern, und die triviale Arbeit, die gleichwohl Aufmerksamkeit verlangt, hält einen davon ab, sentimental zu werden. »Hör mal, Hanns«, sagte sie, »warst du nicht ein bißchen grob und gradaus zu Vater? Er hat es nicht leicht, wir sollten es ihm nicht noch schwerer machen.« Hanns erwidert irgend etwas freundlich Ausweichendes. Anna trocknet ihre Teller und dringt nicht weiter in ihn. »Mit dem Mikroskop«, fährt sie fort, »hat Sepp auch nicht das Richtige getroffen, scheint es. Er hat heute kein Glück bei dir«, lacht sie. »Nein«, gibt Hanns zu, »für das Mikroskop habe ich jetzt wirklich nicht mehr viel Interesse.« Wenn sie nur nicht beide, Sepp und die Mutter, so furchtbar gutmütig wären, dadurch machen sie einem alles nur schwerer. »Ich bring das Ding zurück«, verkündet er. »Verkitschen kann ich es auf alle Fälle wieder; du weißt, ich habe da eine glückliche Hand. Dann kauf ich mir Bücher für das Geld, und was übrigbleibt, kriegst du.« – »Unsinn, Hanns«, erwidert sie. »Jetzt, seitdem Sepp bei den ›P. N.‹ ist, habe ich Luft.« – »Wenn ich nur endlich das Examen hinter mir hätte«, meint er, »daß ich Zeit frei kriege, Stunden zu geben. Ich möchte auch einmal ein paar Sous zusteuern.« – »Quatsch nicht, mein Junge«, sagt sie, »halt dir den Kopf frei für deine Arbeit.« Sie nennt ihn »Junge«, und Sepp nennt ihn »Bub«. In seiner Kinderzeit war das ein Problem für Hanns, daß er für Vater und Mutter ein verschiedener war. Jetzt weiß er, daß Bub und Junge gehüpft wie gesprungen ist und daß beide keine Ahnung von ihrem Hanns haben.

Sepp währenddes, nachdem er noch eine kleine Weile sinniert hatte, setzte sich ans Klavier. Er improvisierte eine Geburtstagskantate. Er fühlte sich gut in Form, die Musik, die er machte, war heiter, geistreich, parodistisch, sie beschäftigte sich, ihn frotzelnd, mit seinem klugen Hanns, und es war eigentlich schade, daß der sie nicht verstand und ihre Qualität nicht zu würdigen wußte.

Ausgerutscht, Hochwürden, dachte er, während er spielte. Es war nicht ganz klar, wen er damit meinte, Hanns, der ihm seine Zuversicht anknabbern wollte, oder die Nazi oder das Schicksal, das bösartigerweise versucht hatte, ihm seine Freude an der Schweizer Note und dem Geburtstag seines Buben zu verhunzen. Er läßt sich aber nichts verhunzen. Die Sache Benjamin ist gut. Er vernachlässigt seine Musik für die Sache, er nimmt es in Kauf, daß sein Hanns ihn einen Trottel schimpft, die Sache kostet ihn verdammt viel. Merkwürdig geht es zu in seiner Biographie. Erst treibt ihn seine Musik in die Politik, dann verhindert ihn diese Politik, sich mit seiner Musik zu befassen, und jetzt kostet sie ihn auch noch den Glauben seines Sohnes. Da soll es einem nicht stinken. Herrgottsaxen. Merde. Halblaut vor sich hin flucht er münchnerische und französische Flüche.

Da er einmal im Fluchen ist, flucht er weiter. Dieser Benjamin, dieses Fritzchen, dieser Hundsknochen, der ist an allem schuld. Aber es geht ja nicht um Fritzchen, es geht um das Prinzip. Und dieses Prinzip ist großartig. Und er hat halt nun einmal seine Zuversicht, und die läßt er sich von niemand abkaufen. Und trotzdem. Quand même, denkt er, quand même, er denkt es französisch, es klingt gut französisch, er hört das helle, schmetternde ê von même.

Und jetzt ändert sich auch seine Musik. Er schlägt das Thema an, das ihm gekommen ist, als Tschernigg ihm seine Verse vorlas, damals, im Café Zur guten Hoffnung. Er spielt die paar Takte, er variiert sie. Sein Gesicht hat sich verändert, er schaut jetzt finster drein und gleichwohl triumphierend, verbissen, zornig, zuversichtlich. Ja, das ist die richtige Musik, das ist der Siegesjubel, der durch den Untergang durchklingt, das ist jenes »Stirb und werde«, das ist das, was sie heute in Moskau »tragischen Optimismus« nennen, das ist der Sinn der Emigration. Es ist eine freche Musik, trotzig, schneidend, siegesbewußt, es ist eine Musik aus jenem Gefühl heraus, die Männer auf dem Schafott schreien macht: es lebe die Revolution. Sie müssen zahlen, die Männer, für diesen Schrei. Es ist ein kostspieliger Luxus, sich ein Leben zu leisten, das in diesem Schrei endet. Es ist überhaupt ein kostspieliger Luxus, anständig zu sein, der kostspieligste, den es gibt. Quand même.

Die andern sind fertig und kommen ins Zimmer zurück. Sepp Trautwein sieht nach der Wanduhr, der aus München geretteten, die er besonders liebt. Es ist leider Zeit. Er muß fort. Mit einem kleinen Seufzer steht er auf, hatscht durchs Zimmer, nimmt Mantel und Hut. »Schade, daß ich schon auf die Redaktion muß«, sagte er.

Anna hat gut zugehört, während Sepp spielte. Wenn sie auch vielleicht nicht jede Einzelheit erkannt hat, sie hat begriffen, worum es ihm ging, und ihr ist warm geworden bei seiner Musik. Mit leiser Bewegung rührt sie ihm den Arm. »Ja«, sagt sie, »es ist schade, daß du fortmußt.« Zärtlichkeit und Zorn gehen ihr durcheinander. Dieser Sepp, dieser unbegreifliche Mensch. Er liebt seine Musik, er kann so viel, und da läuft er hin auf seine alberne Redaktion und schindet sich ab mit lauter Zeug, das er nicht versteht.

Sepp ist noch ganz erfüllt von dem Gespräch mit Hanns. Schon im Mantel, mit seinem schnellen, ungelenken Schritt, tappt er nochmals zu ihm. »Na, Hannsel«, sagt er und legt ihm die Hand auf die Schulter. Und mit einem verlegenen, breiten, fast entschuldigenden Lächeln fügt er hinzu: »›Wir irren allesamt, nur jeder irrt anders.‹ Das ist ein großartiges Wort. Es ist leider nicht von mir, es ist von Beethoven. Aber stimmen tut’s, nicht nur für die Musiker. Und es war doch ein netter Geburtstag«, sagt er noch, eigensinnig. »Stimmt’s, Hannsel?« Und er geht.

## 

## 12

## Einer riecht die Heimat im Exil

Obwohl Anna ihn jetzt besser zu begreifen schien, ganz so, wie er es sich vorgestellt, war das Fest nicht ausgefallen, das er sich zu Ehren der Schweizer Note hatte geben wollen. Er brauchte, der sanguinische Mann, mehr Teilnahme und Bestätigung. Er schickte einen Rohrpostbrief in die Emigrantenbaracke und lud Tschernigg und Harry Meisel zum Mittagessen in das nächstliegende Dupont-Restaurant.

Da saßen also die drei, Sepp Trautwein ungelenk und vielwortig, Oskar Tschernigg dreckig und speckig, Harry Meisel prinzlich, wie aus dem Ei gepellt. Harry, der einzige, der was davon verstand, stellte das Essen zusammen und ließ die Kellner springen, Tschernigg mampfte achtlos und gierig die Speisen in sich hinein, und Trautwein machte es nicht viel anders. Dabei schwatzte man von dem und jenem.

Trautwein wartete ungeduldig darauf, wann endlich man anfangen werde, von dem zu reden, was ihn anfüllte, von der Schweizer Note. Allein die beiden fingen nicht an. Schließlich hielt er es nicht mehr aus und stieß selber vor, auf seine täppische, ungestüme Manier: »Na, was sagt ihr jetzt? Hab ich’s nicht gewußt, daß wir es ihnen geben werden?« Sie hörten, Tschernigg und Harry, einen Augenblick zu essen auf, schauten ihn an. »Wovon reden Sie eigentlich, Professor?« fragte Tschernigg.

Es stellte sich heraus, daß die beiden von der Schweizer Note weder gelesen noch gehört hatten.

Eine halbe Minute war Trautwein wie vor den Kopf geschlagen. Die Kunde des Ereignisses, von dem er glaubte, es müsse die Welt bewegen, war also nicht einmal ins Asyl gedrungen; nicht einmal jene, die es doch mehr anging als alle andern, nicht einmal die Emigranten, wußten darum. Aber bald fing er sich wieder ein. Um so besser: jetzt konnte er Freunden, die noch nichts davon hatten läuten hören, als erster von dem großen Erfolg berichten.

Eifrig erzählte er, naiv, stolz, und während er sprach, wuchs seine Sicherheit, daß die Angelegenheit Benjamin binnen kurzem zu einem günstigen Ende kommen müsse. Es blieben, setzte er auseinander, nur zwei Möglichkeiten: entweder lieferten die Nazi den Geraubten ohne weiteres zurück, oder aber sie unterwarfen sich einem Schiedsgerichtsverfahren, in dem sie unter allen Umständen unterliegen mußten.

Trautwein redete, begeisterte sich, verlangte Begeisterung. Harry aß langsam, gesittet und hörte aufmerksam und höflich zu. Tschernigg schlang, mampfte, kaute, schmatzte; doch auch er hörte zu, und manchmal richtete er das schwammige, fahle, schlechtrasierte Gesicht gegen Trautwein, immer fressend, die vorquellenden Augen unter der mächtigen Stirn schauten sanft und ironisch, die Glatze war mit kleinen Schweißperlen bedeckt. Beide unterbrachen Trautwein nicht.

Aber als er endlich mit der vielwortigen Darstellung seiner Freude und Zuversicht fertig war, zeigte es sich, daß er bei dem Freund nicht den Erfolg hatte wie bei der Frau, die ihn liebte. Tschernigg zündete sich umständlich eine Zigarre an. Er rückte den Stuhl zurück, schlug ein Bein über das andere, bequem und arrogant saß er, und dann, da Sepp offenbar auf eine Reaktion wartete, schob er die Antwort dem andern zu: »Na, Harry, was meinen Sie?« Harry lächelte höflich. »Als wir Kinder waren«, erzählte er, »hatten wir ein Spiel, das ging so. Wir setzten uns an einen großen Tisch und überdeckten ihn mit vielerlei Papieren, Bleistiften, Tintenfässern. Wir stellten Pappschachteln als Telefone auf, wir klingelten mit diesen fingierten Telefonen, wir schrieben, telefonierten, liefen als Boten herein und hinaus und hatten es schrecklich wichtig. Wir spielten Büro. So spielen heute einige Emigranten Politik. Es macht ihnen offenbar Spaß, es hilft ihnen über ihre Leere hinweg.« Er zuckte die Achseln.

Tschernigg nickte mehrmals mit dem großen Kopf, beifällig. Dann, mit seiner sanften, hohen Stimme, so leise, daß Trautwein in dem lärmvollen Raum Mühe hatte, ihn zu verstehen, ergänzte er die Rede des Freundes: »Was mich anlangt, Professor, so finde ich, daß Sie für dieses Bürospiel zu schade sind. Sie sollten endlich zu dem zurückkehren, was Sie können, zu Ihrer Musik. Überlassen Sie die Politik denen, die dafür da sind, den Unbegabten. Machen Sie sich wieder an Ihre ›Perser‹, Professor. Sie haben uns dankenswerterweise aus dem Mehrverdienst, den Ihr Kampf für Friedrich Benjamin abgeworfen hat, ein reichliches, warmes Essen spendiert und mehrere Zigarren. Das ist ein positives Ergebnis Ihres Kampfes. Lassen Sie es dabei bewenden. Bemühen Sie sich nicht weiter.«

Sepp Trautwein war voll von Enttäuschung. Während der Worte Tscherniggs war ihm klargeworden, daß er auch Anna nicht hatte überzeugen können. Tschernigg nahm seinen Unmut wahr, nicht ohne Bedauern. Er neigte sich vor, mit dem Geruch der Zigarre drang heftig der Geruch seines schlechtgelüfteten Körpers und seiner Kleider auf Trautwein ein. »Hören Sie, Professor«, sagte er vertraulich. »Als Sie diesen blöden Kampf unternahmen, gegen meinen Rat, haben Sie es bestimmt aus ethischen Gründen getan, aus Zorn und Mitleid, ein reiner Tor. Aber inzwischen müssen Sie doch eingesehen haben, daß dabei nichts herauskommt. Wissen Sie, warum Sie trotzdem weitermachen? Weil Sie ein Dickschädel sind, weil Sie ein bajuwarischer Raufbold sind. Es ist die pure, schiere Rauflust. Aus Sport machen Sie es, das ist der Grund.« Und da Trautwein statt einer Antwort den andern nur aus seinen tiefliegenden Augen ansah, mit einem linkischen, etwas herausfordernden Lächeln, fügte Tschernigg, gegen seine Gewohnheit dringlich, hinzu: »Sie sagen selber, daß Sie sich mehr gar nicht wünschen konnten als die Schweizer Note und daß sich alles übrige automatisch entwickeln wird. Wozu also mischen Sie sich dann weiter ein? Gehen Sie raus aus der Arena. Sie haben da nichts mehr zu suchen. Lassen Sie den Stier und die berufsmäßigen Toreros gefälligst allein. Kehren Sie zurück zu Ihren ›Persern‹.«

Harry aber strich sich über das dichte Haar. Die weit auseinanderstehenden, sonst so fliegenden Augen in dem blassen Jünglingsgesicht ungewohnt starr, sagte er träumerisch vor sich hin: »Grotesk wäre es, wenn das Ganze ein Scheingefecht wäre. Vielleicht ist alles längst und endgültig entschieden. Die Möglichkeit liegt nahe. Oder halten Sie es für ausgeschlossen, daß Ihre Nazi bereits ein, wie sagt man doch, ein fait accompli hergestellt haben?«

Harry sprach verbindlich, unbeteiligt, ohne die Stimme zu heben. Trautwein schaute ihn an, der menschenvolle Raum versank ihm, er hörte nicht den Lärm ringsum, er roch nicht den Dunst der Speisen und der vielen Menschen, er sah nur diesen schönen, jungen Mund, der sich öffnete und schloß, er hörte die höflichen, traurigen, grausam klaren Worte.

Ein fait accompli. Ja, die Möglichkeit »lag nahe«, sie war gar nicht »ausgeschlossen«. Ihm selber war diese Vorstellung schon aufgetaucht, mehrmals, aber sie war zu furchtbar, er hat sie nicht hochkommen lassen. Ein fait accompli. Hübsch drückt der Junge sich aus, indirekt und also wirksamer als direkt. Da kann man nichts machen, er ist halt der geborene Schriftsteller. Übrigens ein alter Schnee, daß das Indirekte stärker wirkt als das Direkte. Ein fait accompli. Ja, ja, ja. Vielleicht hat das Reich die Sache schon längst und endgültig entschieden, entschieden durch das Entscheidendste, was es auf dieser Welt gibt, durch den Tod. Vielleicht ist dieser kleine Friedrich Benjamin längst tot, verscharrt irgendwo in einem Wald, und einmal, in zwei Wochen oder in zwei Monaten oder auch erst in zwei Jahren, wird man plötzlich hören, er sei »auf der Flucht erschossen« worden oder, nach einer Vernehmung durch die Geheime Staatspolizei, »verschieden an einem Herzschlag« oder auch, er habe sich selbst getötet, habe sich, trotz aller Vorsichtsmaßnahmen, »selbst gerichtet«. Es gab lange Listen solcher Toten, sorgfältig geführte, ständig wachsende, Sepp Trautwein hat sie oft gesehen. Viele Namen guter Freunde von ihm standen darauf, der Abgeordnete Maruhn, der Schriftsteller Erich Mühsam, der Philosoph Theodor Lessing. Es war eine endlose Liste, gar nicht gezählt die Toten vom 30. Juni, und er konnte sich gut vorstellen, daß dieser langen Liste ein neuer Name zugefügt würde, ein paar Buchstaben unter zehntausend anderen, die Buchstaben friedrichbenjamin.

Panik ergriff ihn. Daß das jetzt in Worte gefaßt war, was ihn so lange vag und wortlos geängstigt hatte, würgte ihn, die Speisen drängten herauf, er wurde blaß, er nahm alle Kraft zusammen, seine ungeheure Erregung nicht zu zeigen. Nein, nein, er will das nicht denken, man darf diese Vorstellung nicht in sich hochkommen lassen, sie darf nicht für einen existieren. Das fait accompli darf nicht sein, er will nicht wahrhaben, daß es sein kann.

Er bäumte sich also hoch und widersprach heftig. Häufte Argumente. Nein, wenn die Nazi auch dumm waren, so dumm waren sie doch nicht. Wenn sie den Mann totgeschlagen hätten, dann müßte das früher oder später herauskommen, und der Sturm, der dann notwendig losbrechen wird, steht in keinem Verhältnis zur Wichtigkeit Friedrich Benjamins. Trautwein zappelte sich ab, ereiferte sich, krächzte und gestikulierte, so daß man von den umliegenden Tischen erstaunt hersah. Es gelang ihm, sich selber davon zu überzeugen, daß Harry einfach die Phantasie durchgegangen war.

Aber er wußte, es war zu spät. Nun diese Vorstellung einmal in Worte gefaßt ist, läßt sie ihn nicht mehr los. Was Harry da gesagt hatte, hackte fest, das Würgen, der Alpdruck wird immer wiederkommen.

Weder Tschernigg noch Harry Meisel bestritten seine Argumente, sie ließen ihn einfach reden, und als er fertig war, sprachen sie von anderem. Trautwein war froh, daß man von dem quälenden Thema abließ. Doch sowie er sich von den beiden getrennt hatte, überfiel ihn von neuem die Vision, die Harrys Worte in ihm geweckt hatten, und der Gedanke, der Mann, um den er kämpfte, könnte nicht mehr unter den Lebenden sein, ließ ihn nicht mehr los.

Überhaupt stellten diese ersten Aprilwochen harte Anforderungen an Trautweins geduldigen Optimismus.

Berlin beeilte sich keineswegs, die Schweizer Note zu erwidern. Am 2. April war diese Note überreicht worden. Man hatte erwartet, längstens am 7. oder 8. werde die Antwort eintreffen. Doch die Woche verging, die nächste halbe Woche verging, keine Antwort kam. Es sah aus, als würden Hanns, Tschernigg, Meisel, die andern Zweifler recht behalten, und es gelang Trautwein nicht mehr, das Bild, das Harrys Reden in ihm hatten hochsteigen lassen, wieder in den Schatten zu verdrängen. Immer häufiger saß an seinem Schreibtisch in der Redaktion jene geisterhafte Erscheinung Friedrich Benjamins, immer häufiger quälte ihn der Gedanke: vielleicht kämpfen wir um einen Toten.

Endlich, es war der 15. April geworden, traf die Berliner Antwortnote ein. Eine klare Antwort: das Reich gab Friedrich Benjamin nicht frei. Eine höchst freche Antwort: das Reich bemühte sich nicht erst lange, das Beweismaterial der Schweiz zu widerlegen. Das Reich erklärte kaltschnäuzig, die eigenen Untersuchungen hätten keinerlei Anhaltspunkte dafür ergeben, daß amtliche Stellen an der Entführung Benjamins beteiligt gewesen seien.

Trautwein, während er gierig den Text der deutschen Antwortnote überlas, sagte sich, niemand habe erwarten können, das Reich werde einfach zu dem Verlangen der Schweiz ja sagen und sein Unrecht zugestehen. Auch sagte er sich, die Schweiz habe den Fall der deutschen Ablehnung bestimmt vorhergesehen und werde folglich das Schiedsgericht anrufen, dessen Entscheidung für einen solchen Streitfall von beiden Seiten vertraglich als bindend anerkannt war. Während er sich mit Argumenten dieser Art zu beruhigen suchte, schloß er aber gleichzeitig aus dem dummdreisten Zynismus der deutschen Antwort, die Nazi kümmerten sich eben einen Dreck um die Rechtsansprüche der kleinen Schweiz und würden ihr Opfer unter keinen Umständen freigeben. Er spürte in den Tiefen seiner Seele eine schwere Müdigkeit, die Mutlosigkeit der andern hatte ihn angesteckt. Ich bin keineswegs entmutigt, wiederholte er sich immerzu, aber dabei schauten ihn die Augen Friedrich Benjamins an, weit offen, starrend, gebrochen, aus der traurigen Clownsmaske.

Er schüttelte die übeln Gedanken ab, rief Erna Redlich, machte sich daran, sogleich einen Kommentar zu der deutschen Antwortnote zu diktieren. Erna Redlich saß an der Schreibmaschine, der große Raum war lärmend wie immer, Trautwein ging auf und ab und formte seine Sätze. Die Berliner Note war trotz ihrer schmissigen, frechen äußeren Aufmachung schwammig, lappig. Unmöglich konnte das Dritte Reich gehofft haben, irgendein vernünftiger Mensch werde die Albernheiten glauben, die in der Note vorgebracht waren. Sie zu widerlegen, sich über sie lustig zu machen, darzutun, wie hoffnungslos verloren die Sache Berlins war, da nur derartige lächerliche Dreistigkeiten für sie angeführt werden konnten, das alles war nicht schwer. »Goliath verhöhnt David«, setzte Trautwein als Titel seines Aufsatzes hin, und ein solcher Aufsatz mußte ihm sehr liegen. Alles in der Welt, was den Nazi opponierte, die deutsche Emigration im besonderen, war in dieser Note verhöhnt. Die »Nachrichten« waren die Stimme der Emigration, und er, Sepp, war in diesem Fall die Stimme der »Nachrichten«. An ihm war es, die Unverschämtheit der Nazi zurückzuweisen.

Allein der Aufsatz geriet ihm nicht. Er nahm sich zusammen. Sonst in solchen Fällen fand er mühelos das Treffende. Heute wollte nichts kommen, nichts gelang. Müdigkeit lähmte ihn, tiefe, innere Hoffnungslosigkeit hinderte ihn, mit ganzer Kraft zu antworten. Noch während er diktierte, merkte er, wie schwach und vag seine Worte waren. »Wie finden Sie das, was ich da diktiert habe?« fragte er unsicher Erna Redlich. Die Sekretärin hob ihr offenes, kindliches Gesicht zu ihm empor. »Es ist mir aus dem Herzen gesprochen«, meinte sie. »Aber«, setzte sie etwas zögernd hinzu, »Sie haben schon Besseres geschrieben, Herr Trautwein.« – »Da haben Sie recht«, sagte Trautwein.

Er wog das Manuskript in der Hand, voll tiefen Mißmuts. Der Artikel mußte in Satz, er mußte sogleich in Satz. Wenn er noch ändern wollte, dann mußte er das Ganze direkt in die Setzmaschine diktieren. Das war ein heikles Unterfangen, das lange Übung erforderte; Trautwein hatte diese Übung nicht, er war vielmehr ein gründlicher, langsamer Arbeiter. Aber es blieb ihm nichts übrig, er mußte retten, was zu retten war.

Er ging in die Druckerei. Auf großen, mit Blech bezogenen Tischen lag der fertige Satz, lange Spalten mit gegossenen Bleizeilen, daneben die Kästen mit den Überschriften in verschiedenen Größen. Er sah und hörte die ungeheure Rotationsmaschine, er roch den strengen Geruch des Raumes, spürte die fremde Welt, abstoßend nüchtern und doch voll romantischer Erhebung. Beklommen dachte er, daß, was er jetzt diktieren werde, unwiderruflich in der Welt sei, und daß es morgen viele Tausende lesen würden. Er mußte, mußte die rechten, schlagenden Worte finden, die Anmaßung der Nazi zurückzuweisen.

Mit scharfem Ruck machte er sich frei von der Beklommenheit, die ihn hielt, kurbelte seine ganze Logik an, rief seinen bayrisch derben Witz zu Hilfe. Er stand neben dem Setzer, einem alten, ruhigen Menschen. Inmitten des Lärms diktierte er. Er sprach hinunter zu dem Mann, der gespannt dasaß, die Hände hoch gehalten, die Augen auf die Klaviatur der Maschine gerichtet, dabei den Kopf etwas schräg geneigt, bemüht lauschend auf die krähende Stimme, die scharf, gesammelt, deutlich den Lärm ringsum übertönte.

Jetzt endlich hatte Trautwein es geschafft, jetzt hatte er die Sammlung, die er brauchte. Noch war die Vision da, das Bild der Leiche. Ja, vielleicht kämpfte man um eine Leiche: aber diese Idee behinderte ihn jetzt nicht mehr, im Gegenteil, sie stachelte ihn, machte seine Sätze schärfer, wirksamer. Er diktierte kalt, logisch und doch mit Wut. Er verbesserte sich nur selten. Die Maschine ratterte, klingelte, ringsum war Lärm, übler, strenger Geruch. Trautwein hörte nichts, sah nichts. Er diktierte, er sprach, und seine Worte verwandelten sich in Metall.

Er war am Ende. Während man rasch einen Abzug für die Korrektur herstellte, saß er auf einem Hocker, atmend, erschöpft. Man brachte ihm den Abzug, er überflog ihn. Es nützte nichts, er mußte sich nochmals zusammenraffen, kürzen, ändern. Der Faktor, der neben ihm stand, nahm die Zeilen, die er verwarf, aus dem Satz, schmetternd fielen sie auf einen Bleihaufen, um wieder Blei zu werden.

Jetzt war er endgültig fertig. Mehr, Besseres hatte er nicht zu geben. Etwas wackeligen Schrittes ging er zurück in die Redaktion und erledigte, ohne Schwung, was noch zu tun war. Das war nicht wenig. Es war spät, als er das Haus verließ.

Im Lift traf er Erna Redlich, die Sekretärin. »Ich hatte geglaubt«, sagte sie, »Sie würden mir vielleicht Ihren Artikel neu diktieren. Ich habe immer darauf gewartet.« Sie kannte seine Arbeitsweise, sie wußte, daß er sich nicht leicht zufriedengab, und er arbeitete mit niemand lieber als mit ihr. »Denken Sie«, sagte er, »ich habe den Artikel gleich in die Setzmaschine diktiert.« – »Ist er was geworden?« erkundigte sie sich gespannt. »Ja«, krähte er stolz, um sogleich zu mildern: »Ich glaube, ja.« – »Das freut mich«, erwiderte sie ehrlich.

Sie verließen den Lift, durchschritten den weiten, kahlen, kalten Hausgang, gingen dem Tor zu, an der riesigen Tafel vorbei, dem »stummen Concierge«, auf dem die Büros verzeichnet standen. Trautwein sah Erna Redlich von der Seite an, ihre zierliche, kleine, sanfte Figur, das Kindergesicht mit den schönen, etwas rührseligen Augen. Ein Haserl, dachte er, ein Hascherl.

Es war sehr spät. Anna wartete vermutlich noch auf ihn. Wenn er bis Redaktionsschluß beschäftigt ist, wartet sie häufig, und heute, da sie die deutsche Antwortnote gelesen haben wird, ist sie bestimmt noch nicht zu Bett gegangen. Vielleicht ist auch Hanns aufgeblieben, um das Ereignis mit ihm zu bereden. Es ist ihm ein bißchen unbehaglich vor dem Zusammentreffen mit Anna und dem Buben. Sicher fassen sie die Unverschämtheit der deutschen Note als Beweis dafür auf, daß die Nazi nicht nachgeben werden, und wenn es ihm auch gelungen ist, solange er in die Setzmaschine diktierte, das fait accompli als Stimulans zu empfinden, jetzt lähmt es ihn wieder, und er hat Angst davor, in die bedauernden Gesichter seiner Frau und seines Sohnes zu schauen. Gewiß, sie werden nicht triumphieren, daß wieder ein Beweis da ist, der ihnen, ihm zuleide, recht zu geben scheint. Sie sind nicht nur eine Familie, sie sind gute Kameraden, und es wird ihnen ehrlich leid tun. Aber gerade dieses behutsame Mitgefühl, das kann er jetzt nicht vertragen. Er hat nach diesem beschäftigten Tag und seinen Erregungen wenig Lust auf sein Zuhause.

Sie stehen auf der Straße, vor dem großen Tor. »Ich muß laufen«, sagt die kleine Redlich, »um diese Zeit verkehrt der UT 20 nur mehr alle Viertelstunden.« – »Hören Sie«, sagt Sepp Trautwein, »ich hab einen verdammten Hunger. Immer, wenn ich so scharf gearbeitet habe, krieg ich einen Wolfshunger. Wie wäre es? Wollen Sie nicht mitkommen und noch eine Kleinigkeit mit mir essen?« Erna Redlich zögert, aber man muß keine scharfen Augen haben, um zu sehen, wieviel Freude ihr Trautweins Einladung macht. Er sieht es denn auch und wird dringlicher. »Keine Umstände«, bittet er, »seien Sie ein guter Kamerad und kommen Sie.«

Sie gehen in ein kleines Restaurant. Trautwein bestellt garniertes Sauerkraut und Bier, er hat wirklich einen Wolfshunger, und es zeigt sich, daß auch Erna Redlich Appetit hat. Sie essen und schwatzen. Sie haben jetzt schon geraume Zeit zusammen gearbeitet, einer kennt den andern, doch immer nur eine einzige Seite, die Arbeit; diesen einen Sektor aus dem Leben und dem Wesen des andern kennt man genau, und von dem ganzen übrigen Kreis weiß man nichts. Jetzt aber, plötzlich, unvermutet, ist eine große Vertrautheit zwischen ihnen. Die Umgebung ist nicht angenehm, ein schmutziger, verschlafener Kellner ist da, schäbige Spiegel, ein paar lärmende Billardspieler, und der zerbrochene Marmortisch mit dem Essen darauf ist viel zu klein. Aber beide fühlen sich warm und zu Hause, und: »Es tut wohl, sich mit einem vernünftigen Menschen in Ruhe aussprechen zu können«, sagt Trautwein.

Erna Redlich, freudig überrötet, ißt hastig, um nicht zu zeigen, wie tief sie Sepps Vertrautheit anrührt. Sie beginnt zu erzählen, essend. Gemessen an dem Los anderer, geht es ihr gut, sehr gut. Aber vor drei Jahren noch hätte sie auch im Traum nicht gedacht, daß es ihr jemals so schlecht gehen könnte. Das Gehalt, Trautwein weiß es ja, man kann zur Not damit auskommen, aber man muß verdammt haushalten, abgelaufene Absätze werden zu einer Tragödie. Dazu muß sie ihrer Mutter noch Geld schicken. Ja, die ist in Deutschland geblieben. Papa Redlich war Großaktionär der Lifawerke, man war recht vermögend und angesehen, seinerzeit. Dann, nachdem Papa im Krieg gefallen war, ging es bergab, Verwandte haben bei der Erbregelung einen großen Schnitt gemacht. Später dann hat ihr Bruder Paul den Laden geschmissen. Er hat sich großartig entwickelt, mit knapp dreißig war er Syndikus der IHE. Jetzt ist es natürlich aus mit der Karriere, er versucht, in London hochzukommen. Vorläufig aber muß sie allein den Zuschuß für die Mutter aufbringen. Sie ist nicht faul, und die Arbeit an den »P. N.« interessiert sie; aber Trautwein weiß ja, was Gingold von seinen Angestellten verlangt. Und wenn das Ganze auffliegt?

Trautwein hört interessiert zu. Haserl, dachte er, was für ein nettes, sanftes Haserl. Laut sagte er: »Hascherl, armes Hascherl.« Es klang herzlich, tröstlich, mitfühlend. Ja, was ihn so oft anödete, wenn es aus Annas Munde kam, diesmal, nun es ihm aus einem andern Mund entgegentönte, schien es ihm interessant. Hier wollte man nichts von ihm, hier sollte er nicht etwas so machen oder so. Es wurde einfach konstatiert, daß es so war, und man war nicht schrecklich tüchtig und verlangte auch keine Tüchtigkeit von andern. Trautwein fühlte sich wohl, er bestellte ein drittes Glas Bier. Er pflichtete Erna bei, widersprach, war teilnahmsvoll, gab überflüssige Ratschläge.

Dann erzählte er von seinen eigenen Nöten. Seltsamerweise konnte er sich vor diesem kleinen Mädchen leichter aufschließen als vor Anna oder selbst vor Tschernigg. Musik, erklärte er ihr, Musik, er möchte Musik machen, er brennt darauf, Musik zu machen, aber das geht nur in einer vernünftigen Welt. Und daß das nur in einer vernünftigen Welt geht, daß es eine unpolitische Musik nicht gibt, das verstehen die wenigsten. Soviel muß aber doch jeder hören, daß zum Beispiel die Musik von Johann Strauß leer klingt und die von Offenbach erfüllt, und dabei hat der Strauß keineswegs weniger gekonnt als der Offenbach. Man muß doch einsehen, daß er, Sepp Trautwein, zunächst sein Teil dazu beitragen muß, die Welt vernünftig zu ordnen, so lächerlich minimal dieses Teil sein mag. Darüber aber kommt er nicht zur Musik, es ist ein verfluchter, ewig falscher Zirkel, man könnte verrückt darüber werden. Ist das nicht alles saublöd? Aber es ist nun einmal so. Er redete eifrig auf sie ein, er versuchte vor sich selber, Annas Argumente zu übertäuben. »Verstehen Sie mich?« fragte er dringlich. »Sie müssen mich verstehen«, verlangte er. Sie nickte heftig mit dem hübschen, zarten Kinderkopf, und ihre großen Augen schauten ihn vertrauend an, verständnisvoll.

Sie saßen nun schon lange da, sie waren die letzten im Lokal, die Stühle standen auf den Tischen, das Gehaben des Kellners war eine einzige Aufforderung, sich endlich fortzuscheren. Sie taten es.

In den Straßen war ein kleiner, angenehmer Wind. Laue Stöße streichelten einen eher, als daß sie einen behelligten. Die Bäume auf beiden Seiten des Boulevards zeigten im Schein der elektrischen Lampen einen leisen Flaum. Er begleitete sie bis zur Haltestelle des Nacht-Autobus, dann schlug er vor, sie bis zur nächsten Haltestelle zu begleiten, dann überholte sie der Autobus, und er begleitete sie den ganzen, langen Weg zu Fuß. Sie sprachen nicht viel, aber wie sie da Arm in Arm durch die angenehme Nacht gingen, fühlten sie sich einer dem andern sehr nahe.

Dann standen sie vor dem Tor des Hauses, in welchem Erna wohnte. Sie zögerte, zog den Handschuh aus, er hielt ihre kleine, hübsche Kinderhand, die er so oft hatte tippen sehen, in der seinen. Er hätte sagen können: Jetzt hätte ich Lust auf eine Tasse Tee, darf ich noch hinaufkommen? Sie hätte bestimmt nicht nein gesagt; wahrscheinlich sogar spielte sie mit der Verlockung, ihn einzuladen. Er hielt ihre Hand in der seinen, sie sahen einander an. Ein bißchen schäbig und herunten waren sie beide, außen und innen. Aber sie fühlten sich einander sehr nahe, es tat wohl, sich einer am andern zu wärmen, sie gefielen einander: warum also nicht? So verging eine Sekunde, noch eine, eine dritte. Er hielt ihre Hand, sie sagten nichts. Jetzt mußte er sprechen oder sie; wenn nicht, war alles vorbei. Sie sprachen nicht, es war vorbei. Er schluckte ein bißchen, sie sagten: »Auf Wiedersehen.« Dann ging sie in den Hausflur, die Tür fiel langsam zu, ohne viel Geräusch, er stand noch eine kleine Weile da und dachte: Ein erfreuliches Mädchen. Dann ging er.

Er war kein Philister, fühlte sich noch keineswegs alt und hatte nie etwas dabei gefunden, mit einer Frau zu schlafen, wenn sie ihm gefiel. Trotzdem, wie er jetzt die Straße wieder hinaufging, war er es zufrieden, daß er sie nicht in ihr Zimmer begleitet hatte. Gerade weil zwischen ihnen mehr gewesen war als körperliche Begier, war ihm, als hätte er, wenn er mit ihr geschlafen hätte, Anna betrogen.

Er hatte einen bewegten Tag hinter sich, das Diktat in die Setzmaschine hatte Gehirnschmalz verlangt, es war tief in der Nacht, er hatte einiges getrunken, eigentlich hätte er furchtbar müde sein müssen. Er kam zu einer Taxi-Haltestelle, einen Augenblick dachte er daran, zu fahren. Dann marschierte er doch zu Fuß weiter. Es war noch ein langer Weg bis zum Hotel Aranjuez, eine gute Stunde noch. Ein Bistro, das gerade im Begriff war, zu schließen, lockte ihn; er trat ein und ließ sich noch ein Glas Bier geben. Dann machte er sich daran, durch den nächtlichen Frühling der Stadt Paris nach Haus zu traben.

Das Gespräch mit Erna Redlich hatte ihn aufgepulvert. Er fühlte sich jung. So war er manchmal durch die Straßen Münchens oder Berlins nach Haus gegangen, angeregt, von einer heftigen Debatte in einer Weinstube oder von einer Frau kommend. Eigentlich war ein solches Hernach immer das Schönste gewesen. Man bedachte, was gesprochen oder was sonst geschehen war, man schmeckte es nach. Die kleinen Schlacken fielen weg, die gestört hatten, und was daran gut gewesen war, sank hinunter in die Tiefe des Wesens, man leibte es sich ein, es machte einen besser. Er, Sepp Trautwein, hatte die Gabe, das Gute länger und tiefer zu bewahren als das Schlechte.

Jetzt öffnete sich vor ihm die Place de la Concorde. Weit und herrlich lag sie im hellen Schein der Kandelaber und Bogenlampen, ungeheuer leer, majestätisch und dennoch liebenswert. Steil stand der Obelisk, groß und zierlich zugleich, die Springbrunnen plätscherten, Trautwein war glücklich. Das alles war nur für ihn da. Die acht steinernen Damen lagerten weißlich rund herum, ein bißchen steif und doch einladend. »Guten Abend, meine Damen«, sagte Sepp Trautwein, »und woran erkennt man eigentlich, wer von Ihnen Marseille und wer Straßburg ist?« Er sagte das aber zu der Dame, welche die Stadt Lyon darstellte. Dreiundzwanzig Meter hoch, dachte er, er meinte den Obelisk. Drüben blinkte der Eiffelturm wie ein Augenlid, das auf und ab klappt. Trautwein, erst mechanisch, dann bewußt, tat es ihm nach. Concorde, dachte er, Eintracht. Concordia soll ihr Name sein. Harmonie, dachte er, und: Es ist schön zu leben.

Leicht trunken, wie er war, störte es ihn sehr, daß der Tuileriengarten geschlossen war. Man hätte über das Gitter klettern können. Es ist ärgerlich, daß man Emigrant ist. Wenn man als Emigrant über das Gitter klettert, hat es gleich Folgen. Er dachte an jenen Mann, der eine schwache Blase hatte und kurzsichtig war und der, in dem Schilderhäuschen vor dem Elysée, es für eine Bedürfnisanstalt haltend, genotdürftelt hatte; daraufhin wäre er um ein Haar ausgewiesen worden. So ist das nun einmal im Exil. Sie erlauben einem nicht, daß man in den Tuileriengarten klettert. Sie begreifen nicht, die Hammel, die damischen, daß man keineswegs gegen die Republik ist. Aber das Leben ist doch schön, die schönen Tage von Aranjuez sind noch lange nicht vorbei, und die Place de la Concorde gehört jetzt ihm.

Er stand in schwerem Sinnen. Wie soll er seinen Weg fortsetzen, am rechten oder am linken Seine-Ufer? Er entschied sich für das rechte. Entschlossen, die Füße einwärts gestellt, trottete er weiter am Louvre entlang. Plötzlich war er nicht mehr in Paris. Zwar spürte er gut, daß es ganz andere Luft war, und doch atmete er wieder die Luft seiner Stadt München. Die Trautweins waren eine uralte bayrische Familie, sie gehörten zu der Stadt in der Hochebene, sie waren ein Teil von ihr, es war ganz unausdenkbar, daß er, Sepp Trautwein, seine Tage fern von ihr sollte beschließen müssen. Er wußte mit hundertprozentiger Gewißheit, daß er einmal wieder in München sein, daß er wieder in München Musik machen, daß er in den vertrauten Sälen der Musikalischen Akademie, daß er im Odeon dirigieren wird und Schüler anschreien oder sie gutmütig verhöhnen. »Der Tag wird kommen«, krähte er vergnügt vor sich hin. Ja, er wußte es, es war absolut gewiß, daß er an den Kais der Isar entlanggehen wird, die Frauentürme sehen, Weißwürste essen und Märzenbier trinken. Er schnalzte mit der Zunge. Er freute sich schon darauf, wie er Richard Strauss auf die Schulter klopfen wird und ihm sagen: »Na, Herr Nachbar. Sie hätten auch gescheiter sein können.« Und er sah sich in der Oper, in dem großen Haus mit dem dummen Vorhang mit den vielen L, und er sah sich in dem zierlichen, kleinen Residenztheater, und hernach ging er auf die Bühne, und er hörte den Bühnenportier grüßen und ihn kameradschaftlich sagen: »Na, Herr Professor, den Saustall hätten wir glücklich hinter uns.«

Ungeheuer deutlich sah er das, leibhaft spürte er, roch er den Geruch, den fast hundertjährigen, des alten Bühnenhauses, des alten Konzerthauses. Und plötzlich blieb er stehen, mitten in der Stadt Paris, und lachte. Lange lachte er, schallend. Und da kamen diese Trottel, diese gußeisernen Rindviecher, und bildeten sich ein, sie könnten ihm seine Stadt München nehmen, diese Zugereisten. Und da schrieben sie Noten an die kleine Schweiz, Noten, von denen man nicht wußte, was sie mehr waren, hirnverbrannt oder ausgeschamt. Und da waren andere und unterstanden sich, zu zweifeln, daß er den gewissen Benjamin herauspauken wird. Herauspauken? Mitnehmen nach München wird er ihn, den Schisser. Viel Staat war nicht mit ihm zu machen, beim Einzug durchs Siegestor läßt man ihn besser beiseit, aber immerhin, einige Angst muß er jetzt ausstehen, der arme Tropf, und zur Entschädigung wird er, Sepp Trautwein, ihn mit nach München nehmen.

Hm. Es geht ihm auffallend gut. Wahrscheinlich hat er ein bißchen zuviel getrunken. Dann war es doppelt löblich, daß er der Versuchung widerstanden hat und nicht mit dem Mädchen hinaufgegangen ist. Er fühlt sich leicht, frisch, hat ein besonders gutes Gewissen, ist sehr mit sich zufrieden. Eine Sekunde lang taucht die Berliner Note vor ihm auf mit ihrer ganzen, höhnischen Kaltschnäuzigkeit, den Bruchteil einer Sekunde, ganz, ganz ferne, droht das fait accompli. Aber gleich wieder verschwindet es, und an seiner Statt kommen ihm Verse. Er skandiert, er sagt die Verse leise vor sich hin:

»Und hält er mit Pauken und mit Trompeten

Noch so schallende, dröhnende Reden

Wie er das Vaterland errettere

Und den Weltbolschewismus zerschmettere

Wir haben das hundertprozentige Wissen:

Gefurzt, Herr Hitler, ist noch lang nicht geschissen.«

Dem alten Gingold werden diese Verse wahrscheinlich nicht passen. Und Tschernigg macht bessere Verse. Aber ihm, Sepp Trautwein, gefielen sie. »Mir gefallt’s«, sagte er laut, vergnügt.

Er war jetzt nahe am Hotel Aranjuez. Die leere Straße hallte von seinen Schritten. Beschwingt ging er diese letzte Strecke, er war gar nicht müde, er spürte kaum seine Glieder, es war wie beim Skifahren. Er war voll Musik; vorne war etwas ganz Leichtes, Helles, tiefer unten war der wilde Jammer der »Perser«, darüber, nicht zu grell und doch triumphierend, waren die Fanfaren. Vor sich hin aber, ziemlich laut, sang er. Was er sang, das waren weder die Fanfaren noch der Jammer, sondern, merkwürdigerweise, ein altes münchnerisches Volkslied, die Hymne der Stadt München:

»Solang der alte Peter

Am Petersbergel steht,

Solang die grüne Isar

Durch die Münchner Stadt noch geht,

Solang hört die Gemütlichkeit

In München nimmer auf.«

Es war eine äußerst simple Weise, derb, sentimental, animalisch fröhlich, sie stimmte auch nur mehr sehr bedingt, denn wenn man an den Herrn Hitler dachte und an das Konzentrationslager in Dachau, dann war wohl nicht mehr viel Gemütlichkeit da, aber immerhin war in diesem Lied das ganze München, die Frauentürme und die Weißwürste und der Maibock und das »Prost, Herr Nachbar« für jeden Unbekannten, was im Grunde nichts anderes war als eine volkstümliche Form für »Seid umschlungen, Millionen« und somit diese Münchner Weise sozusagen zu einer Variation der Neunten Sinfonie erhob, und ihm jedenfalls machte sie Spaß, diese Weise, solchen Spaß, daß es sich lohnte, sie noch einmal zu singen und noch etwas lauter. »Na, na, guter Mann, man hat sich etwas regaliert?« fragte plötzlich eine Stimme. Es war ein Polizist. »Mag sein, Herr Flic«, erwiderte gutgelaunt Trautwein; es war aber »Flic« der Spitzname der französischen Polizisten. »Einen hübschen Mantel haben Sie da«, anerkannte Trautwein, auf die Pelerine des Polizisten weisend. »Nicht schlecht«, gab der gutmütig zurück. »Aber jetzt geht man wohl am besten nach Haus.«

Das tat denn auch Sepp Trautwein. Es gab im Hotel Aranjuez einen Lift, aber den nahm er nicht, er stieg vielmehr die ausgetretenen Treppen hinauf mit dem schäbigen, zerflickten Läufer. Unvermittelt kam ihm wieder die Berliner Antwortnote ins Gedächtnis und sein Artikel. Der erschien ihm jetzt besonders geglückt, und herausfordernd vor sich hin pfiff er, übrigens aus alter Gewohnheit gedämpft, um die andern nicht zu stören: »Will der Herr Graf ein Tänzchen nun wagen.«

»So mag er’s sagen, ich spiel ihm auf, ja, ich spiel ihm auf, ja, ich spiel ihm auf«, sang er, während er den außensteckenden Schlüssel zu seinem Appartement umdrehte. Sie ist also doch schon zu Bett gegangen, konstatierte er erstaunt und wunderte sich über sein Staunen; denn es war klar, daß Anna nicht bis nach vier Uhr, das war es jetzt, auf ihn warten würde.

Er tastete sich durch das vollgestopfte Zimmer. Er war auf einmal müde. Seine Freude und sein Glücksgefühl waren von ihm abgefallen in dem Augenblick, in dem er das Zimmer betreten, er dachte nicht mehr daran, einen Grafen zu einem Tänzchen herauszufordern. Vielmehr verspürte er plötzlich schrecklichen Kaffeedurst. Allein er wollte Anna und den Jungen nicht aufwecken. Er bemühte sich, so leise wie möglich zu sein. Natürlich schmiß er doch etwas herunter, und da war Anna schon aufgewacht.

»Guten Abend«, sagte er. »Wieviel Uhr ist es?« fragte sie, nicht eben böse, doch auch nicht freundlich. »Nicht mehr sehr früh«, erwiderte er. »Vier Uhr siebenundzwanzig«, ergänzte er sachlich, auf die schöne Wanduhr schauend. Sie erwiderte nichts, aber er merkte, wie sie, während er sich auszog, jeder seiner Bewegungen folgte. Er roch nach Zigarren und wohl auch ziemlich stark nach Bier, und dieser Geruch war ihm auf einmal unangenehm. »Eigentlich könnte ich mir noch einen Kaffee machen«, sagte er; schon während er es sagte, bereute er’s. »Aber weck den Jungen nicht auf«, mahnte sie, »bring die Maschine hierher.« Er bemühte sich, keinen Lärm zu machen, es gelang ihm leidlich.

»Hast du die Berliner Antwortnote gelesen?« fragte er, mit der Zubereitung des Kaffees beschäftigt. Anna hatte sie gelesen, auch hatte man bei Doktor Wohlgemuth davon gesprochen. Sie sagte sich, Sepp, sanguinisch, wie er sei, müsse, als er diese frech ablehnende Note las, aus vielen Himmeln gefallen sein. Sicher war es ein schwerer Schlag für ihn, sicher hat er alle Contenance verloren, und das war wohl auch der Grund, aus dem er so spät und etwas angetrunken nach Hause kam.

Sie hatte sich, nachdem die schlimme deutsche Nachricht eingetroffen war, vorgenommen, besonders nett zu ihm zu sein. Es war eine Enttäuschung gewesen, wie die Stunden vergingen und er fortblieb. Jetzt war er nach Hause gekommen, so, und es ging auf fünf Uhr. Aber man muß ihm heute einiges nachsehen, es war ein böser Tag für ihn, sie muß ihm helfen. »Es ist lediglich ein Manöver«, wiederholt sie also tröstlich irgendwas, was sie gehört hat, »die Sache hinauszuzögern. Die Schweiz wird jetzt zweifellos das Schiedsgericht anrufen. Das meinen alle. Auch die Zeitungen.«

Er aber scheint gar nicht so mitgenommen. »Ich habe den richtigen Kommentar gleich in die Setzmaschine diktiert«, verkündet er stolz. »Es ist ein Kommentar, der sich gewaschen hat, der Artikel ist großartig geworden.« Und er schickt sich an, ins Badezimmer zu gehen, um sich eine Kaffeetasse zu holen. Der ehemals elegante, jetzt sehr abgetragene Schlafrock hängt weit und lang an ihm herunter. Er müßte einen neuen haben, denkt Anna, aber er hat ja das Geld für das Mikroskop vertan. »Weck den Jungen nicht«, mahnt sie noch einmal.

Er hantiert in der Küche herum, dann kommt er zurück, die Kaffeetasse in der Hand. Er setzt sich aufs Bett. Er hat sich gewaschen, die Zähne geputzt, da fühlt man sich gleich auch innerlich sauberer. Jetzt, denkt er, ist er wieder der normale Sepp Trautwein, weder himmelhoch jauchzend noch zu Tode betrübt, sondern halt schlechthin alltäglich oder vielmehr allnächtlich. Er freut sich auf seinen Kaffee, es ist ihm ganz recht, daß Anna aufgewacht ist. Das ist egoistisch von ihm, aber er möchte jetzt jemand haben, mit dem er sprechen kann, und Anna ist eine gute, alte Haut, sie hat ihn nicht gefrotzelt wegen der Berliner Note, das muß man ihr hoch anrechnen. »Mein Artikel ist gut geworden«, erzählt er ihr gemütlich, in seinem Kaffee herumrührend. »Es war ein Experiment, ihn gleich in die Setzmaschine zu diktieren. Aber er ist wirklich ausgezeichnet geworden. Ich bin neugierig, was du dazu sagen wirst.«

Er hob die Tasse zum Mund, trank. »Pfui Teufel«, sagte er und spuckte aus. »Was ist das für ein Gesöff?« Er sprach heftig, er hatte sich so auf den Kaffee gefreut, er war enttäuscht. »Es ist die Milch«, sagte er unmutig, gekränkt. »Sie ist verdorben, sie hat umgeschlagen. Wie kann man einem verdorbene Milch hinstellen. So ein Saustall. Man sieht es ja, sie ist geronnen.« Er war erbittert.

»Vielleicht sprichst du etwas leiser«, sagte Anna, sie sprach gedämpft, doch scharf. »Du brauchst den Jungen nicht auch noch zu wecken.«

Er sah hoch. Vor der Schärfe ihres Tones zerrissen die letzten Reste des glücklichen Nebels, der um ihn gewesen war. Es kam oft vor, daß Anna einen energischen Ton gegen ihn anschlug, doch so leise, scharf und feindselig hatte er sie seit ewigen Zeiten nicht mehr sprechen hören. Er sah sie an, verblüfft, betreten. Überlegte. Was ist denn? Sie muß morgen früh zu ihrem verdammten Doktor Wohlgemuth, sie ist überarbeitet, sie hat von früh bis spät zu laufen, sie hat sich ihren Schlaf wohl verdient, er hätte sie nicht stören dürfen. Aber er hat es doch nicht mit Absicht getan. Ist es ein solches Verbrechen, wenn er einmal zu einer ungewöhnlichen Zeit eine Tasse Kaffee haben will? Schließlich hat er in diesen zwei Jahren auch allerhand auf sich genommen und nicht gejammert und geflennt. Lerne leiden, ohne zu klagen. Einen Schmarrn. Hat sich Anna etwa jemals beklagt? Natürlich hat er unrecht. Anna hat sich in der Angelegenheit der Berliner Note außerordentlich anständig benommen. Es mußte eine Versuchung für sie gewesen sein, diese Note gegen ihn auszuspielen für ihre alten Angriffe auf seine Politik; aber sie hat sich beherrscht, sie hat es nicht getan. Und man kann schließlich nicht verlangen, daß jemand, wenn er so aus dem Schlaf gerissen wird, gleich lauter Zucker und Zärtlichkeit ist. Er muß ihr etwas Freundliches sagen.

Das gescheiteste ist, ihren scharfen Ton zu ignorieren, er hat ihn überhaupt nicht gehört. »Ich muß dir was erzählen«, sagt er, beflissen, krampfhaft aufgeräumt. »Weißt du, was ich unterwegs getan hab? Gedichtet hab ich. Die Verse sind saublöd, aber ich finde, sie sind lustig.« Und er sucht seine Verse zusammen und sagt sie ihr auf: »Wie er das Vaterland errettere / Und den Weltbolschewismus zerschmettere.«

Sie hört nur mit halbem Ohr hin. Sie findet seine Verse wirklich lustig, und schon ist ein Lächeln über ihrem Gesicht. Aber gleich wischt sie es wieder weg. Sie will jetzt keine lustigen Verse hören. Was denkt er sich eigentlich? Da kommt er heim, vier Stunden nach Mitternacht, und macht ihr Vorwürfe und beklagt sich, weil er keine frische Milch vorfindet. Er ihr. Ihr wäre es auch lieber, es wäre um ihren Haushalt besser bestellt. Aber leider fehlen die Sous. Wenn es ihm und ihr und dem Jungen nicht so dreckig geht wie Elli, sein Verdienst ist es nicht. Die Milch ist nicht frisch. Was soll sie machen? Die Milch kommt, während sie bei Wohlgemuth ist. Sie hat Madame Chaix, der Aufwartefrau, wohl hundertmal gesagt, sie soll nicht die neue Milch zur alten schütten, aber es nützt nichts, Madame Chaix ist jung, und sie ist zu hübsch und hat nichts im Kopf als ihre Kerle. Sie arbeitet ihre Stunde am Tag ab, sie arbeitet schlecht und billig, sie ist schlampig, und wenn man es ihr noch zehnmal sagt, sie wird immer wieder die frische Milch zur alten schütten. Und die alte von vornherein wegschütten, das kann man sich nicht leisten, und eine andere Aufwartefrau nehmen, das geht auch nicht, sie hat einfach nicht die Zeit, sie auszuprobieren und sie abzurichten. Sepp kümmert sich um nichts, er weiß nichts von dem allem, er hat es leicht. Er schmeißt fünfhundert Franken hinaus für ein Mikroskop. Dabei will der Junge das Mikroskop gar nicht. Fort mit Schaden, denkt er und läuft herum und will es verkitschen. Zweihundert Franken verliert er mindestens daran. Zweihundert Franken. Einfach in den Rinnstein. Und dann verzieht Sepp das Gesicht und meckert, weil nicht mitten in der Nacht frische Milch da ist.

Sepp Trautwein sieht sie an. Er sitzt auf dem Bett, der Schlafrock schlottert um ihn, er friert an den bloßen Beinen. Er hat das kleine Lächeln auf ihrem Gesicht gesehen, er war froh, daß sie auf die Verse reagiert hat. Allein jetzt lächelt sie nicht mehr, sie schaut finster aus, zornig.

Und da verdüstert auch er sich, und der Blick, mit dem er sie betrachtet, wird ungut. Nein, liebenswert sieht sie nicht mehr aus. Ihr Gesicht ist verwaschen, ihre Augen ohne Glanz, ihr Haar verzottelt, recht grau. Und jetzt ist sie auch noch zuwider und schwer zu haben. Er ist mit dem Haserl nicht hinaufgegangen, nur weil er an sie gedacht hat, und dann ist sie so zu ihm.

Sie schwiegen beide und sahen sich an. Sie erkannten einander, und wenn sie auch nicht aufs Wort genau wußten, was der andere dachte, ungefähr ahnten sie es, und sie waren feindselig einer gegen den andern.

Durch das offene Fenster schaute eine trübe Dämmerung herein, die Bogenlampen brannten noch, und in dem häßlichen Zwielicht sah das Zimmer doppelt unwirtlich aus.

Es ist beschissen, dachte er. Alles ist beschissen. Nie werde ich nach München zurückkehren, nie werde ich durch das Siegestor einziehen, nicht einmal dritter Klasse auf dem Hauptbahnhof ankommen werde ich. Die blöden Hammel werden ewig in München bleiben, sie werden sich über die ganze Welt ausbreiten. Sie haben den Königsplatz verschandelt, sie haben die guten Musiker hinausgeschmissen oder kaltgestellt, sie werden alles verschandeln. Keine Proben werden sein, und keine Vorlesungen werden sein, ein Dreck wird sein. Nie wird der Bühnenportier zu mir sagen: Na, Herr Professor, den Saustall hätten wir glücklich hinter uns. Wir werden den Saustall nicht hinter uns haben, nie werden wir ihn hinter uns haben, und den Benjamin, den Hundsknochen, werden sie auch nicht freilassen, das fait accompli wird sein, und Herr Hitler wird scheißen, genau wie er gefurzt hat. Der blöde Hammel bin ich. Anna hat recht, ich hätte bei meiner Musik bleiben sollen. Aber es ist gemein von ihr, daß sie recht hat, und jetzt will sie mir’s auch noch zeigen. Wenn ich wenigstens mit dem Haserl gegangen wäre.

Anna spürt seine feindseligen Gedanken. Das nächste Mal, erwägt sie, wenn ich Madame Chaix sehe, werde ich mich nicht beherrschen können. Es wird Unsinn sein, aber ich werde ihr doch zum hundertstenmal sagen, daß sie die neue Milch nicht zur alten schütten soll, und statt daß ich lache, werde ich schimpfen, es wird Krach geben, und das nächste Mal wird sie die neue Milch doch wieder zur alten schütten. Da plage ich mich ab mit den Pereyros und mit dem Pack vom Rundfunk und zermartere mir den Kopf, und er will es nicht einmal. Ich rede ihm zu wie einer kranken Kuh, daß er seine dumme Politik endlich aufgibt. Ich zerfranse mir den Mund, daß er wieder Musik macht. Ich selber kann mir keine Gedanken für was Besseres mehr leisten; meine öden Sorgen und meine öde Arbeit fressen mich ganz auf: und er tut, als machte ich es zu meinem Vergnügen. Es ist eine Gemeinheit, ich schinde mich ab, und schließlich wird es mir doch nur gehen wie Elli. Jetzt schon bin ich alt und häßlich und habe nicht das Geld, es zu verbergen. Für ihn hab ich mich alt gemacht, und jetzt sitzt er da und schaut mich mit solchen Augen an.

Und plötzlich, hart, sagt sie zu ihm: »Bist du ganz gottverlassen, Mensch? Merkst du nicht, wie du dich zum Narren machst? Schmeiß sie doch hin, deine blöde Politik. Du verstehst ja doch nichts davon. Du machst dich nur lächerlich vor den andern. Merkst du es denn immer noch nicht, daß du dich zum Don Quichotte machst?« Kaffee, denkt sie, morgens um fünf Kaffee. Und dann meckern, weil die Milch nicht frisch ist. Wie stellt er sich das denn vor? Wie soll ich das denn machen? Ich kann die Chaix doch nicht zwingen, daß sie die alte Milch erst wegschüttet. »Verrückt bis du«, sagt sie, lauter, härter, jetzt ist ihre Stimme gar nicht mehr angenehm, und ihr Gesicht ist bösartig. »Verrückt«, wiederholt sie und immer wieder: »Verrückt«, und: »Mach deine ›Perser‹«, sagt sie, »und laß deine dummen Hände von der Politik. Verrückt bist du, und alle werden verrückt, die mit dir zu tun haben.« Sie wird immer lauter. »Ja, verrückt bist du, verrückt. Nach Dalldorf gehörst du.«

Ihre Stimme klingt schrill, sie schreit. Solange Sepp sie kennt, hat sie noch nie geschrien. Jetzt aber, in einem Schwall, bricht sie heraus, die ganze Bitterkeit, die sich in diesen zwei Jahren in ihr gestaut und die sie immer wieder hinuntergedrängt hat. Dabei ist sie bei Besinnung, sie weiß, was sie sagt. Was ist das für ein Unsinn, den sie daherredet. Wie kann man denn hier in Paris, im Exil, sagen, daß er nach Dalldorf gehört, in das Berliner Irrenhaus. Es ist ihr auch genau bewußt, daß jetzt die ganze Beherrschung für die Katz war, die sie sich in diesen zwei Jahren so oft abgerungen hat. Aber sie kann nicht mehr, sie muß schreien. Es genügt ihr nicht, zu schreien. Sie packt den billigen Steingutleuchter, der sinnloserweise auf dem Nachtkästchen steht, sie schmettert ihn zur Erde, daß er zerklirrt.

Von nebenan klopft es, auch unten klopfen sie. Hanns kommt herein, schlaftrunken, erschreckt: »Was ist denn los?«

Wie sie das Klopfen von unten hört, wie sie Hanns sieht, ernüchtert sie sich rasch. Ich habe keinen Murr mehr in den Knochen, denkt sie, ich kann nichts festhalten, nicht einmal meinen Zorn. Denn ihr ganzer Zorn ist fort. Sie schämt sich vor Hanns. »Geh zurück, mein Junge, geh wieder ins Bett«, stößt sie hervor, angestrengt, »es ist nichts.« Sie schluchzt heraus, wirft sich bäuchlings zurück ins Bett, sucht ihr Schluchzen im Kissen zu ersticken.

Trautwein, maßlos erschreckt, winkt dem Jungen, bittet ihn: »Geh zurück, Hanns, geh wieder schlafen. Es wird gleich besser.« Das Zimmer ist voll von fahlem, widerwärtigem Morgenlicht, und zum erstenmal sieht er Anna, wie sie jetzt ist, ganz, ihr Innen und ihr Außen. Er erkennt, wieviel er selber noch hat, und wie wenig sie. Er hat seine Politik, seine Musik, der Tag hat für ihn ausgefüllte sechzehn Stunden, eine reicher als die andere: sie hat nichts, nichts, nichts. An ihn allein kann sie sich klammern, er aber hat höchstens einmal ein Streicheln für sie wie für ein gutes, treues Tier. Plötzlich erkennt er, was das ist, ihre zahllosen kleinen Sorgen, für die er bisher nichts gehabt hat als Ungeduld und bestenfalls gutmütige Verachtung. Was er auf der Redaktion der »Nachrichten« kennengelernt hat, im Briefwechsel und in Gesprächen mit Mitarbeitern, Lesern, Hilfesuchenden, was ihm aus Harry Meisels »Sonett 66« scheußlich entgegenstarrte, das ist jetzt leibhaftig da, das wäre sein eigenes Schicksal, stünde sie nicht dazwischen. Sie allein hat ihm diese ganzen Scheußlichkeiten ferngehalten, sie hat verzichtet auf die Arbeit mit ihm, um ihn vor dem ganzen Dreck zu schützen. Er aber hat es nicht gesehen, hat es nicht sehen wollen. Und jetzt kommt er nach Haus nach einer durchbummelten Nacht und weckt sie und schimpft und flucht, weil ihm die Milch nicht gut genug ist.

Sie liegt immer noch, den Kopf in den Kissen. Wo ist ihr schönes, schwarzbraunes Haar? Es ist grau, zottelig. Aber der Rücken, der von Stöhnen geschüttelte, ist noch der Rücken, den er vor zwanzig Jahren geliebt hat. Sacht streichelt er mit der Hand über diesen Rücken, er dämpft die Stimme, tröstet: »Nicht, Anna, nicht.« Noch eine Weile sucht er sie so zu beschwichtigen; dann, behutsam, legt er sich zu ihr ins Bett und nimmt ihren Kopf an seine Brust.

Sie sprechen kein Wort, er hat ein tiefes Schuldgefühl. Er ist froh, daß sie ruhiger wird, daß der Ausbruch vorbei ist. Sie löst sich von ihm. Er, plötzlich, spürt die ganze Müdigkeit dieses schweren Tages und der langen Nacht. Ja, hundemüde ist er, das einzige, was er noch spürt, ist eine endlose, schmerzhafte Müdigkeit, die ihn ganz ausfüllt. Er will noch etwas zu ihr sagen, aber er kann es nicht. Gegen seinen Willen schläft er ein, fest, tief.

## 

## 13

## Der Tod von Basel

»Merkwürdig, lieber Wiesener«, meinte Spitzi, und ein strahlendes Lächeln entblößte seine schönen, neuen Zähne, »daß Sie sich wegen einer so geringfügigen Sache in Person herbemüht haben.« Er schaute Wiesener frech und liebenswürdig ins Gesicht; so jugendlich der ganze Mann wirkte, seine hellen Augen konnten unerwartet alt, wissend und ironisch blicken.

Man war in Herrn von Gehrkes Amtszimmer in der Rue de Lille. Spitzi hatte recht, und Wiesener selbst wunderte sich, daß eine so unbedeutende Angelegenheit wie der Fall Benjamin ihn veranlaßt hatte, auf die Botschaft zu gehen. Beinahe schon bereute er’s. Aber der Impuls, der ihn hergetrieben hatte, war zu stark gewesen.

Auch ihm war, als er das hilflos freche Gestammel gelesen hatte, mit dem Berlin die Schweizer Note erwiderte, beklemmend die Vorstellung aufgestiegen, die Sache könnte schon endgültig entschieden und das Streitobjekt tot sein. Wiesener war nicht sentimental, hätte schwer erklären können, warum nach so vielen andern dummen, brutalen Geschehnissen gerade diese Möglichkeit ihn so tief erregte: aber es war nun einmal so. Wenn er daran dachte, daß man diesen Fritz Benjamin könnte erschlagen haben, überkam ihn ein fast körperliches Unbehagen, als hätte er eine schlechte Auster geschluckt.

Spitzi indes schien die Sache nicht tief zu gehen. Vorläufig jedenfalls fuhr er fort, Wiesener auf seine liebenswürdige, etwas hintergründige Art aufzuziehen. »Sehen Sie, mon vieux«, meinte er philosophisch, »vor zwei Monaten haben Sie sich gewundert, daß ich mich wegen des gewissen Benjamin und des gewissen Trautwein in Bewegung gesetzt habe. Und jetzt sitzen Sie selber hier. Haben Sie übrigens das Material über die ›P. N.‹ erhalten?« erkundigte er sich weiter.

Wiesener dankte. Er hatte es erhalten. In dieser Angelegenheit hat sich Spitzi tadellos benommen. Er hat ihm damals unaufgefordert einen dicken Akt über die »P. N.« zugestellt, das ganze Dossier, eingehende, wertvolle Mitteilungen, vor allem über den Verleger Louis Gingold. Man kann mit Hilfe dieses Materials eine aussichtsreiche Aktion gegen die »P. N.« starten. Warum tut das Spitzi nicht selber? Es könnte ihm doch, gerade nachdem die Geschichte mit Benjamin nicht ganz nach Wunsch ging, nichts schaden, sich in Berlin lieb Kind zu machen. Warum hat er statt dessen ihm das Material geschickt? Aus Großzügigkeit? Kommt er selber sich zu gut vor für so was? Oder ist es einfach Wurstigkeit?

Allein Wiesener ist nicht hergekommen, um Spitzis Seelenleben auszukunden, sondern um jene bestimmte Idee loszuwerden. Die Vorstellung, der Fall Benjamin könnte eine Komödie sein und der ganze Tanz um einen Leichnam gehen, quält ihn. Sicher werden Lea oder Raoul ihn bald wieder einmal nach Friedrich Benjamin fragen: was soll er erwidern? Wenn er sich das vorstellt, zieht er sich ein wenig zusammen wie seinerzeit im Schützengraben, wenn ihn die Läuse quälten. Nein, er wird Spitzi nicht den Gefallen tun, von dem Material über die »P. N.« zu reden, er ist lang genug um den heißen Brei herumgegangen, er wird jetzt einfach losschießen. »Halten Sie es für möglich, lieber Spitzi«, fragte er also schlicht und geradezu, »daß der Fall Benjamin bereits erledigt ist?«

Herr von Gehrke erfaßte sogleich den Hintersinn der Frage. »Erledigt«, hatte Wiesener sich ausgedrückt. Das war das richtige Fachwort; man erledigte jemand, man machte ihn still, man legte ihn um, und damit war die ganze Angelegenheit erledigt. Auch Spitzi hatte sich schon mit der Frage beschäftigt, ob man nicht den Fall Benjamin vielleicht so erledigt habe, ihm wäre eine solche Lösung nicht unwillkommen gewesen. Er hatte nichts gegen Fritzchen Benjamin, doch das ewige Gerede über die alberne Sache ging einem auf die Nerven.

Wie immer, was kümmerte es eigentlich Wiesener, wie man mit dem Fall fertig wurde? Spitzi empfand eine kleine Verachtung für die reporterhafte Betriebsamkeit des Mannes, er richtete die Nase ein bißchen schräg nach oben und schnüffelte hochmütig. »Der Fall Benjamin erledigt?« fragte er leicht erstaunt. »Haben Sie dergleichen gehört? Hierorts ist nichts davon bekannt.« Er sprach abschließend, sachlich. Sogleich aber, wie um seine brüske Antwort gutzumachen, setzte er das frühere freche und liebenswürdige Gesicht auf und fuhr mit freimütiger Vertraulichkeit fort: »Es geht uns da nicht anders wie Ihnen, wir sind auf Hypothesen angewiesen. Manche Leute werden den begreiflichen Wunsch haben, das Wänzchen zu zertreten, andere werden annehmen, das Wänzchen werde zertreten noch erheblich mehr stinken als lebendig. Ich weiß nicht, welche Ansicht die richtigere ist, und ich bin froh, daß die Entscheidung nicht bei mir liegt. Machen Sie sich ernstlich Sorge um das Wänzchen?« erkundigte er sich verwundert, fast mit Anteilnahme.

Wiesener fand, daß Spitzi maßlos frech zu ihm war; der Bursche war mit dem Steiß voran zur Welt gekommen. Doch was er und wie er es sagte, hatte den Klang der Wahrheit. Gehrke wußte wohl wirklich nichts und ließ sich das Problem nicht sehr zu Herzen gehen. Es war idiotisch, daß er es nicht auch so machte.

Herr von Gehrke, obwohl er noch keineswegs wußte, wie er sich aus der Sache Benjamin herauswinden werde, fühlte sich wirklich sicher. Mag die Geschichte laufen, wie sie will. Schlimmstenfalls muß eben der Bär eingreifen. Der Bär wird ihn schon nicht sitzenlassen; der Bär brummt oft, aber wenn es darauf ankommt, funktioniert er. »Vielleicht wäre es wirklich am besten«, meditierte er, da Wiesener nicht erwiderte, »wenn die Sache bereits, wie sagten Sie?, erledigt wäre.« Er zeigte seine strahlenden Zähne und begann, leise vor sich hin zu pfeifen. Wiesener kannte die Melodie, sie war volkstümlich, aber der Text wollte ihm nicht einfallen, das ärgerte ihn. »Ich fürchte fast, lieber Wiesener«, beantwortete schließlich Herr von Gehrke seine Frage selber, »Sie haben eine sentimentale Anwandlung und sind dafür, daß man das Wänzchen pflegt und aufbewahrt wie eine Kostbarkeit.« Er zuckte fast unmerklich die Achseln und pfiff weiter jene Melodie. Wiesener schwieg noch immer, er dachte auch kaum nach über das, was der andere gesagt hatte, vielmehr mühte er sich, auf den Text der verfluchten Melodie zu kommen. Das Schweigen wurde peinlich.

Plötzlich fiel es ihm ein. Was Spitzi da vor sich pfiff, das war ein altes, roh und naives Volkslied, das von dem Tod von Basel handelte, wie ein Mann diesen lieben Tod bittet, seine alte, und dann, seine junge Frau fortzunehmen, da ihm jede eine Last und also besser erledigt sei. »O lieber Tod von Basel«, begann der Refrain. Wiesener heiterte sich auf. Deutlicher als durch sein Gepfeife hätte ihm Spitzi die Frage, um derentwillen er gekommen war, nicht beantworten können. Wäre Fritzchen nicht mehr am Leben, dann hätte Herr von Gehrke keinen Anlaß, den Tod von Basel herbeizuwünschen.

Wiesener, sichtlich aufgeräumt, verließ das Thema. Hatte Spitzi bis jetzt ihn gepiesackt, so begann er nun seinesteils von einem Gegenstand zu sprechen, der, wie er annahm, dem andern peinlich sein mußte. Es verlautete nämlich, daß in Bälde ein gewisser Herr Heydebregg in Paris eintreffen werde, als Emissär des Führers. Ganz klar war nicht, worin Herrn Heydebreggs Mission bestehen sollte. Man vermutete, daß man in Berlin und auf dem Zauberberg, so nannte man das Berchtesgadener Schloß des Führers, die Emigranten und ihre Presse satt hatte und entschlossen war, durchzugreifen. Wahrscheinlich auch hatte Herr Heydebregg den Auftrag, den Fall Benjamin zu bereinigen, das hieße, als Richter über Gehrke zu fungieren. Diese Erwägungen gaben Wiesener das frühere Gefühl der Superiorität über Spitzi zurück. Er unterhielt sich mit ihm über Heydebregg behutsam, mit einem höflichen, betont unterdrückten Bedauern, wie man mit einem Kranken von seiner Krankheit spricht, dabei nicht ohne Schadenfreude. Er verfehlte aber seinen Zweck. Herr von Gehrke seinesteils versprach sich nämlich von der Ankunft Heydebreggs nur Vorteile. Der war mit dem Bären gut bekannt und hatte bestimmt keine überwollenden Weisungen von ihm bekommen. Beide sprachen sie also angeregt über den Herrn, den sie erwarteten, und ergingen sich in mannigfachen Hoffnungen und Befürchtungen, nur nicht in denen, die sie wirklich hofften oder fürchteten.

Die Unterredung schloß angenehmer, als sie begonnen hatte. Zwar schien man auch in der Rue de Lille nichts Rechtes zu wissen, aber Wiesener hatte doch das Gefühl, das Streitobjekt sei noch am Leben und die unterirdische Panik, die aus dem Aufsatz des gewissen Trautwein herausklang, sei nichts weiter als die übliche Emigrantenhysterie. Er bestieg seinen vor der Botschaft wartenden Wagen, und während er startete, pfiff er vor sich hin: »O lieber Tod von Basel, Bi ba Basel.«

Zum Mittagessen hatte er sich bei Madame de Chassefierre angesagt. Lea sah besonders hübsch aus, das lavendelblaue Kleid unterstrich ihre zarte, helle Haut, das dunkelbraune Haar, die grünblauen Augen. Wiesener hatte den unbehaglichen Vormittag vergessen, er war einverstanden mit sich, seiner Freundin und dem Leben. Er genoß die angenehme Atmosphäre des ruhigen Hauses, die gepflegten Speisen, das helle Speisezimmer, den Ausblick auf den schönen Rasen des ummauerten Gartens.

»Dieser Trautwein hat es Ihnen aber gegeben, lieber Erich«, sagte unvermittelt mit ihrer hellen, freundlichen Stimme Lea und schaute zu, wie der Diener Emile ihr die Forelle schälte.

Wieseners Laune schlug jäh um. Er hatte erwartet, hier in der Rue de la Ferme ein paar Stunden zu verbringen, ohne an die Geschäfte denken zu müssen; nach dem Gespräch mit Spitzi hatte er gehofft, vor dieser ärgerlichen Sache Benjamin endlich Ruhe zu haben. Es verdroß ihn, daß ihm der leidige Trautwein schon wieder in die Quere kam, und fast mehr noch, daß Lea ihn in Gegenwart des Dieners hänselte.

Da er schwieg, lächelte sie hinauf zu dem Stilleben, das ihr gegenüber an der Wand hing. »Wenn ihr so weitermacht«, sagte sie, »werde ich bald eine richtige Galerie beisammen haben.« Mit diesem Stilleben aber hatte es folgende Bewandtnis. Wiesener ließ in Deutschland gute moderne Kunst aufkaufen; mit einigem Spürsinn fand man dort viel Preiswertes, denn gute zeitgenössische Bilder waren als »entartete Kunst« mißliebig. Sooft nun die Nazi eine besonders herausfordernde Dummheit machten, dann, ohne über den Grund ein Wort zu verlieren, schenkte er, gleichsam zur persönlichen Rechtfertigung, Lea eines dieser Kunstwerke.

Wiesener wartete ab, bis der Diener gegangen war. »Ihr Trautwein hat es leicht«, meinte er dann. »Die Unsern benehmen sich einmal wieder so trottelhaft, daß sich jeder Dreigroschenjournalist seinen Erfolg holen kann, wenn er gegen sie losgeht.« Das sollte leicht kommen, klang aber ziemlich übellaunig.

Madame de Chassefierre sah hoch. Sein langer Mund war mehr gekrümmt als sonst, sein ohnedies nicht starkes Kinn floh noch weiter zurück; männlich sah er jetzt nicht aus, eher wie ein schmollendes Kind. Wenn Marieclaude ihn so sähe, ihre Freundin, fände sie es wieder einmal unbegreiflich, daß sie, Lea, es noch immer mit ihm hält. Schon damals, als die Nazi an die Macht kamen, war ihre Freundin Marieclaude befremdet gewesen, daß sie, die doch auf ihren Tropfen jüdischen Blutes stolz war, ihre Bindung mit dem Vertreter der »Westdeutschen Zeitung« nicht löste. »Dreigroschenjournalist?« erwiderte sie. »Ich finde, dieser Trautwein hat seinen eigenen Ton, und er klingt nicht schlecht. Pereyros haben mir erzählt, der Mann mache gute Musik.«

»Möglich«, zuckte Wiesener die Achseln, unwirsch. Was nur heut mit ihm los ist? Immerzu reagiert er falsch. Sonst versteht er doch Spaß und verübelt es Lea nicht, wenn sie ihn ein wenig aufzieht, im Gegenteil, er empfindet ihre leise Ironie als einen Reiz mehr. Zu blöd, daß er jetzt so plump und barsch reagiert hat. Schlank, damenhaft saß sie da, das mattfarbene Gesicht ein bißchen erstaunt, doch eher erheitert. »Trautweins Dreigroschenartikel«, meinte sie, »scheint Ihnen doch imponiert zu haben, Erich.«

Da er es nicht zugeben wollte, daß dieser Aufsatz die Ursache seiner schlechten Laune war, verbreitete er sich darüber, wie schwer es einem die Berliner Herren machten. Diese freche, läppische Antwort auf die Schweizer Note. Lea wisse nicht, wie sehr er sich immerzu abrackern müsse, das wieder einzurenken, was ein paar vielmögende Dummköpfe schlecht gemacht hätten.

Lea hörte höflich zu. Sie war nicht klein, aber dem stattlichen Wiesener gegenüber wirkte sie zierlich. Auch ihr Kopf, trotz der großen, fleischlosen Nase, wirkte schmal und anmutig vor dem massigen Gesicht Wieseners. Sie widersprach nicht, aber sie ließ merken, daß sie ihn durchschaute. Sie wußte, was sie wußte. Sie hatte sich damit abgefunden, daß er mit den Nazi heulte, sie verstand es, wenn er sich zum Evangelium der Macht und des Erfolgs bekannte. Allein das hinderte sie nicht, zuweilen ihre Heiterkeit zu zeigen über die kunstvollen Tänze, die ihr Erich aufführen mußte, um bei dieser ebenso frech und dummen wie erfolgreichen Komödie mitzutun. Es war begreiflich, wenn ihn der Neid ankam auf einen Mann wie diesen Trautwein, der für eine so gute, wirksame Sache schreiben durfte, während er selber genötigt war, Tölpelhaftigkeit und Torheit als hohe Politik hinzustellen.

Daß sie ihn so genau durchschaute, kratzte ihn. Wer von ihnen beiden war denn der bessere Teil? Damals, als er sie, in der Schweiz, zum erstenmal getroffen hatte, als sie, die schöne französische Aristokratin, mit ihm, dem Deutschen, während und trotz des Krieges ihre romantische Liaison begann, als sie sich gegen so viele äußere Widerstände zu ihrem Gefühl bekannte und danach handelte, war das sehr tapfer gewesen, damals war sie die Gebende gewesen, er der Nehmende. Heute aber gehörte auch von seiner Seite Opferwille dazu, »Einsatzbereitschaft«, an diesen Beziehungen festzuhalten. Leas Mutter war eine geborene Reinach, Tochter einer elsässischen Judenfamilie, und so angesehen diese Familie in Frankreich war, vom deutschen Standpunkt aus war Lea dadurch bemakelt. Natürlich wußte Erichs klarer Verstand, daß dieser »Makel« für die zivilisierte Welt mit Recht ein Hirngespinst war. Allein wenn man wie er Gedankengänge, noch so aberwitzige, Tag für Tag verteidigen muß, dann ist es schwer, sich selber am Schluß von der Ansteckung frei zu halten. In seinem heimlichsten Innern also glaubte er, und zwar vor allem dann, wenn sie ihn kränkte, er sei ihr durch seine Geburt überlegen, und er kam sich gnädig vor, wenn er weiter zu ihr hielt.

In der Historia Arcana hat er wieder und wieder diese seine Liebschaft analysiert. Er hat viele Frauen gehabt, sie fliegen ihm zu, und er ist kein Kostverächter. Wie kommt es, daß unter so vielen Bindungen nur die mit Lea sich als dauerhaft erweist? Dabei sind doch die Beziehungen zu Lea eine ständige latente Gefahr für seine Geltung in der Partei, Leas spitze Reden fressen an seiner Selbstachtung, jung ist sie auch nicht mehr, und sie macht mit schwindender Jugend nicht etwa weniger, sondern mehr innere Ansprüche. Warum zum Teufel nimmt er das hin? Ist es vielleicht das in den letzten Jahren hinzugekommene Bewußtsein des »Sündhaften«, was ihm die Frau gerade jetzt, da ihre Reize durch Gewöhnung und Alter nachzulassen beginnen, von neuem verlockend macht? Angebetet und blutig verhöhnt hat er sie auf den Seiten der Historia Arcana, selbstgefällig hat er sich gefreut an dem tiefen Gefühl, das er für sie aufbringen kann, und wüst hat er sich wegen seiner Hörigkeit verspottet. Scharf hat er wahrgenommen und notiert, wie fremd sie ihm ist, keine ihrer großen und kleinen Schwächen hat er übersehen. Wahrscheinlich ist es gerade dieses andere, das Gallische an ihr und der jüdische Einschlag, was ihn immer wieder anzieht.

Gedanken und Gefühle solcher Art waren in ihm, während er von den Schwierigkeiten erzählte, mit denen er sich abplagen müsse. Lea ging nach wie vor mit keinem Wort auf seine selbstgefälligen Klagen ein. Sie saß da, schälte ihm eine Birne, schaute ihn mit ihren grünblauen, eindringlichen Augen freundlich, ein wenig spöttisch an. War es wirklich eine Gnade von ihm, wenn er, der reiner Geborene, sich zu ihr herabließ? Quatsch. Er kam aus engen Verhältnissen, sein Vater ist ein armer Offizier gewesen. Die Nazi mögen ihn für einen »Herrn« nehmen: diese Frau, welche angestammter Besitz, Erziehung und gesellschaftliche Stellung von Kindheit an zur Dame gemacht haben, läßt ihn immer wieder spüren, wie klein er ist und wie sehr noch heute seine arme Jugend ihn beengt.

Und an allem sind nur diese »Nachrichten« schuld. Wenn Lea sich über ihn lustig macht, dann ist das nichts als unbewußte Rache für das, was die Berliner Trottel angestellt und was dieser Trautwein so ins Licht gerückt hat. Dieser Trautwein, das verfluchte Schwein. Wohin man kommt, stößt man auf ihn.

Es war wohl wirklich so, daß Trautweins Aufsatz Lea angerührt hatte. Zwar wußte sie, daß Erich, wenn er auf seiten der Macht und des Erfolges bleiben wollte, nicht anders handeln konnte, als er tat, und einfach dadurch, daß sie nicht mit ihm brach, hatte sie sich im Prinzip mit ihm einverstanden erklärt. Allein sie hatte Sinn für die Schwingungen eines Wortes, für die Untertöne eines Satzes, und so waren wohl in ihr, als sie Trautweins Artikel las, jene Bilder aufgestiegen, die der Autor hatte aufsteigen machen wollen, und es war in ihr eine Stimme wach geworden für Friedrich Benjamin und gegen Erich, den Advokaten seiner Vergewaltiger. Gewiß, in der Theorie billigte sie diesen Erich Wiesener: jetzt aber, im Fall Benjamin und in diesem Augenblick, da sie Erichs Birne schälte, mißbilligte sie ihn.

Er sah ihr zu. Er beschaute ihre Nase, die groß, fleischlos, mit breitem Nasenbein aus ihrem zartfarbenen Gesicht heraussprang. Er hatte in der Historia Arcana für diese Nase manches bösartige Adjektiv gefunden, doch er konnte nicht hindern, daß sie ihm gefiel, sie gab ihrem schmalen, anmutigen Kopf Charakter, Intelligenz. Allein er wollte nicht, daß Lea ihm gefalle. Er richtete den Blick auf die Hände, mit denen sie die Birne schälte, er sah das kleine, silberne Messer, sah die sich ringelnde gelb und braune Haut der Birne, und er sah, die Haut der Hand war keineswegs so frisch wie die der Frucht. Er sah höher hinauf, betrachtete eingehend die Fältchen an ihrem Hals, unter ihren lebendigen, grünblauen Augen. Er wußte, wie sorgsam sie sich pflegte, und es war ihm ein kleiner Triumph, daß man gleichwohl wahrnahm: sie war die Jüngste nicht mehr. Eine alternde Jüdin, dachte er voll Ingrimm, und sie will noch Zicken machen.

Man ging in die Bibliothek hinüber, dort den Kaffee zu nehmen. Jetzt gerade wollte er ihr zeigen, wer er war, wollte er vor ihr glänzen. Die kleine Tasse in der Hand, ging er auf und ab und erzählte von seinem »Beaumarchais«. Er war, wenn ihm daran lag, ein glänzender Improvisator. Heute lag ihm daran. Er verbreitete sich darüber, wie sich wohl Beaumarchais verhielte, wenn er als Deutscher und in unserer Zeit geboren wäre. Natürlich wäre er rechtzeitig zu den Nazi gegangen, er hatte immer Flair gehabt für das, was in der Luft lag, er hätte mitgeholfen, ihren Sieg vorzubereiten. Figaro wäre ein junger Sturmtruppler geworden, der Graf einer von den Weimarer Bonzen, und auf solche Art hätte Beaumarchais der Welt frech, kühn und amüsant beigebracht, was an den Theorien des Dritten Reichs gesund und zukunftsträchtig war.

Madame de Chassefierre, erst skeptisch, hörte mehr und mehr amüsiert zu. Das war der Erich, den sie liebte. So war er, als sie ihn damals hatte kennengelernt, in Genf, und als sie sich besinnungslos, über alle äußeren und inneren Bedenken hinweg, in die Liebschaft mit dem Deutschen hineingeworfen hatte. Sie hörte ihm zu, sie lachte, nichts mehr von spöttischer Skepsis war in ihren Augen; Wiesener wußte, er hat es geschafft, jetzt ist die Stimme verstummt, die sich in ihr gerührt hat, als sie den Artikel dieses Trautwein las.

In der Gewißheit seines Sieges setzte er noch einen frechen Trumpf auf seine Improvisation. »Mein Beaumarchais«, sagte er, »wenn der an Stelle Ihres Trautwein geschrieben hätte, dann wäre der Artikel anders ausgefallen.«

Aber damit hatte er sich zu weit vorgewagt. Mit einem Schlag hatte er selber die Verzauberung gelöst, die er heraufbeschworen hatte. Der heitere Glanz ihres kostbaren, mattfarbenen Gesichtes erlosch, ihre Augen nahmen jenen feuchten, jüdisch sentimentalen Schimmer an, der ihm unbequem war, weil es so schwerhielt, sich ihm zu entziehen. »Das hätten Sie besser nicht gesagt, Erich«, meinte sie. Und, nachdenklich, fragte sie: »Halten Sie es übrigens für ausgeschlossen, daß Ihre Leute ein fait accompli hergestellt haben?«

Wiesener hatte sich gegen Ende seines Vortrags über Beaumarchais wieder gesetzt, noch saß er da, ein Bein übergeschlagen, in der sichern Haltung des frechen und glänzenden Essayisten. In seinem Innern aber stürzte durch Leas Frage seine ganze rasch und künstlich aufgebaute Überlegenheit ein. Dieser Trautwein hat mit keiner Silbe angedeutet, daß Benjamin etwa erledigt sein könnte; trotzdem hat er, Wiesener, aus Trautweins Sätzen diese Angst und Empörung herausgespürt, sie hat ihn ergriffen, sie hat offenbar auch Lea ergriffen. Dieser verfluchte Trautwein war wirklich ein Musiker, durch den bloßen Klang und Tonfall seiner Worte zwang er einem seine Gefühle auf. Es war aus mit der schönen Ruhe, die nach dem Gespräch mit Spitzi in Wiesener eingezogen war. Wieder hielt er es für durchaus möglich, ja für wahrscheinlich, daß man das Streitobjekt aus der Welt geschafft hatte. Er mußte dieser Wahrscheinlichkeit ins Auge sehen. Man darf sich nicht drücken vor den Konsequenzen einer solchen Möglichkeit, man muß vorbauen. »Ob ich ein fait accompli für ausgeschlossen halte?« wiederholte er Leas Frage. »Offen gestanden, ich halte es nicht für ausgeschlossen. Solange Ihr Friedrich Benjamin an einem Schreibtisch saß, konnte er zwar sehr frech sein, oder wenn Sie wollen, kühn. Aber wenn ein solcher Mensch sich physisch attackiert fühlt, wenn er ernsthafte Strapazen auf sich nehmen soll – und ein deutsches Gefängnis oder Konzentrationslager ist natürlich kein Sanatorium –, dann macht er leicht schlapp. Es ist also keineswegs ausgeschlossen, daß Ihr Friedrich Benjamin es vorgezogen hat, Schluß zu machen.«

»Sie sollten mir«, erwiderte sie, »nicht mit so verlogenem Gerede kommen, von dem man nicht weiß, ob es mehr albern oder mehr unverschämt ist. Das dumme, eisenstirnige Gelüge, das ihr so gern dahermacht, das, lieber Erich, ist an eurer widerwärtigen Politik das Widerwärtigste.« Sie hob die Stimme nicht, sie sprach gelassen und freundlich und schaute nachdenklich zu, wie das Wölkchen Sahne ihren Kaffee verfärbte.

»Heftige Worte, Lea, heftige Worte«, antwortete Wiesener, er sprach so ruhig und gelassen wie sie selber. »Sie sollten vielleicht solche Artikel wie die dieses Trautwein ein bißchen kritischer lesen. Dann werden Sie finden, daß ein kleinbürgerlich sentimentales Weltbild dahintersteht. Ihr Musiker macht eine recht rührselige Musik. Bleiben Sie doch objektiv. Friedrich Benjamin hat sich gegen die Armee eines mächtigen Staates eine tolle Hetze geleistet. Wer das tut, der nimmt ein gewisses Risiko auf sich. Generäle sind keine Literaten, sie erwidern nicht Gezeter mit Gezeter, sie schlagen zu. Das müßte Ihr Herr Trautwein verstehen. Es ist kein Beweis für seine Fähigkeit, daß er gerade aus diesem Fall einen solchen Salm macht.«

»Wenn mir recht ist«, erwiderte Lea, »ist in dem Artikel Trautweins mit keinem Wort die Rede davon, daß Friedrich Benjamin erledigt sein könnte. Es spricht nicht gegen Trautwein, es spricht gegen euch, daß man, wenn man hört, jemand sei euch in die Hände gefallen, gleich an Mord denkt.« – »Ich verstehe wirklich nicht, Lea«, antwortete er, »warum Sie heute so aggressiv sind. Der Aufsatz dieses Trautwein hat Sie ganz rebellisch gemacht. Sie sollten das Zeug wirklich nicht lesen.« – »Das kann ich mir denken«, antwortete Lea, ihre blaßroten, schöngeschwungenen Lippen lächelten eher traurig als herausfordernd, »daß Sie es vorzögen, ich läse die ›Nachrichten‹ nicht.«

»Wir tun dem Blättchen zuviel Ehre an«, meinte Wiesener, und sein überlegenes Lächeln wurde krampfig, »daß wir so viel davon reden. Es ist wirklich nicht wichtig genug. Wenn zum Beispiel wir es für wichtig hielten, und uns geht es schließlich am meisten an, dann hätten wir doch längst Ihrem Trautwein die Möglichkeit abgeschnitten, Artikel zu veröffentlichen wie den, der Sie so bewegt. Wenn wir ernstlich wollten«, schloß er selbstgefällig und unbedacht, »gäbe es hundert Wege, ihn und seine ›P. N.‹ zu beseitigen.« Gerade noch hatte er sich zurückgehalten; um ein Haar hätte er albernerweise »totgemacht« gesagt.

»Gibt es hundert Wege?« fragte nachdenklich Lea. Und da er nur die Achseln zuckte, fuhr sie fort: »Dann wundere ich mich, daß Sie nicht einen von ihnen beschritten haben.«

Das Bewußtsein, daß er mehrmals vornehm und großzügig auf den Entschluß verzichtet hatte, das Gesindel von den »P. N.« zu erledigen, daß also Lea ihn unverdient kränkte, empörte ihn. »Sie bedeuten mir viel, Lea«, sagte er, seine grauen Augen glitzerten voll bösartigen Hohnes, sein Mund war spitz und schmal, »aber so viel doch nicht, daß ich gegen die ›P. N.‹ vorginge, einfach weil die Artikel dieses Trautwein auf Sie Eindruck machen.«

»Lieber Erich«, sagte gelassen Madame de Chassefierre, »jetzt weiß ich ganz sicher, daß der Artikel Trautweins Sie tiefer angerührt hat als mich. Seit langem haben Sie sich nicht mehr so à la Boche aufgeführt.«

Er beschimpfte sich innerlich. Er hat sich wirklich wie ein Boche benommen. Sonst passiert ihm das nie. An allem ist der verdammte Trautwein schuld. Man wird ihn nicht los. Er ist wie Sand im Schuh oder, denkt er anzüglich, wie eine zähe Geliebte.

Sie indes, da er schwieg, fuhr fort: »Hören Sie, Erich, ich habe Ihnen nie in Ihre Geschäfte eingeredet. Aber wenn Sie sich jetzt an Trautwein dafür rächen wollen, daß er gut und wirksam schreibt, wenn Sie versuchen sollten, die ›Nachrichten‹ dafür kaputtzumachen, dann fände ich das unfair und kläglich.« Sie sprach sehr leicht, sie saß bequem da, in zierlicher Haltung, sie sprach französisch, aber jetzt, mit einemmal, ging sie ins Deutsche über. »Sie dürfen das nicht tun«, sagte sie, »Sie dürfen mir nicht werden wie Ihre Spießgesellen. Sie sollen nicht auch ein« – sie suchte das Wort – »Schwein werden.«

Wiesener schaute ihr auf den Mund, wie die deutschen Worte, das merkwürdige »Spießgesellen« und das vulgäre »Schwein«, fremdartig, mit ganz leichtem Akzent, zwischen ihren großen, weißen Zähnen herauskamen. Wiewohl die Beschimpfung an Bedingungen geknüpft war, an Voraussetzungen, die nie eintreten konnten, sie traf ihn, das Wort »Schwein« traf ihn, er wurde einen Schatten bleicher, das Wort fraß sich in ihn hinein. Der Gedanke, daß er sich rächen könnte für das, was die »P. N.« ihm antaten, der Gedanke, daß er dieses jämmerliche Blatt totmachen könnte, lag also offenbar sehr nahe, lag nahe wie alle unanständigen Gedanken; denn in jedem von uns liegt ja, wie ein gescheiter General das ausgedrückt hat, der innere Schweinehund ständig auf der Lauer. Das ziemlich dicke Dossier stieg vor ihm auf, das Spitzi ihm übersandt hatte, das Dossier mit den Informationen über die »P. N.«. Die Basis, auf welcher die »P. N.« aufgebaut sind, ist wackelig, dieser Bursche Gingold ist oberfaul, empfänglich für Geld, er scheint nicht gerade sehr gern aus Deutschland emigriert, er kontrolliert dort noch gewisse Unternehmungen, er scheint auch dort noch Familie zu haben, man kann diese Unternehmungen und diese Familie je nach seinem Verhalten protegieren oder schikanieren. Kurz, einem anstelligen Burschen dürfte es nicht schwerfallen, den Herren Heilbrun, Trautwein und Genossen den Stuhl unterm Popo wegzuziehen. Er aber hat dieser Verlockung widerstanden, er hat sich selber das Privatissimum über Moral, das seine Jüdin ihm da las, schon lange gelesen, er hat den inneren Schweinehund bezwungen und an die Kette gelegt. Das Gefühl, daß sie ihm somit unrecht tat, machte ihn überlegen, fast heiter, und scherzhaft meinte er: »Madame wollen sich als Schutzengel dieser Herren aufspielen? Madame wünschen nicht, daß man diesen Herren auf die Hühneraugen tritt?«

»Nein, ich wünsche es nicht« entgegnete Lea, ihre Stimme klang sehr ruhig, vielleicht ein wenig trockener als sonst, aber ihre Augen waren vor Zorn dunkler geworden, und: »Ich fürchte«, sagte sie, »wenn Sie dergleichen täten, das hätte Folgen auch für unsere Beziehungen. Sie haben, weiß Gott, genug, und die andern haben gar nichts. Ich möchte nicht, daß Sie das Lamm des Armen rauben.«

Wiesener war tief erheitert. »Wie hieß doch«, fragte er »der Autor dieser Parabel vom Lamm? Es war der Prophet Nathan, wenn ich nicht irre. Also, Lea, in dieser Rolle, als Prophet Nathan sind Sie weniger gut. Im Ernst«, er kam ganz nah an sie heran und legte, sehr zart, den Arm um ihre Schulter, »ich habe wahrscheinlich tausend mehr oder minder kleine Lumpereien auf meinem Konto, aber diesmal tun Sie mir unrecht. Ihre Emigranten sind ein abgeschnittener Kopf ohne Körper, sie zucken noch ein bißchen, die Lider klappen noch auf und zu, aber sie sind erledigt. Ich bin wirklich nicht der Mann, dem abgeschnittenen Kopf noch einen Fußtritt zu versetzen.« Und da Lea, nur halb überzeugt, doch gewillt, sich überzeugen zu lassen, schräg zu ihm aufsah, fuhr er fort: »Nein, wirklich, schlafen Sie ruhig, Lea. Ich versichere Ihnen, ich habe niemals auch nur mit dem leisesten Gedanken daran gedacht, Ihren Trautwein zu verhindern, seine moralische Entrüstung in musikalischen Aufsätzen von sich zu geben. Wahrscheinlich ist das sein einziges Vergnügen. Soll also der Arme sein Lämmlein ruhig weiter hüten. Paß auf, meine Lea«, er rückte noch näher, wurde noch vertraulicher, »wenn erst der ›Beaumarchais‹ fertig sein wird, dann wirst selbst du mir konzedieren, daß dein Trautwein nicht die rechte Konkurrenz für mich ist.« Er wurde zusehends mehr aufgeräumt, wurde wieder ganz zu dem netten, großen Jungen, der Lea seit zwanzig Jahren so oft entzückt hatte.

Was ihn aber so sicher und vergnügt machte, war weniger der Gedanke an den »Beaumarchais« als der an die Historia Arcana. Die Historia Arcana, das war die innere Geschichte der Epoche. Aus diesem Werk werden die Späteren nicht nur die Hintergründe vieler Geschehnisse ermitteln können, in welche einzublicken sie sonst niemals vermöchten, sie werden auch mittels dieses Werkes in das Innere eines Menschen schauen können, der, ein Wissender, Fühlender, die erste Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts miterlebt hat. Er, Erich Wiesener, war, und später werden alle das erkennen, der wahre Geschichtsschreiber der Epoche.

Voraussetzung dafür blieb, daß er diese Geheimgeschichte wirklich als Geheimgeschichte führte. Und daß er die Überwindung aufbrachte, dieses sein wichtigstes Werk selbst vor Lea und vor Maria zu verschweigen, das machte ihn jetzt so heiter selbstbewußt. »Du hast dir«, sagte er, »zu deinem Freund einen ziemlich gefährlichen Burschen ausgesucht, Liebling, aber doch nicht den schlechtesten.«

Und da sie erwidern wollte, küßte und streichelte er sie, bis sie schwieg.

## 

## 14

## Ein deutscher Junge in Paris

Am Abend dieses 3. April, als Lea vor dem dreigeteilten Spiegel saß, im Begriff, sich mit Hilfe ihrer Zofe für ein Diner beim holländischen Gesandten zurechtzumachen, hörte sie ein kurzes Anklopfen und sah, im Spiegel, einen befrackten Herrn hereinkommen. Den Bruchteil einer Sekunde erschrak sie. Dann erkannte sie Raoul. »Ich wollte dir guten Abend sagen, Mama«, erklärte er möglichst leicht. »Ich gehe in die Oper. Vorher hab ich ein Rendezvous in der Bar des Crillon.«

»Ich nehme doch die grünen Handschuhe, Odette«, sagte Lea zur Zofe. Es war eine Frechheit, daß der Junge sich hinter ihrem Rücken den Frack hatte machen lassen. Ganz auf eigene Faust hatte er es wohl nicht getan; wahrscheinlich stak Erich dahinter. Wäre Odette nicht da, dann würde sie Raoul ausschimpfen. Übrigens muß sie zugeben, daß sich Raoul bei seiner Länge im Frack schon ganz gut ausnimmt. Wenn sie sich so heftig dagegen gesträubt hat, dann wahrscheinlich nur deshalb, weil sie die Vorstellung eines so erwachsenen Sohnes verdroß. Ist sie eine alte Frau? Das Gesicht, das ihr der Spiegel jetzt zurückgibt, ist nicht alt. Aber der junge Herr da im Frack, ihr Sohn Raoul, zeigt, daß sie es eben doch ist. Neununddreißig und schon alt.

Es ist unverschämt von Erich, daß er mit dem Jungen gegen sie intrigiert. Er rächt sich dafür, daß sie sich besser benimmt als er. Im Grund ist er kleinlich. Er liebt sie, jeder Liebe ist Haß beigemengt, aber sein Haß ist kleinlich. Doch an Raoul darf sie ihren Ärger nicht auslassen. Sie sucht im Spiegel seinen Blick. Er sieht spitzbübisch aus, er weiß genau, daß sie ihm gerne den Kopf wüsche, es aber doch nicht tun wird. Erich, wenn er ähnliches angestellt hat, macht das gleiche Gesicht.

»Ein bißchen mehr solltest du auflegen, Liebling«, beriet sie Raoul mit seiner tiefen, schmeichlerischen Stimme. »Du machst es zu diskret. Aber bezaubernd siehst du aus. Es ist Pech, daß wir so nah verwandt sind. Ich würde mich maßlos in dich verlieben.« – »Danke, mein Junge«, erwiderte Lea. »Ich werde doch nicht mehr auflegen. Madame Jacqueline« – das war ihre Hautpflegerin – »wäre sicherlich nicht damit einverstanden. Erzähle. Was hast du nachmittags angefangen? Bist du schwimmen gegangen?« – »Ja, aber es war eine Enttäuschung«, berichtete Raoul. »Federsen war nicht da, und ohne Klaus Federsen ist nichts los. Es wäre gescheiter gewesen, ich hätte mit dir zu Mittag gegessen und einmal wieder Monsieur Wiesener besichtigt. ›Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern‹«, zitierte er, deutsch.

Er wartete darauf, daß sie ihm endlich etwas über den Frack sage; selbst ein Tadel wäre ihm lieber gewesen als dieses Schweigen. Am liebsten hätte er jetzt selber davon angefangen und sie geradezu gefragt: Wie gefällt dir mein Frack? Aber das ging nicht; es war nicht überlegen genug. Lea spürte, was in ihm vorging, und freute sich, daß sie das Rechte getroffen hatte; ihr Schweigen war die wirksamste Strafe seiner Auflehnung. Genau wie Erich, dachte sie. Er bringt es nicht über sich, selber den Mund aufzutun.

So war es auch; Raoul wurde immer erwachsener. »Ich habe mich jetzt mehr mit Céline beschäftigt«, erzählte er. »Monsieur Wiesener hat es mir geraten. Es war kein schlechter Rat. Céline, das ist eine Mischung von Nihilismus und derbster Erotik, sehr beachtlich. Für dich, Liebling, wäre es nichts. Um dieses Gemisch würdigen zu können, muß man ein bißchen tiefer in den Schmutz hineingeschaut haben, als eine Dame in deiner Lage das kann.« Jetzt könnte sie aber endlich geruhen, seinen Frack wenigstens wahrzunehmen. Drei Anproben hat er gehabt, und Papa hat eine Stange Gold dafür herausrücken müssen. Doch sie geruhte nicht. Sie begnügte sich, ihm aus dem Spiegel freundlich zuzulächeln, und sagte: »Sprich weiter, mein Junge, ich höre.« Raoul lächelte zurück, aber er sprach nicht weiter. Er war gekränkt. Sie nahm ihn nicht ernst genug, ihn nicht und seinen Frack nicht.

Seltsamerweise richtete sich sein Ärger gegen Wiesener. Der hatte ihm die kleine Gefälligkeit abgeschlagen, ihm in der Sache der »Jeanne d’Arc« und seines Jugendtreffens behilflich zu sein, und hatte ihn dafür mit einem Frack abspeisen wollen. Ist das eine Wiedergutmachung? Es war selbstverständlich, daß er endlich einen Frack bekam; Mama nimmt den Frack nicht einmal zur Kenntnis, so selbstverständlich ist es. Nein, Monsieur Wiesener, da haben Sie sich’s zu leicht gemacht. So billig geben wir’s nicht. An die Sache mit der »Jeanne d’Arc« werden Sie doch noch heranmüssen. Vorläufig werden wir Ihnen hier einmal zeigen, daß wir auch noch da sind.

Raoul glaubte, einigen Einfluß auf seine Mutter zu haben und mitbestimmen zu können, wieweit in der Rue de la Ferme gutes Wetter für Wiesener war. Schaden konnte es auf keinen Fall, wenn er merken ließ, daß er Herrn Wiesener nicht ganz kritiklos hinnahm. »In letzter Zeit, Liebling«, sagte er, er sprach deutsch, damit Odette ihn nicht verstehe, »wenn ich dich mit unserm Nazi zusammen sehe, dann habe ich immer das Gefühl, als seist du eine Patriziertochter des verfallenden Rom, die sich mit einem Barbarenhäuptling zusammengetan hat. Ich schaue dieser Verbindung mit einem heitern, einem nassen Auge zu.«

Er suchte ihr Gesicht im Spiegel, ob sie lächle. Sie lächelte nicht. So jung Raoul war, er war ein selbständiger, blasierter Herr, dessen zahlreiche mehr oder minder kleine Fehler man hinnehmen mußte, wenn man überhaupt mit ihm auskommen wollte. Lea nahm sie hin. Sie verzärtelte ihn, tadelte ihn sanft, machte aus ihrer etwas ironischen Bewunderung kein Hehl und wartete gespannt, was alles sie noch an ihm erleben werde. Sie bedachte seine Worte und hörte heraus, daß er in ihr eine Angehörige einer abgelebten Epoche sah, daß er sie zum alten Eisen warf. Hatte er nicht recht? Ihr Gesicht im Spiegel sah frisch aus, gewiß, doch sie gehörte zur Generation von vor dem Krieg, ihre Erlebnisse lagen hinter ihr, er hatte die Tatsache vor ihr voraus, daß er noch keine neunzehn war und somit für das bestürzend Neue, das überall heraufkam, zehnmal empfänglicher als sie. Er hatte recht, wenn er sie frech und galant behandelte und es als eine Gnade ansah, daß er sie ab und zu in sein Inneres hineinblicken ließ. Auch heute mußte sie ihm, wenn er sich nicht sogleich wieder zusperren sollte, zuhören wie einem älteren Freund.

Dazu aber war sie nicht aufgelegt. Erich hatte sich nicht von seiner besten Seite gezeigt. Was immer er mit seiner geübten Beredsamkeit vorgebracht hatte, die Sache mit dem entführten Benjamin behielt ihren übeln Geruch. Solang er da war, hatte sie ihm geglaubt, seine leichtfertige Liebenswürdigkeit hatte wieder einmal über sie gesiegt; doch ihr Mißtrauen war nicht beruhigt, sie war noch keineswegs sicher, wie sich ihr Erich in der Sache dieses Benjamin und der »Nachrichten« weiter benehmen werde. Mußte sie aber schon seine Schwächen durchgehen lassen, so verdroß es sie doppelt, daß der Junge dem Vater nachzuschlagen schien, daß er genau wie der glaubte, mit ein bißchen leichtfertiger Liebenswürdigkeit alles wiedergutmachen zu können, was er angerichtet hatte. Ja, der Junge hatte die breite, harte Stirn des Vaters und seine dreisten, begehrlichen, grauen Augen. Er war eigensüchtig und verantwortungslos wie Erich. Sie lächelte also Raoul nicht durch den Spiegel zurück, sondern schaute nachdenklich, ja verdrießlich vor sich hin.

Raoul mißverstand ihr Schweigen; er glaubte, sie bedenke ernstlich seine Worte. »Ich schließe oft Wetten mit mir selber«, verstärkte er, was er gesagt hatte, »wie lange wir es wohl noch mit diesem Manne aushalten.« Seine tiefe, schöne Stimme war zärtlich und spöttisch.

Doch jetzt war Lea ernstlich verstimmt. »Dieser Mann hat dir immerhin einen Frack bauen lassen«, meinte sie, leichthin, »und einen sehr ordentlichen, wie es scheint. Daß du dich erst mit ihm hinter meinem Rücken zusammentust, mein Junge, mag hingehen. Aber daß du dann gegen ihn hetzt, das finde ich eigentlich deines Frackes nicht würdig.« Raoul, betroffen, überlegte einen Moment, aber ihm fiel keine schlagende Antwort ein. »Mein Gott, Mama«, tat der ihren Tadel ab, etwas flau, wie er sich selber zugab, »da spielen Männersachen mit. Aber ich wollte dir nur guten Abend sagen, ich muß ins Crillon.« Er ging hin zu ihr und neigte höflich, kindlich den Kopf, daß sie ihn auf die Stirn küsse. Als er zwei Tage später in seinen Schwimmklub ging, war Klaus Federsen, der Champion, wieder da. Alle freuten sich, er hatte mehrere Male hintereinander gefehlt. Klaus Federsen war breit, untersetzt, und sein stichelhaariger, fahlblonder Kopf mit den kleinen Augen wirkte etwas plump; aber ihn schwimmen, springen, tauchen zu sehen, war eine Freude. Er war wohlgelitten; er war gutmütig und hilfsbereit und erklärte den andern geduldiger als der Schwimmlehrer seine Tricks.

So schwerfällig Klaus war, seine gestaute Kraft hatte Raoul vom ersten Augenblick an angezogen. Klaus, geschmeichelt, daß der stolze, elegante Raoul, der von seinen Kameraden nur wenige an sich heranließ, sich aus ihm was machte, hatte ihn eingeladen, und bei diesem Besuch hatte Raoul auch den alten Federsen zu sehen bekommen, den Chef der Mitropa-Bank. Das war ein Mann mit viereckigem Schädel, jovial und höflich, mit kleinen, schlauen Augen. Trotz seiner Gepflegtheit war auch um ihn jene Atmosphäre derber, dumpfer Stärke, die Raoul schon am Sohn angezogen hatte. Raoul hatte längst vorgehabt, Klaus Federsen zu einem Gegenbesuch einzuladen. Jetzt tat er es. Die Idee seines Jugendtreffens beschäftigte ihn; es konnte nicht schaden, diesen Federsen dafür zu interessieren.

Der, als er Raoul in seiner Umgebung, in seinem »Rahmen«, sah, verhehlte nicht seine Bewunderung. Vielwortig äußerte er Enthusiasmus über Raouls hübsches Gehäuse, über die Einrichtung, die Bücher, die kleine Bar, den Diener. »Wir Deutsche sind nicht arm«, erklärte er naiv und wichtig, »wenn wir uns auch aus vielen Gründen so stellen; ich spreche da als Eingeweihter. Aber so dick könnte ich mir’s nicht leisten. Auf das deine«, sagte er, »tschin, tschin«, der schon altmodische, schicke Trinkgruß kam ihm seltsam ungeschlacht über die Zunge, er kippte sein viertes Gläschen Armagnac.

Die unversteckte Bewunderung des andern tat Raoul wohl. Ja, aus so viel barbarischer Kraft mußte man Profit ziehen können, und er erzählte ihm von seiner großen Idee, von dem Treffen seiner »Jeanne d’Arc« mit einem deutschen Jugendverband.

Klaus Federsen war sogleich Feuer und Flamme. Er werde mit seinem Vater reden, versprach er; er sei sicher, daß die Deutschen das Projekt begierig aufgreifen würden. So eifrig kniete er sich in die Sache hinein, daß Raoul vor so viel Beflissenheit Angst bekam. Ihm ging es ja nicht um das Treffen, sondern darum, daß man ihn zum Führer der französischen Delegation bestimmte. Wenn aber dieser Knabe Federsen die Sache so wild betrieb, dann wurde sie reif, bevor er Zeit hatte, seine Kandidatur zu sichern; er wußte, daß er Gegner hatte, daß viele ihn wegen seines Hochmuts nicht leiden konnten.

Er lenkte also den Eifer des andern in die rechte Bahn. Sinn, meinte er, habe ein solches Treffen nur, wenn auf beiden Seiten zuverlässige, aufeinander eingespielte Leute stünden. »Ja, natürlich«, entgegnete Klaus, »an der Spitze müssen Jungens sein wie du und ich.« – »Es gibt bei uns«, erklärte Raoul geradeheraus, »wie wahrscheinlich auch bei euch, allerlei Zwistigkeiten und Rivalitäten. Vielleicht designieren sie nicht mich, sondern einen andern.« – »Das wäre ja gelacht«, erklärte Klaus lärmend und klopfte dem größeren Raoul die Schulter, stolz, daß er sich diese Vertraulichkeit erlauben durfte. Dann fiel ihm die Idee ein, die Raoul ihm suggeriert hatte. Strahlend über sein ganzes, breites Gesicht, verkündete er: »Ich hab’s. Wir erklären einfach, daß wir am liebsten mit dir zusammenarbeiten.«

»Gewisse Beziehungen habe da auch ich«, sagte Raoul. »Es verkehrt bei Mama ein Deutscher, von dem man mir sagt, er sei nicht ohne Einfluß. Vielleicht, wenn man ihn darauf stößt, befürwortet auch er meine Kandidatur. Es handelt sich um einen gewissen Herrn Wiesener.« Klaus, sowie dieser Name fiel, wurde nüchterner. »Wiesener«, wiederholte er, nachdenklich, zögernd. »Ja, ich kenne ihn. Einfluß hat er, keine Frage. Aber er hat es dick hinter den Ohren. Treue und Redlichkeit sind seine Stärke nicht. Ein geschniegelter Bursche«, sagte er, und seine kleinen Augen blickten unfreundlich. Der Sohn dieses geschniegelten Burschen hielt es für an der Zeit, vom sozusagen Geschäftlichen auf Privates abzulenken. »Möchtest du dir nicht meinen Hausaltar anschauen?« forderte er den andern auf und führte ihn zu der Zimmerecke, wohin Klaus schon lange geschielt hatte; doch hatte er es nicht für fein gehalten, seine Neugier deutlicher zu zeigen.

Es waren aber in dieser Ecke auf einem kleinen Tisch drei weiße, sauber präparierte Totenschädel aufgestellt, zwischen ihnen eine Photographie André Gides und daneben die Drehscheibe einer Roulette. »Jetzt bin ich darüber hinaus«, erläuterte lächelnd Raoul, »jetzt finde ich das Ganze ein bißchen kitschig. Aber solange ich nicht erwachsen war, haben mir diese Symbole allerhand bedeutet, und man soll für die Symbole seiner Jugend Pietät haben. In der Sache selber hat sich übrigens meine Anschauung nicht verändert.« – »Willst du mir sagen, was es bedeutet?« fragte ehrfürchtig Klaus. Raoul erklärte bereitwillig: »Die Schädel, das bedeutet die Barbarei, den Krieg, das Wilde, Todsüchtige. Die Roulette, das ist das Fatum. Und André Gide, das ist die Kunst, der Geist. Diese Dreieinigkeit, das ist das Grundprinzip, nach dem ich mein Leben eingerichtet habe.« – »Knorke«, staunte Klaus. »Besonders die Schädel. Darf man anrühren?« fragte er, und er strich über das Gebein und drehte an der Roulette.

Klausens Bewunderung veranlaßte Raoul, ihm seine ganze Wohnung zu zeigen. Er hauste abgeschlossen, sturmfrei, er hatte seinen eigenen, direkten Ausgang in den Garten. Er ließ den andern die gediegene, etwas preziöse Einrichtung bewundern, die hellen, mit schöngebundenen Büchern bestellten Borde, den alten Schreibtisch. Zeigte ihm die Wendeltreppe, die von seinem Wohn- und Arbeitszimmer hinauf in sein Schlafzimmer führte. »Knorke, knorke«, wiederholte immer nur Klaus Federsen. Raoul beschloß, Wiesener zu fragen, ob ein anständiger Mensch dieses Wort anwenden könne oder ob es zu vulgär sei.

Nach dem Rundgang nahm man einen Cointreau. Dann kehrte Raoul zum »Geschäftlichen« zurück. »Wenn du deinen Vater gewinnst«, erwog er, »und ich Wiesener, wenn du von der einen Seite drückst und ich von der andern, dann werden wir das Kind schon schaukeln.« Es hob Klaus Federsens nationalsozialistisches Herz, daß der bewunderte Raoul annahm, die Deutschen könnten, wenn sie nur ernstlich wollten, auch der französischen Delegation den von ihnen gewünschten Führer aufzwingen; andernteils war ihm der Name Wiesener unbehaglich. Raoul erwog weiter: »Wenn Mama ihn darum bittet, dann sagt Wiesener schwerlich nein. Ich zweifle nur, ob Mama sich einmischen will. Sie ist eine gescheite Frau, aber an Politik leider wenig interessiert.«

Klaus leckte sich die süßen Reste des Schnapses von den Lippen. Die ganze Zeit war er klein und häßlich vor dem eleganten französischen Jungen dagesessen: jetzt aber, da sich herausstellte, daß der nicht Herr in seinem Haus war, war er wieder obenauf. »Mir redet keiner mehr drein«, verkündete er mit breitem, sieghaftem Lächeln. »Mein alter Herr und meine alte Dame haben bei mir ausgespielt. Die hab ich in der Hand, Mensch«, erklärte er prahlerisch. Sie saßen auf dem Rundsofa. Raoul saß schlank da, ein Bein übergeschlagen, in etwas zu guter Haltung für das bequeme Möbel. Klaus wirkte neben ihm ein bißchen klobig; auch hatte er sein klebriges Gläschen statt auf das Tablett auf das edle Holz des runden Tisches gestellt. Nein, er paßte nicht recht in Raouls Behausung. Trotzdem freute sich Raoul, ihn bei sich zu haben. Was gab es da wieder Interessantes? Sollte es dieser Klaus wirklich fertiggekriegt haben, sich seinen Vater gefügig zu machen, diesen alten Federsen, der dastand wie ein Berg? Ob Klaus nicht aufschnitt? Nein, er hockte da, selbstzufrieden, schlau, brutal; zuzutrauen war es ihm schon. Aber wie hat er das nur angestellt? Das muß Raoul herauskriegen; solche Methoden zu erlernen, das ist interessant. »Du hast also deinen Alten kleingekriegt?« fragte er anerkennend. Wenn man weiß, wie Herr Federsen senior ausschaut, dann ist das allerhand.

Doch auf diesem Ohr blieb Klaus taub. Zwar gefiel ihm der schlanke, feine Junge, der ihn so ehrenvoll eingeladen und bewirtet hatte, aber er gehörte zum Erbfeind, er roch nach Intellektualismus. Auch hatte ihn Raouls Bekanntschaft mit Wiesener mißtrauisch gemacht. Es war bestimmt klüger, wenn er, Klaus, da er wohl ein bißchen zuviel getrunken hatte, sich jetzt in acht nahm. Er blieb also auf der Hut, sperrte sich zu und ließ, bei aller lärmenden deutschen und französischen Vertraulichkeit, über die Beziehungen zu seinem Alten nichts weiter verlauten.

Wenn sich indes Raoul einmal eine Sache in den Kopf gesetzt hatte, dann ließ er nicht so bald locker. Er mußte herausbekommen, wie dieser Klaus es angestellt hatte, seinen brutalen Vater zahm zu kriegen. Mit List schlich er sich an. Vernachlässigte Klaus eine Zeitlang, um ihn dann um so mehr zu verhätscheln. Verhöhnte ihn, um dann seiner Selbstgefälligkeit, seinem Patriotismus um so mehr zu schmeicheln. Gab sich schließlich vor ihm als ein Gleicher vor einem Gleichen.

Eines Abends gar, das war ein besonderer Vertrauenbeweis, lud er ihn ein, mit ihm Madame Yvonnes Etablissement zu besuchen, ein kleines, gepflegtes Bordell. Von Anfang an imponierte er dort dem scheuen, täppischen und gierigen Klaus durch seine Lässigkeit und herrenhaftes Kennertum, und als es ans Zahlen ging und Raoul, wie Klaus seinen Part beisteuern wollte, ihm das großzügig und beiläufig verwehrte, verstärkte das in dem andern das Gefühl der Inferiorität, der Schuld und Dankbarkeit. Froh, daß Raoul ihn noch länger in seiner Gesellschaft duldete, begleitete er ihn in ein Café am Boulevard des Capucines. Trotz des frischen Aprilabends setzte man sich an ein Tischchen im Freien, in der Nähe eines der kleinen Öfen. »Weißt du, mein Alter«, meinte Raoul mit jener Blasiertheit, über die sich Klaus immer von neuem ärgerte und die zu bewundern er dennoch nicht unterlassen konnte, »weißt du, das Beste an der ganzen Sache ist doch die Zigarette hinterher.« Das war zwar nicht seine wahre Meinung, aber er sah befriedigt, daß der Satz auf den andern Eindruck machte.

Ja, es war dieser Satz, und das war mehr, als Raoul gehofft hatte, der Klaus dazu brachte, ihm sein Geheimnis zu enthüllen. Denn Klaus war aufgelockert, er bewunderte Raoul, und gerade dieser letzte Satz von der Zigarette steigerte das Gefühl der eigenen Kleinheit und Unerfahrenheit so, daß er, schon um seine Selbstachtung wieder aufzurichten, es für notwendig hielt, auch seinesteils etwas vorzuweisen, womit man Staat machen konnte. Er erzählte die Geschichte, wie er seinen Alten untergekriegt hatte.

Es war dies folgendermaßen zugegangen. Herr Federsen senior, als Direktor der Mitropa-Bank, bekam von den Angelegenheiten der Nazi mancherlei zu sehen und zu hören, was sich nicht zu weiterer Verbreitung eignete. Er redete aber gern und viel, er machte aus seinem Herzen keine Mördergrube, und im Familienkreis ließ er sich vollends gehen. Seine Erzählungen würzte er mit kräftigem Kommentar. Nun hat sich zwar Herr Federsen senior mit gutem Instinkt rechtzeitig zu den neuen Herren geschlagen, aber im Mark ist er ein Mann aus der vorigen Generation, ein richtiger Deutschnationaler, obendrein verdorben durch den Verkehr mit Börsen- und Bankjuden. Infolgedessen ist sein Kommentar manchmal schief und ungehörig, auch seine Handlungen sind nicht immer ganz eindeutig, und kurz und gut, wenn gewisse Naziführer wüßten, was er, Klaus, weiß, so wäre das Papa Federsen kaum sehr angenehm. Nun ist aber er, Klaus, Angehöriger der Hitlerjugend und hat als solcher die Verpflichtung, wenn ihm Staatsfeindliches zu Ohren kommt, es seinen Vorgesetzten sofort weiterzugeben, selbst wenn er dadurch nächste Anverwandte belasten sollte. Soweit so gut. Da hatte auf einmal Papa Federsen die Frechheit, ihm den kleinen Simka-Wagen zu verweigern, den er so gern zu seinem achtzehnten Geburtstag geschenkt gekriegt hätte. Der Alte hatte einen dicken Kopf, aber er, Klaus, ist auch kein Schlappschwanz. Es ging hart auf hart, es war ein wilder Kintopp. Bis er dem Alten zeigte, was eine Harke ist, und anfing, ihm von der genannten Verpflichtung jedes Hitlerjungen zu sprechen. Zuerst hat Papa Federsen nur gelacht. Dann hat er pampig erklärt, wenn einer irgendwelches Gequatsche weitergebe, das er von ihm, dem alten Federsen, ohne Zeugen gehört haben wolle, so einer sei ebenso doof wie moralisch verkommen und setze sich mit dem Popo gehörig in die Nesseln. Aber wenn der Alte geglaubt hatte, er habe es mit einem Säugling zu tun, dann hatte er sich verrechnet. Er nämlich, Klaus, sei nicht von gestern, er habe diesen Einwand vorausgesehen und sich beizeiten seinen Zeugen beschafft. Er habe sich mit dem Dienstmädchen Gertrud gutgestellt und sich von ihr schriftlich bestätigen lassen, daß sie dies und jenes gehört habe, an sich Unverfängliches; doch wenn Klaus sich gezwungen gesehen hätte, Ergänzungen beizusteuern, dann hätte dieses Unverfängliche auf einmal ein ganz anderes Gesicht bekommen und ein recht unerfreuliches Bild von gewissen Meinungen und Taten Papa Federsens gegeben. Der Alte sei ein Realpolitiker, und Klausens theoretische Erwägungen über die Pflichten eines Hitlerjungen zusammen mit dem Dokument des Dienstmädchens Gertrud hätten ihm den rechten Begriff beigebracht von dem Wert seines Sohnes. Er habe erkannt, daß es eines solchen Sohnes nicht würdig sei, länger zu Fuß zu gehen, sondern daß er notwendigerweise seine Besorgungen in einem kleinen Simka erledigen müsse. Seitdem brauche er, Klaus, nur gelegentlich auf die Anzeigepflicht der Hitlerjugend hinzuweisen, und der alte Herr werde handsam.

Das also erzählte Klaus. Er gebrauchte viele Slangworte, doch Raoul verstand ihn. Raoul rauchte an seiner Zigarette, aber als sie ausging, steckte er sich keine neue an. Es wurde kalt auf dem Perron des Cafés, die meisten Gäste entfernten sich oder flüchteten ins Innere. Raoul merkte nichts davon, er hörte zu.

Er fand es nicht sehr fair, was dieser Klaus getan hatte. Aber war man nicht in einer Epoche, die alle Werte umwertete, und war Fairneß nicht etwas Relatives? Soviel ist gewiß, dieser Knabe Klaus ist verflucht gerissen. Seine Methoden mögen vulgär sein, barbarisch: doch mit der Roulette und dem André-Gide-Photo allein kommt man nicht durch den Dschungel dieser Welt, die Totenschädel gehören unbedingt dazu. Vielleicht waren die Mittel, welche die Renaissance anwandte, in der Form ein bißchen feiner als die des Knaben Klaus, in der Sache waren sie die gleichen. Ohne solche Mittel wäre Hitler nicht Hitler, Mussolini nicht Mussolini geworden. Er, Raoul, hat die rechte Witterung gehabt, als er annahm, von Klaus könne man was lernen.

Und der Bericht dieses seines Freundes Klaus, des Nazi und Schwimmchampions, erzählt auf dem Perron des Cafés am Boulevard des Capucines nach dem Besuch bei Madame Yvonne, senkte sich tief in seine Seele.

Raoul hatte zuweilen kindische Gelüste. In der Nähe seiner Wohnung, im Bois, lag ein kleiner, vornehmlich für Kinder bestimmter Tiergarten. Dort schaute er oft und lange den Affen oder den Raubtieren zu, oder er setzte sich in eines der winzigen, albernen Boote, die von selber, ohne Ruder, die verschlungenen Wege eines Zauberbächleins hinabtrieben, an märchenhaften Ufern entlang.

Heute ließ er sich’s was kosten und machte die Fahrt dreimal. Dabei überdachte er sein Projekt des Jugendtreffens. Zuerst hatte alles so einfach ausgeschaut; aber sowie man ins einzelne ging, sah man, wie viele Hemmungen zu überwinden waren, und darum wohl auch hatte er die Durchführung immer wieder vertagt. Jetzt indes weiß auch Klaus Federsen um seinen Plan, jetzt geht es um seine Würde: er muß seiner Unlust Herr werden und die Geschichte zu Ende bringen.

Sich das vornehmen ist leicht, es durchführen verdammt schwer. Flamingos standen reglos auf einem Bein, eine Palmenoase hob sich. Sein Boot fuhr einen Augenblick fest, löste sich wieder, ringsum war Kindergeschrei. Nie wird er, das hatte er jetzt endgültig eingesehen, zum Führer der Delegation der »Jeanne d’Arc« designiert werden, wenn nicht die Deutschen seine Kandidatur unterstützen. Und auch dann nur, wenn sie geschmeidig vorgehen, mit Takt. Federsen senior allein wird es kaum schaffen. Raoul hat einen Fehler gemacht, daß er Klaus überhaupt davon gesprochen hat. Seufzend stieg er aus dem Boot, schlenderte langsam aus dem Tiergarten hinaus. Er ist auf Wiesener angewiesen; er muß, ob er will oder nicht, sich nochmals an ihn wenden.

Er hielt sich für den geborenen Herrn, der das Recht hat, die Dienste anderer zu beanspruchen, und trug kein Bedenken, andern Opfer zuzumuten. Allein in diesem Falle war er unsicher. Wiesener war höchst reserviert geblieben, er wird seine Gründe dafür haben. Da er, Raoul, sich aber über diese Gründe nicht klar ist, wird er nichts Rechtes dagegen anführen können, er wird vag herumreden müssen. Ihm war unbehaglich vor dieser zweiten Auseinandersetzung. »Ich habe keinen rechten Mumm«, pflegte in solchen Fällen Klaus Federsen zu sagen. Ich habe keinen rechten Mumm, dachte jetzt auch Raoul, und als wissenschaftlicher Geist, der er war, überlegte er sich, woher wohl das seltsame Slangwort stamme. Ob es mit der Sektmarke des gleichen Namens zu tun hat? Doch mit Mumm oder ohne, er mußte an die Sache heran.

In den nächsten Tagen ging er mehrmals zu Wiesener, allein er traf ihn niemals an. Freilich kam er, vielleicht mit Absicht, zu Stunden, die Wiesener gewöhnlich außer Hause verbrachte. Da er den Vater nicht traf, versuchte Raoul, Maria Hegner für sein Projekt zu gewinnen. Er setzte den Flirt mit ihr energisch fort, mühte sich, bezaubernd zu sein, sprach ihr von seinem Plan, bat sie, Wiesener dafür zu interessieren. »Sie müssen mir helfen, Maria«, bedrängte er sie und richtete seine grüngrauen Augen voll auf ihr großes, schönes Gesicht; mit seiner langen Hand nahm er die ihre, strich ihr zärtlich den Arm hinauf, seine tiefe Stimme war frech, schmeichlerisch. »Sie müssen mir helfen, Maria«, wiederholte er. »Monsieur Wiesener fand die Idee gut, aber enthusiasmiert, glaube ich, war er nicht. Sie können bei ihm mehr ausrichten als ich. Sie können bei Männern unendlich viel ausrichten, Maria. Wenn Sie nur wollen, hört er auf Sie. Ich weiß doch genau, welchen Einfluß Sie auf ihn haben. Sie müssen mir helfen, Maria.« Er sprach deutsch, mit jenem leisen Akzent, dessen Wirkung er kannte.

Maria sprach mit Wiesener von Raouls Vorhaben. Doch sie mußte rasch einsehen, daß es aussichtslos war. Sowie der Name »Jeanne d’Arc« fiel, wurde er mißtrauisch und sperrte sich zu. Gerade weil er dem Jungen gerne hätte helfen wollen, lenkte er den Ärger über die eigene Mutlosigkeit auf ihn ab. Raoul ist schrecklich anspruchsvoll. Wenn er schon jetzt, mit noch nicht neunzehn Jahren, politischen Ehrgeiz hat, dann soll er sich die Kastanien gefälligst selber aus dem Feuer holen. Man braucht es ihm nicht gar zu leicht zu machen. Sein eigener Start ist zehnmal schwieriger gewesen. Und hat der Bengel es nötig, sich hinter Maria zu stecken? Dabei freute es ihn, daß Maria Anteil an Raoul nahm und daß der den Geschmack hatte, mit ihr zu flirten.

Vorsichtig, nachdem Maria zu Ende war, kam er mit seinen Gegenargumenten; doch seine wahren Bedenken verschwieg er. Das Treffen der französischen Frontkämpfer mit den deutschen, erklärte er, sei kein rechter Erfolg, es sei, sagen wir es frei heraus, geradezu ein Mißerfolg gewesen; lasse man so kurz hernach eine ähnliche Veranstaltung steigen, so werde es nur Enttäuschungen geben.

Maria kannte ihn gut genug, um seine wahren Motive zu ahnen. Sein vages, mattes Gerede bestärkte sie in ihrer Vermutung. Sie schürzte die Lippen. »Sehr männlich finde ich es nicht«, meinte sie, »wie Sie sich in dieser Sache benehmen. Solche Argumente wie das vom Treffen der Frontkämpfer können Sie Lesern der ›Westdeutschen Zeitung‹ vorsetzen, aber nicht mir. Ich weiß natürlich, warum Sie zögern. Aber auf die Dauer werden Sie mit solchem Sich-Drehen und –Winden doch nicht durchkommen. Es werden bestimmt Situationen eintreten, wo Sie dennoch für Ihre Beziehungen zu Herrn de Chassefierre und seiner Mutter einstehen müssen. Wenn Sie so übervorsichtig sind, täten Sie besser, diese Beziehungen überhaupt abzubrechen. Mir gefällt es gar nicht, wie Sie sich da herumdrücken, und Sie dürfen sich nicht wundern, wenn Raoul kühler wird.«

Daß sie recht hatte, erbitterte Wiesener. Einen verdammt scharfen Ton hat sie sich neuerdings zugelegt. »Meinen Sie nicht, Maria«, fragte er mit bösartiger Höflichkeit, »daß Sie unsere Freundschaft in letzter Zeit schweren Belastungsproben aussetzen?« Maria schaute ihn an, zuckte die Achseln.

Sie teilte Raoul mit, wie wenig sie hatte ausrichten können. Er fragte sie nach den Gründen, sie gab ihm halbe Antworten. Es blieb ihm nichts übrig, als selber aus seinem Vater ein klares Ja oder Nein herauszuholen. Aber er hatte Angst vor dem Nein und verschob die Auseinandersetzung von einem Tag zum andern.

Er vermied jetzt Klaus Federsen, er fürchtete, der könnte ihn an das Projekt erinnern. Aber Klaus ließ den neuen Freund nicht wieder los. Er lud ihn immer dringlicher zu sich. Schließlich, da Raoul stets neue Vorwände fand, erklärte er, er habe ihm etwas besonders Interessantes zu zeigen, und ließ keine Ausrede gelten; Raoul mußte die Einladung annehmen.

Es besaß aber Klaus Federsen eine Kuriositätensammlung, und was er ihm zeigen wollte, war ein neuer Bestandteil dieser Kollektion. Ein wirklich interessantes Objekt: ein kleines Paket von Briefen, Liebesbriefen eines gewissen Fritz Regensburger an eine gewisse Emmi Wefers.

Dieser Fritz Regensburger war ein jüdischer Student, das heißt, er war ein jüdischer Student gewesen. Er hatte Beziehungen unterhalten zu einer jungen Dame, einer Malschülerin aus Düsseldorf, eben dieser Emmi Wefers. Man war dem Paar auf seine rassenschänderische Betätigung gekommen, hatte den Studenten und sein Mensch mit Schandtafeln um den Hals durch die Straßen geführt, die beiden in einem Kabarett zur Schau gestellt und ihn schließlich in ein Konzentrationslager gebracht, woselbst er sich erhängt hatte. Seine Briefe an diese Emmi Wefers, die man bei einer Haussuchung gefunden hatte, waren auf Umwegen in den Besitz Klausens gelangt, und jetzt also saßen die jungen Herren de Chassefierre und Federsen über diesen Schriftstücken, vertieft, mit geröteten Köpfen.

Ja, es waren interessante Briefe, und ihr Besitz war geeignet, auch einem so blasierten jungen Mann wie Raoul Eindruck zu machen. Der Student Fritz Regensburger hatte offenbar das ihm verbotene »arische« Mädchen sehr geliebt, er hatte seine Sünde ausgekostet, er hatte von seinem Verbrechen etwas gehabt. In den Briefen an seine Emmi schwelgte er in der Erinnerung genossener und in der Erwartung zu genießender Freuden. Er verstand es, sich auszudrücken, er rühmte den Leib seines Mädchens, er fand viele und merkwürdige Kosenamen für jede einzelne Stelle dieses Leibes und für die Genüsse, welche diese Stellen spenden konnten, so daß sich die beiden jungen Herren jetzt noch, nachdem der Student Regensburger längst ausgeglüht und Asche war, an der Darstellung seiner Lüste erregten. Was er niedergeschrieben hatte, war für die Augen eines einzigen Menschen bestimmt gewesen, einer geliebten Frau, manches wirkte befremdend und anstößig, nun fremde Augen es lasen. Klaus hatte die kostbaren Schriftstücke schon mehrere Male in allen Einzelheiten studiert, aber als er sich jetzt zusammen mit Raoul daran weiden konnte, ergötzten sie ihn von neuem, seine kleinen Augen glitzerten lüstern, er schmatzte. »So ein Schwein«, konstatierte er, »so ein gottverfluchtes Schwein. Na, wir haben es ihm gegeben. Wir haben es ihm versalzen. Aber was für sonderbare Worte das Schwein gewußt hat, einige muß man sich wirklich merken.« Raoul spürte gut das Tragische und Groteske der Lektüre, er las die Briefe mit sehr andern Empfindungen als Klaus, doch gekitzelt auch er und voll Bewunderung für das reiche Vokabular, mit welchem Wollust einen Menschen beschenken kann.

Klaus sah befriedigt, wie seine Briefe Raoul imponierten, seine Freundschaft stieg, er wollte das zeigen, und um ihm eine Gefälligkeit zu erweisen, kam er zurück auf jenes Projekt, von dem Raoul ihm gesprochen hatte. Ob man nicht endlich, fragte er, sich daranmachen solle, diese gute Idee auszuführen. Ob er nicht endlich seinesteils Schritte tun solle. Raoul, über der Lektüre der Briefe, hatte sein Unbehagen vergessen; jetzt, unversehens, sah er sich gestellt. Aber er konnte nicht mehr aus. Er nahm Anlauf, erklärte, er habe die Geschichte verschlampt, aber jetzt werde er sich ernstlich daranmachen. Er bat den Freund, nur noch ein weniges zu warten, bis er, wie verabredet, mit Monsieur Wiesener gesprochen habe. Das werde er unverzüglich tun.

Andern Tages, entschlossen, ging er zu Wiesener.

Die Unterredung verlief so ungemütlich, wie er befürchtet hatte. Wiesener wiederholte, was er seinem Sohn schon das erstemal erklärt hatte, daß nämlich seine Idee zwar ausgezeichnet sei, daß man aber die Dinge in Ruhe reifen lassen müsse, ehe man an die Ausführung gehen könne. Als Raoul bestand und wissen wollte, wie lange es denn wohl dauern könne bis zu dieser notwendigen Reife, meinte Wiesener, man müsse warten, bis über den Mißerfolg der Frontkämpferbegegnung Gras gewachsen sei; wie lange das daure, könne man nicht vorhersagen. Wieder hatte er viele liebenswürdige Worte, und wieder stand hinter all seinem Gerede deutlich und unverrückbar das Nein.

Raoul, obwohl er eben erst vom Schicksal des Studenten Regensburger gehört hatte, kam nicht darauf, daß Wieseners Weigerung mit seinen Beziehungen zu Lea verknüpft sein könnte. Nur wenige im Ausland ahnten, mit welch schauerlicher, närrischer, bis ins letzte verfeinerter und verästelter Methodik die Nazi praktische Konsequenzen aus ihren Rassetheorien zogen. Daß zum Beispiel geschlechtliche Beziehungen zu der Vierteljüdin Lea de Chassefierre einen Durchschnittsdeutschen nicht straffällig machten, daß sie aber gleichwohl einem Prominenten wie Wiesener verdacht werden könnten, darauf kam schwerlich einer jenseits der Grenzen des Dritten Reichs. Und daß Raoul selber als Achteljude rechtlich als Vollarier galt, doch nicht als reinrassig genug für die Bekleidung gewisser Ehrenstellen, auch darauf wäre schwerlich jemand verfallen, der die praktischen Richtlinien der Nazi nicht eingehend studiert hatte. Raoul kannte also die Gründe Wieseners nicht. Er fand es feig, daß der ihm einfach aus einer Laune heraus sein billiges Verlangen abschlug.

Es bedurfte der ganzen Geschicklichkeit sowohl des Vaters wie des Sohnes, das offenbare Mißvergnügen zu verdecken, das einer am andern hatte. Wiesener suchte nach irgendeinem Mittel, den Jungen zu versöhnen. Schließlich fragte er ihn, ob er nicht Geld benötige, und drängte ihm einen blaßvioletten Tausendfrankenschein auf. Raoul nahm den Schein. Aber er sah nur das böse Gewissen, das hinter der Gabe stand, und Monsieur Wieseners Großzügigkeit vermochte die Feindseligkeit des Jungen nicht zu besiegen.

## 

## 15

## Parteigenosse Heydebregg und seine Sendung

Inzwischen war Konrad Heydebregg, der seit Wochen angekündigte Sondergesandte der Partei, eingetroffen. Er brachte weite Vollmachten mit, das war bekannt, doch zu welchen Zwecken und mit welchen Absichten er erschienen war, wußte man nicht. Auf der Zentralstelle der nationalsozialistischen Partei, im Pariser Braunen Haus, fürchtete man, er werde scharf revidieren. Noch unbehaglicher war die Stimmung auf der Botschaft, in der Rue de Lille. Es leistete nämlich das Auswärtige Amt ab und zu passiven Widerstand gegen die rohen, vulgären Methoden der Partei, woraufhin diese zum Entgelt in die europäischen Hauptstädte Agenten mit besonderen Vollmachten sandte. Als solcher Agent, bestimmt, den amtierenden Botschafter für einige Zeit zum reinen Schatten zu machen, erschien Konrad Heydebregg in Paris.

Die Botschaft fragte beflissen, ob sie einen Empfangsabend für ihn arrangieren dürfe. Herr Heydebregg nahm nur einen Bierabend an, und den wollte er auf einen engen Kreis beschränkt wissen. Man lud also etwa dreißig Herren ein, neben den Spitzen der deutschen Kolonie ein paar französische Politiker, Wirtschaftler und Journalisten, auf welche man in der Rue de Lille zählen zu können glaubte.

»Nun«, fragte Wiesener Herrn von Gehrke, er stand mit ihm in einer Ecke des kleinen Saales, »haben Sie den Neuen schon berochen?« Ja, Spitzi hatte sich mit Heydebregg bereits angefreundet. Ihm persönlich gefiel der Mann ausgezeichnet; er glaubte, auch Wiesener werde gut mit ihm auskommen. Spitzi zeigte seine untadeligen Zähne, schien heiterster Laune. Wahrscheinlich war diese Laune sogar echt. Heydebregg hatte sich vor aller Augen betont liebenswürdig mit Spitzi unterhalten.

Wiesener selber war etwas beunruhigt. Es war kein gutes Zeichen, daß sich der Parteigenosse, obwohl schon vier Tage in Paris, bei ihm noch nicht gemeldet hatte. Nach dem, was Wiesener hatte in Erfahrung bringen können, war Heydebregg nicht leicht zu handhaben. Er war ein alter Kämpfer, eines der frühesten Mitglieder der Partei, ein starrer, schrulliger Kopf. Man hatte ihn im Verdacht, daß er, im Gegensatz zu fast allen andern Führern, an die nationalsozialistische Doktrin wirklich glaubte. Auch verschmähte er es, wiederum im Gegensatz zu fast allen andern hervorragenden Parteigenossen, sich zu bereichern oder sichtbare Zeichen der Macht anzunehmen. Wiesener war voll von einer unbehaglichen Spannung, als Spitzi ihm vorschlug: »Kommen Sie jetzt, mon vieux, und erproben Sie Ihre eigene geschätzte Nase an dem Neuen. Ich stelle Sie vor.«

»Parteigenosse Wiesener von der ›Westdeutschen Zeitung‹?« fragte Heydebregg, als ihm Spitzi Wieseners Namen nannte, und: »Wir sind es im Reich nicht unzufrieden«, fuhr er fort, »Sie hier als Berichterstatter zu haben.« Wiesener atmete auf. Zwar war er einen so herablassenden Ton nicht gewöhnt, aber nach der Ungewißheit der letzten Tage waren ihm die Worte des mächtigen Mannes eine Erleichterung.

Während er höflich Belangloses erwiderte, betrachtete er den Neuen. Heydebregg war ein bißchen kleiner als er selber, doch breiter, wuchtiger, gedrungener, sorgfältig, etwas altväterisch angezogen. Riesige, ungefüge Füße fielen auf, die schwarze, gewaltige Krawatte, die den Westenausschnitt ganz ausfüllte, und das Trauerband um den Ärmel. Über dem steifen Kragen lastete ein schwerer Schädel, der beinah schläfrig wirkte. Wäre nicht das entschlossene Kinn gewesen. Das Gesicht war groß, die Haut bläßlich, die blaugrauen, fast weißlichen Augen lagen tief und schauten ruhig, beinah stumpf und dennoch bedrohlich unter fast wimperlosen Lidern, die dunkeln, leicht angegrauten Haare trug Heydebregg kurzgeschnitten. Die Stimme des Mannes klang tief, sonderbar teilnahmslos, doch weithin vernehmbar. Seine Bewegungen waren korrekt, gezirkelt, und vor allem wenn er nickte oder sich verbeugte, was er nicht selten tat, schier marionettenhaft.

Es kam kein rechtes Gespräch auf, immerzu mischten sich Dritte ein; Wiesener ließ sich indes von Heydebreggs Seite nicht mehr abdrängen. Er achtete auf alles, was der Mann und wie er es von sich gab. Heydebregg sprach bald deutsch, bald französisch, je nach dem Zuhörer, sein Französisch war schülerhaft, korrekt und umständlich, er sprach es mit ostpreußischem Akzent, ungeölt. Er war schon vor dem Krieg in Paris gewesen und ein zweites Mal längere Zeit während der großen Frankeninflation. Heute stellte er völkerpsychologische Betrachtungen an, er dozierte über die Oberflächlichkeit der Franzosen, über ihre Mischung aus Bürokratie und Schlamperei, über ihre Begabung für Form und Farbe und ihren Mangel an Verständnis für das Wesen, für die Gestalt. Er trug seine Banalitäten autoritativ vor, als wären sie mathematische Lehrsätze und er eingesetzt, den Franzosen eine Zensur zu erteilen, die für immer durch die Weltgeschichte gehen werde. Herr Heydebregg mochte Mitte Fünfzig sein, seine Ansichten hatten sich verkrustet; gerade diese Sturheit gab ihm eine ungeschlachte Energie, die Wiesener trotz eines heimlichen Lächelns Respekt abzwang.

Ab und zu hob Heydebregg die Hand, eine ungeheure, plumpe, brutale, sehr gepflegte, weißhäutige Hand. Ihre Gepflegtheit, notierte sich innerlich Wiesener, unterstrich nur, wie gemein sie war. Heydebregg versuchte denn auch, seine Hände eng am Körper zu halten, sie zu verstecken, und manchmal ballte er sie; doch lenkte er dadurch ebenso wie durch seinen mächtigen, altfränkischen Siegelring nur erst recht die Aufmerksamkeit auf die Plumpheit seiner Hände. Es fiel Wiesener schwer, den Blick davon abzuwenden.

Heydebregg ließ sich nieder, die Schwänze des langen Rockes sorgfältig beiseite schiebend, und zog die gestreifte Hose an den Knien etwas herauf; schwarze Wollsocken, stark angespannt, kamen zum Vorschein. Er lud Wiesener mit einer Handbewegung ein, sich zu ihm zu setzen. Der sonst so hochfahrende Wiesener buchte das als einen Erfolg und äugte mit spitzbübischem Lächeln zu Gehrke hinüber.

»Wie lebt es sich jetzt in Paris, junger Mann?« fragte Heydebregg gnädig, als die andern sie für eine Weile allein ließen. »Junger Mann«, er freute sich, diese Anrede gefunden zu haben; sie war scherzhaft, ein bißchen pariserisch, und drückte gleichzeitig das rechte Vertrauensverhältnis und den notwendigen Abstand aus.

Wiesener war sich mittlerweile über die Taktik klargeworden, die er Heydebregg gegenüber einschlagen wollte. Leicht wird es bestimmt nicht sein, mit dem engstirnigen, brutalen Menschen auszukommen. Dabei verlieh gerade seine Enge dem Manne Kraft und Sicherheit. Mochte man das Protestantische, Puritanische, Beamtenhafte, das von ihm ausging, subaltern finden und pedantisch, es stak zweifellos Überzeugung dahinter, Religion, Vitalität. Auf keinen Fall durfte man sich vor dem Parteigenossen als der Skeptiker zeigen, der man in Wirklichkeit war; Leichtsinn, Frivolität waren nicht angebracht. Was er da gefragt hatte: »Wie lebt es sich jetzt in Paris«, klang ein bißchen nach Examen, nach Katechisierung. Wahrscheinlich hatte man Heydebregg allerhand über seinen libertinen Lebensstil zugeflüstert. Es wäre sinnlos, sich als braver Schüler aufzuspielen und seinen freiheitlichen Wandel zu verleugnen. Er lebe hier sehr pariserisch, gab also Wiesener zu. Doch tue er das mit inneren Vorbehalten. Er füge sich in die Pariser Sitten nur deshalb, weil das der einzige Weg sei, bestimmte Ziele zu erreichen, von denen er glaube, sie seien der Partei förderlich. Er wollte das Leben, das er hier in Paris führte, als eine nordische Liste hinstellen; Heydebregg sollte es für eine Maske nehmen, die Wiesener nur trug, um den Gegner irrezuleiten.

Der Parteigenosse hörte sich seine behutsame Rechtfertigung an. Er hielt die fast weißlichen, sonderbar leblosen Augen so unverwandt auf Wiesener gerichtet, daß dem schon unbehaglich wurde. Hatte er den falschen Weg eingeschlagen? Es erwies sich, daß er das Rechte getroffen hatte. Heydebregg nämlich, als Wiesener zu Ende war, sagte auf seine ruhige, korrekte, oberlehrerhafte Manier: »Ja, ohne die sogenannte nordische List kommt man hier wohl nicht aus«, und: »Ich danke Ihnen«, fügte er hinzu, gönnerhaft, ein General, der den Bericht eines Unterführers entgegennimmt und billigt.

Wiesener, so verabschiedet, hatte noch die Genugtuung, daß Heydebregg ihn aufforderte, ihn an einem der nächsten Tage zum Zweck einer längeren Aussprache aufzusuchen.

Der Parteigenosse Heydebregg war im Hotel Watteau abgestiegen, einem ruhigen, vornehmen Hotel von altem Ruf in der Nähe des Triumphbogens. Steif, ungelenk, die großen Füße vorgestreckt, saß er in dem zierlichen, blausamtenen Rokokosessel; ihm zu Häupten, auf dem leichtfertigen Bild Bouchers, wandte die nackte Miß O’Murphy, bäuchlings auf dem Lager ausgestreckt, dem Beschauer ihren holden Hintern zu. Wiesener, bemüht, es den andern nicht merken zu lassen, mußte immer wieder auf die riesigen, weißhäutigen Hände des Mannes starren, die er unbewegt auf seinen Schenkeln hielt, so daß er auf seinem kleinen Sessel saß wie eine ägyptische Königsstatue.

»Ein Teil meiner sogenannten Sendung«, eröffnete Heydebregg seinem aufmerksamen Partner, »besteht darin, mit dem Gemecker des Emigrantengesindels Schluß zu machen. Das Geschrei, das man im Fall Benjamin erhob, hat in Berlin Ärgernis erregt. Der nationalsozialistische Staat hat es satt, sich von diesen Jämmerlingen behelligen zu lassen.«

Wiesener hörte zu, diszipliniert, mit gesammelter Ehrfurcht. Allein das schwarze Band, welches Herr Heydebregg um den Ärmel trug, der Trauerflor, lenkte ihn ab. »O lieber Tod von Basel.« Heydebregg sollte das Geschrei erledigen, das man um den Fall Benjamin machte: nicht den Fall selbst? War der erledigt? Hatte man das fait accompli geschaffen? Die lähmenden, tief unbehaglichen Vorstellungen kamen wieder, welche Wiesener nach dem Artikel Trautweins heimgesucht hatten, die quälende Frage: war der Mensch, um den es ging, noch in der Welt?

Diese Gedanken verhinderten Wiesener, sich rechtzeitig auf eine gute Antwort zu besinnen. Er war überrascht, als Heydebregg zu Ende war, und erwiderte unbedacht. »Diese Angriffe«, sagte er in seinem gewohnten, beiläufigen, etwas hochmütigen Ton, »können uns doch nicht die Haut ritzen. Die ›Pariser Nachrichten‹. Der gewisse Herr Trautwein. Wer große Dinge tut, kann sich nicht darum kümmern, ob man ihn bekläfft. ›So will der Spitz aus unserem Stall / Uns überall begleiten. / Doch seines Bellens lauter Schall / Beweist nur, daß wir reiten.‹« – »Von wem ist das?« fragte Heydebregg; in seiner Stimme war eher Mißbilligung. »Von Goethe«, erwiderte Wiesener. »Wie immer«, sagte Heydebregg, »das Geschrei der Emigranten stört in Berlin. Wir wünschen die Stimme Herrn Trautweins nicht länger zu hören, wir wünschen die ›Pariser Nachrichten‹ nicht länger zu sehen.«

Wiesener erschrak. Er hat sich gehenlassen, er hat seinen Verstand nicht zu Rate gezogen; was der Parteigenosse gesagt hat, ist eine Zurechtweisung. Das kommt von seinem verdammten Anstand. Er hat sich, aus purem Anstand, schützend vor die Emigranten gestellt und gegen die Macht. Ist er wahnsinnig? Hier geht es um seine Existenz, und er leistet sich den Luxus einer unangebrachten und überdies aussichtslosen Humanität. In ihm dachte, fühlte, wollte es wirr und vielfältig durcheinander. Er sah die scheußlichen, weißhäutigen Hände Heydebreggs, manikürt und erschreckend brutal, er sah die hellen, sonderbar leblosen Augen, die ungeschlachten Stiefel. Eine Offenbachmelodie stieg in ihm auf. »Höret die Stiefel, sie knarren, sie knarren«, so oder so ähnlich lautete der Text, und: »So schreitet nur ein Präsident«, und dahinein mischte sich ihm der Tod von Basel. Wie wäre es, wenn er den Mann direkt fragte: Gibt es eigentlich den Fall Benjamin noch? Oder hat man ein fait accompli geschaffen? Der Parteigenosse könnte ihm sicher Auskunft geben. Er dürfe kein Schwein werden, hat ihn Lea beschworen. Umgekehrt ist es richtig. Er muß den innern Schweinehund in sich besser erziehen, damit der rechtzeitig bellt, sonst kommt er nicht weiter. Leider, das hat sich ja gerade gezeigt, ist er viel zuwenig Schwein von Natur. Aber solch ein Narr ist er nun doch nicht, daß er sich nur um Leas willen zwischen das Lamm des Armen stellte und den reißenden Wolf. Wohin verirrt er sich denn da schon wieder? Nimm dich zusammen, Erich. Es geht jetzt nicht um Psychologie, und es geht nicht um Lea. Du hast eine Nase gekriegt. Darum geht es. Der Parteigenosse Heydebregg hat den Parteigenossen Wiesener gerüffelt, und da der Parteigenosse Heydebregg sehr mächtig ist, tut der Parteigenosse Wiesener gut daran, aus der Situation zu retten, was noch zu retten ist.

So ungefähr also denkt, spürt, will Erich Wiesener in den zwei Sekunden, die er nach den Sätzen Heydebreggs verstreichen läßt. Dann aber hat er sich zusammengerissen und die rechte Rückzugsmethode gefunden. »Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Parteigenosse«, erklärte er mit dem angebrachten Mittelton zwischen Vertraulichkeit und Entschuldigung, »daß mich selber die Hetzartikel des Gelichters verdammt gekratzt haben. Aber ich glaubte, es sei vielleicht meine persönliche Journalisteneitelkeit, Konkurrenzpsychose und so. Ich war überobjektiv und wollte es vermeiden, ein vielleicht persönliches Ressentiment zur Parteisache zu machen. Was Sie mir da sagen, ist einfach großartig. Ich bin heilfroh darüber, daß Berlin Weisung gibt, mit dem Geschrei der Burschen Schluß zu machen.« – »Sie sollen kein Schwein werden«, hat Lea gesagt, das vulgäre Wort ist fremdartig zwischen ihren großen, weißen Zähnen herausgekommen. »Wenn Sie dergleichen täten, das hätte Folgen auch für unsere Beziehungen«, hat sie gesagt. Aber er tut ja nichts, er läßt nur den andern tun, und soll sich ein einzelner Mann gegen einen dahinrasenden Schnellzug stellen?

Wenigstens scheinen seine Worte gewirkt zu haben. Der Parteigenosse kommt nicht mehr auf seine Entgleisung zurück, sondern läßt sich herbei, seine weitere Taktik darzulegen. »Jedenfalls«, erklärte er, »wollen wir uns in Zukunft gegen solche Schweinereien sichern, wie sie die ›P. N.‹ angerichtet haben. Wir wollen die sogenannten Emigranten und ihre Presse im ganzen erledigen.« Und seine tiefe Stimme fragt gelassen und geradezu: »Was ist Ihr sogenannter fachmännischer Rat, Parteigenosse? Wie, raten Sie, soll man praktisch gegen diese ›P. N.‹ vorgehen?«

Als diese Frage ihn so hart und unvermittelt ansprang, spürte Wiesener einen kleinen Schlag. Er hätte voraussehen müssen, daß Heydebregg seine Meinung zum Thema der »sogenannten Emigrantenpresse« einholen werde, und jetzt stand er da, schwitzend, ein unglücklicher Kandidat im Examen. Aber vorbereitet oder nicht, antworten mußte er. Hundert Wege, hatte er zu Lea gesagt, gebe es, die »P. N.« zu vernichten. Es gab keine hundert Wege, aber einige immerhin, und er wußte sie.

Darf er sie zeigen? Er darf. Er wird. Er hat sein möglichstes getan, menschlich zu bleiben. Er darf vor sich selber und vor Lea ruhigen Gewissens behaupten, er habe sich gegen die »P. N.« und gegen seine früheren, gedemütigten Kollegen mit ungewöhnlicher, sagen wir es offen, mit unerwarteter Anständigkeit benommen. Er hat Leas Bitte, das Lamm des Armen zu schonen, im Bereich des Möglichen erfüllt. Jetzt aber geht es um die Wurst, jetzt geht es um die eigene Haut. Da sitzt dieser Parteigenosse vor ihm, er hat außerordentliche Vollmachten, er hält sein, Wieseners, Schicksal in seinen Händen. Im Augenblick sieht man nicht, was für gefährliche Hände das sind, der Parteigenosse hat die eine unter den langen Rock gesteckt, die andere hält er geballt, aber Wiesener weiß genau, wie sie ausschauen, und er will nicht in diese Hände fallen, er will nichts mit diesen Händen zu tun haben. Vor die Wahl gestellt, ob er sich schonen soll oder die Herren Emigranten, schont er lieber sich. Der Parteigenosse erwartet von ihm brauchbare Vorschläge zur Erledigung der »P. N.«; durch solche Vorschläge allein kann er seine Loyalität und seine Fähigkeiten erweisen. Jetzt, in dieser Situation, auf das Lamm des Armen Rücksicht zu nehmen, das wäre nicht mehr Anständigkeit, das wäre einfach verbrecherische Blödheit.

»Man könnte«, meinte er nachdenklich, »den Emigranten und ihrer Presse das Wasser abgraben. Viel Wasser haben sie sowieso nicht. Ihre Geldquellen fließen spärlich, es kann nicht schwer sein, sie vollends zu verstopfen. Das ist nicht heldisch, aber gegen Ungeziefer kann man nicht heldisch vorgehen.«

Heydebreggs stumpfe, weißliche Augen waren nach wie vor starr auf Wiesener gerichtet. »Stimmt«, konstatierte er, »gegen das sogenannte Ungeziefer ist jedes Mittel recht.«

Sosehr Wiesener sich mühte, er konnte den Blick des andern nicht mehr ertragen. Er hob das Aug höher zu der holden, leichtfertigen Nacktheit der Miß O’Murphy. Da kam ihm plötzlich, scheinbar weitab und dennoch sehr naheliegend, ein Gedanke. Was er damals auf dem Bierabend der Botschaft dunkel gespürt hatte, daß nämlich in der Stärke des Parteigenossen, in seinem Puritanertum, auch seine Schwäche lag, wurde ihm nun Gewißheit. Damals, bei dem Empfang in der Botschaft, hatte der Mann von den sogenannten Pariser Vergnügungen und Lastern gesprochen wie eine Pastorstochter, schockiert und gelockt zugleich. So einer, mit seiner protestantisch ledernen Art, widersteht zehn Versuchungen, um auf die elfte um so gründlicher hereinzufallen. Nach dem Fall hat man ihn dann in der Hand. Es gilt, den zugeknöpften Herrn in Versuchungen zu führen, diese Versuchungen natürlich streng verurteilend. »Wenn man die Emigranten wirksam bekämpfen will«, tastete sich Wiesener vor, »dann muß man ergründen, warum ihre Propaganda gerade in Paris solchen Erfolg hat, das heißt, man muß das Terrain sondieren, das Pariser Milieu, vor allem die Salons.«

Doch Heydebregg ging darauf nicht ein. »Ich darf also«, sagte er vielmehr trocken, dienstlich, »detaillierte Vorschläge von Ihnen erwarten, Parteigenosse Wiesener, wie man den Emigranten das sogenannte Wasser abgraben kann.« Dann aber änderte sich seine Miene. Er beschaute Wiesener wohlwollend, die starke, breite Stirn, das dichte, blonde Haar, den langen, gutgeschnittenen Mund, die grauen, gescheiten Augen. Parteigenosse Heydebregg begann zu lächeln; ja, es war kein Zweifel, ein kleines Lächeln zerstückte sein starres Gesicht in mehrere Teile. Heydebregg war durchdrungen vom Glauben an die nationalsozialistische Rassentheorie. Natürlich durfte man diese Lehre nicht zu eng auffassen, man durfte nicht das Körperliche allein als Kriterium betrachten; denn wie hätte sonst der Führer der Führer werden können und Goebbels Minister? Immerhin hob es einem das Herz, wenn man so erstklassige Repräsentanten der nordischen Rasse sah wie diesen Wiesener. »Und was das Pariser Milieu anlangt«, fuhr er gnädig fort, mit einem Versuch zu scherzen, »dessen Studium Sie mir empfehlen, so scheinen Sie selber mir auf diesem Gebiet der rechte Mentor zu sein, junger Mann.« – »Ich glaube, mein Paris zu kennen«, erwiderte bescheiden stolz Wiesener, »und es wäre mir eine Freude, Ihnen den einen oder andern jener Zirkel zu erschließen, von denen man sonst wenig hört, die aber stärkeren Einfluß haben, als man denkt.« – »Ich danke Ihnen«, sagte auf seine förmliche Art Heydebregg, »ich werde Sie vielleicht gelegentlich darum bitten.«

Wiesener, als er den Parteigenossen in dem kleinen, blauen, zierlichen Rokokosalon zurückließ, war gespaltenen Gefühls. Die gefährliche Entgleisung, die er sich in seiner Gedankenlosigkeit erlaubt hatte, war glimpflicher abgelaufen, als es zuerst den Anschein hatte, und sein Plan, Heydebregg aufzulockern, zu depravieren, schien ihm nicht aussichtslos. Eine Wolke aber trübte seinen Himmel: diese verdammten, detaillierten Vorschläge, die er ausarbeiten sollte. Hinauszögern konnte er den Auftrag, aber einmal mußte er an das Lamm des Armen heran. Der Parteigenosse war nicht der Mann, seine sogenannte Sendung und seinen Auftrag zu vergessen.

Nachdem Wiesener einmal die Idee gekommen war, den Puritaner Heydebregg in Versuchung zu bringen, arbeitete er, Projektenmacher und Konstrukteur, der er war, eine kunstgerechte Methode zur Durchführung seines Planes aus. Die erste Frage war die, mit welchen Kreisen er Heydebregg in Berührung bringen sollte. Es mußte einwandfrei gute Gesellschaft sein, es durfte dort nicht zu leichtfertig hergehen, doch auch nicht zu seriös. Ein Stich mußte da sein, aber die Fäulnis durfte nicht stinken, sie mußte verlockend wirken, wie Parfüm.

Wie wäre es, wenn er den Parteigenossen bei Lea einführte?

Zuerst lachte er sich selber aus. Heydebregg wird von seiner Verbindung mit Lea noch früh genug hören. Soll er ihn selber darauf stoßen? Gerade das lockte ihn. Hatte er Heydebregg erst einmal bei Lea eingeführt, dann war die schlimmere Hälfte der Gefahr überwunden. Die Vorstellung, die geschmeidige, damenhafte Lea mit dem schwerfälligen, steifen Heydebregg zusammen zu sehen, zog ihn an. Schon sah seine rasche Phantasie die beiden vor sich. Wieder und wieder stieg dieses Bild in ihm hoch, es hielt ihn besessen. Und da er es wünschte, fand er schnell auch logische Argumente, die dafür sprachen, zwischen Lea und dem Parteigenossen Verbindung herzustellen. Wenn er Lea in sein Projekt hineinverflocht, wälzte er so nicht die halbe Verantwortung auf sie ab? War es dann nicht auch viel leichter, sich vor ihr zu verantworten, wenn wieder das Lamm des Armen zur Sprache kommen sollte? Er spürte den Reiz und die Angst des Spielers, der einen Einsatz wagt, weit über seine Mittel. In der Historia Arcana notierte er, er komme sich vor wie der Intrigant einer alten französischen Komödie.

Lea für seine Idee zu gewinnen schien ihm nicht schwer. Ein bißchen extravagant war Madame de Chassefierre immer gewesen; einen waschechten Nazibonzen, Sonderbeauftragten des Führers, bei sich zusehen, mußte eine Sensation für sie sein. Als er ihr aber, beiläufig, vorschlug, Herrn Heydebregg einzuladen, lehnte Lea ab. Sie verspüre, meinte sie, wenig Appetit auf den Herrn. Es mache ihr keinen Spaß, exotische Fürsten und dergleichen bei sich zu sehen. Auch reize es sie nicht, vor aller Welt zu plakatieren, daß sie Verbindung mit Nazigrößen habe. Marieclaude habe ihr erzählt, daß man sie sowieso schon Notre-Dame-des-Nazis nenne. Sie möchte nicht noch mehr dazu beitragen, sich diesen Spitznamen zu verdienen. Wenn sie mit ihm, Erich, befreundet sei, dann nicht wegen, sondern trotz seiner Politik. Man könne wohl keine Politik machen, ohne viel Schmutz anzufassen, das begreife sie. Das ändere aber nichts daran, daß vieles von dem, was seine Leute anstellten, sie degoutiere; jedenfalls lehne sie für ihre Person ab, sich an seiner Politik zu beteiligen.

Man saß beim Frühstück. Sie schaute unwillkürlich hinauf zu dem Stilleben, das ihr gegenüber an der Wand hing. Sie wünschte sich keine weiteren solchen Geschenke.

Nachdem Wiesener ein so wenig geneigtes Ohr bei ihr gefunden, ließ er das Thema sogleich fallen. Er schwatzte harmlos weiter, von anderem; allein wie man durch Salz, auch wenn die Menge sehr klein ist, den Geschmack einer Speise ändert, so ließ er Lea durch all seine Höflichkeit und Liebenswürdigkeit hindurch seine Verstimmung spüren. Sie aber, nicht minder geschickt als er, bezeigte durch nichts, daß sie davon was merke, und es war an diesem Tag zwischen ihnen von Heydebregg nicht mehr die Rede.

Für Wiesener war die Sache damit nicht abgetan. Er gebrauchte jetzt eine Taktik, mit der er schon mehrmals in ähnlichen Fällen Erfolg gehabt hatte. Er blieb untadelig liebenswürdig, doch enthielt er sich jeglicher Intimität, und das so geschickt, daß das Zugesperrte, Störrische seines Verhaltens nie greifbar wurde. Lea, offenherzig und gutmütig von Natur, pflegte dieser Taktik nicht lange standzuhalten.

Auch jetzt gab sie bald klein bei. Man hatte, nach einem Besuch der Oper, bei Lea gegessen. Da, als er ihr, auch an diesem Abend wieder, eine Partie Schach vorschlug, fragte sie, ob er nicht bald Schluß machen werde mit dem dummen Geschmolle. Könne er denn nicht wenigstens gewisse Bezirke seines Lebens von der Politik frei halten? Sie wolle nun einmal mit seiner Politik nichts zu tun haben. Und dieser Besuch seines Monsieur Heydebregg sei Politik, das könne er doch nicht leugnen.

Und ob er das leugne, erwiderte Wiesener. Nicht mit dem leisesten Gedanken habe er an Politik gedacht. Einfach einen Spaß habe er ihr machen wollen. Lea, habe er gehofft, werde Sinn haben für das ironische Vergnügen, einen Freund des Führers als Gast bei sich zu sehen. Parteigenosse Heydebregg inmitten ihrer Pariser, das sei doch ein großartiges Bild der ganzen Wirrnis der Epoche, und als solches ungemein spaßhaft.

Lea durchschaute seine Taktik. Aber sie konnte seine Vertrautheit nicht länger missen. »Mußt du immer so große Worte für so kleine Dinge brauchen, chéri?« fragte sie mit ihrer hellen, freundlichen Stimme. »Wie schnell du um jeden deiner kleinen Wünsche herum einen gigantischen ideologischen Apparat konstruieren kannst.« Er solle ihr also in Gottes Namen seinen Exoten bringen, fügte sie sich; schließlich sei sie schon gezwungen gewesen, sogar mit dem deutschen Botschafter an einem Tisch zu sitzen.

Er antwortete nicht. Mit einemmal sah er nur die Gefahren, die aus dem pikanten Zusammentreffen entstehen konnten, um das er sich die ganze Zeit bemühte. Am liebsten hätte er jetzt auf die Einführung Heydebreggs verzichtet. Aber es fiel ihm kein rechter Vorwand ein, einen solchen Rückzug zu begründen.

»Was machen unsere ›P. N.‹? fragte unvermutet Lea. Er mußte sich zusammennehmen, um nicht merken zu lassen, wie tief ihn diese Frage traf. Lea hatte immer Instinkt gehabt, sie spürte also auch jetzt die Zusammenhänge zwischen Heydebregg und den Emigranten. »Die ›P. N.‹ gehen nicht schlechter und nicht besser als bisher, soviel ich weiß«, erwiderte er, seine Stimme klang ein bißchen belegt, er stand so, daß sie seine Augen nicht sehen konnte. »Und ihr tut nichts, um sie zu stören?« fragte sie. »Nicht daß ich wüßte, Liebling«, antwortete er, jetzt gefaßt und mit der notwendigen Leichtigkeit des Tons. »Na schön«, resümierte sie mit einem kleinen Seufzer, »bring mir also deinen Heydebregg, wenn du dir was davon versprichst.«

Und sie spielten ihre Partie Schach nicht.

Die Gesellschaft, die Lea für den prominenten Barbaren geben wollte, interessierte alle Geladenen. Selbst Raoul, der sich in den letzten Wochen im Kreis seiner Mutter wenig hatte sehen lassen, wünschte mit dem Fremden zusammenzukommen. Lea fürchtete, ihr sensationslüsterner, impulsiver Junge könnte dem Gast unangenehme Fragen stellen und Zwischenfälle hervorrufen. Aber als sie das Raoul vorsichtig zu verstehen gab, erklärte er leicht gekränkt, er werde sich seines Frackes würdig erweisen.

Heydebregg gab sich bei dem kleinen Diner repräsentativ und gemessen, das steife Hemd stand ihm gut. Er bewegte sich langsam, mit umständlicher, altfränkischer Höflichkeit, machte viele Verneigungen, nahm Frauenhände nicht ohne Zartheit in seine eigenen, gewaltigen, weißhäutigen, sprach sein eckiges Schulfranzösisch und redete, zur leisen Enttäuschung der Gäste, keinerlei Unsinn. Selbst Marieclaude gab zu, daß Monsieur Heydebreggs täppische Korrektheit nicht eines gewissen Nilpferd-Charmes entbehre.

Heydebregg schaute während des ganzen Abends mit seinen weißlichen, wimperlosen Augen um sich wie ein Tourist im fremden Land. Er tat das nicht auffällig, aber gründlich. Er hörte auch aufmerksam auf das, was gesprochen wurde; leicht fiel es ihm nicht, dem raschen, lockeren Französisch der andern zu folgen. So mehr freute es ihn, daß Madame de Chassefierre, seine Tischdame, geläufig deutsch sprach.

Lea fand sich von Herrn Heydebregg, trotz seiner unbehaglichen Augen und furchteinflößenden Hände, eher angezogen als abgestoßen. Warum eigentlich hatte sie Erich so lange zappeln lassen, bevor sie ihm sein unschuldiges Vergnügen konzedierte? Er schien noch immer ein wenig nervös und ängstlich. Um ihn zu beruhigen, und weil ihm offenbar an Monsieur Heydebregg lag, fing sie an, mit dem Nilpferd zu kokettieren. Das Nilpferd, sie nahm es mit leisem Vergnügen wahr, brachte die Augen nur schwer wieder weg von ihrem bloßen Arm.

»Warum lächeln Sie?« fragte er, fast schulmeisterlich streng. »Scheint Ihnen das so töricht, was ich gesagt habe?« Er hatte, einmal wieder, Vergleiche gezogen zwischen deutscher und französischer Geselligkeit. »Keineswegs«, erwiderte sie. »Ich lächle, weil es mir gut steht und weil ich guter Laune bin. Ich finde Sie sehr unterhaltend, Herr Heydebregg.«

Lea gefiel Herrn Heydebregg. Überhaupt mußte er sich mit leisem Ärger zugestehen, daß es in dieser libertinen Gesellschaft, in der überdies zwei Juden waren, angenehm und nicht sehr anstößig zuging. Von einigem, das er nicht ganz verstand, vermutete er, daß es frivol und zynisch sei, aber das Sodom und Gomorrha, das er sich erwartet hatte, war es bestimmt nicht. »Es ist harmloser, als ich geglaubt habe«, sagte er mit kleinem Bedauern zu Wiesener, als er ihn allein sprach, »aber die sogenannten Harmlosen sind die Gefährlichsten.«

Raoul beobachtete Heydebregg den ganzen Abend über mit unversteckter Teilnahme. Er machte sich an ihn heran, wann immer sich Gelegenheit bot, mischte sich bescheiden ins Gespräch, bemüht, Heydebreggs Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Erstaunt nahm Wiesener wahr, wie schlicht, ja kindlich sein Junge sein konnte, wenn er es darauf anlegte. Raouls sonst so scharfes Auge, dem die Schwächen anderer kaum entgingen, schien die Fehler dieses Heydebregg nicht wahrzunehmen, sosehr sie in die Augen sprangen. Heydebregg erwiderte denn auch die offensichtliche Bewunderung des Jungen mit freundschaftlicher Herablassung. Zog ihn ins Gespräch, anerkannte seine erstaunliche Beherrschung der deutschen Sprache und Literatur.

Wiesener freute sich, daß sein Junge dem Parteigenossen gefiel. Er sagte auch dergleichen zu Raoul. Der erwiderte liebenswürdig, aber seine Liebenswürdigkeit war solcher Art, wie Wiesener selber sie zu zeigen pflegte, wenn etwas zwischen ihm und seinem Partner stand. »Daß wir dir den Frack haben bauen lassen«, scherzte er, »war wirklich eine ausgezeichnete Idee«, und Raoul gab etwas Scherzhaftes zurück. Doch Wiesener sah, daß Maria recht gehabt hatte, und daß er, nach der Geschichte mit dem Jugendtreffen, nicht so leicht die alten Beziehungen zu Raoul werde herstellen können.

Alles andere ging an diesem Abend nach Wunsch. Leas Gast gefiel ihren Parisern, und ihre Pariser interessierten den Gast. »Ich danke Ihnen, junger Mann«, sagte Heydebregg zu Wiesener, als er ging. »Sie haben recht, man findet manches Anregende in diesen Kreisen«, und er dachte vag an Leas Arm.

## 

## 16

## Der getretene Wurm krümmt sich

Bald darauf veranstaltete Wiesener für Heydebregg einen intimen Abend in seiner eigenen hübschen Wohnung. Zwei oder drei Leute waren da, die Heydebregg bei Lea getroffen hatte, und Lea selber. Der Parteigenosse schien sich wohl zu fühlen, er wagte ein paar kleine, steife und galante Scherze. Wiesener vermutete schon, seine kluge Taktik habe das böse Gerede, das man vor Heydebregg über ihn geführt haben mochte, entkräftet und der Pariser Besuch des Emissärs festige nur seine Stellung.

Allein dieser Traum endete jäh und böse. Eines Morgens nämlich, wenige Tage nach dem Diner, das er für Heydebregg gegeben, fand er, als er wie üblich im Bett beim Frühstück die Zeitungen las, in den »P. N.« einen Aufsatz über die deutschen Auslandsjournalisten. Gezeichnet war der Aufsatz nicht, doch an der Diktion erkannte er Franz Heilbrun als den Autor. Der Artikel befaßte sich eingehend mit ihm selber, mit Wiesener. Schamlos und geschickt wurde die Wendigkeit ins Licht gehoben, mit welcher er sich aus seiner demokratischen Vergangenheit in seine nationalsozialistische Gegenwart gerettet habe. Nicht einmal davor scheute dieses Schwein Heilbrun zurück, Privates in der Weise eines Revolverjournalisten zu »enthüllen«. Höhnisch wies der Artikel darauf hin, daß Wiesener manches liberale Gepäck aus seiner demokratischen Vergangenheit mitgenommen habe. Er verzichte zwar, hieß es, auf seine nichtarischen Freunde, nicht aber auf seine nichtarischen Freundinnen. Er verbringe seine Nächte offenbar ebenso gern in rassisch nicht ganz einwandfreier Gesellschaft in der Rue de la Ferme wie seine Tage in der Rue de Lille oder im Braunen Haus der Auslandsdeutschen.

Wiesener schmeckte das Frühstück nicht mehr, und der Blick über die silbrigen Dächer der schönen Stadt Paris war ihm vergällt. Mit einer so niederträchtigen Denunziation lohnten ihm diese Emigranten die Vornehmheit, mit der er sie bisher geschont hatte. Daß einmal in einem völkischen Blatt Gift dieser Art verspritzt werden könnte, darauf war er gefaßt gewesen: aber daß jetzt die Heilbrun und Konsorten ihn begeiferten, Leute, die ihn doch eigentlich verstehen mußten, damit hatte er nicht gerechnet. Man darf nicht anständig sein. Die Welt erlaubt es einem nicht. Wenn man anständig ist, dann hat man nur dafür zu zahlen. Von allen Lastern ist Anstand das kostspieligste. Längst hätte er das Gesindel zertreten müssen.

Er schob den Frühstückstisch zurück. Finster, die schmalen Lippen verpreßt, saß er auf dem Rand seines Bettes. Es hat keinen Sinn, weltschmerzliche Betrachtungen anzustellen über den Undank und die Jämmerlichkeit des Menschen. Der Prediger Salomonis, Shakespeare, Swift, Chamfort, Schopenhauer haben darüber schon alles Nötige gesagt.

Er stand auf, in Schlappschuhen ging er durchs Zimmer. Ging hinüber in die Bibliothek. Er wollte eine Stelle im Chamfort nachschlagen; aber bevor er den Band herausgriff, vergaß er’s und setzte sich in den großen Ledersessel. Leas Porträt blickte auf ihn herab, aus grünblauen Augen unter dunkelbraunem Haar, gelassen, mit leiser Ironie.

Es war ein mildernder Umstand, daß Lea nur einen jüdischen Großelternteil hatte, also jüdischer Mischling war. Die Ehe mit ihr würde einem deutschen Mann schließlich erlaubt werden, und Raoul galt der nationalsozialistischen Gesetzgebung bereits als »Arier«. Aber von ihm, von Wiesener, als von einem Prominenten der Partei, verlangte man doppelte Gewissenhaftigkeit, wenn es um Belange des Blutes ging. Jetzt wird es sich herausstellen, ob er, als er Heydebregg bei Lea einführte, etwas ungeheuer Gescheites gemacht hat oder eine ungeheure Eselei. Der Parteigenosse hat sich in der Rue de la Ferme sehr wohl gefühlt. Vielleicht frißt er’s, daß man ohne solche Verbindungen keinen rechten Einblick in die Pariser Dinge tun könne. Vielleicht auch speit er Feuer und Flamme, daß Wiesener ihn veranlaßt hat, die Gastfreundschaft eines »Mischlings« in Anspruch zu nehmen. Es ist Glückssache. Auf alle Fälle ist es gut, daß der Angriff nicht von »Völkischen« kommt, sondern vom Gegner; was die Emigrantenpresse schreibt, spricht eher für einen als gegen einen.

Schon war das Schlimmste überwunden. Schon gab er den Augen der gemalten Lea ihren Blick zurück, selbstbewußt, fast übermütig. Wie oft haben diese Augen auf ihn herabgeschaut, wenn er etwas Kühnes, Geglücktes dachte, schrieb, sprach, tat. Nein, die Schmöcke von den »P. N.« werden ihn nicht so schnell unterkriegen, im Gegenteil, die Attacke regte ihn an. Es ist ihm zu lange gut gegangen, er hat sich zu lange nur gegen Selbstanklagen zu wehren gehabt. Es ist großartig, daß er einmal wieder einen wirklichen Kampf bestehen muß. Seine Laune hob sich. Er ging ins Badezimmer und brauste sich ein zweites Mal ab, lange. Im Bademantel, sich trocknend, sang er laut das Toreadorlied.

Maria Hegner erschien, angestrengten Gesichts, offenbar gewillt, ihm als einem von einem schweren Schlag Getroffenen Teilnahme zu bezeigen. Ihre Haltung bestärkte ihn nur in seiner eigenen. Er machte Witze über den Artikel der »P. N.« und nahm mit Vergnügen wahr, daß diese seine Überlegenheit, die sie vermutlich für Zynismus nahm, ihr imponierte.

Wenn die Heilbrun und Genossen, führte er vor ihr aus, glaubten, ihn mit solchen Anwürfen um sein Ansehen bringen zu können, dann irrten sie sich. Für so dumm und armselig sollten sie die Verantwortlichen, die über sein Schicksal zu entscheiden hätten, nicht halten. Er verkehrt, mit wem er will, er läßt sich da von den »P. N.« nicht einreden. Stellen sich die Heilbrun und Trautwein vor, die Partei erwarte von ihrem Pariser Vertreter, daß er sich verhalte wie ein SA-Mann in Stettin oder in Magdeburg? Soll er vielleicht Léon Blum und Tristan Bernard die Hand verweigern, weil sie Juden sind? Er wäre einfach pflichtvergessen, wenn er die Chancen nicht ausnützte, die ihm sein angenehmer Verkehr im Salon der Madame de Chassefierre bietet.

Maria kannte ihren Wiesener bis ins Innerste. Sie selber, eine so glühende Anhängerin nationaler Ideen sie von jeher gewesen war, hielt sich weit ab von dem läppischen Rassengewäsch, das die Demagogen der Partei von sich gaben. Der ständige Umgang mit Wiesener, das Leben in Paris, hatte ihr den pöbelhaften Judenhaß dieser Demagogen noch verächtlicher gemacht, sie nahm ihn hin als Mittel zum Zweck, als notwendiges Übel, mit Widerwillen. Wiesener aber, fand sie, machte es sich zu leicht. Er pickte aus den Parteidoktrinen heraus, was ihm in den Kram paßte, und was ihn störte, das stellte er beiseite. Maria kannte Lea flüchtig, sie gefiel ihr nicht schlecht. Aber wenn einer von der Partei so viel nahm wie Wiesener, mußte er auch bereit sein, für sie Opfer zu bringen. Und wenn die Partei an seiner Verbindung mit dem »Mischling« Anstoß nahm, so mußte er diese Freundschaft liquidieren.

Sie war sich klar darüber, daß Wiesener das alles genauso wußte wie sie selber. Daß er jetzt so frech darüber wegglitt, gefiel Maria, doch sie hörte aus seinen Scherzen die Unsicherheit heraus. Andernteils wußte sie, daß sie, wenn sie jetzt die Gefahren der Lage unterstrich, ihn nur um so tiefer in seine leichtfertige Sorglosigkeit hineintreiben werde. »Mag sein«, erwiderte sie trocken, »daß Sie recht haben. Aber es ist fraglich, ob Sie mit diesem bequemen Standpunkt durchkommen werden. Sie werden es sich kaum leisten können, die Angriffe der ›P. N.‹ in Gegenwart anderer so von oben her abzutun, wie Sie es jetzt gemacht haben.«

Marias sachliche Worte verfehlten nicht ihren Eindruck. Wieseners hohe Stimmung verflog. Jetzt hat Heydebregg den niederträchtigen Artikel sicher schon gelesen. Er nimmt die Rassenlehre ernst. Vielleicht wird er ihn aus Gründen des Parteiprestiges vorläufig noch nach außen hin decken: aber wie wird er in Zukunft mit einem so Bemakelten verfahren?

Wiesener hielt es für geraten, nicht erst abzuwarten, bis Heydebregg ihn zur Rechenschaft ziehen werde, sondern sich glattwegs selber zu stellen. Er rief Heydebregg an, sagte ihm, er habe ihn dringlich zu sprechen. »Das kann ich mir denken«, kam Heydebreggs ungeölte Stimme aus dem Apparat. »Ich will mir aber Ihren sogenannten Fall erst in Ruhe überlegen, und Sie, Parteigenosse, warten gefälligst, bis man Sie aufruft.«

Den Rest des Tages verbrachte Wiesener in Unruhe, auch hatte er keine gute Nacht. Am nächsten Morgen beschied ihn Heydebregg schon in aller Frühe ins Hotel Watteau.

Noch strenger und gemessener als sonst saß der Parteigenosse in dem zierlichen, blausamtenen Sessel, die Hände auf den Knien, steif, in der Haltung einer ägyptischen Königsstatue; machtvoll und brutal drohte der Siegelring. Das Exemplar der »P. N.« mit Heilbruns Artikel, zerknittert und zerlesen, doch säuberlich gefaltet, lag auf dem kleinen, goldenen Tisch, und diesmal hatte Wiesener kein Aug für den holden, nackten Hintern der schönen Miß O’Murphy des Boucher.

»Stimmt das, was da steht, Parteigenosse Wiesener?« fragte Heydebregg mit einer kaum merklichen Kopfdrehung gegen die Nummer der »P. N.«; seine tiefe Stimme klang noch kälter als sonst, er war ganz Zugeknöpftheit, Korrektheit, Finsternis. Wiesener saß ihm gegenüber, aber er schaute ihm nicht ins Gesicht, er hielt den Blick auf die mächtige Krawatte gerichtet, die den Westenausschnitt Heydebreggs ganz ausfüllte.

Wiesener hatte beschlossen, diesmal nicht den braven Schüler zu spielen. Auf die Dauer konnte er nicht durch eine Maske wirken, sondern nur durch sein eigenes Selbst. Natürlich wird er nicht nur die schiere Wahrheit reden, er ist ja kein Narr, aber er wird mehr aus sich herausgehen als bisher. »Stimmt das, was da steht?« hatte der Parteigenosse gefragt. »Ja und nein«, erwiderte Wiesener. »Was heißt das?« fragte amtlich und bedrohlich die ungeölte Stimme weiter. »Ich habe vor Jahren mit Madame de Chassefierre stark geflirtet, das stimmt«, gab Wiesener zu. »Jetzt, seit langer Zeit, sind meine Beziehungen zu der Dame freundschaftlich. Sie ganz abzubrechen schien mir inopportun. Es hätte nur Feindschaft erregt, es hätte meine Stellung in der Pariser Gesellschaft erschwert, es hätte mir den Zutritt zu einer Reihe von Kreisen verschlossen, in welche Einblick zu tun ich für wünschenswert ansah. Außerdem«, fügte er mit schönem Freimut hinzu, »gefällt mir die Dame heute noch genausogut wie früher. Ihr Bild hängt in meiner Bibliothek, Sie wissen es. Ich hätte es für unwürdig eines deutschen Mannes gehalten, es hinauszuhängen.«

Das Gesicht Heydebreggs blieb unbewegt. Nur für zwei Sekunden schlossen sich die faltigen, wimperlosen Lider über den Augen; als er sie wieder öffnete, sahen sie noch starrer aus als zuvor. Da er nichts erwiderte, entschloß sich Wiesener, weiterzureden. »Ich habe ein gewagtes Spiel getrieben«, sagte er, er sprach jetzt leicht und selbstbewußt. »Die Waffen des Achilles kann nur Achilles selber tragen, andern sind sie zu schwer. Ich halte mich für zuverlässig genug, mir eine Handlungsweise herauszunehmen, die ein Verbrechen wäre, wenn sie ein anderer übte. Wenn man das Gewäsch der Emigrantenpresse ernst nimmt, dann, Parteigenosse, bin ich zu weit gegangen, dann habe ich mich überschätzt.« Heydebregg schwieg noch immer. Wiesener schaute jetzt auf den Trauerflor, der Trauerflor wurde immer größer, er verbreiterte sich. Wiesener begann unsicher zu werden. Mit Anstrengung riß er den Blick los und zwang sich, Heydebregg in die weißlichen Augen zu schauen. »Ich hoffe«, sagte er dringlich, »man wird das Geschwätz nicht ernst nehmen. Wenn die Heilbrun und Genossen mich angreifen, so beweist das höchstens, daß sie mich für wichtig halten, für einen nützlichen Diener der Partei. Es ist übrigens gleichgültig, wofür sie mich halten. Wichtig ist, was Sie von mir denken, Parteigenosse, ob Sie an mich glauben.«

Heydebregg hatte ihm, solange er sprach, unangenehm auf den Mund geschaut. Jetzt, da er fertig war, zog er wieder die Lider über die Augen. So verharrte er eine Weile. Endlich, immer mit geschlossenen Lidern, hub er zu sprechen an. »Wenn niemand hier wäre«, fragte er, »um Ihnen Weisungen zu erteilen, mit andern Worten, wenn ich nicht hier wäre, was dann würden Sie tun, Parteigenosse? Würden Sie Ihre Besuche in der Rue de la Ferme fortsetzen, meine ich, oder würden Sie sie einstellen?« Das war eine verfängliche, tückische Frage; Heydebregg hatte eine grausame Art, mit seinem Partner zu spielen.

Wiesener wunderte sich, wie wenig er die ganze Zeit über an Lea gedacht hatte. Daß sie nicht in Paris, sondern bei Freunden im Süden war, erklärte diese Teilnahmslosigkeit nicht hinreichend. War seine Neigung zu ihr vorbei? War er ein nackter Egoist, der die nächste Genossin so langer Jahre fahrenließ im ersten Augenblick der Gefahr? Leas Bild überfiel ihn; sie war ihm so nahe, als wäre sie im Zimmer, er sah ihre zarte, helle Haut, die grünblauen Augen unter dem dunkeln Haar, die große, häßliche, fleischlose Nase, die er liebte. Nein, nein, nein, dachte er, ich bin kein Egoist. Ich liebe sie, gerade weil sie mich so viel kostet, ich liebe sie, so wie sie ist, mit ihrer Nase, und er bewunderte sich wegen seiner Ritterlichkeit und dachte, solche Ritterlichkeit sei eigentlich die beste Verteidigung und müsse auf den andern Eindruck machen. Er ließ sich nicht einschüchtern, selbst als jetzt Heydebregg die Augen öffnete und ihn anstarrte. »Ich bereue nicht, was ich getan habe«, erklärte er ruhig, stark, trotzig. Eigentlich, dachte er, ist Ritterlichkeit furchtbar altmodisch und außerdem romantisch und gänzlich unnationalsozialistisch. Aber: »Ich würde es mir keinen Augenblick einfallen lassen«, fuhr er fort, »wegen dieses läppischen Geschwätzes auf meine Besuche in der Rue de la Ferme zu verzichten.« Und dann, mit ganz kühnem Vorstoß, suchte er den andern als seinen Komplicen festzulegen. »Sie selber kennen ja die Rue de la Ferme, Parteigenosse«, schloß er seine Verteidigung, angreifend. »Würden Sie an meiner Stelle es anders halten?«

Den Bruchteil eines Augenblicks schien es Wiesener, als empöre sich Heydebregg gegen diese freche Vertraulichkeit. Oder hatte er sich getäuscht? Jetzt saß der Parteigenosse wieder undurchdringlich da. Die weiße, brutale, beringte Hand griff nach der Nummer der »P. N.«, entfaltete sie, die teilnahmslosen Augen glitten langsam über ein paar Zeilen. Dann, quälend langsam, legte Heydebregg das Blatt zurück. Er stand auf, unvermutet. Auch Wiesener sprang auf, etwas zu rasch. »Ich danke Ihnen«, sagte Heydebregg militärisch, Wiesener verabschiedend, »Heil Hitler.« – »Heil Hitler«, erwiderte Wiesener. Überrumpelt von dem jähen Abbruch des Gesprächs, nicht wissend, was er davon halten sollte, stand er vor der Tür.

Unterwegs, die Einzelheiten überdenkend, sagte er sich, daß das Ganze viel übler hätte ausgehen können. In solchen Fällen war der erste Sturm das Schlimmste. Nachdem der Parteigenosse ihn nicht in der ersten Wallung davongejagt hat, wird er ihn auch weiter halten. Wenn ein Mann wie Heydebregg zu denken anfängt, wenn er die Argumente eines Wiesener erst einmal überlegt, dann hat dieser Wiesener gewonnenes Spiel.

Wiesener war mit sich zufrieden. Er hatte sich geschickt verteidigt und dabei auf ungewöhnliche Art, nämlich anständig. Er schüttelte den Kopf über sich selber, daß er den Mut zur Ritterlichkeit aufgebracht hatte. Wer sonst in seiner Lage hätte das getan? Jetzt, hinterher, kam er sich vor wie der Reiter über den Bodensee, war überzeugt, daß das Schicksal es gut mit ihm meine, und hatte Respekt vor seinem Instinkt und vor seiner Geschicklichkeit.

Da er so ritterlich für Lea eingetreten war, hatte er das Gefühl, er habe sich um sie verdient gemacht, und es sei an ihr, das anzuerkennen und ihm durch ein bißchen Bewunderung über seine schwere Zeit hinwegzuhelfen. Gewiß, auch sie hatte zu leiden, es wird eine Zeitlang skandalöses Pressegewäsch um sie herum sein: aber was war das im Vergleich mit dem, was seine Neigung für Lea über ihn heraufbeschworen hatte? Seine Stellung war erschüttert, und daß er sich vor dem Parteigenossen so mutig vor Lea hingestellt hatte, trug nicht dazu bei, sie zu festigen.

Immerhin war es ihm angenehm, daß er ihr nicht ins Gesicht schauen mußte. Bei ihren Freunden im Süden wird sie von der scheußlichen Sache noch nichts gehört haben. Er meldete ein Telefongespräch mit ihr an. Es trifft sich gut, daß er ihr als erster Mitteilung machen und sich dabei gleich mit ihr auseinandersetzen kann.

Aber es kam anders, als er erwartete. Das erstemal nach so vielen Jahren mußte Wiesener erleben, daß Lea die Fassung verlor. Sie, die sonst mit unfehlbarer Sicherheit das rechte Wort fand, konnte diesmal nur zurückfragen, mit versagendem Atem: »Wie? Ich habe nicht verstanden.« Und als er zu Ende war, wußte sie nichts zu entgegnen, und ein Schweigen war, und er fragte: »Bist du noch da?« Doch statt ihrer antwortete nur die Telefonistin. »Sind Sie zu Ende?« fragte sie, und: »Wir sprechen noch«, erwiderte er hastig, aber Lea sprach nichts mehr, nur er sprach. Als er merkte, wie aufgerührt sie war, fragte er, ob er nicht kommen dürfe, sie zu sehen. Aber sie lehnte ab, hastig, gepreßt.

Und dann war das Gespräch wirklich zu Ende, und er saß erschöpft, tief beunruhigt. Sein schöner Optimismus war verflogen. Er hatte sich vor der Unterredung mit Heydebregg gefürchtet, mit Lea aber, hatte er gedacht, werde er leichtes Spiel haben. Er war sich geschickt vorgekommen, war stolz gewesen auf seinen Instinkt. Da saß er jetzt.

Maria meldete, der Parteigenosse sei am Apparat. »Sagen Sie, ich sei nicht zu Hause«, gab er ihr schnell Weisung. Sie zögerte einen Augenblick, aber sie erwiderte nichts.

Eine lange Weile saß er allein. Dann ging er hinüber zu Maria. Sie arbeitete, ohne ihn zu beachten. Er ärgerte sich. Warum fragte sie ihn nichts? Warum sprach sie nicht mit ihm über das, was doch das Wichtigste war? Wie konnte sie so ruhig dasitzen und ihren Blödsinn tippen? »Hören Sie bitte auf«, sagte er, »Ihre Maschine macht mich nervös.« Sie stellte ihre Arbeit sogleich ein, aber sie fragte ihn noch immer nichts. Schließlich begann er von selber, berichtete ihr von dem Gespräch mit Heydebregg, ausführlich, wiederholte einzelne Wendungen, knüpfte Betrachtungen an. Sie hörte aufmerksam zu. »So sagen Sie doch ein Wort«, drängte er, »so helfen Sie mir doch.« – »Ich fürchte«, sagte sie schließlich, »es wird so nicht weitergehen. Ich fürchte, Sie werden die Verbindung mit der Rue de la Ferme abbrechen müssen.« Sie schaute ihn nicht an, sie sprach sachlich, doch so, daß er ihre Teilnahme heraushören mußte; auch war es freundlich von ihr, daß sie »ich fürchte« gesagt hatte. Aber gerade ihr Mitleid ärgerte ihn. Sie saß da wie ein lebendiger Vorwurf.

»Parteigenosse Heydebregg schien sich zu wundern«, berichtete sie, »daß Sie nicht erreichbar waren. Ich habe ihm gesagt, Sie würden anrufen, sobald Sie nach Hause kämen. Sie können ihn nicht zu lange warten lassen.« Er hatte sich auf die Couch fallen lassen, teilnahmslos, trüb. Heute früh hatte er sich gefreut auf eine zweite Unterredung mit dem Parteigenossen. Jetzt war er mutlos.

Noch bevor er einen Entschluß fassen konnte, kam Raoul.

Der Junge war erregt wie nie. Seine grüngrauen Augen waren verdunkelt, sein fleischloses Gesicht verschwitzt und vor Aufregung grau, er atmete, als hätte er schwere körperliche Anstrengung hinter sich. »Ich möchte Sie allein sprechen«, stieß er hervor. »Ich habe keine Geheimnisse vor Maria«, sagte ablehnend Wiesener. »Ich möchte Sie allein sprechen, Monsieur«, beharrte Raoul.

Wiesener führte ihn in die anstoßende Bibliothek und schloß die Glastür. »Da«, machte der Junge, zog eine Anzahl Scheine heraus und warf sie Wiesener hin, »ich will kein Geld mehr von Ihnen haben. Da haben Sie Ihr Geld zurück.« Heftig hatte er die zerknüllten Scheine auf den Tisch geworfen, zwei waren zu Boden gefallen. »Möchtest du sie nicht aufheben?« fragte Wiesener, es klang gefährlich ruhig. Er konnte nicht zählen, wieviel Geld der Junge ihm hingeworfen hatte, aber so viel sah er, daß es weniger war als die tausend Franken, die er ihm gegeben, und so gespannt er darauf wartete, was Raoul ihm weiter sagen werde, innerlich hatte er ein leises Lächeln. Dieses Lächeln bewahrte ihn davor, die Ruhe zu verlieren; denn schon hatten seine grauen Augen sich verdunkelt, gleich denen des Jungen.

»Ich denke nicht daran«, sagte der jetzt frech, »Ihr Geld aufzuheben.« Er war aufgewühlt, er war außer Rand und Band. Als er den Artikel gelesen hatte, man hatte ihn ihm anonym zugesandt, war ihm blitzartig aufgegangen, warum Wiesener sich sträubte, ihm bei seinem Jugendtreffen zu helfen. Wut und Scham waren in ihm hochgestiegen wie nie in seinen achtzehn Jahren. Zum erstenmal ging ihm auf, daß es Menschen gab, die ihn schon seiner Geburt wegen für nicht vollwertig nahmen. Es war lächerlich, aber es war so. Er kannte die Gesetzgebung der Nazi nicht genau, aber soviel war sicher: unter seinen sechzehn Urgroßeltern war ein Jude, und wenn ihn das auch nicht ausschloß von den Rechten eines deutschen Durchschnittsbürgers, für eine gehobene Stellung machte ihn dieser Tropfen »unreinen Blutes« unmöglich. Geschichten stiegen ihm auf, die er über amerikanische Farbige gelesen hatte, über Mischlinge, Terzeronen, Quarteronen, Quinteronen, wie noch der Ururenkel eines Farbigen verfemt sei. Eine ähnliche Rassenarithmetik trieben jetzt die Deutschen. Er, Raoul de Chassefierre, ein Paria, ein Mestize, ein halfcast. Mit genießerischer Wut suchte er alle schmähenden Bezeichnungen zusammen, die er je gehört hatte.

Raoul hatte scharfen Verstand. Er hätte den ganzen Un-Sinn der »Rassenlehre«, die Brüchigkeit ihrer Grundlagen und die Unmöglichkeit, aus solchen Theorien, selbst wenn sie stimmten, praktische Konsequenzen zu ziehen, genausogut aufzeigen können wie jeder andere logisch denkende Mensch; ja er besaß die Gabe, sich darüber mit noch schärferer Ironie zu mokieren. Das Pedigree eines Menschen war nicht nachweisbar wie das eines Hundes oder eines Pferdes; denn da konnte man nicht mit der gleichen Sicherheit nachprüfen, wer wen gedeckt hatte, und daß man bei der Feststellung des Vaters in neunhundertneunundneunzig Fällen von tausend auf die Aussage der Mutter angewiesen ist, das hatte schon mit schöner Naivität Homer seine edelsten Helden erklären lassen, wenn sie von ihren Vätern berichteten. Aber jetzt benahm ihm eine ungeheure Wut die Vernunft. Es war ganz gleich, ob mit Recht oder nicht: er war bemakelt; Millionen Menschen, ein ganzes Volk, hielten ihn nicht für voll. Die Grundlagen des geltungsbedürftigen jungen Menschen stürzten ein.

Seitdem er heute morgen den Artikel gelesen, hatte sein atavistisch sinnloses Ehrgefühl jedes Maß verloren. Er fühlte sich bis in den Boden hinein erniedrigt, Stürme von Demütigung schüttelten ihn, fegten die Reste seiner Vernunft fort. Nicht gegen seinen vermoderten Urgroßvater Reinach richtete sich sein Zorn, nicht gegen seine Mutter, nicht gegen die Nazi, nicht gegen die Schmierfinken von den »P. N.«, sondern gegen Wiesener.

Wenn er sich das Gesicht Klaus Federsens vorstellte, tanzten ihm Funken vor den Augen. War es Klaus gewesen, der ihm den Artikel übersandt hatte? Es war mehr als unwahrscheinlich, daß einer seiner Kameraden den Artikel gelesen, dennoch hatte er das Gefühl gehabt, alle wüßten darum. Sein Vormittag war ein Spießrutenlaufen gewesen. Und an alledem war er schuld, Wiesener. Was ist er eigentlich, dieser Monsieur Wiesener? Wenn er wirklich ein Nazi ist, wie konnte er sich dann mit der Halbjüdin einlassen, mit der Tochter der geborenen Reinach? Wie konnte er ihm diese Frau zur Mutter geben? Wer hat ihm erlaubt, ihm, Raoul, sein Leben zu versauen? Ja, Raoul hat alle Logik und Selbstbeherrschung verloren. Er sagte sich nicht, daß es damals, als er gezeugt wurde, die Begriffe »Arier« und »Nichtarier« nicht gab, außer in ein paar armen, kranken Hirnen, denen die Gabe sauberer Definition versagt war. Er will einfach diesen Vater nicht. Er spuckt ihm ins Gesicht, dem Boche, der sich als Franzose aufspielt, dem Komödianten, der weder das eine ist noch das andere, weder Boche noch Franzose, diesem Typ, der nichts weiter gekonnt hat, als ihm sein Leben zu versauen. C’est cela, denkt er, ma vie est ratée, und fast gleichzeitig denkt er es nochmals, derb und deutsch: Er hat mir mein Leben versaut.

Wiesener beschaut seinen Sohn. Die ganze Anmut des Jungen ist fort, er ist keine Augenweide mehr, Wiesener kann nicht mehr stolz auf ihn sein. Raoul ist ein armer, gehetzter Junge. Das Erlebnis von heut hat ihn völlig aus dem Gleis geworfen, es hat ihm alle Schminke abgerissen, und was dahinter zum Vorschein kommt, ist nicht lieblich. Der Junge sprudelt deutsch und französisch durcheinander heraus; der leise Akzent, der seinem Deutsch sonst soviel Reiz gibt, macht es jetzt häßlich, gemein. Seine tiefe Stimme klingt spröd. Ja, so hat Leas Stimme am Telefon geklungen. Und auch die große, knochige Nase, die der Junge von Lea hat und die sonst sein Gesicht davor bewahrt, allzu zierlich und anmutig zu wirken, jetzt in der Erregung entstellt sie ihn bloß. Haben wir Nazi doch recht, wenn wir behaupten, daß sich bei Blutmischung nur die schlechten Eigenschaften beider Eltern vererben?

In Wieseners Haltung und Gesicht spiegelt sich nichts von diesen Gedanken. Das Kinn vorgeschoben, die Lippen verpreßt, stark, männlich, steht er vor dem Aufgelösten, Rasenden, Sinnlosen. Er schaut ihn nur an, und schon seine Ruhe macht ihn dem Knaben überlegen.

Diese Überlegenheit reizt Raoul noch mehr. »Das mindeste, was ich von Ihnen verlange«, bricht er aus, »ist, daß Sie mich rehabilitieren. Jetzt erst recht muß die Jugendtagung zustande kommen, und ich muß die Delegation der ›Jeanne d’Arc‹ führen. Soviel wenigstens müssen Sie fertigbringen.« Er spricht heftig, verworren, aber man kann das Dringliche, Flehentliche seiner Bitte nicht überhören.

Wiesener überhört es nicht. Aber ihn empört, daß der Junge so stupid ist, gerade jetzt, nach dem Artikel der »P. N.«, ein solches Begehren zu stellen. Ihm selber steht das Wasser bis zum Hals, das muß Raoul wissen, und da kommt er ihm mit seinem frechen, egoistischen, undurchführbaren Vorschlag.

Wiesener bückt sich, hebt die zur Erde geflatterten Scheine auf, faltet sie sorgfältig, nimmt die andern, zählt sie durch. »Achthundert«, konstatiert er, ein kleiner, dummer, bösartiger Hohn ist in seiner Stimme. Er steckt das Geld ein. »Was wollen Sie übrigens, Monsieur de Chassefierre?« fährt er mit dem gleichen, törichten Hohn fort; später wird er nicht mehr begreifen, warum er so spricht. »Ist es wegen dieses anonymen Gewäsches in dem Emigrantenblättchen? Was geht Sie das Ganze an? Worüber regen Sie sich auf? Wo steht geschrieben, Monsieur de Chassefierre, und wer sagt Ihnen, daß ich Ihr Vater bin?« Was er da redet, ist der reine Blödsinn. Es unterliegt nicht dem leisesten Zweifel, daß er Raouls Vater ist, die Ähnlichkeit allein beweist es. Er sieht die Augen des Jungen und ist sich bewußt, daß jetzt er selber genau die gleichen Augen hat. Und auch wenn er nicht sein Vater wäre, was wäre dann anders? Warum sollte es den Jungen nichts angehen, wenn seine Mutter geschmäht wird, seinetwegen, Wieseners wegen? Warum soll er darüber nicht in Raserei geraten? Was Wiesener da vorbringt, ist einfach verrückt, das weiß er, schon bevor er es sagt; er weiß auch, daß er den Jungen mit diesen Worten für immer von sich forttreibt. Und dennoch sagt er’s.

Raoul steht vor ihm. Das Gefühl, daß der andere ihn klein und verächtlich machen will, dringt ihm in Herz und Nieren, füllt ihn an mit einem heißen, unvernünftigen Zorn wie nie in seinem Leben. Was heißt das, was der Mann da redet? Es ist eine neue Beschimpfung seiner Mutter. Dort drüben hängt ihr Porträt. Raoul, obwohl er nicht zu dem Bild aufschaut, sieht es deutlich. In diesem Augenblick ist ihm mehr als je bewußt, welche Rolle die Mutter im Leben des Mannes gespielt hat. Wie schlecht und dumm ist der Mann, daß er sie jetzt auf so schamlose Weise verleugnet. Ein maßloser Zorn füllt Raoul bis zum Rand. Was überhaupt will denn dieser Mensch Wiesener? Wenn er nicht sein Vater ist – er ist es leider doch –, dann war es eine doppelt ungeheure Frechheit, ihn all die Jahre hindurch die Rolle seines Sohnes spielen zu lassen. Und plötzlich, grün vor Wut, mit versagender Stimme, wirft er Wiesener ins Gesicht: »Was? Feig sind Sie auch noch? Drücken wollen Sie sich auch noch? Boche, sale Boche.«

Wiesener sollte vernünftiger sein. Vergeblich wird er sich später, vor der Historia Arcana, fragen, wo denn seine ganze so oft erprobte Psychologie, wo seine Logik geblieben ist. Wie kommt es, daß er nicht die maßlose Erregung des Jungen bedenkt? Er hat Fremden unverzeihliche Schwächen verziehen: wie kommt es, daß er seinem Sohn die höchst verzeihliche Wallung nicht verzeiht? Vielleicht geschah es nur deshalb, weil Marias Tippen, das bisher ganz leise aus dem dritten Zimmer durch die Glastür gekommen war, plötzlich aufgehört hatte; vielleicht auch geschah es deshalb, weil er sich von dem sonst so beherrschten Raoul eines solchen Ausbruchs nicht versehen hatte. Sei dem wie immer, Erich Wiesener, der höchst kultivierte, raffinierte, mit allen Ölen der Bildung und des Intellekts gesalbte Wiesener, handelte nicht anders, als jeder Bauer, Kleinbürger, Unteroffizier gehandelt hätte. Er hob die Hand und gab Raoul eine Maulschelle rechts und eine links.

Raoul schwankte ein bißchen, aber er rührte kein Glied. Er gab auch keinen Laut von sich. Von drüben, sehr leise, kam plötzlich wieder das dumpfe, eilige Geräusch der Schreibmaschine. Raoul stand da, seine Wangen röteten sich, deutlich zeigten sich die Spuren der Hand. Dann, schwerfällig, machte er kehrt und verließ das Zimmer.

Wiesener folgte ihm mit den Augen. Nicht, daß der Junge so dagestanden war, leise schwankend und mit starren Gliedern, hatte ihn bewegt, auch nicht die Spuren der eigenen Hand, die geschlagen hatte. Aber wie der Junge ging, als er das Zimmer verließ, mit unsichern Knien und schlaffem Rücken, daß er, noch nicht neunzehn und sonst so straff, auf einmal so müden, alten Schrittes ging, das machte Wiesener traurig. Wie die Luft aus einem angestochenen Schlauch entwich mit einemmal seine ganze Wut. Um ein Haar wäre er dem Jungen nachgelaufen und hätte ihn zurückgeholt.

Er hockte nieder. Jetzt erst, nachdem Raoul gegangen war, merkte er, welche Mühe es ihn gekostet hatte, nicht zu wüten, nicht zu schreien. Er atmete beschwerlich, er spürte sein Herz. Nach einer Weile dann stand er auf, schmerzhaft schnaufend, öffnete das Fenster, sog die Aprilluft ein; sie war feucht und warm, frischer wäre sie ihm lieber gewesen, dennoch lehnte er sich lange aus dem Fenster. Dann ging er zurück ins Innere des Raumes, machte kunstgerecht Armbewegungen, Atemübungen. Leas Bild schaute ihm zu, mit gelassenen, leise ironischen Augen.

Er straffte sich, ging ins Arbeitszimmer. »Das hätten Sie nicht tun sollen«, sagte Maria, sie sprach gepreßt, erregt. »Das weiß ich von alleine«, erwiderte er knurrig. »Jetzt erklären Sie nur noch, das hätten Sie gleich gesagt, daß dieser verfluchte Artikel mir Verdruß machen wird.« Maria schaute hoch, schaute ihn an, beherrschte sich. »Soll ich lieber gehen?« fragte sie, unbeleidigt, freundschaftlich besorgt. »Wollen Sie allein sein? Oder vielleicht«, riet sie mit mütterlich sanfter Energie, »laufen Sie noch eine Stunde durch die Straßen. Aber höchstens eine Stunde. Länger können Sie den Anruf bei Heydebregg nicht hinauszögern.« – »Nein«, erwiderte er, »bleiben Sie, Maria, und auch ich werde bleiben. Es ist mir lieber, wenn Sie da sind.« Maria spürte Genugtuung und Bitterkeit: wenn es ihm schlecht ging, hielt er sich an sie.

Müßig saß er an seinem gewaltigen Schreibtisch, trüb. Die Sache mit Raoul war kaum mehr einzurenken. Der Junge hatte von Lea die Sensibilität, von ihm selber den Ehrgeiz und die Eitelkeit, er war sicher auf den Tod gekränkt. Was hatte er da für eine unerhörte Eselei begangen. Hatte er denn einen solchen Überfluß an Menschen, daß er sich’s leisten konnte, den Jungen von sich fortzutreiben? »Freunde und Freundinnen« hatte er zahllose, aber wenn er genau zusah, blieb ihm niemand außer Lea und Maria.

In seinem Inneren war immer eine leise Ahnung gewesen, als ob er einmal werde wählen müssen zwischen seiner Freundschaft mit Lea und seiner Stellung in der Partei. Jetzt sah es aus, als sei beides hinüber, seine Freundschaft und seine Karriere. Leas gepreßte Stimme am Telefon, ihre Verstörtheit, ihre Stummheit, »sprechen Sie noch?«, ach, nur er spricht. Nein, dagegen kam er nicht auf. Und Heydebregg, hatte der ein einziges Wort gesagt, das ihn zu Hoffnungen berechtigt hätte? Er hat sich was vorgemacht in seinem ruchlos leichtfertigen Optimismus. Er ist bei Heydebregg genauso gestrichen wie bei Lea. Es ist alles auf einmal eingestürzt, Lea und seine Karriere.

Das Emigrantenpack. Die Schmöcke. Wie hat er auf die Leute hinuntergeschaut. Er im Rolls Royce und sie in der Pferdedroschke. Sie haben ihn kaputtgemacht. Sie brauchten nur zu wollen, und da lag er, im Dreck, kaputt. Das Lamm des Armen. Ein sonderbares Lamm. Lea ist an allem schuld. Wäre sie nicht, er hätte längst zugepackt und sich dieses »Lamm« gelangt. Eine maßlose Wut faßte ihn, ein Zorn, wie er ihn nie gekannt, gegen die Heilbrun und Trautwein. Er war so verflucht anständig zu ihnen, er hat sie nicht angerührt, er hat sie verschont, und sie, zum Dank, haben ihm sein Leben kaputtgeschmissen. Zertreten die Schmöcke. In die Müllgrube mit dem Geschmeiß.

»Geben Sie mir das Dossier, das Gehrke uns geschickt hat, den Akt über die ›P. N.‹«, verlangte er von Maria. Maria suchte ihm das Schriftstück heraus. Er studierte, was da über den Verleger Gingold zusammengetragen war. Es war allerhand. Ein Mann mit einem bißchen Grütze konnte den Herren Heilbrun und Trautwein allerhand zu schaffen machen.

Aber blieb ihm wirklich nichts mehr als eine so jämmerliche Rache? Er kam sich vor wie ein Dienstmädchen, das der Rivalin Vitriol ins Gesicht schütten will. Was hat er sich da vorgemacht? Alles verloren? Quatsch. Die Nerven hat er verloren, sonst nichts. Er hat sich anstecken lassen von Lea und von Raoul. Kaltes Blut, Erich Wiesener. Schalten Sie gefälligst Ihre Vernunft ein.

Klar, daß er die Wahl hat. Gerade wenn die Partei ihn fallenläßt, dann muß er doch bei Lea gewonnen haben. Ihre Stummheit, ihre Verstörtheit, ihre hastige Abwehr, daß er nicht kommen solle, das beweist gar nichts, das war nichts als die Erregung der ersten Minute. Er hätte sie nicht am Telefon überrumpeln dürfen. Wenn er sie sieht, wenn er ihr die Dinge in Ruhe auseinandersetzt, dann wird alles anders. Lea ist gerecht und gescheit, man kann mit ihr reden. Oh, er hat eine ganze Menge für sich vorzubringen. Er hat sich, als der Parteigenosse ihn befragte, ritterlich vor sie hingestellt. Er hat keine Sekunde gezögert. Das war selbstverständlich, aber trotzdem hätte es nicht jeder getan. Und daß überhaupt das ganze Unglück passieren konnte, daß die »P. N.« den blöden Artikel bringen konnten, das war doch nur, weil er, ihr zulieb, die »P. N.« geschont hatte. Das muß sie begreifen, das wird sie begreifen. Er saß über dem Dossier. Er wird ihr das Dossier zeigen. Er wird ihr nachweisen, wie leicht es gewesen wäre, gegen die »P. N.« vorzugehen. Heydebregg hat ihn dazu aufgefordert. Er hat es nicht getan. Ihrethalb. Das muß sie einsehen. Das bindet sie aneinander, für immer.

»Jetzt ist es aber höchste Zeit, daß Sie den Parteigenossen anrufen«, mahnte Maria. »Ja«, schrak er auf, »stellen Sie die Verbindung her.«

Heydebreggs Stimme kam aus dem Apparat, tief, gemessen. Überraschenderweise aber sprach sie nicht von der schwebenden Angelegenheit, sondern: »Sie wollten mir doch ein Projekt ausarbeiten, Parteigenosse«, sagte sie, »wie man der Verleumdungskampagne einer gewissen Presse ein Ziel setzen könne.«

Für den Bruchteil eines Augenblicks stockte Wieseners Hirn. Dann, in rascher Folge, überstürzten sich seine Erwägungen. Was wollte Heydebregg? Warum kam er gerade jetzt mit dieser Mahnung? Wollte er ihn ausprobieren, ob und wieweit er brauchbar sei im Kampf gegen die »P. N.«? Offenbar. Offenbar sollte diese Aufgabe den Prüfstein abgeben. Wenn er jetzt Vorschläge machte, sogleich, Vorschläge, die klar und für die Arbeit gegen die »P. N.« brauchbar waren, dann hatte er alles wiedergutgemacht, dann hatte er seine Zuverlässigkeit erwiesen, seine Verwendbarkeit, dann war er überm Berg.

Da stand er also trotzdem am Kreuzweg. Da war sie, die Alternative. So klar war sie gestellt, daß einem die Augen übergingen und das Herz weh tat. Wenn er das Projekt gegen die »P. N.« ausarbeitet, dann ist seine Karriere gerettet, aber Lea verloren. Wenn nicht, dann rettet er seine Freundschaft mit Lea und schneidet sich seine Karriere für immer ab.

Oder doch nicht? Oder gibt es doch einen Ausweg? Kann er vielleicht trotzdem beides retten? Lea ist von dem Gesindel genauso attackiert worden wie er. Sie ist nicht weniger beschimpft. Es liegt an ihm, es ist einfach seine Pflicht, diese Beleidigung Leas zu rächen. Sie muß das einsehen. Es geschieht auch ihrethalb, ja, es geschieht vor allem ihrethalb, wenn er das Projekt gegen die »P. N.« ausarbeitet. Von Rechts wegen muß sie genauso wütend sein wie er. Von Rechts wegen muß sie genau das gleiche Bedürfnis empfinden, das Geschmeiß zu zertreten. Aber wenn sie es nicht empfindet? Lea ist sonderbar. Vielleicht wird sie jetzt gerade das Lamm des Armen retten wollen.

Es ist unfair. Es ist unfair vom Schicksal, von der Partei, vom lieben Gott, oder wie immer man es nennen will, ihn vor eine solche Alternative zu stellen. Ihn so höhnisch klar zu fragen: »Was ziehst du vor, den äußern Glanz oder das Private, das sogenannte Menschliche?« Es ist doppelt unfair, ihn gerade jetzt, unmittelbar nach dieser infamen Attacke, in eine solche Versuchung zu führen.

Dies alles war, im Ablauf eines einzigen Moments, in dem Schriftsteller und Journalisten Erich Wiesener, während die Stimme aus dem Telefonapparat verklang. Wie einer im Augenblick des Sterbens sein ganzes Leben überfliegt, so übersah er in diesem Atemzug den Weg, den er zurückgelegt hatte, seine mühevolle Karriere und die Wechselfälle seiner Freundschaft mit Lea. »Wie man der Verleumdungskampagne einer gewissen Presse ein Ziel setzen könne.« Die Schwingung war noch in der Luft, die Stimme war noch in seinem Ohr, als er bereits, mit seinen Erwägungen zu Ende, erwiderte: »Gewiß, Parteigenosse, selbstverständlich«, in seinem Ton aber lag wieder die Ergebenheit, Andacht, Disziplin wie vor dem Zwischenfall.

Des Parteigenossen Heydebregg Stimme war laut genug, daß auch Maria sie deutlich hatte verstehen können. Was Wiesener erwidert hatte, war das Gegebene, das einzig Richtige, sie selber an seiner Stelle hätte nichts anderes erwidert, sie billigte es aus sachlichen und aus persönlichen Gründen. Wie er es aber erwidert hatte, die Servilität, mit welcher er seine drei Worte dem andern zu Füßen gelegt hatte, das widerte sie so an, daß sie die Miene verzog.

»Bis wann kann ich die Niederschrift Ihres Projekts in Händen haben, ins Detail ausgearbeitet?« fragte die ungeölte Stimme aus dem Apparat. »Bis wann benötigen Sie das Memorandum, Parteigenosse?« fragte Wiesener zurück. »Ende der nächsten Woche«, kam die Antwort. »Ich schicke Ihnen das Schriftstück Mitte der Woche«, erwiderte Wiesener.

# 

# Zweites Buch

# Pariser Nachrichten

*Müd alles des, schrei ich nach Ruh im Tod.*

*Seh ich Verdienst in Lumpen und verlacht*

*Und dürftiges Nichts in Glanz und höchster Macht*

*Und reine Treu meineidig in der Not*

*Und goldne Ehre schändlich mißverwandt*

*Und Keuschheit, edeln Zartsinn roh geschwächt*

*Und das Vollkommne ungerecht verbannt*

*Und Kraft durch krumme Führung abgeflächt*

*Und Kunst lahm, mundtot vor der Obrigkeit*

*Und Geist vor leerer Narrheit ohne Recht*

*Und Wahr und Grad mißnannt Einfältigkeit*

*Und Sklaven Gut im Dienst des Herren Schlecht:*

*Des alles müd, schrei ich nach Ruh im Tod.*

Shakespeare

## 

## 1

## Chez nous

»Ich sag es Ihnen, wie es ist, Kollege«, ereiferte sich, krähend, Sepp Trautwein, er tappte, die Füße nach innen gestellt, heftig, unmanierlich durch Heilbruns kahles und prunkvolles Büro. »Mir gefällt Ihr Artikel gegen Wiesener gar nicht. Er mißfällt mir. Wir sollten Methoden, wie Sie sie da anwenden, nicht brauchen. Solche Methoden sollten wir den Scheißkerlen von drüben überlassen.«

Heilbrun lag auf der Couch in seiner Lieblingshaltung, die Arme hinterm Kopf verschränkt, er war unausgeschlafen, doch merkte man ihm das weniger an als sonst. Der Angriff Trautweins traf ihn. Vorläufig aber beschränkte er sich darauf, mit milder Ironie zu erwidern: »Ja, weil wir mit der Vornehmheit so gute Erfahrungen gemacht haben. Weil die Herrschaften drüben auf Vornehmheit so vornehm reagieren.« Er richtete sich hoch, setzte Trautwein seine Gründe auseinander. »Wiesener«, sagte er, »ist der Schlimmste von allen. Die andern sind Dummköpfe und brüllen einfach nach, was ihnen das Reklameministerium vorbrüllt. Aber Wiesener weiß genau, was er tut. Ein Feind von seiner Intelligenz ist gefährlicher als hundert dumme Schimpfer. Ihn anzugreifen, seine Stellung ins Wanken zu bringen, ist notwendig, ist ein Verdienst.«

Heilbruns Logik bewirkte, daß Trautwein in seinem aufgeregten Gang durch das Zimmer innehielt. Heilbruns Argumente stimmten natürlich. Allein der Eifer für die gute Sache war sicherlich nicht der einzige Grund der wilden Attacke auf Wiesener, sondern es bestand zwischen den beiden schon von Berlin her scharfe Rivalität. Diese Rivalität, nahm Trautwein an, hatte Heilbruns Angriff so bösartig und persönlich gefärbt, und das war es, was den ebenso anständigen wie heftigen Mann bewog, dem andern derart zuzusetzen. »Wir können doch nicht«, erregte er sich, »Wiesener angreifen, weil er sich nicht an Prinzipien hält, die wir selber bekämpfen und verhöhnen. Lassen Sie ihn doch Rassenschande treiben, soviel er will. Nicht daß er das tut, macht ihn zu einem Schuft, sondern die bewußte Verlogenheit seiner politischen Haltung und Methode. Werfen Sie ihm vor, was ihm vorzuwerfen ist, sagen Sie es ihm, so derb Sie wollen: aber Alkovenschnüffelei, das haben wir nicht nötig.«

Jetzt ärgerte sich Heilbrun ernstlich. Er richtete sich vollends hoch, leise ächzend. Stand auf. Groß, gut angezogen, doch in der Haltung etwas verlottert, stand er vor Trautwein, schaute ihn aus den braunen, immer blutunterlaufenen Augen böse an. »Die ›P. N.‹ sind nicht da«, sagte er, »um akademische Untersuchungen anzustellen, was im politischen Kampf erlaubt ist und was nicht. Meine Artikel sollen praktische Folgen haben, sie wollen wirken, zu diesem Zweck hab ich sie geschrieben. Gewiß, es bedeutet nicht viel, wenn Herrn Wieseners Stellung erschüttert wird, aber etwas bedeutet es doch. Ich verstehe nicht, warum wir gerade diesem Wiesener gegenüber so delikat sein sollen. Soll ich mich an vornehme Regeln halten, wenn der andere dauernd unter den Gürtel schlägt? Es ist Ihnen vielleicht nicht unbekannt, lieber Trautwein, daß wir und die Nazi in einem Kampf auf Leben und Tod stehen. Da kann man nicht immer Handschuhe anziehen.«

Er redete sich in immer größere Erbitterung hinein, wurde seinesteils tückisch, ging zum Angriff über. »›Sei nicht allzu weise und nicht allzu gerecht‹«, zitierte er, »›auf daß du nicht verderbest.‹ Es wäre nützlich, lieber Trautwein, wenn Sie diesen guten Spruch besser beherzigen wollten. Auch unterm Strich. Unser entscheidendes Kriterium bei der Prüfung einer Arbeit muß sein: nützt sie unserer Sache oder nicht?«

»Ja, und?« fragte verwundert Trautwein, er wußte durchaus nicht, wo der andere hinauswollte. »Ich spreche natürlich«, erklärte Heilbrun, »von der Emigrantennovelle dieses Harry Meisel, die Sie über den Kopf Ihrer Kollegen hinweg ins Blatt gesetzt haben. Solche Scherze können wir uns nicht leisten.« Er stieß den viereckigen Kopf mit dem eisengrauen Stichelhaar kräftig gegen Trautwein vor, seine Schultern hingen nicht mehr, sie waren gestrafft. »Ich bin gewiß der letzte«, erklärte er, noch großartiger als sonst, »der sich einem jungen Talent entgegenstellte. Ich habe Sie vor Gingold gedeckt, als Sie die Gedichte Ihres Tschernigg brachten. Aber so wie Sie das jetzt machen, geht es nicht weiter. Wenn es sich um eine Sache handelt, die dafür steht, dann nehme ich die Empörung der Leser auf mich. Aber diese Empörung für die short story Ihres Harry Meisel herauszufordern, nein, mein Lieber, da mache ich nicht mit. Dazu ist unsere Situation zu ernst. Die Leser wüten. Wir haben einen Niagara von empörten Zuschriften gekriegt. Und das schlimme ist: die Leute haben recht. Wir können keine Geschichten bringen, in denen Emigranten eine so zweifelhafte Rolle spielen wie in dem Elaborat Ihres Schützlings. Ist es nicht genug, daß die Emigranten von allen Seiten schlechtgemacht werden? Sollen wir noch selber das eigene Nest bekacken? Was Sie da getan haben, geschätzter Herr Trautwein, verstößt gegen die Interessen des Blattes. Ich begreife die Leser. Ich bin auf seiten Gingolds. Ich bin gegen Sie.«

»Das tut mir leid«, krähte streitbar Trautwein, »aber Sie haben mich nicht überzeugt. Wozu haben wir das Blatt, wenn wir nicht die Wahrheit sagen dürfen? Und wenn wir die Wahrheit über uns selber nicht sagen dürfen, wo sollen wir dann den Mut hernehmen, sie über die andern zu sagen, über unsere Gegner? Gerade das, und nur das, gibt uns das Recht, die andern anzugreifen, daß wir die Wahrheit sagen und die andern lügen. Die Leser wüten«, höhnte er, »solche Hornochsen, solche blöden Lackel. Schämen sollten wir uns, für solche Leser zu schreiben. Glauben die Esel vielleicht, daß die Emigration aus lauter Helden und Engeln besteht? Froh sollten sie sein, daß sie einen Dichter unter sich haben wie Harry Meisel.«

»Sie sind es aber nicht«, belehrte Heilbrun seinen Redakteur und war schon wieder mild und sachlich. Er konnte sich nicht helfen, der Mann, wie er so daraufloswetterte, gefiel ihm. Er zog sich also wieder ins Väterliche, Weltweise zurück. »Da wir nun einmal für solche Leser schreiben«, setzte er seinem Mitarbeiter auseinander, »und da wir leider von ihnen abhängig sind, ist es nicht opportun, eine Novelle zu bringen wie die Ihres Meisel. Wahrscheinlich ist sie sogar gut, ich habe sie mir im Ärger nicht genau auf ihre Qualität angeschaut. Aber mit so gefährlichen Sachen sollten Sie in Zukunft vorsichtig sein, auch wenn sie gut sind.« – »Ich hab ja die Geschichte nicht für gefährlich gehalten«, erklärte naiv und fast schon entschuldigend Trautwein. »Man gewöhnt sich furchtbar schwer an den Gedanken, daß es auch auf unserer Seite so viele Dummköpfe gibt.« – »Man muß sich aber daran gewöhnen«, zuckte Heilbrun die Achseln. »Drüben mögen sie neunundneunzig Prozent Dummköpfe haben, wir fünfundneunzig.« Er sank in sich zusammen, wurde wieder der ewig müde Heilbrun. »Die Dinge gehen nicht so, wie sie sollen«, erzählte er Trautwein trüb, vertraulich. »Unser Gingold ist ein etwas rechenhafter Herr, das wissen Sie ja selber. Vielleicht hätte ich mir doch, als ich die ›P. N.‹ machte, einen andern Finanzmann aussuchen sollen. Aber für alles kriegen Sie aus den Menschen leichter Geld heraus als für die Literatur der Besiegten. Herr Gingold hat das Geld für die ›P. N.‹ nicht wegen meiner schönen Augen gegeben und nicht wegen der Wahrheit, sondern wegen der Verzinsung. Er ist ein vorsichtiger Mann, und sowie ein paar Leser rebellieren, kriegt er Eisgang in den Hosen.«

Heilbrun ging mit etwas steifen, schweren Schritten zu seiner Couch und setzte sich umständlich, man sah, daß er sechzig war. »Ich habe es nicht leicht, lieber Trautwein«, sagte er. »Wenn ich könnte, wie ich wollte, ich wäre gern ein bißchen large. Von mir aus könnten Sie für Ihre Tschernigg und Meisel Raum haben, soviel Sie wollen, und Geld, soviel Sie wollen. Aber es geht eben nicht nach mir allein. Wir müssen rechnen. Wenn einmal zwanzig Abonnenten abspringen, dann fängt unser Gingold an mit Heulen und Zähneklappern, und sowie ein bißchen Fett da ist, das man verwerten müßte, um das Blatt besser zu machen, schöpft er es weg. Wir sind verdammt arm, wir müssen sparen. Für jede überflüssige Zeile, und wenn sie noch so gut ist, müssen wir eine notwendige weglassen. Ich möchte Ihren Schützlingen gerne helfen, aber ich kann leider die ›P. N.‹ nicht als eine humanitäre Anstalt führen.« Er legte sich zurück, schloß die Augen, seufzte. »Man wirft mir vor«, sagte er, »ich sei leichtsinnig. Man begeifert mich, weil ich mir ab und zu in einem eleganten Klub eine Nacht um die Ohren schlage. Ich habe verdammt viel zu arbeiten. Darf ich mir niemals Abwechslung gönnen, Aufpulverung? Vielleicht ist das, was wir hier machen, nicht sehr nützlich, aber sicher ist es das Nützlichste, was Emigranten heute machen können. Soll unsereiner, damit er ab und zu einem Schnorrer hundert Franken mehr spendieren kann, puritanisch leben und seine Arbeitskraft schmälern?«

Trautwein sah, wie müde und gereizt Heilbrun war. Er bedauerte ihn, sein Groll war vorbei. Was Heilbrun vor ihm ausgepackt hatte, war, das wußte er, nur ein Teil seiner Sorgen; es gab in seinem Leben noch mehr Trübes. Seine Familienangelegenheiten waren verwickelt. Er lebte die meiste Zeit getrennt von seiner Frau; seine Tochter war in München verheiratet gewesen, mit Doktor Kleinpeter, dem bekannten Internisten, auch da schien es nicht mehr zu klappen, die Tochter konnte nicht mehr in Deutschland bleiben, die Ehe des »arischen« Arztes mit der Jüdin schien in die Brüche zu gehen. Mit Heilbruns Finanzen stand es sicher schlecht. Man durfte mit ihm nicht allzu scharf rechten. Es war schließlich begreiflich, daß sich Heilbrun einmal gegen seinen Hauptgegner, gegen Wiesener, hatte Luft machen wollen. Heilbrun selber wurde von den Nazi wüst durch den Dreck gezogen, in ihren Zeitungen, im Rundfunk, es gab keine Verleumdung, die man ihm nicht angehängt hätte. »Ich vergesse immer wieder«, bekannte Trautwein reumütig, »daß wir nicht mehr in einer Welt des Humanismus leben. Ich selber habe auch manchmal die Mistgabel genommen und nicht das Florett.«

»Das haben Sie, lieber Trautwein, das haben Sie«, nickte Heilbrun kräftig mit seinem großen Kopfe Zustimmung. Beide dachten an die Ärsche und Fürze, die Herrn Gingolds Mißstimmung erregt hatten, und lächelten.

Am Donnerstagabend pflegte Heilbrun Gäste bei sich zu sehen. Sepp und Anna Trautwein kamen ziemlich oft. Sepp hatte nicht viel Aug für Raum und Hausrat, doch selbst ihm fiel immer wieder auf, wie gespenstisch Heilbruns Pariser Wohnung an seine Berliner Räume erinnerte. Im Gegensatz zu vielen andern hatte Heilbrun seinen Hausrat aus Deutschland retten können. Da standen sie herum, die großen, altmodischen, unbequemen, zu prunkvollen Möbel; Anna hatte schon das erstemal bemerkt, daß sie in der gleichen Anordnung standen wie in Berlin. Auch daß man aus dem gleichen, viel zu reichlichen Geschirr aß wie in Berlin, hatte sie schon das erstemal wahrgenommen. Und heute wie stets waren die gleichen Leute da wie in Berlin, und man sprach das gleiche.

Frau Heilbrun war zwar heute nicht da. Heilbrun lebte einmal wieder getrennt von ihr. Ab und zu versöhnten sie sich; die Frau liebte ihn leidenschaftlich, aber das Leben an der Seite des großspurigen, bedenkenlosen Mannes war nicht leicht, und sosehr seine glänzenden Eigenschaften sie anzogen, sosehr stießen ihre Kehrseiten sie ab. Heilbruns Gäste wußten nie, ob es angebracht war, sich nach seiner Frau zu erkundigen.

Heute jedenfalls machte er allein den Wirt, lärmend, mit weiten Gebärden und mit einer Munterkeit, die ein wenig erkrampft schien.

Es mochten an die zwanzig Leute da sein. Einige von ihnen trugen Namen, die seinerzeit in Berlin guten Klang gehabt hatten; ein früherer Minister war unter ihnen, ein früherer Staatssekretär, ein früherer Universitätsprofessor, der frühere Leiter eines großen Konzerns, der frühere Chefredakteur einer großen Berliner Zeitung und ein Musikkritiker, der früher für alle, die in Berlin mit Musik zu tun hatten, das gute und das schlechte Wetter gemacht hatte. Man aß vortrefflich und unterhielt sich lebhaft, man war gut angezogen und saß wohlhäbig in der alten, soliden Umgebung.

Heilbrun rühmte seine Köchin, wie jedesmal. Was er hier vorsetze, das sei ein richtiges Berliner Abendessen aus der guten Zeit der Republik. Berlin, die gute Zeit der Republik, das war es offenbar auch, was die meisten hier suchten, sie tauchten mit Freunden unter im Gefühl des Damals. Als hätte man sich darüber verständigt, vermied man es, von den Dingen des Heute zu reden. Statt dessen erging man sich in Erinnerungen, ergötzte sich an alten, vergangenen Freuden und Siegen, ergrimmte über die Niederlagen von ehemals, stritt über längstbegrabene Streitfragen, das Erledigte war nicht erledigt, es war da, es lebte, man ereiferte sich, wenn man nicht darüber einig werden konnte, ob ein gleichgültiges Detail so gewesen sei oder so. Den weitaus meisten deutschen Emigranten ging es ähnlich, sie kamen nicht los von ihrem Früher, die Vergangenheit verklärte sich ihnen. »Bei uns« war das so, sagten sie; alles war »bei uns« schöner gewesen, praktischer, sinnvoller. »Bei uns«, sagten sie, dachten sie, bedauerten sie, werteten sie bei jedem Anlaß, deutsch und französisch: »Bei uns, chez nous.« Die Chez nous nannten sie die Franzosen. Heute abend nun, bei Heilbrun, war man unter sich, man war chez nous; man vergaß das Heute und lebte ein paar Stunden in willkommener Euphorie.

Der alte Universitätsprofessor Ringseis wandte sich an Trautwein. Geheimrat Ringseis war ein Gräzist von internationalem Namen, seine Bücher, über Streitfragen der Homerforschung zumeist, interessierten weit über die Fachkreise hinaus. Obwohl »Arier« und an Politik niemals interessiert, war er aus der Heimat vertrieben worden; ja, gewisse Geschehnisse, die ihm im Dritten Reich zugestoßen waren, mußten ihm einen solchen Schock versetzt haben, daß man ihn für geistig nicht mehr ganz gesund hielt.

Gekommen war das so. Das für die Gegenwart wichtigste Werk, das die Altphilologie der Deutschen hervorgebracht hatte, war die »Realenzyklopädie des klassischen Altertums«; bereits die zweite Generation arbeitete daran. Die Nazi nun merzten die jüdischen Mitarbeiter aus, verzögerten so die Fertigstellung des Werkes und gefährdeten für alle Zeiten seinen Wert und seine Brauchbarkeit. Als Ringseis das erleben mußte, hatte er despektierliche Äußerungen über die Naziregierung getan. Daraufhin, erzählte man, hatte ihn ein Neffe, ein Halbwüchsiger, an den er sein Herz gehängt, bei den Nazibehörden denunziert. Man hatte Ringseis vorgeladen und ihm in höflicher Form eröffnet, es blieben der Regierung zwei Möglichkeiten: entweder stimmten die Angaben des jungen Menschen, dann könnte man nicht anders, als ihn, Geheimrat Ringseis, in ein Konzentrationslager zu stecken, oder aber die Angaben des Jungen seien unwahr, dann müsse der in eine Besserungsanstalt. Wie sich Ringseis vor dieser Alternative verhalten hatte, war nicht bekannt.

Jetzt jedenfalls lebte er in Paris und erzählte jedermann, wie er sich wohl fühle, weil er kein Kolleg mehr zu lesen und die Arbeiten des Seminars nicht mehr zu leiten brauche. Er lebe jetzt ausschließlich seiner literarischen Tätigkeit und dem Genuß des Augenblicks und habe nie geahnt, welches Behagen ein solches Leben einem schaffe. Er war sonderbar verkapselt, er lächelte viel, eine sanfte, künstliche Stille war um ihn herum, es war so, als hätte sich der ganze Mann mit großem Bemühen selber in Watte gepackt. »Man kann sich«, sagte er gelegentlich, »auch gegen anderes als gegen den Gesang von Sirenen Wachs in die Ohren stopfen.« Auch erklärte er: »Es liegt an dem kleinen Wort ›ara‹. Wir übersetzen es mit ›nun denn also‹ oder ›somit‹ oder einfach ›also‹ oder auch ›füglich‹ oder mit dergleichen, oder wir sagen schlechterdings, es sei ein Flickwort, und lassen es überhaupt fort. Aber Homer hat genau gewußt, warum er es so oft gebraucht. Ursprünglich bedeutet es: ›wie sich denken läßt‹. Man sollte es nicht weglassen. Es gibt das Epische, es gibt die Ruhe, es gibt die Weisheit. Wenn wir das kleine Wort ›ara‹ besser bedacht hätten, dann wäre manches nicht passiert. Ein künftiger Epiker wird bestimmt dichten: ›Als sie dann an die Macht gekommen waren, ergriffen sie, wie sich denken läßt, alle diejenigen, die sie nicht liebten, banden sie, wie sich denken läßt, schlugen sie, verpraßten ihr Gut und nahmen ihnen ihr liebes Leben.‹ Ja, es steht mancherlei in dem kleinen Wort ›ara‹, und zuweilen ist es auch abgekürzt und heißt nur ›ar‹, und manchmal heißt es auch nur ›r‹.«

»Diese fühlen sich wohl«, sagte er zu Trautwein, auf die andern Gäste weisend, mit seinem kindlichen Lächeln. »Warum nicht? Die Leutchen haben recht. Es gibt eine Version, nach welcher Odysseus bei den Phäaken bleibt. Der Mann, der diese Version gedichtet hat, muß mancherlei erlebt haben.«

Trautwein betrachtete den Alten, seinen großen, stillen Kopf mit dem graumelierten Schifferbart und den vorquellenden Augen. Der ließ die Vergangenheit, das Drüben, nicht mehr an sich heran, er genoß die Verantwortungslosigkeit des Exils. Er hatte wohl von einer »Muße mit Würde« geträumt, jetzt freute er sich an seiner »Muße ohne Würde«. Jedesmal wenn man ihn sah, schien er glücklicher. Dabei verkam er sichtlich, nicht nur geistig, man sah es seinem Anzug an, aber er schien es nicht zu merken.

Zwischen dem ehemaligen Minister und dem ehemaligen Chefredakteur war mittlerweile ein ernsthafter Streit entstanden. Es ging um gewisse Getreidezölle, welche der Minister vor zwölf oder dreizehn Jahren hatte durchführen wollen und die der Journalist damals erbittert bekämpft hatte. So scharf redeten die beiden jetzt aufeinander ein, daß die andern allmählich verstummten und ihnen zuhörten. Sie steigerten sich in immer größere Erregung, liefen rot an. Es war, als bekäme der Minister seine Zölle bewilligt, wenn es ihm nur gelänge, die Einwände des andern zu widerlegen. Längst hatten sie vergessen, daß das Problem, um welches sie stritten, vor langen Jahren und für immer erledigt worden war.

Ringseis hörte zu, schüttelte den Kopf. »Sind sie nicht«, fragte er mit mildem und listigem Lächeln Trautwein, »wie jene Schatten, welche Odysseus im Hades aufsucht? Die treiben es fort dort unten, wie sie es als Lebende getrieben haben, und hassen und lieben einander wie damals.«

Sepp Trautwein bewegten die Worte des Alten. Das ganze Abendessen mit seinem Drum und Dran schien ihm gespenstisch. Bin ich der einzig Nüchterne? dachte er. Wenn einer die Geschichte der letzten zwanzig Jahre schreibt, sind ihre Getreidezölle im besten Fall Fußnoten, in winzigen Lettern gedruckt, und die Kerle bilden sich noch immer ein, sie bewegten die Welt. Der alte Tattel hat recht: sie sind tot und wissen es noch nicht.

Erstaunt nahm er wahr, daß auch Anna sich von dem Gewese der andern hatte anstecken lassen. Sie war lustig von Natur, und heute abend war der Kleinkram, waren die Sorgen ihres Alltags von ihr abgefallen, sie lachte viel und zeigte ihre großen, weißen Zähne, sie war jene Anna, um die man sich seinerzeit in Deutschland in jeder Gesellschaft gerissen hatte. Sie hatte mit Behagen gegessen, hatte ein bißchen getrunken, der alte Raum mit den alten Möbeln gefiel ihr, die Menschen gefielen ihr. Es war die deutsche Luft von früher, sie atmete auf. Ihre Frische von früher war wieder da, ihre Munterkeit, ihre Lebenslust. Ihre schönen Augen glänzten, ihr breites Gesicht war nicht mehr verwaschen, es strahlte.

Sepp Trautwein war kein Spielverderber, er gönnte Anna von Herzen, daß sie sich wohl fühlte. Doch das ganze kindische Gehabe ringsum reizte ihn auf und machte ihn traurig. Sie waren nun einmal aus dem lebendigen Strom herausgeworfen, sie waren in Brackwasser geraten, und wenn sie einander noch soviel vorschwärmten, wie es früher gewesen war, heute war es anders, und es hatte keinen Sinn, sich darüber wegzutäuschen. Er konnte die künstliche Lustigkeit nicht länger ertragen, er ging ins übernächste Zimmer, in dem niemand war.

Er drehte an dem Radioapparat, den er dort fand, suchte herum, die Tonstärke dämpfend, um die übrigen nicht zu stören. Vielfältig aus aller Welt drangen Geräusche auf ihn ein. Das Vordringlichste war eine Stimme, die immer wieder kam, über alle deutschen Stationen, ein vulgärer Tenor. Sepp Trautwein hatte die Stimme oft gehört, es war die eines deutschen Ministers. Was der Mann sagte und wie er es sagte, erschien ihm lächerlich und widerwärtig zugleich. Manchmal sonst, wenn er die Stimme hörte, hatte er sie fortgedreht; heute, in seiner trüben Laune, kam ihm diese Stimme gerade zupaß, sie verwandelte seine passive Melancholie in Haß, in Aktivität.

Trautwein lächelte grimmig. Was für einen soldatischen Jargon sie jetzt sprechen im Dritten Reich. Sie haben auch die Sprache militarisiert; schneidig und großspurig, wie sie sind, verpflanzen sie Worte aus dem Bereich der Armee auf Gebiete, wo sie wahrhaftig nichts zu suchen haben. »Arbeitsfront«, »Erzeugungsschlacht«. Sind Fabriken Schlachtfelder? Ist die Arbeit ein kriegerisches Unternehmen? Nächstens, wenn ein Minister auf den Lokus geht, werden die Zeitungen berichten, er habe eine Entleerungsschlacht geliefert.

Im übrigen widersprach, was die Stimme durch die Lüfte schrie, so offenkundig der Wirklichkeit, daß Trautwein nicht begriff, wie ein menschlicher Mund sich dazu hergab, so sinnlos Verlogenes in die Welt zu lassen. Die Stimme erzählte ihren Deutschen, deren Brot von Tag zu Tag knapper wurde, wieviel besser es ihnen gehe als den Einwohnern irgendeines andern Landes; sie erzählte ihnen, die, ehe sie das leiseste Wort der Kritik flüsterten, ängstlich um sich spähen mußten, sie allein hätten die wahre Freiheit. Dreist fälschte die Stimme alles, was ringsum geschah, ins Gegenteil um, »zum Nutzen der Partei und des Volkes«. Wer unter den Hörern sich noch ein Restchen Vernunft bewahrt hatte, mußte das merken. Von denen aber, die dem Redner von Angesicht zu Angesicht gegenübersaßen, waren offenbar nur mehr wenige bei Vernunft. Trautwein hörte, wie begeistert sie sich dem Wortschwall hingaben, sie schrien sich heiser vor Enthusiasmus, sie klatschten und trampelten, übrigens oft an der falschen Stelle. Es war offenbar schon gleichgültig, was der Mann sagte: sie hatten sich daran gewöhnt, der Stimme zu glauben, der vulgären Stimme zuzujubeln, die das Vulgäre in ihnen selber streichelte und stachelte. Sepp Trautwein hatte das am Radio schon mehrmals erlebt. Aber das widerwärtige und groteske Hörspiel fesselte ihn immer von neuem; heute, in seiner Bitterkeit, weidete er sich mit zwiefachem Grimm an der Schmach seiner Heimat.

Allmählich hatte die Stimme aus dem Radio auch andere von Heilbruns Gästen angezogen, schließlich waren sie alle da. Sie standen herum, hörten zu, machten spöttische Gesichter oder angewiderte, schüttelten die Köpfe, lachten. Langsam aber verging ihnen das Lachen. Immer maßloser in seiner Umkehrung der Wahrheit wurde das dreiste Gewäsch. Und sie hörten es betreten. Aus dem, was die Machthaber jetzt dem deutschen Volke zu bieten wagten, konnte man erkennen, wieweit es ihnen bereits geglückt war, dieses verständige Volk in Dummheit einzulullen. Ganz still saßen oder standen zuletzt die Leute in Heilbruns Zimmer. Wo war die frohe Stimmung von vorher? In schwerer, hoffnungsloser Stummheit hörte man dem gemeinen Gerede der gemeinen Stimme zu.

Endlich, mit jähem Ruck, stellte Trautwein den Apparat ab. So abrupt kam, so wohltätig die Stille, daß man aufwachte wie aus einem scheußlichen Traum. Man sah einander an, man versuchte die erstarrten Gesichter wieder in die rechte Form zu bringen, man versuchte zu lachen, über das wüste Erlebnis wegzugleiten. Es gelang nicht recht. Bald wieder vertröpfelten die Gespräche, eine neue, noch lähmendere Stille war da.

In dieses neue Schweigen hinein klang auf einmal die Stimme des alten Geheimrats Ringseis. Langsam, sanft nickte er mit dem großen Kopf, freundlich mit den vorquellenden Augen sah er in die Runde, und: »Die Freier«, sagte er, »sind über das Haus des Odysseus hergefallen und verprassen sein Gut und vergewaltigen seine Leute. Aber Penelope webt und ist schlau, und die Freier kriegen sie nicht, und sie wartet, und Odysseus wird zurückkehren. Eleusetai«, wiederholte er das zuversichtliche Wort in seiner Urform. Er sagte aber das alles gänzlich unpathetisch, es war eine beiläufige Mitteilung, die ruhige Konstatierung einer Tatsache. Niemand lachte, alle, auch diejenigen, die nicht Griechisch konnten, verstanden das griechische Wort, und im Grunde war jeder für einen Augenblick dem kindisch gewordenen Greis dankbar.

Während man zu schwatzen versuchte wie vorher, nahm sich Anna den Musikkritiker Sahling vor, jenen Mann, der einst in Berlin in den Belangen der Musik allmächtig gewesen war. Damals hatte er sich Sepp als Zielscheibe ebenso geistreicher wie ungerechter und unanständiger Angriffe herausgesucht, er hatte ihm das Leben manchmal sauer gemacht, und Sepp hätte, wären Sahlings freche und witzige Anpöbelungen nicht gewesen, zweifellos mehr erreicht. Heute aber zahlte es Anna diesem Sahling heim. Sie griff Wendungen auf, bösartige, tückische, mit denen Sahling seinerzeit ihren Sepp attackiert hatte, sie bedrängte ihn, mit Sachkenntnis und mit Eifer verteidigte sie das Werk ihres Mannes. Sahling, gehemmt, unsicher, erwiderte schwunglos. Anna fühlte sich gut in Form, sie zog ihren Gegner laut auf, mokierte sich über ihn. Und da sie sah, daß er, so frech und gewandt er mit der Feder war, in Gesellschaft scheu und schwerfällig wurde, ließ sie sich immer weiter fortreißen und attackierte ihn mit saftiger Bosheit. Sahling wehrte sich ungeschickt, hilflos und machte keine gute Figur, alle waren sichtlich auf Annas Seite.

Sepp Trautwein gefiel es nicht, was Anna da machte. Er war sich der Grenzen seiner Leistung bewußt und fühlte sich innerhalb seines Bereichs um so sicherer. Das Hämische, was Sahling ihm angetan hatte, war schon damals schnell von ihm abgeglitten, jetzt, im Exil, hatte er es vollends vergessen. Er mißbilligte Annas Angriffe auf den ungewandten Mann und bemühte sich, ihn aus ihren Fängen zu befreien.

Im Grunde tat der Mensch ihm leid. Für Trautwein war das Vergangene wirklich tot, für ihn existierte nur der Sahling von heute, und der war ein Emigrant, wie er selber einer war. Er nahm ihn beiseite und sprach ihm freundlich zu, teilnahmsvoll. Sahling aber erinnerte sich alles dessen, was er Trautwein angetan hatte, und blieb mißtrauisch. Trautwein mühte sich, die Scheu des andern zu besiegen, er erkundigte sich voll wirklicher Teilnahme, woran er arbeite, und als ihm Sahling von seiner »Musikgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts« erzählte, die jetzt, nachdem er acht Jahre lang daran geschrieben, wohl endgültig in der Schublade verschimmeln werde, überlegte er ernstlich, ob dafür nicht vielleicht doch ein Verleger aufzutreiben sei. Sahling indes, der sich nicht vorstellen konnte, daß jemand angetane Unbill sollte vergessen haben, fürchtete, hinter Trautweins zur Schau getragener Freundlichkeit berge sich doppelte Tücke, und blieb mißtrauisch und verstockt.

Trautwein saß in schwerem Nachdenken. Wie klein waren diese Menschen, wie eingesperrt in ihr Früher. Wie spärlich waren diejenigen, welche im Exil besser, wie zahlreich jene, die schlechter geworden waren. Harry Meisel hatte recht mit den Emigranten seines »Sonett 66«; diese Emigration war ein erbärmlicher Flohzirkus.

»Warum hast du es denn dem Sahling gar so wüst gegeben?« fragte er Anna, als er sie allein zu sprechen bekam. »Hätte ich ihm vielleicht noch Zucker dafür reichen sollen«, fragte sie streitbar zurück, »daß er den niederträchtigen Aufsatz schrieb über deinen ›Leitfaden‹?« – »Das ist doch alles Schnee vom vergangenen Jahr«, besänftigte Trautwein. »Siehst du nicht, was für ein armer, verprügelter Hund er ist?« Anna sah es, und sie liebte ihren Mann.

Im übrigen schwand, da Trautwein heiter und gutmütig von Natur war, im späteren Lauf des Abends seine Melancholie und Menschenverachtung, und schließlich steckte die alberne, harmlose Lustigkeit der andern ihn an. Heilbruns Gäste, und jetzt Trautwein mit ihnen, verloren sich immer tiefer in dem, was ihnen von ihrer Jugend geblieben war. Diese Menschen, keiner unter vierzig, wandelten sich zurück in Zwanzigjährige, sie schwelgten im Gedächtnis ihrer unbeschwerten Vorkriegszeit. Man sprach von den bittern und lustigen Streichen, die man damals angestellt hatte, man sprach von den Sorgen von damals, die keine waren, von den Cafés der Bohème in München und in Berlin, von Atelierfesten, von den Sitten, Büchern, Bildern jener Zeit.

Einer zitierte das parodistische Räuberlied, das ein paar Winter lang die Feste der Münchener Bohème durchklungen hatte. Man konnte den Text nicht mehr recht zusammenkriegen. Es war Sepp, der schließlich die fehlenden Worte der dritten Strophe ausgrub. Es lautete aber die dritte Strophe dieses Räuberliedes folgendermaßen: »Kommt dann eine fette, / Auch verheiratete / Kommerzialratsgattin durch den Wald, / Wird sie erst besichtigt / Und dann notgezüchtigt, / Daß es durch die Bäume widerhallt.« Und alle waren befriedigt und Sepp dankbar, daß sich in seinem Gedächtnis der Text dieser Strophe erhalten hatte.

## 

## 2

## Sie werden’s auch noch billiger geben, Frau Kohn

Am darauffolgenden Nachmittag konnte Anna ein paar Besorgungen für Doktor Wohlgemuth unerwartet rasch erledigen und gewann Zeit für sich selber. Froh der ungewohnten Muße, schlenderte sie durch den Tuileriengarten, als man sie anrief.

Die sie anhielt, war Gertrud Simmel, die Frau des Anwalts Simmel, der im Kuratorium des Beethoven-Vereins gesessen war. Der Beethoven-Verein hatte auf Trautweins Befürwortung einigen seiner Schützlinge Stipendien bewilligt und Aufführungen subventioniert, die sonst nicht zustande gekommen wären. Gertrud Simmel hatte Interesse an geistigen Dingen und verstand etwas von Musik. Aber sie liebte es, ihre Geistigkeit zu betonen. Auch hatte sie sich von jeher als die vielmögende Frau eines Mäzens und wichtigen Mannes gefühlt, und Anna hatte sich zuweilen den Spaß geleistet, ihr zu Munde zu reden und sie dadurch noch weiter in ihr prätentiöses Gehabe hineinzusteigern.

In Paris war man sich selten begegnet. Gertrud Simmel äußerte damenhaft und herzlich ihre Freude, Anna einmal wiederzusehen, und schlug vor, sich auf eine Viertelstunde in das nahe Café Rumpelmayer zu setzen. Eigentlich war das Café Rumpelmayer für Anna zu teuer. Aber sie freute sich, daß sie heute gut aussah, sie hatte sich erst vorgestern für den Abend bei Heilbrun die weißen Haare auffärben lassen, gerade vor Gertrud Simmel lag ihr daran, gut auszusehen. Sie nahm ihren Vorschlag an.

Da saßen also die beiden in dem hübschen Café unter den Arkaden der Rue de Rivoli mitten unter gepflegten, wohlhäbigen Frauen; überall war Geschwatz, Behagen, Sicherheit. Anna Trautwein und Gertrud Simmel sahen frisch und unbesorgt aus wie die andern, es war wie in Berlin, man hätte ebensogut bei Dobrin im Tiergarten sitzen können.

Im Innern war jede der beiden Frauen voll von freundfeindlicher Neugier, wie es der andern gehe. Aber davon ließen sie nichts verlauten, vielmehr versteckten sie ihre Sorgen, gaben sich sicher und überlegen und spielten sich vor, es habe sich nichts geändert. Sie waren nicht im Exil, sie waren in Deutschland.

Man schwatzte von Ausstellungen, die man leider aus Zeitmangel noch nicht gesehen hatte, man streifte ein bißchen die Politik, man sprach vom Pariser Leben, doch so, als wäre man auf einer Reise und als wären nicht die Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten dieses Lebens die Basis der Existenz. Anna Trautwein beschaute die elegante, sorglose Gertrud Simmel und fragte sich, ob wirklich an ihr alles Unglück abgeglitten sei wie Wasser an einem Ölmantel. Gertrud Simmel beklagte sich gerade darüber, daß es so schwerhalte, geschultes, zuverlässiges Personal zu finden. Anna dachte an eine kleine Geschichte, die ihr eine Freundin aus der jüngsten Vergangenheit des Dritten Reichs erzählt hatte. Dort war es verboten, daß Juden »arisches« Dienstpersonal beschäftigten; infolgedessen hatten viele von den Wohlhabenderen ihre »arischen« Hausangestellten gegen jüdische ausgewechselt. Annas Freundin nun hatte eine ältere jüdische Dame in München aufgesucht, die jetzt ein solches jüdisches Mädchen angestellt hatte. Die alte Dame tadelte sanft ihre neue jüdische Bedienstete, daß sie schon wieder die welkenden Blumen habe stehenlassen, statt sie gegen frische auszutauschen. Woraufhin das jüdische Mädchen frech, weise und skeptisch erwidert hatte: »Sie werden’s auch noch billiger geben, Frau Kohn.«

An diese bittere kleine Anekdote also dachte Anna Trautwein, während sie Gertrud Simmel gegenübersaß. Sie werden’s auch noch billiger geben, Frau Kohn, dachte sie und beschaute die andere mit unguten Augen. Dabei bemühte sie sich, Haltung zu wahren, ihr Gesicht war gespannt und lebendig, ihre schönen Augen glänzten, ihre angenehme Stimme klang voll und sicher, ihre Bewegungen waren lässig und beherrscht, nichts mehr war da von der Anna jener Nacht, die ihren Mann schreiend beschimpft hatte.

Vielmehr erzählte sie mit gelassenem Stolz von der Arbeit ihres Sepp, daß nämlich sein Oratorium »Die Perser« vollendet und daß die Aufführung durch den Pariser Rundfunk so gut wie gesichert sei.

»Wieviel trägt eigentlich eine solche Aufführung?« fragte plötzlich statt aller Antwort nachdenklich Gertrud Simmel. Anna setzte die Teetasse nieder, ohne sie zum Mund geführt zu haben. War das Gertrud Simmel, die das gefragt hatte, die gleiche Gertrud Simmel, die es immer peinlich vermieden hatte, von Preisen, von Gelddingen zu sprechen, weil ihr das für unvornehm galt, die elegante, prätentiöse Gertrud Simmel, die nur interessiert war an Musischem und Mondänem? Wie die Dinge jetzt lagen, hatte Anna sich oft errechnet, welche Erleichterung es für ihr Budget bedeutete, wenn die Rundfunkaufführung zustande käme und sie das Honorar erhielte; aber gemessen an den Erträgnissen regulärer Opernaufführungen war ein solches Honorar ein Pappenstiel. Was wollte Gertrud Simmel mit ihrer Frage? Fragte sie aus ehrlichem Interesse? Hatte die Emigration ihr beigebracht, daß das Leben soviel »Vornehmheit«, wie sie für nötig hielt, nicht erlaubte, und daß es keine Schande war, von Geldnöten zu reden? Von Gertruds Gesicht war nichts abzulesen. »Wieviel eine solche Aufführung trägt?« wiederholte Anna, beinahe im gleichen wägenden Ton wie Gertrud. »Wie man es nimmt«, antwortete sie, »viel und nicht viel. ›Der Rosenkavalier‹ bringt mehr«, fügte sie hinzu und lachte.

Allein Gertrud ging auf den spaßhaften Ton nicht ein. Sie nickte vielmehr, als wüßte sie genau Bescheid und als hätte sie eine ähnliche Antwort erwartet, aber es war in ihrem Nicken keine Überheblichkeit. »Bei uns geht auch nicht alles, wie es sollte«, sagte sie unvermittelt, unvermutet; sie schaute sorgenvoll aus, betrübt, ihr volles Gesicht verfiel, wurde schwammig, man sah, wie dick Schminke und Puder aufgetragen waren. Ringsum war das sorglose Geschwätz der geputzten Damen.

Gertrud beugte sich ein bißchen näher, sie legte die fleischige Hand auf die große, magere, gutgebildete Annas und fuhr fort: »Arthur arbeitet wie ein Verrückter. Es ist ein Betrieb, als wäre es wunder was, aber es schaut nichts dabei heraus. Jetzt hat er wieder Schwierigkeiten mit den Aufsichtsbehörden.« Doktor Simmel, der als geschickter Anwalt galt, arbeitete zusammen mit einem französischen Kollegen, aber er hatte keine französischen Examina gemacht, seine Tätigkeit war illegal. »Man kommt nicht voran«, berichtete Gertrud weiter, »man faßt hier nicht Fuß, nie wird man hier Fuß fassen, man hält sich, man klammert sich an, aber man rutscht ab, unaufhaltsam.« Sie sprach leise, sie schaute Anna nicht an, hielt aber die ganze Zeit ihre Hand auf der Annas; Anna verspürte einen kleinen Widerwillen, doch sie brachte es nicht über sich, die eigene Hand wegzuziehen.

Daß Gertrud sich mit einemmal so gehenließ, erschütterte Anna. Sie selber fühlte sich heute zuversichtlicher als sonst, aber es war ihr keine Genugtuung, daß Frau Kohn es nun auf einmal soviel billiger gegeben hatte. »Ja«, sagte sie statt dessen vage, »es ist verdammt schwer.«

So saßen die beiden in dem wohlhäbigen Café inmitten der gepflegten Frauen, gepflegt wie die andern, eine kleine Insel der Traurigkeit in dem Behagen ringsum. Und, vielleicht zum erstenmal, seitdem sie einander kannten, spürten sie nicht, wie sehr ihr Wesen sie trennte, sondern fühlten sich einander nahe.

An einem der nächsten Tage traf es sich, daß Anna das letzte Stück Weges zum Haus Doktor Wohlgemuths gemeinsam mit Elli Fränkel zurücklegte. Das geschah selten, obwohl sie sich eigentlich an der Metrostation öfters hätten treffen müssen; denn ihre nachmittägliche Arbeit begann zur gleichen Zeit. Allein Elli war fast niemals pünktlich.

Heute war sie es. Sie trippelte neben Anna her, munter schwatzend. So trüb und mürrisch Elli während ihrer ersten Zeit bei Doktor Wohlgemuth gewesen war, in diesen letzten Wochen hatte sie sich verändert, sie war vergnügt geworden, schwatzselig. Ein bißchen schlampig wirkte sie immer noch, aber sie sah nicht mehr grau und verkommen aus, eher hübsch und jung. Auch fühlte sie sich weniger unsicher. Das rührte nicht etwa daher, daß sie ihre Arbeit bei Wohlgemuth ordentlicher verrichtet hätte als in den ersten Tagen, sie stellte nach wie vor mehr Unglück an, als daß sie half: aber während Wohlgemuth sich früher darüber geärgert hatte, klangen jetzt seine sarkastischen Bemerkungen nicht mehr bösartig, es schien fast, als finde er in ihrer Ungeschicklichkeit einen gewissen Reiz. Die Zeiten jedenfalls, da er in ihr nichts gesehen hatte als ein Stück Malheur, waren vorbei. Elli, mit natürlicher Koketterie, legte es darauf an, ihre Zartheit, Gebrechlichkeit, Labilität, Lebensunfähigkeit immer mehr zu unterstreichen. Wohlgemuth war gerührt, und Elli, die wußte, daß der Weg von solcher Rührung bis zur Verliebtheit nicht weit war, nutzte seine Gefühle aus und machte es sich bequemer.

Heute, erklärt sie Anna, muß sie ein bißchen früher weggehen. Sie hat jemand gefunden, der sie in die Oper mitnimmt, man gibt »Butterfly«, und sie hat nur ein altes Fähnchen anzuziehen und will versuchen, daraus das möglichste zu machen. Es ist dieser Doktor Wendtheim, der sie mitnehmen will, derselbe, von dem sie Anna schon mehrmals erzählt hat. Er ist ein steifer Mensch, langweilig, früher hätte man so einen links liegenlassen; aber heute darf man sich einen Mann nicht zu genau anschauen, wenn er einen in die Oper mitnehmen will. Heute muß man froh sein, wenn einer da ist, der ein bißchen Anteil an einem nimmt, sonst ist man ganz verloren.

Anna betrachtet Elli von der Seite her. Ist das die Frau, die noch vor ganz kurzem mit so herzzerreißender Gier über die Speisen hergefallen ist? Heut abend geht sie also in die Oper. Mit diesem Doktor Wendtheim. Ellis Mann ist im Konzentrationslager umgekommen. Anna hat ihn gut gekannt, er ist ein gescheiter Mann gewesen, lebendig, tapfer, er hat gut ausgeschaut, tausend Sympathien waren ihm zugeflogen. In der ersten Zeit nach seinem Ende konnte Elli nicht loskommen von dem Gedanken an ihn; wie immer man sie abzulenken versuchte, ihre Gedanken und ihre Worte kehrten zu ihm zurück. Jetzt hört Elli nicht mehr gern von ihm reden. Es sind fast zwei Jahre her, daß er zugrunde gegangen ist, und man kann wohl nicht zwei Jahre lang pathetisch trauern. Aber Anna kann sich nicht vorstellen, daß sie selber, wenn ihr dergleichen passiert wäre – sie verscheucht den Gedanken sofort, sie will ihn nicht zu Ende denken. Elli ist also jetzt mit ihrem Doktor Wendtheim zusammen, ziemlich oft. Er gefällt ihr nicht; wenn sie von ihm spricht, hat sie ein entschuldigendes, fast verlegenes Lächeln, beinahe schämt sie sich seiner. Sie ist wohl nur deshalb mit ihm zusammen, weil er an ihr »Anteil nimmt«, das heißt, weil er ihr häufig ein Abendessen zahlt und ihr wohl überhaupt hilft, ein paar hundert Franken zu ersparen. Ob sie mit ihm schläft? Wenn nicht, dann wird sie, falls er ernstlich darauf drängt, es sicher tun. Sie kann es sich nicht leisten, jemand abfahren zu lassen, der an ihr Anteil nimmt. Auch Doktor Wohlgemuth nimmt an Elli Anteil. Sicher würde sie auch mit ihm schlafen. Anna begreift das; aber es gefällt ihr nicht.

Sie sind bei Wohlgemuth angelangt. Es gibt viel Arbeit, und Elli, wie stets, stört mehr, als sie nützt. Wohlgemuth selber tummelt sich mit gewohnter Frische, arbeitet, beschimpft seine Patienten, kalauert, es ist alles wie sonst. Trotzdem ist irgendwas verändert; Anna weiß nicht, woran es liegt, sie wittert es. Sie liebt Veränderungen nicht; wenn sich was ändert, dann immer nur zum Schlechten.

Nach einer Weile sagt denn auch Wohlgemuth: »Übrigens, Frau Trautwein, ich muß Sie noch ein paar Minuten sprechen. Nicht jetzt«, fügt er eilig hinzu, da schon der nächste Patient eintritt, »bei Gelegenheit.«

Anna geht ab und zu, gelassen wie immer, ruhig, damenhaft, empfängt Patienten, lacht und scherzt ein bißchen, telefoniert, leistet Handreichungen. Aber sie ist nervös. Sie hat ja gleich gemerkt, daß was los ist. Dabei ist es vielleicht gar nichts, was ihr der Doktor zu sagen hat. Ob sie ihn nicht glatt fragt, zwischen zwei Patienten? Unsinn. Sie darf ihm nicht zeigen, wie gespannt sie ist. Man kommt herunter in der Emigration, nicht nur mit dem Geld, auch mit den Nerven. Immer hat man ein Gefühl, als lauere etwas Unangenehmes auf einen. Früher, zu Hause, wenn jemand sie hat sprechen wollen, mit welcher Ruhe hat sie darauf gewartet. Wie lang hat sie Briefe uneröffnet liegenlassen. Jetzt reißt sie ungeduldig alles auf, was kommt.

Der Nachmittag vergeht, es wird Abend, sie hat den letzten Patienten hinausbegleitet, hat dem Doktor geholfen, die Instrumente zu säubern, wegzuschließen. Er denkt offenbar gar nicht mehr an das, was er ihr hat mitteilen wollen. Sie zieht den Mantel an. Sicher ist es nichts, und sie macht sich einfach lächerlich, wenn sie nochmals davon anfängt. Aber da fragt sie schon geradezu: »Sie wollten mir noch was sagen?«

»Ach ja«, sagt er, »richtig. Es ist nichts Dringliches, aber ich möchte, daß Sie sich beizeiten auf die Eventualität einstellen. Ich habe da einen Brief von Sir James bekommen, von James Simpson. Das ist Ihnen kein Begriff, aber jedem Zahnarzt ist es ein Begriff. James Simpson in London. Das ist wer, das ist was. Meine Herren. Sir James, das ist ein Pfeiler der Zahnheilkunde. Dieser Sir James, dieser Simpson, schreibt sich mit einem ganz großen S. Er hat mir schon früher mehrmals Klienten geschickt, viermal. Das war vor Ihrer Zeit, Frau Trautwein. Das heißt, Monsieur Luciani, der immer mal wiederkommt, der mit der Schienung unten, Sie erinnern sich, den haben wir auch von ihm geschickt bekommen.«

Anna, im Mantel, steht und wartet. Wenn er nur nicht soviel Worte machte, wenn er sich nur nicht ins Zehnte, ins Hundertste verlöre, es ist zum Auswachsen. Wenn sie jetzt nicht eingreift, dann liest er ihr wahrscheinlich noch stundenlang ein Privatissimum über die Schienung des Monsieur Luciani.

»Ja«, fragt sie, »und was ist es also mit diesem Sir James und Ihnen?« – »Es ist allerhand«, erwidert er. »Sir James fragt bei mir an, ob ich bereit wäre, mich in absehbarer Zeit mit ihm zusammenzutun, mit ihm zusammen weiterzuarbeiten. Er ist vierundsechzig. Er braucht eine jüngere Kraft. Die Engländer sind zäh, aber er allein ist seiner Klientel nicht mehr gewachsen. Sooft er nach Paris kommt, sucht er mich auf, meine Arbeiten haben ihm Eindruck gemacht, wir verstehen uns ausgezeichnet, mein trockener, herzgewinnender Humor hat es ihm angetan, und kurz und gut, er bietet mir an, mit ihm zusammenzuarbeiten. Wissen Sie, was das heißt, meine Liebe? Sie wissen es nicht. Es heißt einiges, es heißt viel, es heißt an die fünftausend Pfund im Jahr. Die Engländer haben große Zähne, sie halten auf ihre Zähne, sie lassen sich ihre Zähne was kosten. London gefällt mir nicht sehr, ich liebe das Klima nicht, ich finde auch, daß man die Engländer überschätzt, aber ich spreche ganz passabel englisch, und fünftausend Pfund: meine Herren. In Franken ist das überhaupt nicht auszudenken. Die Sache ist nicht eilig, wie gesagt, aber in zwei oder drei Monaten spätestens werde ich ihm doch wohl endgültig Bescheid geben müssen. Im Spätsommer oder im Frühherbst würde ich dann übersiedeln. Ich wollte Sie beizeiten darauf vorbereiten, liebe Frau Trautwein. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß ich Sie mitnehmen kann; wir haben ja immer ausgezeichnet zusammengearbeitet. Aber das alles ist noch nicht spruchreif. Lassen Sie sich’s nur für alle Fälle einmal durch den Kopf gehen.«

Schon als Wohlgemuth zu sprechen anfing, hatte Anna gewußt, daß nun doch etwas Ernsthaftes kommen werde. Wie es näherrückte, wie zum erstenmal das Wort London fiel und wie er dann von dem Angebot dieses Simpson sprach, da hatte sie nur gespürt: Jetzt schwimmt also auch das fort. Überall Bruch. Hätte der mit der Setzung seiner Worte beschäftigte Doktor mehr auf ihr Gesicht geachtet, dann hätte er merken müssen, daß die sonst so resolute Frau ihr Gleichgewicht verloren hatte. Es geschah denn auch mehr mit den Lippen als mit dem Gehirn, daß sie halbwegs gelassen erwiderte: »Schön, ich werde es mir überlegen.«

Auf dem Nachhauseweg dachte es in ihr immer nur: Nach London. Das ist doch unmöglich. Und hier können wir mit den zwölfhundert Franken, die Sepp verdient, nicht auskommen, zu dritt. Das Aranjuez müssen wir unter allen Umständen aufgeben, und wie überhaupt soll es werden? Etwas Neues finde ich schwerlich. Wer einen Job hat, hält ihn mit Zähnen und Klauen fest. Es geht überall nur schlechter, alles wird abgebaut, überall Bruch. So fuhr sie nach Hause, ihre Entschlossenheit war fort, sie war angefüllt mit Sorgen vor der Zukunft.

Im Aranjuez ließ sie sich auf ihr Bett fallen. Sie lag mit geschlossenen Augen, es tat wohl, um sich herum nichts zu spüren als Dunkel, und sie genoß dumpf, daß sie jetzt nicht denken mußte und nicht sprechen.

Nach zehn Minuten etwa, langsam, kehrte ihr die Logik zurück. Ihr Gedächtnis hatte alles gut aufgenommen, und sie überlegte jetzt jede Einzelheit, die Wohlgemuth gesagt hatte, ihren Inhalt, ihren Tonfall, sie wog ab, was daran gut und schlecht gewesen sein mochte. Wenn sie es ernstlich darauf anlegt, dann nimmt er sie wohl bestimmt nach London mit. Wird es dort wirklich so schlimm werden? Schäbig ist ihr Doktor nicht. Sicher wird er ihr genug geben, daß sie in London nicht schlechter werden leben müssen als hier in Paris. Und für Sepp wird sich auch kaum viel ändern. Es wird werden, wie es war, bevor er die feste Stellung an den »P. N.« gehabt hat. So viel, wie er vorher für die »P. N.« geschrieben hat, kann er auch von London aus schreiben. Eine Stellung, wie er sie an der Musikalischen Akademie hier in Paris gehabt hatte, kriegt er freilich in London kaum. Dafür wird er dort mehr freie Zeit für seine eigene Produktion haben, und das wird ein Glück sein; vielleicht wird es dann auch zwischen ihnen wieder besser werden. Behelfen können wird man sich in London sicher. Der Junge wird es dort nicht leichter haben und nicht schwerer als hier. Bei seiner Sprachbegabung wird er mit dem Englischen rasch fertig werden, ein Diplom kriegt er auch in London, und zu bauen werden sie ihm dort fürs erste genausoviel geben wie hier, nämlich nichts. So ängstlich sie für Sepp und für sich selber ist, um den Jungen ist ihr keinen Augenblick bange. Der kommt durch. Daß sie ihn jetzt noch zuweilen bemuttert, tut sie mehr um ihrer selbst als um seinetwillen.

Wenn man es näher bedenkt, ist die Geschichte nur halb so schlimm. Die Nerven sind ihr durchgegangen, das ist alles. Sie ist ziemlich herunten, sie muß sich zusammennehmen. Dabei ist dieses London wahrscheinlich nur ein vages Projekt; ihr Doktor ist ein munterer Herr und spricht häufig von nebelhaften Plänen so, als wären sie Fakten. Sie wird die ganze Sache beiseite schieben, sie darf nicht mehr daran denken, sie hat in der Gegenwart Arbeit und Sorgen genug, sie braucht sich den Kopf nicht anzufüllen mit Sorgen der Zukunft.

Gott, schon drei Viertel acht. Um halb neun spätestens kommt Sepp nach Hause. Der Junge ißt heute auswärts. Eigentlich kommt ihr das gelegen; sie hat schon seit mehr als einer Woche vorgehabt, sich heute mit Sepp einen netten Abend zu machen, mit einer vertraulichen Aussprache, so wie sie es früher manchmal gehalten haben. Es ist ihr Hochzeitstag. Sepp wird wahrscheinlich nicht daran denken; aber er hat heuer den Geburtstag Hannsens nicht vergessen, vielleicht denkt er doch daran. Sie bereitet also das Abendessen, sie hat ein bißchen mehr eingekauft als sonst, sie macht sich selber zurecht, und darüber vergehen ihr vollends die Gedanken an die Unterredung mit Wohlgemuth.

Sie wurde übrigens bequem fertig, ja sie mußte auf Sepp warten. Er war aber guter Laune, als er kam, er merkte, daß das Essen besonders schmackhaft war, er hatte sogar Blick dafür, daß Anna gut und jung aussah. Aber nicht kam er auf den Anlaß ihrer Bemühungen, darauf, daß sich heute ihre Heirat zum neunzehntenmal jährte. Seine Gedanken waren offenbar woanders. Er erklärte auch bald, er sei pressiert und müsse in einer kleinen halben Stunde wieder fort.

Anna war darauf vorbereitet, daß er nichts merken werde; sie kannte seine Zerstreutheit. Dennoch war sie enttäuscht. Obwohl sie eine allgemeine Aussprache hatte herbeiführen wollen, hatte sie nicht die Absicht gehabt, von Wohlgemuths Londoner Projekt zu reden; das, hatte sie beschlossen, sollte vorläufig ihre eigene Angelegenheit bleiben. Jetzt, da er keinen einzigen Gedanken für sie hatte, beschloß sie es anders. Jetzt wird sie ihm sein Teil abgeben an der Sorge für die Zukunft: soll gefälligst auch er sich den Kopf zerbrechen, was werden wird. Sie erzählt ihm also, sie bemüht sich, keine Sentiments einzumengen, sie berichtet ihm sachlich, daß und warum Doktor Wohlgemuth vielleicht, ja wahrscheinlich in absehbarer Zeit nach London übersiedeln wird.

Sepp hört zu, unbehaglich, unachtsam; er ist schon im Begriff gewesen, aufzubrechen, es paßt ihm nicht recht, daß sie ihn jetzt zurückhält. »So?« fragt er, wie sie fertig ist. »Nach London? Da müßtest du dir dann wohl was Neues suchen.« – »Das wird nicht so einfach sein«, meint sie. »Ach, da hab ich keine Angst«, erwidert er leichtsinnig. »Und dann ist es ja noch gar nicht sicher, und lang ist es auch noch, bis dahin, und auf alle Fälle hättest du dann fürs erste einmal mehr freie Zeit.«

Sie schaut ihn an. Will er sie und sich mit seiner Leichtfertigkeit forttrösten über die neue Sorge und über die Schwere der Entscheidung, die vor ihnen liegt? Aber nein. Er will offenbar überhaupt nicht verstehen, worum es geht. Er will es nicht ernst nehmen, er will es wegschieben. Er hat seine Verabredung im Kopf und will jetzt fort. »Ja, Alte«, sagt er, schon im Mantel, und das »Alte« klingt nicht zärtlich, es klingt eher nach Gewohnheit, Verlegenheit, Ausflucht, »das überlegen wir ein andermal. Jetzt muß ich fort.«

Und damit ging er wirklich. Ihr Hochzeitstag war vorbei, er hatte nichts gemerkt, und auch von ihrer Panik und ihren Sorgen wegen Wohlgemuth hatte er nichts gemerkt. Er hatte es eilig gehabt, er hatte seine Verabredung. Was das wohl für eine Verabredung war? Man hatte ihr hinterbracht, daß er häufig mit Erna Redlich zusammen sei, der Sekretärin der »P. N.«. Sie fragte ihn nie, wohin er gehe. Oft sagte er es ihr ungefragt, doch ihr war, als sage er es ihr in letzter Zeit weniger häufig. Heute jedenfalls, wo sie ihn gebraucht hätte, ließ er sie allein.

Sie hätte besser getan, das Geld für das reichlichere Abendessen auf die Reparatur der Schreibmaschine zu verwenden, die immer dringlicher wurde. Sie zog sich aus, langsam, verwahrte die Speisenreste, wusch das Geschirr ab. Wenn wenigstens Hanns da wäre, ihr zu helfen. Der Junge war beinahe jeden Abend fort. Er lernte eine Menge unnützes Zeug. Jetzt hatte er es sich auch noch in den Kopf gesetzt, Russisch zu lernen. Wozu?

Dieser Tage muß sie wieder einmal zu Monsieur Pereyro, wegen des Vertrags über »Die Perser«. Wer dankt es ihr? »Wieviel trägt so eine Aufführung?« hat Gertrud Simmel gefragt. Bis jetzt hat Anna mehr ans Ideelle gedacht: wie die Aufführung Sepp bestätigen und aufpulvern und wie sie sein Ansehen in der fremden Stadt erhöhen wird. Jetzt, nach der Unterredung mit Wohlgemuth, wird es für sie alle auch aus finanziellen Gründen bitter notwendig, daß die Geschichte endlich was wird. Vier- bis achttausend Franken kann so etwas bringen.

Er ist also fortgegangen. Nicht einmal eine so wichtige Sache wie dieses Londoner Projekt hat ihn dazu bringen können, bei ihr zu bleiben. Er hat keine Zeit mehr für sie. Er sieht sie nicht mehr, sie ist nicht mehr für ihn da.

Wahrscheinlich verdient sie es wirklich nicht mehr, daß er sie sieht. Die Anna von früher, das war einmal. Man wird aufgefressen vom Betrieb, man kommt herunter, auch innerlich. In Deutschland hat sie das richtige Maß gehabt, dort hat sie Aug dafür gehabt, wie winzig die kleinen Dinge des Alltags waren, hier höhlen sie einen aus, füllen einen ganz an, nehmen einem den Raum weg für alles andere. Selbst wenn er zu seiner Musik zurückkehrte und den guten Willen hätte, sie daran teilnehmen zu lassen, sie könnte es nicht mehr. Ein Mindestmaß von Ruhe, von Sicherheit, von Komfort muß man haben, wenn man an Kunst soll teilnehmen können. Wenn mir der Kopf voll ist von Gedanken, wie ich es mir einrichten soll, zwischen der Präfektur und Wohlgemuth noch bei Pereyros vorbeizuspringen, dann kann ich nicht richtig abwägen, ob dieser Übergang in As-Dur Sepp wirklich allein gehört oder ob er abhängig ist von Mahler. Und wenn ich nicht von der Frage loskomme, ob ich mir lieber die neuen Schuhe kaufen soll oder den Schlafrock für Sepp, dann hab ich einfach nicht die Kraft, den Aufschwung mitzumachen in dem Schlachtbericht in den »Persern«. Sepp hat schon recht, wenn er keine Augen und kein Herz mehr für mich hat. Ich bin nicht mehr brauchbar.

Aber ich kann doch nichts dafür, das müßte er doch einsehen. Ich bin doch nicht schuld daran, daß die kleinen Dinge mir alle Zeit wegnehmen. Ich bin doch nicht schlechter geworden; es ist doch einzig und allein das Exil, das die Beziehungen zwischen mir und Sepp kaputtgeschlagen hat.

Elli Fränkel macht es sich leicht. Es ist nicht schwer, durchzukommen, wenn man allein ist. Es hat seine Vorteile, allein zu sein. Aber ich möchte es nie, nie, nie. London. Mein Englisch ist nicht schlecht. Sie werden’s auch noch billiger geben, Frau Kohn. Hab ich es noch nicht billig genug gegeben?

## 

## 3

## Gummi oder Kunst

Was Sepp an diesem Abend so beschäftigt hatte, waren Gedanken an einen Aufsatz, den er schreiben wollte, schreiben mußte, an einen Aufsatz, der ihm auf der Seele brannte. Er hatte nämlich an diesem Nachmittag gelesen, daß die Nazi einen Irgendwen beauftragt hatten, für Händels Oratorium »Judas Makkabäus« einen neuen Text zu dichten, und zwar sollte aus dem jüdischen Nationalhelden der Heros des Dritten Reiches werden, Adolf Hitler.

Die Gedanken und Gefühle, welche diese Meldung in ihm geweckt, das Gelächter und die brennende Scham darüber hatten ihn verhindert, Annas Mitteilung jene Aufmerksamkeit zu schenken, die er sonst sicherlich dafür aufgebracht hätte. Andere mochten über diese Zeitungsnotiz hinweglesen; sie war ein lächerliches Detail, maß man sie an den ungeheuerlichen übrigen Verbrechen der Nazi. Ihn aber, Sepp Trautwein, erregte gerade dieser tolle Streich, er konnte dazu nicht schweigen, er war randvoll von Hohn und Empörung. Erst wollte er Anna davon sprechen, aber dann bezwang er sich; er wußte, was er vorher im Gespräch formulierte, das verlor ihm den Saft für die spätere Niederschrift.

Darum also hatte er sich beeilt, von Hause fortzukommen, darum hastete er jetzt in die Redaktion, darum atmete er auf, als endlich Erna Redlich an ihrer Schreibmaschine saß und er ihr diktieren konnte.

Er lief hin und her, formte seine Sätze, krähend, stieß den knochigen Kopf vor mit den brennenden, tiefliegenden Augen, fuchtelte mit den langen, dürren Armen. Erfüllt von seinem Stoff, hart, grimmig, verteidigte er seinen großen, bewunderten Georg Friedrich Händel, den Demokraten, Kämpfer und Freiheitshelden, gegen die Nazi. Er lachte, während er seine Gedanken so in Worte goß; hell und zornig lachte er über die absurde Idee, welche da den Narren ihr Rassenhaß, ihre nordische Manie gegen die Bibel, eingegeben hatte. In seinem Ohr war noch das Gewetter und Geschmetter jenes nationalsozialistischen Ministers, das er unlängst aus dem Äther gehört hatte, er bewunderte den großen Meister, dessen Werk die Nazi verschimpfierten; Zorn und Bewunderung machten seine Worte beschwingt. Händels Musik, ereiferte er sich, ist eine einzige Kampfansage gegen Ausbeutung und Tyrannei, jeder einzelne Takt eine Verneinung alles dessen, was die Nazi tun und verkünden. Nein, dieser Händel, der aus dem Hofkomponisten zum Musiker des Volkes wurde, dieser große Emigrant, der sich aus einem Deutschen in einen Kosmopoliten wandelte, der gehört zu uns. Den kann man nicht gleichschalten. Seine mannhafte Musik hat nichts gemein mit dem hysterischen Annexionsgeschrei der Völkischen. Die Hörnersoli und Jubelchöre des »Judas Makkabäus« sind nicht zu brauchen für die Schlägereien und Metzeleien der SA-Bataillone, und das Allegro seiner Kampfarien, der knappe, harte Schritt seines Marsches passen zu den wuchtigen Worten der Bibel, aber nicht zu dem hysterischen Geheul von »Mein Kampf«.

Die Gedankengänge, die Sepp Trautwein in diesem Aufsatz wiedergab, kamen ihm aus dem Herzen, und so ursprünglich sie klangen, derb, wo es am Platz war, und zart, wo es sich ziemte, sie waren durchdacht und harmonisch. Sepp Trautwein war im Innersten bescheiden, er wußte gar nicht, was für gute Arbeit er tat, und als Erna Redlich strahlenden Auges zu ihm aufsah und sagte: »Donnerwetter, das wird aber gut«, war er ganz überrascht.

Als er zu Ende war, fühlte er sich wie immer nach scharfer Arbeit hungrig. Er forderte Erna auf, ihm Gesellschaft zu leisten, er wolle noch in ein Bistro gehen und was essen. Sein Zögern in jener ersten Nacht, da er nicht mit ihr hinaufgegangen war, hatte auch seine weiteren Beziehungen zu Erna bestimmt. Es war zu einer guten, kameradschaftlichen Vertrautheit zwischen ihnen gekommen, zu nichts weiter. Die Verhältnisse zwangen ihn, mit Anna immer wieder kleine Dinge des Alltags zu besprechen, die ihm lästig waren; mit Erna brauchte er nur über das zu reden, was ihm am Herzen lag.

Die vertrauliche Aussprache, die Anna an diesem Abend so gern mit ihm geführt hätte, er führte sie jetzt mit Erna. Er sprach sich das Herz frei. Gerade dieser Aufsatz über Georg Friedrich Händel hatte ihm wieder brennend zu Bewußtsein gebracht, wie weit er abgetrieben war von seiner wirklichen Heimat, von der Musik. Freiwillig hat er diese seine Heimat verlassen, hat sich selber daraus verbannt. Er ist aber Musiker, Musiker und nochmals Musiker. Nur das kann er, nur das geht ihn an, und was sind das für dreckige Zeiten, die ihn, einen so durch und durch unpolitischen Menschen, in die Politik hineinziehen. Was für ein Saustall. Immer kämpft man für die Späteren, für die Enkel, nie für sich selber; denn der letzte Sinn aller Politik ist doch der, den Menschen davon zu befreien, daß er sich mit Politik befassen muß.

Es schien ihm, als verstehe ihn Erna Redlich wie kaum ein zweiter. Sie war noch voll von Begeisterung über seinen Händel-Aufsatz und geizte nicht mit freundschaftlicher Bewunderung.

Wahrscheinlich war es diese Stunde mit Erna, die den sonst so bescheidenen Sepp rücksichtslos genug machte, einen Entschluß auszuführen, mit dem er sich schon lange trug. Er hätte gern einmal Tschernigg und Harry Meisel bei sich gesehen, in seinem Zimmer im Hotel Aranjuez. Obwohl er wenig abhängig war von der Umgebung, so konnte er sich doch in der Emigrantenbaracke oder im Café nicht so aussprechen, wie er wollte; daß fremde Menschen im gleichen Raum waren, hinderte einen, das letzte zu sagen. Das Zimmer im Aranjuez war ein scheußliches Loch, aber es waren immerhin vier Wände, innerhalb deren man allein war, und es war sein Zimmer. Aber war es sein Zimmer? Auch Anna war dort zu Hause, und Anna konnte Tschernigg nicht leiden. Sie sah wohl, wie gut und neu seine Verse waren; doch der Urheber wurde ihr dadurch nicht weniger unsympathisch, und es verdroß sie, wenn Sepp den verlotterten Menschen ins Hotel Aranjuez einlud. Sepp, aus einem leisen Schamgefühl vor Anna, hatte es daher bis jetzt auch unterlassen. Nun aber, nach seinem Händel-Artikel, trug er keine Bedenken mehr und beschloß, Tschernigg und Harry Meisel zu sich zu bitten.

Da saß man denn in dem vollgestopften Zimmer des Hotels Aranjuez zusammen, zu vieren. Nachdem einmal die zwei bei ihrem Mann zu Gast waren, hatte Anna es sich nicht nehmen lassen, ihnen ein Abendessen vorzusetzen. Sie blieb bei Tisch höflich, aber einsilbig. Bald nach dem Essen, unter einem Vorwand, entfernte sie sich. Sepp freute sich des Alleinseins mit seinen beiden Freunden. Die kleine Reue, Anna gekränkt zu haben, verschwand bald. Er bot ihnen zu rauchen und zu trinken an, er tappte krähend herum, fühlte sich vergnügt.

Harry Meisel hatte sich in den ramponierten Wachstuchsessel gesetzt. Da saß er, prinzlich, das alte Möbel wurde zum prunkvollen Fürstensessel, nun er in ihm saß, und er hielt hochmütige, skeptische Reden. Erging sich in Betrachtungen, daß einen nichts verhaßter mache als Begabung. Talent, das verziehen einem die Menschen vielleicht gerade noch, ja zuweilen mache es einen beliebt. Aber wirkliche Begabung, die reize auf, die empöre, so was lasse das Pack nicht durchgehen. Es sei auch verständlich. Einfach durch ihre Größe erwecke wirkliche Begabung Haß. Ihre Maße paßten nirgends hinein, überall stoße sie an, einfach durch ihr Format. Da habe einer die ungeheure Idee verkündet vom Übermenschen. Was aber habe das Pack aus dem Übermenschen gemacht? Hitler. Ja, kommentierte er, was sei das Hochkommen der Nazi anders als ein geglückter Aufstand der Unbegabten gegen die Begabten. Er nahm es den Marxisten übel, daß sie diesen wichtigsten psychologischen Faktor des Faschismus übersehen hätten. »Wenn ich das Weltbild der Marxisten recht verstehe«, höhnte der Neunzehnjährige in seinem Sessel, »ist ihr letztes Ziel das, den Menschen immer wieder fünf Gramm Butter mehr aufs Brot zu schaffen. Wenn schließlich die Butter so dick aufgestrichen ist, daß sie jedem widersteht, dann, nehmen sie an, werden die Wölfe neben den Lämmern weiden. Daran ist so viel richtig, daß heute einige im Fett ersticken, während die meisten zuwenig zu fressen haben, und ich halte es auch für möglich und für wünschenswert, daß das geändert und daß ein Zustand hergestellt wird, in dem jeder genügend viel Gramm Butter auf seinem Brot hat. Zugegeben also, von der Ökonomie verstehen die Marxisten etwas. Aber wovon sie nichts verstehen, das ist die Wissenschaft vom Menschen. Dabei ist das eine sehr einfache Wissenschaft, soweit sie für die politische Praxis benötigt wird. Man muß sich nur ein für allemal klar darüber sein, daß die weitaus größte Mehrzahl der Menschen rettungslos unbegabt ist und daß sie immer dümmer werden, in je größeren Massen man sie vereinigt. Die Marxisten strengen sich unter Aufbietung von viel List und Theorie an, zu errechnen, wie man am besten soundso viel Milliarden Tonnen Getreide produzieren und möglichst gerecht verteilen könnte. Das ist verdienstlich, es ist eine mathematische Leistung, eine agronomische, eine verkehrstechnische und wohl auch eine militärische; denn man muß viele Widerspenstige ausschalten. Aber eine politische Leistung ist es nicht, und man kann, auch wenn man auf diesem Gebiet noch soviel erreicht, die Nazi nicht damit schlagen. Den Massen Brot zu geben ist ein guter Köder, ihnen Butter darauf zu streichen ein besserer, aber der beste ist, ihre Dummheit zu kitzeln. Denn das erste und das zweite sättigt nur den Leib, aber das dritte die Seele.«

Trautweins Behagen schwand, während der Junge, von Tschernigg liebevoll bewundert, so frech daherschwatzte. Ganz leise stieg ihm der Verdacht auf, Harry Meisels Ausbruch über das Unverständnis der Welt vor der Begabung richte sich ein wenig gegen ihn selber. Unmut stieg in ihm hoch, immer stärker. Was hatte der Junge so albern und arrogant über Marxismus und Massenpsychologie daherzuschwatzen? Es gab doch, weiß Gott, Gegenstände, die ihm näher lagen. Er mußte zum Beispiel, und wenn er noch so abgebrüht tat, begierig sein auf ein Wort von ihm, welche Wirkung die Geschichten aus »Sonett 66« gehabt hätten, die er in den »P. N.« veröffentlicht. Aber nein, da saß er, der Klugscheißer, und redete geschwollen daher von Marxismus und Psychologie. So ein Snob. So jung und schon so großkopfig. Mit seinem verdammten Takt. Warum machte er nicht das Maul auf und fragte? Nein, das war ihm zuwenig fein, dafür hatte er zu gute Manieren. Rotzbub, verdammter, grünes Früchtel, fluchte Trautwein in seinem Innern.

Auf die Dauer wurde ihm klar, daß Harry niemals von allein vom »Sonett 66« zu reden anfangen werde, und schließlich, da es ihn trieb, von der Veröffentlichung zu erzählen, begann er, mit einem kleinen innern Seufzer über seinen Mangel an Würde, selber zu berichten, was für eine heiße Suppe er sich mit der Publikation eingebrockt habe. Nicht ohne Humor schilderte er die Empörung der Leser und der Redaktionskollegen.

Harry hörte zu, höflich, doch wie es schien, ohne viel Interesse, und als Trautwein zu Ende war, machte er nur eine kleine Bewegung mit der Hand, sehr hochmütig und so, daß er mit dieser Handbewegung seine ganzen Leser, die Wirkung auf sie, ihre mögliche Zustimmung und ihre sichere Entrüstung ein für allemal wegwischte. Ihn überrascht Trautweins Erzählung ganz und gar nicht. Hat er sich nicht eben erst über die Dummheit der Welt ausgelassen? Ihm ist immer klar gewesen, ja er hat es für selbstverständlich gehalten, daß auch diejenigen, zu deren Gunsten die kleine Geschichte geschrieben ist, sie ablehnen und ihn angreifen würden. Das ist es ja eben. Was sonst soll die Welt mit einem Begabten anfangen? Sie kann nichts tun als ihn ankläffen. Fünfzig Jahre nach seinem Tod stellt sie dann Betrachtungen darüber an, warum sie ihn fünfzig Jahre vorher angekläfft hat.

Trautwein versuchte, die Menschenverachtung des bittern Harry einzudämmen. Die Publikation in den »P. N.«, das gebe er zu, sei vielleicht ein Fehlschlag gewesen, wiewohl auch das nicht durchaus feststehe; denn die Krittler meldeten sich viel schneller zum Wort als die Ergriffenen. Aber der Mann, auf den es ankomme, der Mann, auf den er seine Hoffnungen gesetzt habe, der Schriftsteller Jacques Tüverlin, habe ja vorläufig überhaupt noch nicht gesprochen. Harry Meisel möge also gefälligst mit seinem kaltschnäuzigen Urteil über die Wirkung von Kunst warten, bis Tüverlin sich geäußert habe.

»Mir genügt sein Schweigen«, erwiderte Harry Meisel. »Ist sein Schweigen nicht Urteil genug?« – »Sie sind schon wieder vorschnell, mein Lieber«, entgegnete ein bißchen schulmeisterlich Trautwein. »Es ist richtig, Tüverlin hat noch nichts erwidert, er hat nicht einmal den Eingang des Manuskripts bestätigt. Vielleicht hat er es noch gar nicht gesehen. Ich glaube gelesen zu haben, daß er eine Studienreise in die Sowjetunion angetreten hat. Stellen Sie also, bitte, Ihr Urteil zurück, bis er wieder da ist.«

Harry Meisel zuckte die Achseln und wurde noch pessimistischer. Wenn ein Werk etwas tauge, meinte er, dann gebe es immer etwas, was seine Wirkung verhindere. Das Unbegabte hasse aus innerm Gesetz heraus das Begabte. Natur, Schicksal und Menschen täten sich zusammen gegen das, was den Durchschnitt überrage. Tausend tückische Zufälle arbeiteten dagegen. Irgendwo werde das an Tüverlin gesandte Manuskript schon verlorengegangen sein.

Sepp Trautwein, heftiger, als es sonst seine Art war, verwies dem Jungen sein Gerede, seine Ungeduld und seinen Dünkel. Tüverlin, erklärte er zuversichtlich, werde das Manuskript lesen, seinen Wert erkennen, Harry Meisel zum Durchbruch verhelfen.

»Wenn er das nicht bald tut, Professor«, erwiderte Harry Meisel unberührt und höflich, »liegt mir nicht mehr viel an seiner Hilfe. Die Emigrantenbaracke, damit mag unser Freund Tschernigg recht haben, ist heute der angemessenste Aufenthalt für einen Dichter; wenn man in ihr lebt, lebt man gleichnishaft. Aber schließlich ist man nicht nur Dichter, und das gleichnishafte Leben wird einem auf die Dauer langweilig. Ich habe da einen Brief bekommen aus Akron, Ohio. Mister Patrick L. Meisel aus Akron, Ohio, bietet mir einen Job in der Propagandaabteilung seiner Gummifabrik; er hat offenbar Sinn für die praktische Verwertung dichterischer Fähigkeiten. Mister Meisel dürfte mit mir verwandt sein, wahrscheinlich steckt hinter seinem großmütigen Angebot mein Vater. Aber so genau will ich gar nicht hinschauen. Ich bin neunzehn und komme mir alt vor wie eine Schildkröte. Ich möchte aus meiner Schale heraus. ›Es muß etwas geschehen.‹ Alle Emigranten spüren das; ich höre es zehnmal jeden Tag. Ich habe mir einen Termin gesetzt. Ich warte noch bis zum 15. Mai. Wenn Ihr Jacques Tüverlin bis dahin nicht funktioniert hat, dann akzeptiere ich das Schiffsticket und die zweihundert Dollar, die mir Akron, Ohio, zur Verfügung stellt, und mache eine Zeitlang in Gummi. Sagen Sie selber, Tschernigg, und Sie, Professor Trautwein«, schloß er mit bösartiger Sachlichkeit, »was ist sinnvoller: Gummi zu fabrizieren oder Kurzgeschichten?« Er saß in dem ausgesessenen Lehnstuhl, ein Bein übergeschlagen, er sprach beiläufig, in die Luft, doch seine weit auseinanderliegenden Augen schauten hinauf zu der niedrigen, mißfarbenen Decke des Zimmers, als verlören sie sich ins Blaue.

Sepp Trautwein wußte nicht, was er von dem Gerede halten sollte. Stak irgend etwas Ernsthaftes dahinter? War es Affektiertheit? Verzweiflung? Er beschaute das glatte, edle Gesicht Harrys, das aussah, als könne seinem Träger keine Not etwas anhaben. Nein, die Geschichte mit dem Brief aus Amerika war erfunden, oder wenn etwas daran sein sollte, dann war es etwas ganz Vages. Der Junge machte sich einfach über ihn lustig. »Welchen Termin haben Sie sich gesetzt«, begnügte sich Trautwein zurückzufragen, »den 15. Mai?« – »Ja«, erwiderte freundlich Harry, »es ist ein Dienstag.«

## 

## 4

## Hanns lernt Russisch

»Ich muß in die russische Stunde«, erklärte Hanns. In den letzten Wochen verbrachte er die Abende häufig auswärts, und Anna hatte sich daran gewöhnt, es schweigend hinzunehmen. Heute wollte sie nicht. Sie schuftete sich ab bei Wohlgemuth, ihr oblagen die vielen kleinen Geschäfte, die ihrem Mann und ihrem Sohn zu lästig waren; das war der ganze Anteil, den die beiden sie an ihrem Leben nehmen ließen. Sie wollte sich das nicht länger gefallen lassen. »Wozu lernst du eigentlich Russisch?« fragte sie streitbar.

Hanns verstand es, daß die Mutter über seine Heimlichkeit aufgebracht war. Sie hatte recht. Es war feig von ihm, daß er den Eltern nicht schon lange gesagt hatte, wozu er Russisch trieb. Er gab sich einen Ruck. Er wird jetzt sprechen. Er schaute nach der Wanduhr: in zwanzig Minuten muß er fort, das trifft sich günstig. Er hat gerade Zeit genug, auseinanderzusetzen, was auseinanderzusetzen ist, und einen willkommenen Vorwand, abzubrechen, wenn die Geschichte ins uferlose zu geraten droht.

»Wozu ich Russisch lerne?« fragte er zurück. »Es hat keinen Sinn, daß ich es noch länger vor euch verstecke: ich will nach Moskau, dazu lern ich Russisch.« Und da die beiden erschreckt, mit einer fast lächerlich gleichartigen Bewegung, die Köpfe hoben, beeilte er sich hinzuzufügen: »Es wird noch seine Weile haben. Es ist schwer, nach Moskau zu kommen, es ist ein langer Weg dorthin, aber ich bin sicher, daß ich es schaffen werde.« Er hatte versucht, gleichmütig zu sprechen; aber nun er fertig war, atmete er heftig und errötete langsam über das ganze, zarthäutige Gesicht.

Den Bruchteil eines Augenblicks war Sepp voll von maßlosem Zorn. Doch sogleich rief er sich zur Ordnung. Ich muß mich derfangen, befahl er sich. Das hab ich doch vorausgesehen, daß es so kommen muß. Bauen muß er, dachte er weiter, und an die Kommunisten glaubt er. Da ist es doch natürlich, daß er nach Moskau will. Das würde ich an seiner Stelle genauso machen. Nach Moskau. Er wird dort einiges erleben. Es werden ihm dort einige Lichter aufgehen. Sie werden ihm schon das Grobe abräumen, die Herren in Moskau. »Warum willst du denn nach Moskau, Bub?« fragte er, seine Stimme klang etwas heiser, nicht so hoch wie sonst, auch gar nicht zornig, eher traurig.

Hanns war natürlich auf diese Frage vorbereitet. Aber er hatte erwartet, Sepp werde hochgehen, und seine Antwort darauf eingestellt. Daß Sepp jetzt so vernünftig blieb, machte ihm die Antwort schwerer. »Was soll ich denn hier?« erwiderte er, erregter, als er wollte. »Was hab ich denn hier verloren? Wenn ihr wenigstens eure Volksfront zusammenbrächtet. Aber nicht einmal das könnt ihr. Es gibt ja kein richtiges Material hier. Es ist ja alles Bruch. Wie soll man denn da was aufbauen?« Und, ruhiger, fügte er hinzu: »Was ich zu können glaube und was ich jedenfalls gerne machen möchte, das ist Stadtplanung, das ist Städtebau, und das gibt es hier nicht. Das gibt es vielleicht in Amerika, und bestimmt gibt es das in der Sowjetunion. Was soll ich also hier?« Und achselzuckend, wieder ungewohnt heftig, schloß er: »Hier ist doch alles tot. Hier erstickt man ja.«

Es kam öfter vor, daß Sepp ähnlicher Mutlosigkeit, ähnlichem Defätismus begegnete, und immer sonst erbitterten ihn solche Äußerungen; sie kamen aus lauen Herzen, er wollte sie nicht hören, er bekämpfte sie nach Kräften. Diesmal aber begehrte er nicht dagegen auf, sondern seine Gedanken gingen andere Wege. Der starke Mann ficht, und der kranke Mann stirbt, dachte er, und: Bauen, brauen, sauen, dachte er, das war ein alter Spruch, der die drei Steckenpferde der Münchner Großbürger wiedergeben sollte, und: Eigentlich sind Musik und Architektur das gleiche, beide beruhen sie auf Harmonie. Es ist auch kein Zufall, wenn häufig Mathematiker gute Musiker sind. Bei dem Buben hat sich der ganze Rhythmus in Architektur umgesetzt. Für Musik ist nichts übriggeblieben, leider. Laut sagte er: »Du bist jung, und ich bin nicht mehr jung. Vielleicht bin ich dümmer als du, aber mehr erlebt hab ich auf alle Fälle. Darum versuch ich erst gar nicht, dir Vernunft zuzureden. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es keinen Sinn hat, in solchen Fällen Vernunftgründe gegeneinander aufzufahren. Je älter ich werde, so deutlicher sehe ich, jeder hat sein inneres Gesetz, und dagegen kann keine Vernunft an. Man trägt selber mindestens ebensoviel dazu bei, sein Schicksal zu formen, wie die äußeren Ereignisse. Da kann einem keiner helfen, und da hilft keine Vernunft.« Das hatte keinen rechten Zusammenhang, fand Hanns, es stimmte auch nicht zu dem, was Sepp sonst vorzubringen pflegte. Es war überdies abgestandenes, verblasenes, idealistisches Zeug. »Nach dem Gesetz, nach dem du angetreten«, und: »in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne«, und so. Gänzlich unmarxistisch. Dennoch, fand Hanns, war es das Vernünftigste, was Sepp seit langem geäußert hatte. Gegen seinen Willen packte es ihn, es packte ihn viel mehr, als wenn Sepp losgelegt hätte, beinahe machte es ihn traurig, und jedenfalls stellte es ein Gefühl der Zusammengehörigkeit her, wie es zwischen ihm und Sepp seit langem nicht mehr gewesen war.

Anna saß da, mühsam atmend. Sie schaute immer nur Hannsens Gesicht an. Daß es aussichtslos war, Hanns einreden und ihn von seinem Plan abbringen zu wollen, füllte sie mit dumpfer Wut. Nach Moskau, dachte sie, und ich soll nach London. Man wird auseinandergerissen. Bruch, Bruch, Bruch. Eine Gnadenfrist habe ich noch. Er muß nicht sofort nach Moskau, und ich soll nicht sofort nach London. Aber kommen wird es so. Das Schlechte kommt immer, und es kommt immer schneller, als man es erwartet. Dabei hat er recht, von seinem Standpunkt aus. In einem anständigen Land lassen sie ihn ja nichts bauen. Darum muß er nach Rußland. Moskau. London. Auseinandergerissen. Bruch, Bruch, Bruch.

Hanns hat mittlerweile ein Blatt Papier genommen, und da auf Sepps Rede keiner erwiderte, mechanisch zu kritzeln und zu zeichnen angefangen. Da aber sagte Anna, und es war während dieser Unterredung das erstemal, daß sie den Mund auftat: »Es wäre nett, wenn du jetzt nicht zeichnen wolltest. Es macht mich nervös.« – »Ja, natürlich«, entgegnete Hanns, wieder errötend, »entschuldige«, und er legte Papier und Stift hastig fort. Ein unbehagliches Schweigen war. »Es ist ja noch lange hin«, sagte er dann, »aber ich hab es doch für besser gehalten, es euch gleich zu sagen. Ich weiß auch«, fügte er hinzu, »was alles man gegen eine solche Übersiedlung nach Moskau sagen kann, und hab es alles selber schon bedacht. Aber es sind lauter kleine Erwägungen, und auf solche kleine Erwägungen soll man nicht hören.« Und sehr schnell, mit Entschluß, fügte er hinzu: »Ich hab eine unbändige Freude auf Moskau, ich müßte lügen, wenn ich anders redete: aber von euch wegzugehen, das fällt mir auch verdammt schwer.«

Sepp und Anna schwiegen noch immer. Da, gewaltsam munter, etwas täppisch, wechselte Hanns das Thema. »Dein Aufsatz über den ›Judas Makkabäus‹«, wandte er sich an Sepp, »wir haben ihn alle gelesen, auch Vater Merkle hat ihn gelesen, er ist einfach großartig. Ich habe gar nicht gedacht, daß einer mit Musik die Dinge so gut und unmißverständlich ausdrücken kann wie dieser Händel, und auch nicht, daß man einem Musik so gut erklären kann wie du. Wir waren alle hingerissen«, und er errötete von neuem.

Jetzt aber wollte er die Sache endgültig los sein. Resolut brach er ab: »Mein Gott, ich habe ja nur noch fünf Minuten, und ich wollte noch die Verlängerungsschnur fürs Radio in Ordnung bringen«, und er machte sich ans Werk.

Sepp Trautwein, nachdem der Junge dann gegangen war, spürte eine tiefe Müdigkeit. Er lächelte, wenn er an das dachte, was ihm sein Hanns über den »Judas Makkabäus« gesagt hatte, aber es war ein bitteres Lächeln. Dafür also schrieb man, das erreichte man, daß einem der eigene Bub auf die Schulter klopfte und so naives Zeug daherredete. Er wollte immer alles zu fein machen, er wollte, daß die Leute die Dinge von tausend Seiten her anschauten, »gerecht«, wie er selber. Wozu die Mühe? Je naiver, um so wirksamer. Heilbrun hatte recht. »Sei nicht allzu weise und nicht allzu gerecht, auf daß du nicht verderbest.« Und auch Harry Meisel hatte recht. Man kann die Welt nicht für dumm genug anschauen, sie ist noch dümmer.

Aber wenn man es so anschaut, dann hat Hitler recht, und alles, was er selber macht, ist für die Katz. Der Fall Benjamin. Er hat sich in den Strudel geworfen, er schwimmt, er zappelt sich ab wie ein Verrückter, er schluckt Wasser und kriegt kaum mehr Atem. Und was geschieht, wenn es sich wirklich um ein fait accompli handelt? Wenn man um einen Toten kämpft, um einen, der jetzt vielleicht schon seit langem verwest? Was wird dann aus ihm? Wie soll er einen solchen Schlag überstehen? Wofür dann hat er seine Musik aufgegeben? Es ist Unsinn, alles, was er macht. Es ist überflüssig. Er ist ein alternder Nichtsnutz. Wenn der Musikdirektor Riemann, wenn Richard Strauss, wenn alle die, welche er in München und in Deutschland zurückgelassen hat, finden, er sei ein spinneter Tropf und gehöre nach Eglfing, dann haben sie recht.

»Sitz nicht so da, Alte«, sagte er zu Anna, er sagt es stark bayrisch, daß es wie eine vertraute Liebkosung klingt. Er fühlt sich ihr nahe. Niemand hat ihn und seine Musik wärmer verstanden als sie, sie hat seine Musik verteidigt gegen ihn selber, sie liebt ihn weiter, trotzdem er ihren guten und richtigen Rat nicht befolgt hat. Er möchte von ihr bemitleidet werden und getröstet. Aber er sieht, sie braucht seinen Trost mehr als er den ihren. Mit einer täppischen und dennoch zarten Bewegung legt er ihr den Arm um die Schulter. »Kinder werden groß«, sagt er, »Kinder werden selbständig, das ist nun einmal nicht anders. Da mußt du dich halt mit mir begnügen.«

Am Tag darauf stellte sich heraus, daß die tiefe Müdigkeit, welche Sepp Trautwein nach Hannsens Erklärung gespürt hatte, nicht allein auf seine Erregung zurückzuführen war, sondern auf eine anziehende Krankheit. Er mußte sich heftig erkältet ins Bett legen.

Man konnte seine Krankheit als einen starken Schnupfen bezeichnen oder als eine leichte Grippe, doch welchen Namen immer sie trug, sie quälte den sanguinischen Mann sehr. Husten schüttelte ihn, seine Haut prickelte von Fieber, bald schwitzte er, bald war ihm eiskalt, er räusperte und schneuzte sich, er war am ganzen Körper zerschlagen, jedes Haar tat ihm weh. Anna kannte diese Anfälle und wußte, wie sehr sie Sepp hernahmen. Sie war gewohnt, ihn in solchen Lagen mit Liebe, Angst, Sorgfalt, Pillen, Tränken und Alkoholabreibungen zu betreuen und ihm seinen Zustand mit tausend erfinderischen Listen zu erleichtern; sie pflegte ihm gut zuzusprechen, ihm vorzulesen, ihn auf die verschiedensten Arten von seinen Gedanken abzulenken.

Heute indes konnte sie nicht bei ihm bleiben. Sie hatte für diesen Abend eine Einladung zu Pereyros angenommen. Zuerst hatte sie auch für den widerwilligen Sepp zugesagt, und sie war überzeugt, daß Sepp bei aller Ungebärdigkeit an seiner Krankheit eine erfreuliche Seite sah, daß sie ihn nämlich davon befreite, an der Gesellschaft bei Pereyros teilzunehmen. Sie selber aber konnte nicht wegbleiben. Es ging einfach nicht. Als Monsieur Pereyro sie telefonisch einlud, hatte er schalkhaft etwas davon verlauten lassen, daß sie bei ihm Leute treffen werde, mit denen sie bestimmt nicht ungern zusammen sei, und es war so gut wie sicher, daß er damit die Herren vom Rundfunk im Auge gehabt hatte. Jetzt war es für sie doppelt wichtig, daß diese Rundfunkaufführung zustande kam, schon wegen des Honorars. Es wäre einfach Wahnsinn, Monsieur Pereyro und die andern Herren vor den Kopf zu stoßen.

Sie sah ihren Sepp an. Der lag da, fieberig, unglücklich, es war eine Roheit, ihn in solchem Zustand allein zu lassen. Aber es muß sein. Es geschieht in seinem Interesse. Er wird, wenn sie ihn jetzt allein läßt, ein paar unangenehme Stunden haben und sich über sie ärgern. Aber sie hat sich in diesen zwei Jahren Hornhaut genug zugelegt. Das wichtigste bleibt, daß sie die Aufführung der »Perser« durchsetzt. Wenn es erst soweit ist, dann wird er, obwohl er es jetzt nicht wahrhaben will, eine Riesenfreude daran haben. Er kann sich so richtig von innen heraus freuen, wie ein Kind, über jede Kleinigkeit. Er versteht nichts von Geld, und es liegt ihm nichts daran; dennoch sieht sie schon, wie er über die schönen, violetten Tausendfrankenscheine schmunzelnd wird, die sie als Honorar einstreicht. »Eine ganz angenehme Dreingabe«, wird er sagen und mit der Zunge schnalzen. Und er wird maßlos über die Aufführung schimpfen und sich ebenso maßlos darüber freuen. Und es wird keine flüchtige Freude sein, sie wird dauern, Wochen, Monate, vielleicht kehrt er reumütig und endgültig zu seiner Musik zurück, die Aufführung wird Folgen für ihr ganzes späteres Leben haben, und ihre alte, gute Gemeinsamkeit wird wiederhergestellt sein. Nein, wenn schon er so töricht ist und murrt und aufbegehrt, sie muß die Klügere sein, sie muß ihm ein paar Stunden Alleinsein zumuten.

Schade, daß ihm nicht wenigstens Hanns Gesellschaft leisten kann. Aber Hanns kann nur mehr eine halbe Stunde bleiben, dann muß auch er fort. Er hat eine dringliche Abhaltung, er muß bei seinem Freund, dem elsässischen Buchbinder Merkle, ein paar seiner Genossen treffen. Es geht nicht anders, sie muß Sepp für einen großen Teil des Abends sich selber überlassen.

Sie richtete ihm von neuem Laken, Decken und Kissen, stellte ihm Bücher und Manuskripte ans Bett, auch Zitronensaft, Hustenpillen, kalten Tee und Zwieback, und gab ihm noch eine Reihe von Ratschlägen; dann, resolut, ging sie.

Mürrisch, stöhnend, seufzend, das Gesicht zur Wand, lag Sepp und redete während der ganzen Zeit, die Hanns noch blieb, kaum ein Wort. Als sich der Bub dann entfernt hatte, wurde ihm vollends unbehaglich. Das Zimmer war heiß, er atmete beschwerlich, er hustete, und die Pillen, die er gegen den Husten nahm, enthielten Morphium genug, ihm den Kopf zu benehmen, aber nicht genug, um euphorisch zu wirken. Es war noch nicht neun; wenn es gut geht, wird Anna um halb zwölf kommen, vorher bestimmt nicht. Auch Hanns wird kaum vorher zurück sein. Sepp hat bei den »P. N.« anrufen lassen, wenn es etwas Wichtiges gebe, dann solle man es ihm schicken. Wie er jetzt daliegt, wäre er dankbar für alles, was ihn von den übeln Betrachtungen über seine Krankheit ablenkte, selbst für Unangenehmes; aber es wird schon das Schlimmste passieren, was passieren kann, nämlich nichts.

Er versuchte zu lesen, es ging nicht. Das Licht störte ihn, er löschte es aus, da störte ihn die Bogenlampe von außen. Es war furchtbar heiß, er öffnete das Fenster, da störte ihn die Zugluft, und er fror. Selbst das leise Ticken der schönen Wanduhr, ihm sonst eine Freude, wurde ihm heute zur Qual. Was er machte und was er nicht machte, alles ärgerte ihn. Es war unverantwortlich von Anna, ihn so liegen zu lassen.

Er bemüht sich, gerecht zu sein. Anna hat ihn bisher immer mit unerhörter Hingabe gepflegt; wenn er auch die Gründe ihrer heutigen Abwesenheit nicht gelten lassen will, ihr scheinen sie durchschlagend, und das entscheidet. Bestimmt wäre sie jetzt lieber bei ihm als bei Pereyros. Er ist ungerecht gegen sie. Aber gegen wen soll er es sonst sein?

Nach einer Weile steht er auf. Es sind ihm ein paar Sätze eingefallen für einen Artikel. Er wird sie gleich niederschreiben. Anna würde ihn bestimmt nicht aufstehen lassen, sie würde es nicht dulden; es ist ihm eine Genugtuung, daß er etwas gegen ihren Willen tut, daß er sie hintergeht. Listig lächelnd, leicht überfröstelt, setzt er sich an die Schreibmaschine. So vorsichtig ist er immerhin, daß er den abgetragenen Schlafrock umnimmt und sich noch eine Decke über die Knie breitet.

So, jetzt ist er viel besserer Laune. Er beginnt zu schreiben. Aber sieh da, es geht nicht. Die Schreibmaschine war schon die ganze Zeit nicht recht in Ordnung, jetzt versagt sie völlig. Gerade jetzt, wo er sie am notwendigsten braucht.

So ist es immer. Mit tausend kleinen, unwichtigen Sachen gibt sich Anna ab, und das Wesentliche versäumt sie. Sie ist so verdammt tüchtig, daß man sich vor ihr die meiste Zeit wie ein Schulbub vorkommt, der was angestellt hat, und wenn es um etwas Wichtiges geht, versagt sie. Wenn sie nicht ganz kopflos wäre, müßte sie sich doch klarmachen, daß für einen Schriftsteller sein bißchen Handwerkszeug das wichtigste ist. Viel braucht er sowieso nicht. Aber nein, da hockt sie Stunden, Tage, Wochen bei ihren albernen Pereyros herum, für ihren albernen Rundfunkehrgeiz, und die halbe Stunde oder die Stunde, die es kostet, die Schreibmaschine zur Reparatur zu tragen und wieder abzuholen, die bringt sie nicht auf.

Er ist ehrlich wütend. Da soll er einem nicht rauchen, da soll er einem nicht stinken, denkt er vulgär, auf gut bayrisch. Daß er schließlich seine Sätze auch mit dem Bleistift oder mit der Feder schreiben könnte, läßt er nicht in sein Bewußtsein. Nun die Schreibmaschine versagt, durch Annas Schuld, gibt er es überhaupt auf. Anna hat ihn wieder einmal darum gebracht, eine gute Idee auszuführen. Wütend schmeißt er den Schlafrock und die Decke zur Erde und kriecht zurück ins Bett. Löscht das Licht, ärgert sich über die Helligkeit der Bogenlampe, liegt in finstern Gedanken. Er ist unglücklich, fieberig, ergrimmt über Anna, über Hanns, über sich selber, über die Welt.

Es klopft. Er schrickt hoch. Wer kann das sein? Soll er öffnen? jetzt ist jede Gesellschaft besser als keine. Er steht auf, seufzend, leicht schwitzend, wackelig, schwer atmend, geröteten Gesichtes, getrübten Auges, mit laufender Nase, äußerst unrepräsentativ.

Vor der Tür steht Erna Redlich. Sie ist überrascht, wie Sepp ihr selbst öffnet, schlotterig, das eine Bein des Schlafanzugs hochgerutscht. »Ich habe nicht gedacht, daß Sie allein seien«, erklärt sie. »Das war auch nicht anzunehmen«, erwidert er ein bißchen grimmig, befriedigt, daß also seine Entrüstung über Anna berechtigt ist. Er läßt Erna eintreten und kriecht ins Bett zurück. Es stellt sich heraus, daß sie gekommen ist, um ihm den Bürstenabzug eines Artikels zu bringen, der nicht gerade eilig ist, aber doch besser in der nächsten Nummer erscheint und so, wie er dasteht, ihrer Meinung nach nicht veröffentlicht werden kann. »Außerdem«, lächelt sie, »wollte ich mich erkundigen, wie es Ihnen geht.«

So erzürnt er gegen seine Frau ist, so dankbar ist er ihr. Sie machen sich gleich ans Werk, den Aufsatz zu korrigieren. Sie ist beflissen, und er anerkennt froh, wie leicht und angenehm es sich mit ihr arbeitet. Wie man mit der Korrektur fertig ist, will sie gehen. Doch er hält sie zurück. In seinem Zustand, findet sie, ist es sicher nicht das richtige, wenn er Besuch hat und schwatzt; aber er bittet so dringlich, daß sie sich nicht weigern kann. Sie bleibt. Später erklärte sie noch mehrmals, sie wolle gehen; allein er fleht geradezu, sie möge ihm weiter Gesellschaft leisten. Er werde nicht reden, er werde die Augen zumachen, und auch sie möge nichts sagen, wenn sie das für besser halte, aber bleiben solle sie. Es sei scheußlich, hier in dem scheußlichen Zimmer in der fremden Stadt zu liegen, krank und allein, und die Bogenlampe schaut herein.

So vergeht die Zeit, und unerwartet früh, schon ein paar Minuten vor elf Uhr, kommt Anna zurück. Sie hat es eilig gehabt, zu kommen. Was sie zurückgetrieben, ist nicht nur die Sorge um Sepp, es ist auch eine frohe Mitteilung, die sie ihm nicht früh genug überbringen kann: es hat geklappt, der Vertrag mit dem Rundfunk ist perfekt, und jetzt schneit Geld und Ehre ins Haus.

Da aber steht Erna Redlich, und Anna, die schon mit ihrer freudigen Nachricht herausplatzen wollte, stockt das Wort im Mund. Immerhin gelingt es ihr, sich zu beherrschen. Sepp versucht zu erklären; er sagt, was ist. Fräulein Redlich habe ihm freundlicherweise den Bürstenabzug eines dringlichen Artikels gebracht, und er, um nicht allein zu bleiben, habe sie gebeten, Anna abzuwarten. Er erklärt das reichlich mürrisch. Er ist gereizt gegen Anna; es verdrießt ihn, daß die gutmütige Erna unschuldig in eine zweideutige Situation geraten ist.

Anna nimmt seine Erklärung kühl auf, aber sie bleibt weiter beherrscht. Nur sehr trocken ist sie. So macht man fünf Minuten gezwungene Konversation, dann verabschiedet sich Erna. »Willst du Fräulein Redlich nicht den Lift zeigen?« fragt Sepp, ungewohnt schulmeisterlich. Anna, wortlos, fügt sich, obwohl Erna protestiert, sie finde schon von allein.

Anna kommt zurück. Sie ist noch im Abendkleid, sie sieht sehr gut aus, sie stellt etwas vor, das konstatiert trotz seines Verdrusses sogar Sepp. Ja, sie ist eine schöne Frau, und es regt sich in ihm etwas von den Gefühlen, die er in ihrer ersten Zeit empfunden hat. Doch schon wie von unten das leise, dumpfe Geräusch kommt, mit dem die große, alte Tür des Hotels hinter Erna ins Schloß fällt, ist diese Empfindung wieder fort, und es bleibt ihm nichts zurück als der Ärger über das Alleinsein, die Schreibmaschine, die unerwünschte Unterbrechung von Ernas Besuch.

Mürrisch schweigend liegt er da. »Na, da hast du also wenigstens Gesellschaft gehabt«, konstatiert nach einer Weile Anna. »Ja«, erwidert Trautwein und schaut sie ungut an. »Ich habe es brauchen können«, fügt er hinzu.

»Der Rundfunkvertrag ist übrigens perfekt«, sagt Anna. Sie hat sich diese Minute anders vorgestellt. Die ganze Zeit hat sie sich darauf gefreut, wie sie ihm das mitteilen wird, strahlend, und wie er seinesteils anfangen wird, zu strahlen und ihre Umsicht zu rühmen. Jetzt ist alles verhunzt. Sie ist wirklich nicht eifersüchtig auf das kleine, unbedeutende Geschöpf, aber sie hat eine wilde Wut, daß diese armselige Erna und Sepps blöde Ungeschicklichkeit ihr und ihm jetzt eine der besten Stunden ihres Lebens kaputtgeschlagen haben. Verkünden wollen hat sie ihm die fröhliche Botschaft, und jetzt, es ging einfach nicht anders, hat sie sie ihm an den Kopf geworfen. »Der Rundfunkvertrag ist übrigens perfekt.« Nein, so hat sie sich das nicht vorgestellt.

»So?« erwidert Sepp. »Dann hättest du also eigentlich gar nicht mehr zu Pereyros hinbrauchen.«

Diese bösartige Verstocktheit, dieses Nichtsehenwollen, diese maßlose Kränkung schlägt dem Faß den Boden aus. Warum hat er das gesagt? Doch nur, um ihr weh zu tun. Sie hat sich ihr ganzes Leben lang für ihn abgeschunden. Sie hat diese letzten beiden Jahre durchgemacht, nur für ihn. Das ist der Dank.

Sie sagt sich: Er ist krank. Er fühlt sich in meiner Schuld. Deshalb schlägt er zurück. Daß ich das geschafft habe, diese Rundfunkaufführung, daß ich ihm die Nachricht gebracht habe, während die Person da war, das erhöht natürlich sein Schuldgefühl. Er muß sich doch sagen: sie rackert sich für mich ab, und ich amüsiere mich inzwischen mit der kleinen Nutte. Er ist ungeschickt, er rumpelt immer mit allem heraus und denkt nicht daran, wie es auf den andern wirkt. Er hat mir weh tun wollen, aber wahrscheinlich nur in dem einen Augenblick, in dem er es sagte, und sicher bereut er es schon. Es liegt nicht an ihm, wenn es mich so getroffen hat. Das Leben in der Emigration macht einen überempfindlich. Ich darf mich jetzt nicht gehenlassen. Ich darf nicht schon wieder die Nerven verlieren. Er ist krank. Ich will ihm noch etwas zu schwitzen geben und mich um nichts anders kümmern als um seine Grippe. Er ist ein dummer, ungezogener Junge, aber er ist mein Junge, und ich darf es ihn nicht entgelten lassen, daß er Dummheiten macht, wenn er krank ist.

Sie sagt also nichts. Wortlos zieht sie sich aus und verwahrt sorgfältig ihr Abendkleid, es muß noch lange halten.

Er hat inzwischen bedacht, was für eine grobe, lieblose, bösartige, dumme Antwort er ihr da gegeben hat, und er bereut es. Er wartet darauf, daß sie was sagen werde. Er beschließt, großmütig zu sein. Je gröber sie ihm seine Tolpatschigkeit vorwerfen wird, um so höflicher, beschließt er, wird er sich entschuldigen und alles wiedergutzumachen trachten. Aber sie wirft ihm nichts vor. Sie schweigt, sie zieht sich um. Dann gibt sie ihm ein Aspirin und legt neue Bettücher zurecht sowie ein neues Nachthemd, um rechtzeitig die Wäsche zu wechseln, wenn er schwitzt.

Sie will sich also nicht mit ihm aussprechen. Sie zieht es vor, glühende Kohlen auf sein Haupt zu sammeln. Sie legt es darauf an, ihn ins Unrecht zu setzen, ihn zu demütigen. Erst läßt sie ihn allein, und wenn er ihm dann raucht, wenn er fuchtig wird und ihr einmal keine feine Antwort gibt, dann spielt sie die Tante, die auf dem Sofa sitzt und übelnimmt. Nein, wenn sie ihm so kommt, dann wird auch er bockig. An ihm ist es nicht, das erste Wort zu finden. Schließlich ist er krank, schließlich hat er Fieber, und sie hat kein Recht, es ihm noch schwerer zu machen. Und die Schreibmaschine hat sie auch nicht richten lassen. Und alles wegen diesem blöden, verdammten Rundfunk.

Er beginnt zu schwitzen, wie es beabsichtigt war, und nach einer Weile, zur rechten Zeit, überzieht Anna hurtig und geschickt das Bett mit der frischen Wäsche und kleidet ihn um. Alle notwendigen Verrichtungen besorgt sie, zart und schnell, aber sie spricht nicht. Sie beschränkt sich auf das Notwendigste.

Er ärgert sich. Ärgert sich über sich selber. Sie ist eine gute alte Haut, sie gehören zusammen, und er sollte einlenken. Aber er kann es nicht, er bringt es einfach nicht über sich.

Auch Anna sagt sich, es wäre gescheiter, einzulenken. Aber was zuviel ist, ist zuviel. Sie will sich einmal gehenlassen, sie will nicht immer die Gescheitere sein.

So liegen sie nebeneinander, wortlos. Stunden vergehen. Anna ist todmüde, Sepp fühlt sich zerschlagen, aber sie schlafen nicht, und sie sprechen auch nicht.

## 

## 5

## Madame Chaix und die Nike von Samothrake

Wenn Hanns ein bißchen vielwortig begründet hatte, warum er gerade heute von Haus fortmüsse, so lag das daran, daß er die wahre Ursache nicht gut sagen konnte. Er hatte nämlich keine Verabredung mit Vater Merkle, sondern ein Rendezvous im Café Chasseur d’Afrique.

Er drehte sich durch die Tür des Cafés. Der »Chasseur d’Afrique« war ein billiges, beliebtes Tanzlokal, alle Tische waren besetzt, die ausgesparte Tanzfläche bot kaum genügenden Platz. Hanns drängte sich durch, möglichst unbefangen, leicht errötend. Es war noch eine Viertelstunde zu früh, und Germaine war natürlich noch nicht da. Er bemächtigte sich mit Entschluß eines freien Stuhls und schleppte ihn an einen kleinen Tisch, an dem bereits ein Mädchen und ein junger Mann saßen. Sie musterten ihn mit einem Blick, der nicht eben freundlich war. Er bestellte sich ein Bock. Ein neuer Tanz begann. Seine Tischgenossen erhoben sich; das Mädchen, ihn argwöhnisch betrachtend, ließ seine Tasche liegen, raffte sie dann doch lieber auf und nahm sie mit. Hanns errötete.

Die Paare auf der Tanzfläche bewegten sich langsam, eng. Hanns schaute um sich. Ein paar Mädchen saßen da, allein, die eine oder andere schaute ihn auffordernd an. Wenn er daran dachte, wie er die letzten Male fremde Mädchen zum Tanz hatte bitten müssen, weil seine Kameraden das von ihm erwarteten, fühlte er sich sogleich befangen und begann zu schwitzen. Gott sei Dank hat er es heute nicht nötig, heute muß er niemand ansprechen.

Er genoß es, wie anders dieses Heute war als jene beiden ersten Male, da er in Gesellschaft in einem ähnlichen Café gewesen. Der erste dieser Abende, das war die »Bombe« Gaston Lebeaus gewesen, und er hatte es als großen Erfolg empfunden, daß Gaston, der das schöne und das schlechte Wetter in der Klasse machte, ihn zur Teilnahme aufgefordert hatte. Bei der »Bombe« selber aber war alles schiefgegangen. Die andern hatten wildfremde Mädchen angesprochen und mit ihnen getanzt mit einer ihm unbegreiflichen Natürlichkeit. Er indes war schüchtern und wortkarg in seiner Ecke gesessen; wenn man ihn ansprach, hatte er gestottert, die andern hatten nicht aufgehört, ihn zu frotzeln.

Ja, auf diesem Gebiet ist und bleibt er der Fremde. Seine Kameraden haben es alle schon lange gemacht und finden nichts dabei; nur er hat immer noch seine damischen Hemmungen. Achtzehn Jahre, und noch benimmt er sich wie ein Säugling.

Aber von heut an wird’s anders. Heut wird’s was. Heut fängt Germaine bestimmt ein Gschpusi mit ihm an. Ein Gschpusi, das münchnerische Wort gefällt ihm. Auch Gaston, wie er ihm erzählt hat, was zwischen ihm und Germaine vorgefallen ist, war der Ansicht, bestimmt werde sie es mit ihm treiben. Sie hat sich’s nicht nur gefallen lassen, wie er sie geküßt hat, sie hat es erwidert, daß ihm Hören und Sehen vergangen ist. Schwindlig war ihm, als sie endlich von ihm abließ, und wenn eine Frau einen so küßt, dann hat sie sich einem eigentlich schon hingegeben.

Der Tanz ist zu Ende. Der Bursche und das Mädchen kommen zurück, erhitzt. Hanns hat das Gefühl, sie schauten ihn nicht mehr so unfreundlich an. Um sich ein bißchen Haltung zu geben, beginnt er auf der leeren Rückseite der Speisekarte zu zeichnen.

In wenigen Stunden wird also auch er wissen, wie es ist. Man sagt, es ist das Beste im Leben. Er ist dumm genug, daß er achtzehn Jahre alt geworden ist und dieses Beste noch nicht erprobt hat. Ein Stück kommt ihm in den Sinn, das Stück eines deutschen Dichters, das er voll Gier gelesen hat, ein Stück, in welchem ein Junge seines Alters sich erschießt, ohne »es« erprobt zu haben. Er war in Ägypten, heißt es dort, und hat die Pyramiden nicht gesehen.

Heut also wird er die Pyramiden sehen. Heut wird er die Pyramiden besteigen. Heut braucht er nichts weiter zu sagen als »Bonsoir, Germaine«. Germaine mag ihn, Germaine liebt ihn, sie lacht ihn nicht aus, und alles Weitere kommt dann von selber.

Er hat begonnen, das Mädchen, das am Tisch sitzt, zu zeichnen. Sie merkt es, ist neugierig und geschmeichelt. Nein, jetzt ist sie nicht mehr unfreundlich; wenn es darauf ankäme, würde sie sich wahrscheinlich ansprechen lassen, obwohl sie einen Freund mit hat. Erfreulicherweise hat er es nicht notwendig, sie anzusprechen. Germaine wird bald kommen, und Germaine ist viel hübscher.

Hoffentlich hat Gaston recht. Hoffentlich kommt er mit ihr heut wirklich zum Ziel. Nochmals, zum zwanzigstenmal und genau, ruft er sich zurück, was sich zwischen ihm und Madame Chaix – denn in Gedanken nennt er sie manchmal noch Madame Chaix – ereignet hat.

Angefangen hat es vor vierzehn Tagen. Damals hatte Germaine die Mutter ersucht, für ihre Arbeit lieber am späten Nachmittag kommen zu dürfen, und es hat sich so getroffen, daß um diese Zeit er allein zu Hause war. »Störe ich Sie auch nicht, Monsieur Hanns?« hat sie gefragt, als sie das erstemal kam. Sie hat eine hohe, etwas singende Stimme; Sepp würde diese Stimme wahrscheinlich unschön finden, ihm, Hanns, klingt sie angenehm. Und wie komisch sie das »Hanns« ausgesprochen hat: Anns, Anns. Er hat ihr erklärt, wie es richtig auszusprechen ist, und auch, daß er eben simpel Jean heiße, aber sie hat es vorgezogen, ihn weiter Monsieur Anns zu nennen. Es hat sich von selber ergeben, daß er sich nach ihrem Vornamen erkundigte, und von da an ist alles von selber gegangen.

Er sieht sie am Boden knien und den Staub hinter der Truhe vorwischen. Die Mutter behauptet, daß sie das überaus schlampig mache, keineswegs zufriedenstellend, aber vom ästhetischen Standpunkt aus gibt sie ein gutes Bild ab, wie sie so am Boden kauert. Es ist wahrscheinlich nicht ganz fair, eine Frau in dieser Stellung so intensiv anzuschauen, es ist ein bißchen, wie wenn man sie im Bad belauerte. Aber er hat den Blick einfach nicht von dem Mädchen abwenden können. Das heißt, Mädchen. Sie nennt sich Madame Chaix, sie ist eine verheiratete Frau, aber ihr Mann ist ihr weggelaufen, und man braucht sie nur anzuschauen, sie ist eben ein Mädchen. Sie hat für diesen Lumpen von Mann ein paar sehr drastische Bezeichnungen, die er, Hanns, nicht alle verstanden hat, obwohl er schon eine ganze Menge Argot-Ausdrücke kennt. Jedenfalls lebt Madame Chaix allein, sie ist frei, sie ist nicht vergeben, und sie ist ein großartiges Mädchen, das muß man ihr lassen, sie kann einem heiß machen. Sie hat eine sehr weiße Haut und herrliches, rotblondes, wuscheliges Haar. Die Mutter sagt, sie sehe immer unordentlich aus, und es sei eine Schweinerei, wie ihre Haare überall herumführen. Aber es sind schöne Haare, sie stehen gut zu ihrer weißen Haut. Und einen großartigen Busen hat sie, zart und ganz blaß, der oberste Knopf ihrer Bluse war auf, er hat gut hineinschauen können, er weiß nicht, ob sie es gemerkt hat.

Jetzt also, binnen kürzester Zeit, wird er diesen Busen anlangen dürfen. Und das ist gut. In diesen letzten Nächten war es schlimm. Es waren unangenehme Nächte, gierig, voll Kitzel, und am Morgen wacht man müder auf, als man sich hingelegt hat. Es ist nicht das Richtige, wenn man es loszuwerden versucht ohne Mädchen. Schädlich ist es auch, und hernach hat man das Gefühl, man sei am ganzen Körper schmutzig. Mit seinen französischen Kameraden hat er sich darüber nicht recht aussprechen können; mit deutschen wäre es gegangen.

Die beiden von seinem Tisch tanzen wieder. Die Luft ist rauchig, die Musik, das merkt sogar er, laut und schlecht. Neun Uhr siebenundzwanzig. Auf halb zehn ist er verabredet.

Sie liebt ihn, das ist keine Frage. Sie könnte reichere finden sie ist hübsch genug, erwachsenere, Männer, die mehr vorstellen. Sie weiß, wie bescheiden es bei ihnen zu Hause zugeht. Sie tut es also nicht etwa um Geld, sie tut es sicher um seiner selbst willen. Sonst hätte sie ihn auch nicht so geküßt.

Aber etwas wird er für sie doch aufwenden müssen. Er hat für das Mikroskop mehr gekriegt, als er gehofft hat. Wenn Germaine nicht wäre, dann hätte er sich Bücher gekauft für einen Teil des Geldes, den Rest hätte er der Mutter aufgedrängt. Recht ist es nicht, daß er es nicht tut.

Liebt er sie? Was ist das: Liebe? Er wird unruhig, wenn er sie sieht; wenn er an sie denkt, fängt er vor Begier zu schwitzen an, und in Gedanken zieht er sie hundertmal nackt aus. Er denkt viel zuviel an sie, und das Geld für das Mikroskop hat er auch zurückbehalten, für sie.

Sie sieht manchmal recht blaß und elend aus. Ob sie krank ist? Über Krankheiten hat er viel scheußliches Zeug gehört. Auch Gaston hat ihn gewarnt, auf seine lässige, weltmännische Art. Frauen, die es gelegentlich machen, meint Gaston, seien gefährlicher als das übelste Bordell. Ob sie es mit andern treibt? Gaston hat ihm für alle Fälle ein Vorsichtsmittel gegeben. Aber geht denn das, daß er es anwendet? Ist das keine Beleidigung? Und wird er damit überhaupt zurechtkommen?

Der Tanz ist wieder zu Ende, das Paar kommt zurück. Beide schwitzen; es ist furchtbar heiß im Saal, wie heiß muß es einem erst sein, wenn man tanzt. Sie schnaufen, sie sehen vulgär und glücklich aus. Es ist gemein, wie sie einander anschauen und einander an den Händen halten. Mit Liebe hat das wenig zu tun, es ist nichts als der animalische Trieb, aber ihnen genügt es offenbar. Hanns hat auf einmal keine Lust mehr, das Mädchen weiterzuzeichnen. Sie schielt herüber, ein bißchen enttäuscht, daß er es aufgegeben hat.

Ob es das Richtige ist, wenn er es gerade mit Germaine das erstemal macht?

Und herrlich, in der Jugend Prangen,

Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,

Mit züchtigen, verschämten Wangen

Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.

Da faßt ein namenloses Sehnen

Des Jünglings Herz, er irrt allein,

Aus seinen Augen brechen Tränen,

Er flieht der Brüder wilden Reihn.

Errötend folgt er ihren Spuren

Und ist von ihrem Gruß beglückt,

Das Schönste sucht er auf den Fluren,

Womit er seine Liebe schmückt.

O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,

Der ersten Liebe goldne Zeit!

Das Auge sieht den Himmel offen,

Es schwelgt das Herz in Seligkeit.

Also, so ist es bestimmt nicht. Wenn man genauer hinschaut, sind es sogar besonders dumme Verse. Schiller hat von der Beziehung der Geschlechter nichts verstanden. Er war klassengebunden, darum sind diese Verse so albern und verlogen ausgefallen. Lieben ist eine Funktion wie jede andere, wie Essen und Trinken, und wenn die bürgerlichen Dichter soviel davon hergemacht haben, dann haben sie es getan aus nachweisbaren soziologischen Gründen. Das heißt, etwas mehr als Essen und Trinken ist es natürlich doch. Und wenn er bestimmt auch nicht daran denkt, aus seinen Augen Tränen brechen zu lassen und das Schönste auf den Fluren zu suchen, um Madame Chaix damit zu schmücken, so vulgär wie da zwischen dem Burschen und dem Mädchen wird es zwischen ihm und Germaine auch nicht hergehen.

Germaine gefällt ihm ungeheuer. Sie riecht warm und gut. Wenn sie einen anschaut, geht es einem heiß durch und durch. Und wie sie da auf dem Boden gekniet hat, diese Rundung hinten: abracadabrant, pflegt Gaston zu sagen. Reden tut sie viel, es kommt nie eine Pause zwischen ihnen auf. Aber ein wirkliches Gespräch kommt nicht zustande. Wenn er anfangen wollte, mit Germaine von den Dingen zu reden, die ihn wirklich angehen, von seiner neuen Welt zum Beispiel, da sieht er schwarz. Ihre Hände sind auch nicht schön. Wenn es richtige gute Arbeitshände wären. Aber so, mit den lackierten Nägeln, sehen sie weder damenhaft aus noch proletarisch, weder zart noch fest. Mutter trägt Handschuhe, wenn sie Hausarbeit verrichtet, und das ist ihm immer affektiert vorgekommen. Jetzt muß sie es wohl auch tun wegen ihrer Stellung bei Wohlgemuth. Vielleicht liebt er Germaine doch nicht. Die Kristallisation, die nach Stendhal das Kriterium der Liebe ist, scheint bei ihm nicht eingetreten zu sein, sonst stellte er keine so kritischen Betrachtungen über ihre Hände an.

Erst fünf Minuten nach halb. Was man alles zusammendenkt, wenn man wartet. Liebt er sie? Wenn man zweifelt, dann ist das wohl schon nicht mehr die rechte Liebe. Wenn er sie aber nicht liebt, dann hat er an sie schon viel zuviel Gedanken, Zeit und Nerven gewandt. Noch dazu, wo er vor seinem Bachot steht.

Auf einmal brennen ihn die Banknoten, die er in der Tasche trägt, das Geld, das er für das Mikroskop erhalten und für die Befriedigung seiner Lüste aufbewahrt hat. Sepp liegt krank und allein zu Haus, die Eltern müssen sich hinten und vorn einschränken aus Geldmangel, und er sitzt hier und wartet auf eine Frau, die er nicht einmal liebt, und für sie will er das Geld vertun.

Es ist unvernünftig, wenn man es das erstemal macht, es mit einer Frau zu treiben, die man nicht liebt. Die Germanen haben sich aufgespart, bis sie einundzwanzig waren. Er hätte gern mit jemand gesprochen, der sich auskennt, aber er weiß niemand. Mit den Kameraden geht es nicht, die sind in diesem Punkt so anders. Er ärgert sich über sich selber. Auf Sepp blickt er hochmütig herunter, und wer ist er denn selber? Klein und bescheiden müßte er sein und sich bei Sepp Belehrung holen. Sepp ist wahrscheinlich in diesen Fragen sehr »menschlich«. Aber er kann nicht mit ihm sprechen. Er brächte die Lippen nicht auseinander.

Ein eingebildeter Lausbub ist er, ein dummer Protz. Er will seinen Vater »verwerten«. Er will dazu beitragen, daß die Volksfront zusammenkommt. Er will den andern was beibringen, er den andern. Einer, der vor den Pyramiden steht und nicht weiß, ob es die Pyramiden sind, und Schiß davor hat, hinaufzusteigen, so ein Trottel hat kein Recht, geschwollen und siebengescheit daherzureden und seinen Vater zu behandeln wie ein Lehrer einen Schulbuben.

Neun Uhr fünfundvierzig. Wenn sie in fünf Minuten nicht da ist, dann geht er. Es ist besser, wenn er sich noch eine Zeitlang aufspart. Wahrscheinlich ist es ein Glück für ihn, daß Germaine so unpünktlich ist. Die Liebe mag schön sein oder häßlich, aber Germaine, das scheint ihm jetzt ausgemacht, ist für ihn nicht die Richtige. Es ist nicht leicht, auf die Nacht zu verzichten, die er sich vorgestellt hat. Aber man muß enthaltsam sein können. Man muß die Kraft aufbringen, auch auf etwas zu verzichten, was einen lockt.

Es ist besser, hygienischer, wenn man es nicht zu früh treibt. Wahrscheinlich hat jeder eine Kraftreserve in sich, die er nicht vergeuden darf. Wenn Antonius sich nicht bei Kleopatra vergeudet hätte, wäre er der Herr der Welt geworden. »Sich verliegen« heißt es mittelhochdeutsch, wenn einer zu den Frauen geht, statt große Taten zu tun. Wahrscheinlich ist es auch wegen dieser inneren Reserve, daß die katholischen Priester keusch bleiben müssen. Sie sollen ihre Kraft für geistige Dinge aufsparen.

Neun Uhr fünfzig. Das Paar tanzt wieder, er sitzt allein an seinem Tisch. Der Kellner kommt vorbei, er zahlt. Windet sich durch den Saal. Wenn sie jetzt noch käme? Er würde etwas stammeln und davonlaufen. Wenn er sie das nächstemal trifft, muß er sich entschuldigen. Auch wenn Gaston ihn fragt, wie es gewesen ist, wird er rot werden. Aber man lernt lügen. Jetzt ist er im Vorraum. Er späht um sich; es ist wie vor acht oder zehn Jahren, als man noch Indianer gespielt hat. Jetzt ist er an der Drehtür. Leute drängen herein, sie ist nicht darunter.

Er dreht sich hinaus, er ist im Freien. Er geht fort, schnellen Schrittes, es ist schon fast ein Laufen. Jetzt ist er um die Ecke und so gut wie sicher.

Aufatmend bleibt er stehen. Wie einem die frische Luft wohltut. Er könnte jetzt nach Hause gehen, dem kranken Sepp Gesellschaft leisten. Aber dann müßte er Geschichten erfinden, warum er schon so früh von seinen Leuten wegging, er müßte von neuem lügen, er kann das heut nicht mehr. Die Sache mit Germaine ist verquickt mit lauter kleinen Unredlichkeiten. Er ist dafür nicht der Mensch. Er ist froh, daß das Ganze hinter ihm liegt.

Was also soll er mit dem Abend anfangen? Vor halb zwölf kann er nicht gut nach Haus. Es fällt ihm ein, daß heute Mittwoch ist, da ist die Skulpturensammlung des Louvre auch abends auf. Das ist eine Idee.

Es sind viele Menschen im Louvre. Sie treiben sich herum zwischen den hellbelichteten Bildwerken, viele gelangweilt, viele dümmlich neugierig, den meisten sieht man an, daß sie Kunst pflichtschuldig zur Kenntnis nehmen, ohne was Rechtes damit anfangen zu können. Dichte Scharen drängen sich um die Erklärer, welche einzelne Statuen erläutern. Hanns wird in den Saal geschwemmt, wo das große Friesplattenstück vom Parthenon aufgestellt ist. Er kennt die Reliefs; aber er ist heute nicht in der rechten Form, unbewegt steht er vor dem Kunstwerk.

Er treibt sich weiter herum, nicht sehr beteiligt. Er steht vor nackten Göttinnen, seine Gedanken, gegen seinen Willen, kehren zurück zu Germaine.

Dann steht er vor der Treppe, welche gekrönt wird von der Nike von Samothrake. Und auf einmal ist seine Dumpfheit fort. Oben, inmitten eines Lichtkegels, auf dem Vorderteil ihres Schiffes, steht sie, die Siegesgöttin, sie steht nicht, sie schreitet, sie schreitet nicht, sie stürmt ihm entgegen. Der Kopf, die Arme fehlen ihr: aber wo in der Welt gibt es ein Zweites, das kühnes Vorstürmen so gemeinverständlich ausdrückte wie diese verstümmelte Figur? Sie trägt ein vielfaltiges, massiges Gewand, der Wind bauscht es und drückt es ihr an den Körper, und es ist nicht mehr massig. Sie hat Flügel, dennoch ist sie kein Fabelwesen, etwas sehr Menschliches ist um sie herum, sie ist von dieser, unserer Welt, eine ungeheure Zuversicht geht von ihr aus und füllt einen an und hebt einen hoch.

Hanns Trautwein kennt das Bildwerk gut, er ist mehrmals davorgestanden, aber heute zum erstenmal sieht er es. Kommt er von einem mißglückten Rendezvous? Waren eben erst Gedanken an Madame Chaix in ihm? Jetzt ist alles versunken, versunken auch die Menschen rings um ihn, er steht vor dem Bildwerk, verzaubert. Man kann diese vorstürmende Frau nicht anschauen, ohne daß alles Trübe von einem abfällt. Langsam weitet ihm eine große Freude die Brust. So war ihm, wenn er auf seinem Segelboot dahinflog, auf dem Ammersee, vor dem Wind. Zuversicht füllt ihn, die Gewißheit seiner neuen Welt.

Lange steht er vor dem Bildwerk, so lange, daß schon die Wächter und andere Besucher aufmerksam werden. Endlich, zögernd, macht er kehrt. Er verläßt das Museum. Dieser »Sieg« gehört jetzt ihm, niemand mehr kann ihn ihm entreißen.

## 

## 6

## Ein Brief aus dem Gefängnis

Herrn von Gehrkes Laune war nicht mehr so strahlend wie noch vor kurzem. Das Schicksal hatte ihm eine Warnung zukommen lassen, und er fühlte sich trotz seiner tadellos funktionierenden neuen Zähne nicht mehr jung genug, diese Warnung in den Wind zu schlagen.

Der Bär war unvermutet erkrankt, und zwei Tage lang hatte es so ausgesehen, als ob er nicht davonkommen werde. Während dieser zwei Tage hatte Spitzi zu spüren bekommen, selbst der sonst so höfliche Botschafter hatte es ihn spüren lassen, auf wie unsicherem Grund er stand. Wenn der Bär daran glauben mußte, dann war es auch um ihn selber getan. Der Bär hatte nicht daran glauben müssen, und Spitzi war einiges Auf und Ab gewöhnt. Dennoch glitt er über diese Warnung nicht mit dem ihm eigenen Leichtsinn weg; man war alt genug, man wünschte Sicherheit.

Zu dumm, daß er die Möglichkeiten nicht ausgenutzt hatte, welche die Ankunft Heydebreggs ihm geboten. Als Vertrauensmann für Heydebregg war vor allen andern er in Frage gekommen. Aus purer Bequemlichkeit, aus Phlegma hatte er Wiesener das Feld überlassen.

War es endgültig zu spät? Der Zwischenfall mit dem Artikel der »P. N.« gab Spitzi eine neue Chance. Spitzi gönnte Wiesener alles Gute. Er gönnte ihm seine erfreulichen Beziehungen zu Lea de Chassefierre, und er gönnte, selber ohne Ambition, dem ehrgeizigen Mann seine Stellung und seinen wachsenden Einfluß. Aber den Platz bei Heydebregg brauchte nun einmal er, da mußte Wiesener weg, und so traf es sich gut, daß das »P. N.«-Gesindel gerade jetzt die Sünden Wieseners gegen die Reinheit des deutschen Blutes anprangerte.

Spitzi machte sich also von neuem an Heydebregg heran. Wenn Heydebregg Wiesener auch politisch deckte, als Privatmann hielt er sich seit dem Artikel von ihm fern, und Spitzi mühte sich, den frei gewordenen Raum zu erobern. Er spielte seine Jungenshaftigkeit aus. Freimütig bekannte er, wie dankbar er Heydebregg sei, daß der ihm das nicht vorwerfe, was er durch sein Ungeschick im Fall Benjamin versiebt habe. In stürmischen Worten bereute er, durch seine Tollkühnheit der Partei diese lästige Affäre aufgehalst zu haben.

Heydebregg hörte gut zu, und wie es schien, nicht ohne Wohlgefallen. Er hatte hier in Paris vielerlei Wichtiges zu erledigen. Er war natürlich nicht nur hergekommen, um den Fall Benjamin zu liquidieren und die »P. N.« unschädlich zu machen, sosehr gerade diese beiden Ziele ihn reizten. Er hatte größere Aufgaben und brauchte zu ihrer Durchführung fähige, verlässige Mitarbeiter. Bis jetzt hatte er eigentlich nur Wiesener gefunden, und er bedauerte, daß die Umstände ihn nötigten, sich, zumindest auf einige Zeit, von dem gewandten, sympathischen Mann zu distanzieren. Was war mit diesem Gehrke los? War es ratsam, ihn zu engerer Mitarbeit heranzuziehen? Die Empfehlung des Bären hatte ihn den sogenannten Spitzi von vornherein mit freundlichen Augen betrachten lassen. Er hatte ihn »feudal« gefunden, nicht unangenehm und im Besitz jener Einsatzbereitschaft, auf welche die Partei so viel Gewicht legte. Doch andernteils verkannte Heydebregg mit seiner ebenso primitiven wie treffsichern Psychologie nicht, daß Herr von Gehrke windig war, daß er das war, was man auf dem Zauberberg, auf dem Landsitz des Führers, einen Schlawiner zu nennen pflegte. Er ließ es sich also gefallen, daß Spitzi sich dringlicher um ihn bewarb, aber er dachte nicht daran, Wiesener endgültig durch ihn zu ersetzen. Gönnerhaft und bedeutend, während Spitzi sein jugendlich reumütiges Geständnis machte, ging er auf und nieder, den zierlichen, blauen Rokokosalon des Hotels Watteau ganz ausfüllend, und: »Wenn Sie, mein lieber Gehrke«, sagte er schließlich schulmeisterlich, »aus dem Fall Benjamin die Lehre gezogen haben, daß der richtige Nationalsozialist eine Angelegenheit erst dann startet, wenn er einundfünfzigprozentige Sicherheit des Erfolges hat, dann hat der Fall auch sein Gutes gehabt. Im übrigen ist diese Sache Benjamin abgetan. Ich habe sie selbst in meine Hände genommen.«

Unwillkürlich richtete Spitzi den Blick auf diese Hände. War nun trotzdem ein fait accompli geschaffen? Allein sogleich erwies sich, daß er sich durch den Schein hatte täuschen lassen. Mit wohlwollender Vertraulichkeit nämlich fuhr der Parteigenosse fort: »Wir werden den Vorschlag der Schweiz annehmen und das für ähnliche Fälle vertraglich vorgesehene Schiedsgericht akzeptieren. Wir werden die Konstituierung dieses Schiedsgerichts nach Möglichkeit hinauszögern. Wir werden versuchen, sichere Leute hineinzubekommen. Und selbst wenn wir dann, schlimmsten Falles, genötigt sein sollten, Ihren Benjamin wieder zurückzuliefern, so wird das erst geschehen, wenn die Sache altbacken ist. Sollen dann in Dreiteufelsnamen ein paar tausend Emigranten Halleluja singen: die übrige Welt wird sich einen sogenannten Dreck darum kümmern.« Er kam, der wuchtige Mann, einen Schritt näher, stellte sich vor Spitzi hin, lächelte, sein Gesicht zerfiel in lauter Teilchen, wodurch es beängstigend schlau und grimmig aussah, und er las Spitzi ein kleines, freundschaftliches Privatissimum über nationalsozialistische Außenpolitik. »Die Eidgenossen«, ließ er sich aus, »haben uns verschiedene Milliarden geliehen, die sie kaum zurückerhalten werden. Wenn es gar nicht anders geht, liefern wir ihnen in Gottes Namen zum Entgelt Herrn Friedrich Benjamin. Mögen sie sich daraus ein Festessen machen.«

Es hatte also der Tod von Basel das Wänzchen doch nicht geholt. Spitzi hörte es zwiespältigen Gefühls. Wiewohl der Parteigenosse ihm nichts nachzutragen schien, konnte der Fall Benjamin, solange der Hauptbeteiligte in der Welt war, nach wie vor für ihn selber böse Folgen haben. Andernteils, und das erwog Spitzi listig und blitzschnell, hatte er jetzt eine Möglichkeit, Heydebreggs Mißstimmung gegen Wiesener zweckdienlich zu steigern.

Da man den Fall Benjamin, erklärte er, einmal in offenem Männergespräch erörtere, möchte er auf ein Gerücht hinweisen, welches dem widerwärtigen Gekläff um diese fatale Sache immer neue Nahrung gebe. »Die Emigranten verbreiten nämlich«, berichtete er, »wir hätten Fritzchen Benjamin erledigt, wir hätten ein fait accompli geschaffen. Selbst gute Parteigenossen«, fügte er hinzu, »wagen nicht, diesen Verdacht so klar und glatt abzuweisen, wie er es verdient. Unser Freund Wiesener zum Beispiel wird ernsthaft hin und her gerissen von Zweifeln, ob das Wänzchen noch lebt.«

»Ist das so?« fragte Heydebregg zurück, nichts mehr. Aber Spitzi hatte gut gezielt, sein Pfeil mußte sitzen. Wenn Heydebregg den Fall Benjamin in die Hand genommen hatte, dann hatte er sicher reiflich erwogen, ob es ratsam sei, das fait accompli herzustellen. Da er es nicht hergestellt hatte, mußte er es für eine Dummheit halten, den Fall auf solche Art zu erledigen. Da er es für eine Dummheit hielt, mußte es ihn kränken, wenn man ihm eine solche Dummheit zutraute. Daß Wiesener ihm eine solche Dummheit zugetraut hatte, mußte also Wieseners Stellung noch weiter erschüttern.

Blieb nur die Frage, wieweit Heydebregg Spitzi glaubte. Seinen stumpfen Augen war nichts abzulesen. Seiner ganzen Haltung nicht. »Ich danke Ihnen«, war alles, was er Spitzi erwiderte. »Ich werde das Gerücht stoppen.«

Das tat er.

Ilse Benjamin fuhr nach Hause, bescheiden, in der Metro. Sie pflegte jetzt zu sparen, sie mußte jeden entbehrlichen Centime für ihre Sache aufwenden.

Sie trug sich schlicht jetzt, unauffällig, ihre kecken, modischen Tiroler Hüte blieben im Schrank. Sie war nicht mehr die alte Ilse, es war nichts mehr da von dem preziösen Gehabe der »sächsischen Lady«.

Sie kam vom Roten Kreuz. Sie schickte Fritzchen Woche um Woche durch Vermittlung des Roten Kreuzes einen Brief; ob freilich diese Briefe den Adressaten erreichten, wußte niemand.

Auch Fritzchens Bild hatte sich ihr sehr verändert. Er war ihr zu einem Mann geworden, zu dem sie zeitlebens demütig aufgeschaut hatte; in guten Stunden hatte sie ihm Inspiration geben dürfen. So stand jetzt sein Schatten, eine dunkle Folie, groß und bedeutend hinter ihr und ließ ihre zierliche, zärtliche Person um so hübscher hervortreten. Dumm war sie nie gewesen, die eigene Leere hatte sie immer gespürt, und wenn sie die Männer verlacht hatte, die ihr »Seele« hatten geben wollen, so war sie jetzt dem Schicksal dankbar, daß es ihr Inhalt gewissermaßen aufgezwungen hatte. Sie stand jetzt im Dienst einer großen Idee, sie kämpfte für Friedrich Benjamin und die Gerechtigkeit, sie war die Madame Legros der Emigration. Sie beriet mit Anwälten, erlernte fachtechnische Ausdrücke, warf damit herum. Und wie sie früher ihr Gesicht mit Farben und Lippenstift geschminkt hatte, stattete sie jetzt ihr Gespräch mit völkerrechtlichen, strafrechtlichen, zivilrechtlichen Wörtern und Begriffen aus.

Da saß sie also in der Metro, schmal, hübsch, hilflos, rührend, und selbst ihre Feinde mußten zugeben, daß diese ihre neue Einfachheit zum großen Teil echt sei.

Sie stieg aus, sie ging ins Hotel Atlantic. Der Concierge übergab ihr mit ihrem Schlüssel ihre Post. Im Lift beschaute sie die Briefe: einer hatte eine deutsche Marke, die Adresse zeigte die Schrift Fritzchens. Noch im Lift machte sie ihn auf. Er öffnete sich schlecht, ungeschickt zipfelte und riß sie am Umschlag und riß schließlich sogar den inliegenden Brief ein.

Mit gierigen Augen, den Mund halb offen, überflog sie ihn. Sie sah den ganzen Brief, das Bild der Schriftzeichen und Zeilen mit Anrede und Unterschrift auf einmal, und erfaßte und spürte gleichzeitig den Inhalt. In einer Sekunde wog sie die Worte ab und wußte bereits, warum sie so gesetzt waren und nicht anders und was das Ganze und was jedes einzelne Wort bedeutete.

Es stand nicht viel in dem Brief. Fritzchen bestätigte, zwei ihrer Schreiben erhalten zu haben. Er erklärte, er sei gesund, er könne, wenn nichts dazwischenkomme, jeden Monat einen Brief absenden und einen erhalten, er werde gut verpflegt. Datiert war der Brief von vor vier Tagen, Ort war keiner angegeben, abgestempelt war er in Berlin.

Ilse zitterte an allen Gliedern. Schweiß war ihr ausgebrochen, die Knie waren ihr weich. Sie wußte nicht, wie sie in ihr Zimmer gelangt war. Sie saß auf ihrem Bett und beschaute den Brief. Sie glättete den Umschlag und die eingerissenen Stellen, mechanisch, und oft und abermals las sie den Brief, obwohl sie ihn längst auswendig konnte und genau wußte, wo jedes Schriftzeichen stand und wie es gemacht war, jedes Komma und jeder Punkt. Sie schaute hinüber zu Fritzchens Bild und schaute wieder auf den Brief und wieder auf das Bild. Sie stand auf, sie ging hin und her, sie fühlte sich sehr schwach, aber sie mußte doch hin und her gehen. Dabei hielt sie den Brief immer in der Hand, sie konnte ihn nicht loslassen. Ihr war, als verlöre sie ihn, wenn sie ihn losließe, und nicht nur den Brief, sondern das ganze Fritzchen.

Was war jetzt? War etwas geändert? Alles war geändert. Bis heute war um sie herum und um den Mann in Deutschland schauerliches Zwielicht gewesen. An ihn zu denken als einen Toten, Verlorenen, war gräßlich, schmerzhaft und bei alledem ein bißchen süß gewesen. Nun war auf einmal grelles Licht da, die ganze Sache war nüchterner; es war sicher besser, wie es jetzt war, auf alle Fälle war er lebendig. Aber dieses neue Licht tat weh. Dennoch war es gut, zu wissen, daß er in der Welt war. Ilse in ihrer Schwäche und inmitten ihrer Zweifel spürte tiefe Genugtuung. Sie liebte ihn sehr, sie dachte überhaupt nicht an sich in diesem ersten Moment, oder doch nur sehr wenig, sie hatte das Gefühl, von nun an müsse man noch mehr tun als bisher, und es sei ein gutes Zeichen, daß die Nazi ihm Schreiberlaubnis gaben, und sicherlich werde alles gut ausgehen.

Sie spürte, wie allein sie die ganze Zeit gewesen war. Es hatte natürlich etwas für sich gehabt, nur auf sich selber gestellt zu sein und Verantwortung und Verpflichtung nicht gegen einen wirklichen Menschen zu haben, sondern gegen ein Etwas, von dem man nicht wußte, ob es noch existiere. Aber es war doch viel besser, zu wissen, daß der Mensch, der einzige, zu dem man gehörte, noch da war. Sie muß sich nur erst wieder an diese neue Lage gewöhnen. Aber einen ganz andern Auftrieb hat sie jetzt, und es müßte mit dem Teufel zugehn, wenn sie ihr Fritzchen nicht vollends herausholen sollte.

An diesem Punkt angelangt, wurde sie immer froher. Ihre rasche Phantasie verwandelte Fritzchens Brief schon in die Ankündigung, er werde demnächst in Paris eintreffen. Hätten die Nazibehörden, wenn sie nicht ihre endgültige Niederlage voraussähen, ihm so plötzlich diese Vergünstigung gewährt? Mehr und mehr leuchtete Ilse auf. Sie hob den Hörer, um ihren Freunden, Edith als erster, die frohe Botschaft zu übermitteln. Doch gleich legte sie das Rohr wieder zurück. Zuerst wollte sie sich einmal wieder ordentlich zurechtmachen. Das tat sie, sorgfältig, mit Lust. Dann läutete sie ringsum an, strahlend, wichtig, und verbreitete die glückliche Nachricht.

Spitzi saß über einem Aktenstück, überlas es, verglich Punkt für Punkt. Arbeitete wie seit Jahren nicht mehr. Das Aktenstück war Wieseners Memorandum über die Unschädlichmachung der »P. N.«. Heydebregg hatte es Spitzi übersandt, »zur Begutachtung«.

Was Wiesener da zusammengebraut hatte, war verflucht geschickt. Begabt war der Bursche, ein guter Kombinator, und der Haß gegen die »P. N.« hatte ihn noch erfinderischer gemacht. Er, Spitzi, war ein Idiot gewesen, daß er dem andern so reichliches Material über Gingold und Genossen hatte zukommen lassen. Aber was Wiesener aus dem Material herausgeholt hatte, das war allerhand; Spitzi war voll fachmännischer Anerkennung. Wiesener hatte das ursprüngliche Ziel, die »P. N.« zum Schweigen zu bringen, weit hinter sich gelassen. Sein Projekt ging dahin, die »P. N.« in die Hand zu bekommen und sie, als Kampforgan gegen die Nazi getarnt, weiterzuführen; es sollten aber nur so geringfügige Mißstände des Regimes angegriffen werden, daß die Leser gegen ihren Willen zu dem Schluß kommen mußten, im Dritten Reich stehe alles ausgezeichnet und nur Böswillige oder prinzipielle Mäkler könnten gegen so winzige Mängel so grobes Geschütz auffahren. Wiesener hatte sich nicht auf Allgemeines beschränkt, er hatte den Plan bis ins kleinste ausgearbeitet. Er hatte Methoden angegeben, den Verleger Gingold gefügig zu machen, er hatte Kostenberechnungen aufgestellt und Richtlinien entworfen, wie man dem Blatt, habe man es erst einmal in der Hand, erfolgreich den Charakter eines Oppositionsorgans geben und es dennoch für die Propagandazwecke der Partei nützen könne.

Wäre nicht die Erkrankung des Bären, dieser Wink des Schicksals, dazwischengekommen, dann hätte Spitzi sich begnügt, Wieseners Memorandum zu überfliegen und ausgezeichnet zu finden. Jetzt suchte er nach dem schwachen Punkt. Er fand ihn. Das Projekt, das der Parteigenosse Wiesener ausgeheckt hatte, war ein Triumph nordischer List, doch die Ausführung erforderte außerordentlich viel Zeit. Wollte man, konnte man diese Zeit aufbringen? Wenn man sich darauf beschränkte, die »P. N.« lahmzulegen, war man in wenigen Wochen am Ziel. Wieseners Projekt erforderte Monate. Hier war Wieseners Achillesferse.

Heydebregg hatte beide Herren, Wiesener und Gehrke, zu sich gebeten, er wünschte eine Aussprache zu dreien. Als sich Spitzi im Hotel Watteau einfand, sah er sogleich, daß Wiesener den Schock wegen jenes Artikels offenbar überwunden hatte und seiner Sache sicher war.

So war es auch. Die Ausarbeitung des Memorandums hatte Wiesener tiefe Befriedigung verschafft. Die Vorstellung, wie man den Heilbrun und Trautwein die Stühle sacht unterm Hintern wegziehen wird, daß sie selber es kaum merken, bis sie schließlich verblüfft auf der Erde sitzen, hatte ihn innig erheitert. Er war zufrieden mit seinem Projekt im ganzen und im einzelnen. Er hat gute, saubere Arbeit geleistet, er hat die Aufgabe, die man ihm gestellt, großartig gelöst, bestimmt wird ihn das Memorandum bei Heydebregg rehabilitieren.

Gehrke witterte das alles. Aber er war sich bewußt, die schwache Stelle des Projekts mit Sicherheit erspäht zu haben, und diesmal dachte er gar nicht daran, dem andern kampflos das Feld zu räumen. Heydebregg seinesteils hatte die neu erstandene Rivalität der beiden wohl bemerkt. Er hatte, als er die beiden zu einer Aussprache einlud, kaum gehofft, von ihnen Neues zu hören. Wieseners Plan hatte ihn von Anfang an gelockt, aber auch er hatte erkannt, daß seine Ausführung viel Zeit kosten mußte. Was er sich von dieser Aussprache erhoffte, war, daß sie ihm das Für und Wider lebendiger und ihm die Entscheidung leichter machen werde.

Da saßen also die drei gepflegten Herren in dem kleinen Salon des Hotels Watteau auf den zierlichen, blauen Samtstühlen. Sie hatten viel Schicksal gemacht, die drei Herren, und werden auch in Zukunft über manche Schicksale zu befinden haben. Sie waren drei gefräßige Tiere, recht vital, sie waren nicht eben blutdürstig, aber sie wurden gefährlich, wenn man sie reizte. Wenn ein Mensch von bildkräftiger Phantasie sie so beisammen sah, auf ihren blauen Stühlchen, dann mochten sie sich ihm in drei Raubtiere verwandeln, die in der Manege auf ihren Hockern sitzen, gezähmt vom Willen eines Dompteurs, kaum knurrend, allein schon im nächsten Augenblick kann die Natur der Katzen die Kunst der Zähmung durchbrechen.

Heydebregg, nach kurzer Einleitung, forderte Gehrke auf, sich zu Wieseners Projekt zu äußern. Spitzi begann sogleich die Feinheiten des Planes darzulegen, sachverständig rühmte er seine nordische List, das Raffinement, mit welchem ein moderner Machiavellismus in den Dienst der guten Sache gestellt sei, die Umsicht, mit der Wiesener jedes Detail berücksichtigt habe.

Wiesener hörte zu, verbindlichen Gesichtes, und wartete. Er wartete auf das große Aber, das bestimmt kommen wird. Er hatte für Spitzi immer Sympathien gehabt. Auch jetzt, wie er Spitzi so sitzen und über die »P. N.« sprechen sah, nonchalant, die Nase ein bißchen schräg nach aufwärts gerückt, ganz leise und hochmütig schnüffelnd, gefiel er ihm. Diese herrenhafte Lässigkeit kann man nicht lernen, sie muß einem angeboren sein. Überdies war Wiesener Spitzi verpflichtet. Der hatte den Floh, den Wiesener ihm ins Ohr gesetzt, nicht nur nicht selber springen lassen, er hatte sich vielmehr tadellos benommen und ihm das Material über die »P. N.« beschafft; ja wenn man es genau nahm, war es Spitzi, dem Wiesener die Rettung aus dem letzten Schlamassel verdankte. Dennoch und trotz aller kollegialen Anerkennung, die Spitzi ihm zollte, roch Wiesener die über Nacht entstandene Rivalität, spürte er, daß ein Aber nachkommen wird.

Da war es auch schon, das große Aber. Bei allen ungeheuern Vorzügen des Projekts, meinte nämlich Herr von Gehrke nachdenklich, freundschaftlich besorgt, sei es behaftet mit einem schweren Nachteil. Seine Durchführung werde Zeit kosten, viel Zeit. »Und wenn auch«, lächelte er, »unser Regime tausend Jahre dauern wird, so liegt uns doch allen am Herzen, daß man den Emigranten die Dreckschleuder schon vorher aus der Hand schlägt. Wenn ich«, schloß er, »den Parteigenossen Heydebregg richtig verstanden habe, dann wünscht man auch in Berlin, daß wir die ›P. N.‹ nicht etwa übers Jahr, sondern sogleich lahmlegen.«

Wieseners Miene blieb während dieser Einwände genauso verbindlich wie während der Worte des Lobes. In seinem Innern gab er zu, daß der andere gut gezielt und gut geschossen hatte. »Parteigenosse von Gehrke«, räumte er höflich ein, »hat recht. Aber es bleibt zu bedenken, daß, wenn man die ›P. N.‹ schnell abwürgt, ein solches Vorgehen peinliches Aufsehen erregen wird. Meine Methode hat Zeitverlust zur Folge, stimmt. Wird aber dieser Zeitverlust nicht reichlich aufgewogen durch die Vorteile, welche die unsichtbare Verwandlung der feindlichen Zeitung in ein Propagandainstrument mit sich bringt?«

Spitzi, noch höflicher, gab alles zu. Dann jedoch, unbeirrt, kam er auf seinen Einwand zurück. War es zweckmäßig, lange zu warten? Und war es nationalsozialistisch gehandelt? Entsprach es der Ideologie und der üblichen Praxis der Partei? Das legte er dar, sachlich, nicht ohne Schwung. Doch dann wurde er der Sachlichkeit müde, schlug einen persönlicheren Ton an, wurde der alte, frivole Spitzi. »›Dulde, gedulde dich fein‹, so haben wir’s freilich in der Schule gelernt«, lächelte er leichtfertig. »Aber der Vers stammt von einem halbjüdischen Schriftsteller, er ist überholt. Ich glaube, es ist nicht mehr angebracht, ihn zu beherzigen.«

Seltsamerweise war es dieser etwas alberne Scherz, der Spitzis klug ersonnenen Feldzugsplan zu Fall brachte und Wieseners Sieg endgültig entschied. Heydebregg nämlich hatte bisher geschwankt. Er hatte zugehört, die faltigen Lider über die Augen gezogen, ohne einzugreifen. Obwohl die Bedenken Gehrkes ihm Eindruck machten, hatte er sich weder für ein Ja noch für ein Nein entschieden. Jetzt zerstörte Spitzis leichtfertiges Getändel die Wirkung seiner Einwände. Heydebregg entschied sich für Wiesener.

Noch viel mehr aber empörte Spitzis wohlfeile und törichte Ironie Wiesener selber. Der hatte bisher in der Gegnerschaft des andern nichts gesehen als legitime Rivalität. Spitzi wollte sich den Platz an der Sonne Heydebreggs zurückerobern, das war in Ordnung, er selber hätte es nicht anders gemacht. Aber daß der Bursche sein mit soviel Salz und Mühe ausgearbeitetes Projekt mit einem dummen Witz abtun wollte, das war der alberne Dünkel des Aristokraten, und dagegen, aus dem Gefühl seiner armen Geburt heraus, begehrte Wiesener auf. Was jetzt in ihm aufsprang, war Haß über jede Nebenbuhlerschaft hinaus, ein Haß, der sich auf alles erstreckte, was der andere sagte, tat, war.

Vorläufig ließ er davon nichts merken. Er begnügte sich zu erwidern, er glaube nicht, daß das langsamere Tempo seines Projekts gegen dessen nationalsozialistischen Geist spreche. Nicht das Tempo der Entwicklung, zitierte er den Führer, sondern die Zähigkeit in der unerbittlichen Verfolgung des einmal als richtig erkannten Zieles sei entscheidend.

Es gab nichts mehr zu sagen. »Ich danke Ihnen, meine Herren«, beendete Heydebregg die Diskussion. »Ich habe mich entschlossen, das Projekt des Parteigenossen Wiesener auszuführen. Ich bevollmächtige Sie, Parteigenosse Wiesener, alles zu veranlassen, was Sie für nötig erachten. Sie, lieber von Gehrke, werden Wiesener behilflich sein.«

Beide Herren verbeugten sich. Spitzi reichte mit einer netten, jungenshaften Geste Wiesener die Hand. »Ich freue mich herzlich«, sagte er mit Wärme, »daß Sie Gelegenheit haben, ein so schönes Projekt auszuführen. Ich hoffe, daß ich Ihnen wirksame Hilfsmittel zur Verfügung stellen kann.« Im stillen anerkannte Wiesener, was für ein vortrefflicher Verlierer Spitzi war.

Er hatte sich getäuscht. Spitzi konnte es sich nicht versagen, ihm noch einen Stich zu versetzen. Als er vor kurzem Wiesener im Falle Benjamin kränkender Leichtgläubigkeit geziehen hatte, schien Heydebregg nicht recht überzeugt. Einen Vorteil wenigstens konnte er aus dem heutigen Zusammentreffen herausschlagen: er konnte dem Parteigenossen beweisen, daß er damals Wiesener nicht ins Leere hinein verdächtigt hatte. »Übrigens, lieber Wiesener«, sagte er und ging so weit, ihm den Arm leicht um die Schulter zu legen, »habe ich noch eine erfreuliche Nachricht für Sie. Ich habe Ihnen gleich gesagt, Sie machen sich unnütze Sorgen über das Wohlergehen Ihres Fritzchen Benjamin. Jetzt kann Ihnen das die zuständige Stelle bestätigen. Bitte, beruhigen Sie ihn, Parteigenosse Heydebregg. Sagen Sie ihm, daß man das Wänzchen nicht zertreten hat, daß das Wänzchen munter und wohlauf ist. Denken Sie, mon vieux, Ihr Friedrich Benjamin hat sich sogar hier in Paris gemeldet. Er hat seiner Frau einen eigenhändigen, unzweifelhaft echten Brief geschrieben. Das ganze Emigrantenpack steht kopf. Die Humanität hat gesiegt. Ist der buddhistische Teil Ihrer indogermanischen Seele befriedigt?«

Nach dem Jubel, mit dem seine glanzvolle Rehabilitierung Wiesener erfüllt hatte, traf ihn der Coup, den Spitzi so tückisch gegen ihn landete, um so unerwarteter. Es kostete ihn Selbstüberwindung, den Arm nicht abzuschütteln, den der andere noch immer um seine Schulter gelegt hielt. Mühsam fand er ein paar halb scherzhafte Sätze, seine Zweifel, seine Ungläubigkeit zu entschuldigen. Es waren lahme Sätze, das sagte er sich selber; er konnte, während er sie vorbrachte, Heydebregg nicht recht in das starre Gesicht schauen, und überstürzt verabschiedete er sich.

## 

## 7

## Kabale und Liebe

Er fuhr nach Haus, er war ein guter Fahrer, mechanisch fuhr er, mechanisch hielt er vor den roten Ampeln und startete wieder. Noch hatte er sein Gleichgewicht nicht zurückerlangt. Er war erschöpft gewesen von der Anspannung, welche ihn der Kampf mit Spitzi gekostet hatte, und der Dolchstoß, den ihm unmittelbar nach seinem Sieg der andere so meuchlings versetzt hatte, war zu jäh gekommen.

Was für eine alberne Rolle hat dieser Spitzi ihn vor Heydebregg spielen lassen. Blitzhaft, sogleich, hat Wiesener die Zusammenhänge durchschaut. Natürlich ist es Heydebregg gewesen, der das fait accompli verhindert hat; für wie kleingläubig muß der ihn jetzt halten, daß er der nationalsozialistischen Führung eine so brutale Dummheit hat zutrauen können. Es war ein niederträchtiger Streich von Spitzi. Es gab auf diese Denunziation einfach nichts zu erwidern. Was er zusammengestammelt hat, ist heller Blödsinn gewesen. Er muß dagestanden sein wie ein Watschenmann.

Allmählich aber, während er durch den Pariser Frühling nach Hause fuhr, schwächte die Erinnerung an die Schmach dieser letzten Minuten sich ab, und vor drang die Freude über seinen Sieg. Ja, bald schien ihm die Gewißheit, daß Friedrich Benjamin lebte, die Krönung dieses Sieges. Wie seltsam, daß ihm das erst jetzt zum Bewußtsein kommt. Wie sonderbar, daß er zuerst nichts gespürt hat als Gekränktheit über die dumme Form, in der die willkommene Nachricht ihn erreichte. Was für eine geringe Rolle im geistigen Gesamthaushalt eines Menschen spielt die Vernunft und was für eine ungeheure das blinde Gefühl.

War nicht seine Freude an dem Projekt gegen die »P. N.« alle die Tage her beschattet gewesen von der Sorge, wie Lea seine Aktion aufnehmen werde? Freilich hätte die infame Art, wie das Revolverblatt gegen ihn und gegen sie selber gehetzt hat, ihr zeigen müssen, daß es sich bei ihren Schützlingen um etwas sehr andres handelte als um das Lamm des Armen. Doch bei Lea konnte man nie wissen, ob vernünftige Erwägungen imstande sein würden, ihren Starrsinn und gewisse Vorurteile zu brechen. Ihre spröde Stimme damals am Telefon, ihr Verstummen, »Sprechen Sie noch?«, »Sie sollen kein Schwein werden«, das alles waren Gefühlsregungen, gegen die keine Logik aufkam.

Ganz so schlimm zwar, wie er nach jenem fatalen Telefongespräch hatte fürchten müssen, war es nicht gekommen. Ein Dritter hätte annehmen können, an seinen Beziehungen zu Lea habe sich auch nach dem Artikel der »P. N.« kaum etwas geändert. Es hatte sich aber doch etwas geändert. Als er nach ihrer Rückreise nach Paris eine Aussprache über diesen verfluchten Artikel hatte herbeiführen wollen, als er ihr hatte berichten wollen, wie ritterlich er sich vor dem Parteigenossen zu ihr bekannt hatte, da hatte sie ihm glatt das Wort abgeschnitten. Sie hatte mit beängstigender Gelassenheit festgestellt, Worte könnten an Gefühlen nichts ändern, seine Gesellschaft bereite ihr nun einmal nicht mehr die gleiche Freude wie früher, der Gedanke, ihre Beziehungen könnten einmal zu Ende sein, komme ihr nicht mehr so trostlos vor wie noch vor kurzer Zeit. Sie hatte diese infamen Sätze im Ton freundlicher Konstatierung vorgebracht, sie hatte keine Antwort zugelassen, und Wiesener hatte nicht gewagt, sie zu ironisieren oder zu bagatellisieren. Nicht vor ihr und nicht vor sich selber. Es war ihm schmerzhaft deutlich geworden, daß er sich diese Frau nicht mehr aus seinem Leben wegdenken konnte. Vergebens hatte er seine Vernunft gegen sein Gefühl zu Hilfe gerufen. Ohne Frage klaffte zwischen der wirklichen Lea und dem Bild, das in seiner Bibliothek hing, ein weiter Unterschied. Das Bild stellte eine zarte, junge, höchst reizvolle Frau dar, die wirkliche Lea war eine alternde Jüdin mit einer großen, fleischlosen, ziemlich häßlichen Nase, und in wenigen Jahren wird sie völlig verblüht sein. Aber wenn er sich das noch so oft dürr und deutlich vorsagte, es half ihm nichts. Ihm waren das Bild und die lebendige Lea eines. Vergebens sagte er sich weiter, daß die Beziehungen zu ihr ihm auch in Zukunft mehr schaden als nützen werden. Solche Erwägungen fruchteten gar nichts. Er hing einfach an ihr, er brauchte sie. Wenn er nicht mehr damit rechnen durfte, ihr von seinen Angelegenheiten zu reden, dann machten ihm diese Angelegenheiten keinen Spaß mehr, weder die erfreulichen noch die verdrießlichen. Wenn sie nicht darin war, hatte sein Leben keinen Sinn mehr. Es gab, er mußte sich das eingestehen, für seine Beziehungen zu ihr keine andere Bezeichnung als das dumme Wort Liebe. Und wenn er daran dachte, daß er durch die geplante Aktion gegen die »P. N.« diese Liebe ernstlich gefährdete, dann war ihm die Freude an seinem Projekt und an seiner Rehabilitierung vergällt.

So hatten seine Beziehungen zu Lea ausgesehen bis vor zehn Minuten. Jetzt aber hat die Tatsache, daß Friedrich Benjamin unbezweifelbar am Leben war, mit eins alle seine Sorgen zerstreut. Alles war von Grund auf verändert.

Er hielt vor seinem Haus. Fuhr in seine Wohnung hinauf, ging in sein Ankleidezimmer. »Toreador, Toreador«, pfiff er und, höhnisch: »O lieber Tod von Basel«, während er sich auszog und es sich bequem machte. Dann, in seinem prunkvollen, schwarzen Schlafrock, ging er auf und ab, halb ein Cäsar, halb ein Samurai, und fühlte sich als ein Mann, dem seine Nächsten greuliches Unrecht zugefügt, den aber jetzt die Ereignisse glorreich gerechtfertigt haben.

Denn wie steht er nun vor Lea da? Sie hat sich von den Untertönen des gewissen Trautwein einfangen lassen, sie hat an das fait accompli geglaubt. Hat ihn der ideologischen Mitschuld an diesem fait accompli bezichtigt, hat es für möglich gehalten, daß er ein »Schwein« werde, und ihm das Versprechen abgepreßt, nichts gegen die »P. N.« zu unternehmen. Jetzt aber stellt sich heraus, daß Benjamin lebt, sie hat ihm bitter unrecht getan, und alle Voraussetzungen sind falsch, auf denen ihre Bezichtigungen und seine Versprechungen basierten. Auch der tifteligste Sittenrichter muß zugeben, daß er jetzt seines Versprechens entbunden ist. Lea kann ihm nicht den leisesten Vorwurf machen, weder aus dem Verstand noch aus dem Gefühl heraus, wenn er das Projekt gegen die »P. N.« durchführt.

Daß er bei jenem fatalen Telefongespräch so gehemmt, befangen und ungeschickt war, daran war auch nur der Zweifel schuld, ob nicht vielleicht doch der Tod von Basel eingegriffen habe. Jetzt ist es vorbei mit solchen Hemmungen. »Die Wolken all, die unser Haus bedräut, sind in des Weltmeers tiefem Schoß begraben.« Er freute sich kindisch auf sein nächstes Zusammensein mit Lea, auf die unbeteiligte Geste, wie er ihr mitteilen wird, daß Friedrich Benjamin lebt. Er bereitete sich jetzt schon auf die diskrete Großmut vor, die er in dieser Unterredung zeigen wird.

Er zog das Grammophon auf, setzte sich in den tiefen Ledersessel, spielte sich die Coriolan-Ouvertüre vor. Wieder schwellte ihn der Siegesjubel, der ihn hochgehoben, als Heydebregg erklärt hatte: »Ich habe mich entschlossen, das Projekt des Parteigenossen Wiesener auszuführen.« Er überlegte, was er Lea sagen, was sie wohl erwidern wird. Die Platte war abgelaufen, er spielte sie ein zweites Mal. Während die leisen, dumpfen Paukenschläge der Coriolan-Ouvertüre von neuem ertönten, arbeitete seine rasche Phantasie in die Zukunft. Schon war es soweit, schon hatte er den Puritaner Heydebregg depraviert und in der Hand. Er war voll von Triumph. Er war Friedrich Benjamin geradezu dankbar, daß er lebte, und Heydebregg, daß er ihn hatte leben lassen.

Tief in der Nacht, die diesem bewegten Tag folgte, saß Wiesener vor dem großen, dicken, in solide, leinwandüberzogene Deckel gebundenen Manuskript der Historia Arcana. Er saß in seinem Schlafzimmer, im Pyjama, und mit dem Füllfederhalter, in gejagten, stenographischen Zeichen, trug er ein:

»›Übrigens, Friedrich Benjamin lebt, seine Frau hat einen Brief von ihm.‹ Ich hatte genau vorbereitet, wie ich ihr das hinlegen würde, kühl, beiläufig, und so brachte ich es auch heraus. Ich habe mich nicht etwa verleiten lassen, zu sagen: ›Unser Friedrich Benjamin‹ oder ›Ihr Friedrich Benjamin‹; ich habe auch nicht hinzugesetzt: ›Davon teilt Ihr sauberer Herr Trautwein seinen Lesern natürlich nichts mit.‹ Ich war gut in Form, ich habe mich beherrscht, ich habe mich beschränkt auf die trockene, beiläufige Mitteilung der Tatsache, und es kam alles genauso heraus, wie ich wollte.

Ich hatte richtig kalkuliert, und die Nachricht hat Lea in den Grundfesten erschüttert. Da hatte sie es: sie hat mich zu Unrecht verdächtigt, ich stehe schneeweiß da. Im Grund ihres Wesens ist sie gerecht; man hat ihr ordentlich ansehen können, wie es sie bewegte, daß sie mir unrecht getan hat.

Eine Eselei ist mir unterlaufen, trotz aller Selbstbeherrschung. ›Dieser Trautwein‹, habe ich gesagt, ›hat vielleicht im Ernst geglaubt, daß Friedrich Benjamin nicht mehr in der Welt sei. Die Leute sind so haßblind, daß sie den größten Unsinn fressen. Auf den ‚P. N.‘ nehmen sie vermutlich auch an, die Partei halte es wirklich für ein Verbrechen, wenn ich bei Ihnen ein und aus gehe.‹ Und hier, so im Zug, hab ich meine Eselei gemacht. ›Dabei würde doch‹, habe ich aufgeprotzt, ›Heydebregg selber wieder mit Vergnügen zu Ihnen kommen, wenn Sie es nur gestatteten.‹

Lea hat nichts erwidert. Sie reagiert nicht, wenn ich von der Affäre anfange. Aber jetzt wartet sie natürlich darauf, daß sich Heydebregg wieder bei ihr meldet. Wenn ich ihn nicht dahin kriege, dann steh ich vor ihr da wie ein zweiter Goebbels. Ich sehe aber nicht, wie ich ihn dahin kriegen könnte. Mein Gerede war einfach eine Frechheit.

Lea blieb den ganzen Abend über nachdenklich; das war nicht das, was ich mir gewünscht und vorgestellt hatte. Auch im Bett wurde es nicht das wahre. Ich hatte geglaubt, sie werde sich klein fühlen, schuldbewußt, und die Art, wie sie dann zerschmilzt, geht mir tief ein. Aber nichts dergleichen. Es war da eher ein Vorbehalt, ein Mißtrauen, eine Schranke. Es ist eine Schweinerei, daß ich mich vor ihr immer wieder so unsicher fühle. Wer eine so armselige Jugend gehabt hat wie ich, kommt nie ganz darüber weg.«

Er gähnte laut, unmanierlich, klappte das Buch zu, sperrte es in den Safe, streckte sich, legte sich ins Bett.

Wenn Lea früher mit Wiesener zusammen gewesen war, dann hatte sie hinterher eine angenehme Mattigkeit verspürt und war gewöhnlich in einen tiefen, traumlosen Schlaf gefallen wie ein kleines Kind. Seit der idiotischen Affäre mit den »P. N.« war das anders geworden. Das Zusammensein mit Erich machte ihr keine reine Freude mehr; ein leises, albernes Schuldgefühl störte sie, solange er da war, und war er gegangen, dann spürte sie einen übeln Nachgeschmack.

Als damals das Dritte Reich gegründet worden und Erich zu den Nazi hinübergeschwenkt war, hatte sie sich damit abgefunden, daß er mit den Nazi heulte. Sie hatte sich Nietzsche für ihre Zwecke billig verwässert. »Man kann es«, hatte sie ihrer Freundin Marieclaude erzählt, »einem Manne nicht verdenken, wenn er erfüllt ist vom Willen zur Macht und sich zur Macht bekennt.« Hielt Marieclaude ihr entgegen, mit welcher Dummheit und Brutalität die Nazi vorgingen, dann hatte sie diese Methoden als notwendige Maßnahmen einer Übergangszeit verteidigt, und sie hatte es in Kauf genommen, daß man sie Notre-Dame-des-Nazi nannte.

In ihrem Innern freilich hatte sie von Anfang an gespürt, daß sie unrecht hatte, daß das, wofür ihr Freund, ihr Erich, wirkte, die Dummheit war, die Barbarei, das Üble schlechthin, das Unappetitliche, der Pöbel. Sie hatte es aber nicht wahrhaben wollen und hatte immer wieder versucht, die Einwände ihres Verstandes und ihres Gefühls mit wohlfeiler Philosophasterei zum Schweigen zu bringen.

Damals indes, als Erich ihr von der Affäre erzählte, damals am Telefon, war dieser ganze künstliche Schutzbau endgültig eingestürzt. Damals hatte sie plötzlich klar und für immer erkannt, was war, daß nämlich ihre Freundschaft mit Erich eine Schande war.

Es war auch kein Zufall, daß die »P. N.« jenen Artikel gebracht hatten. Erich hatte den Angriff herausgefordert, indem er frivolerweise Heydebregg bei ihr einführte, und sie selber war mit schuld, weil sie, gegen ihr erstes Gefühl, zugestimmt hatte.

Sie lag im Bett und fand keinen Schlaf. Das Fenster stand weit auf, der Duft des Rasens und der nächtliche Duft der Bäume kam herein, aber ihr war noch immer, als spürte sie Erichs Geruch im Zimmer. Sie schämte sich und war erbittert über sich selber, daß sie sich so lange was vorgemacht hatte und daß erst diese »P. N.« hatten kommen müssen, um ihr die Augen zu öffnen. Als er zu den Nazi überging, damals schon hätte sie ihn vor die Alternative stellen müssen, sich von ihnen zu trennen oder von ihr.

Zwei- oder dreimal hat er angesetzt, um eine Aussprache über die Affäre herbeizuführen. Sie hat ihm glatt das Wort abgeschnitten, und sie hat recht daran getan. Sie weiß genau, was er zu der Affäre zu sagen hat, sie kennt sein Vokabular, seinen Tonfall, mit ihrem innern Ohr, auch ohne daß er spricht, hört sie ihn. Nein, sie kann sein freches, wendiges, grundverlogenes Gerede nicht anhören. Ein an Ekel grenzendes Unbehagen zwingt sie, einer Aussprache aus dem Weg zu gehen. In der Dunkelheit, wenn sie daran denkt, was er, bestimmt, in einer Aussprache vorbringen würde, verzieht sie ihr mit Creme beschmiertes Gesicht zu einer bittern Grimasse. Es ist eine Schande, daß sie mit einem solchen Manne nicht Schluß macht.

Wenn sie ihre Vernunft hätte anwenden wollen, hätte sie schon lange sehen müssen, daß die Sache mit Erich nicht gut ausgehen kann. Ein Wunder, daß sie so lange gut gegangen ist. Aber ist sie denn gut gegangen? Mit dem Jungen muß auch was vorgefallen sein. Er hat sich verändert, er ist manchmal ganz verstört. Wäre sie nicht feig, dann würde sie ihn nicht so herumgehen lassen, dann würde sie mit ihm über die Affäre sprechen. Aber sie schämt sich einfach vor ihm. Manchmal versucht sie sich einzureden, daß ihm vielleicht die Geschichte nicht zu Ohren gekommen ist. Das ist natürlich Unsinn. Natürlich weiß er davon; sonst wäre er nicht von einem Tag zum andern soviel schweigsamer geworden, so alt und hager für seine Jahre. Es ist schäbig von ihr, sich nicht mit ihm auszusprechen; aber sie hat Angst davor, ihre verworrenen Gefühle noch weiter zu verwirren.

Es fällt ihr verdammt schwer, die Dinge bei ihrem rechten Namen zu nennen, aber es hat keinen Sinn, sich auch noch weiter was vorzuschwindeln. Es ist schon nicht anders: sie ist bei ihrem Erich geblieben aus den gleichen Gründen, aus denen ein kleines Ladenmädel bei seinem Freund bleibt, auch wenn sie weiß, daß er nichts taugt, oder eine Hure bei ihrem Maquereau. Sie ist deshalb bei ihm geblieben, weil sie ihn liebt. Das Ganze ist nicht weiter interessant, es ist kein Problem und keine Tragödie, es ist ungeheuer simpel und banal. Er will einfach seine Karriere nicht aufgeben, das ist alles, und sie weiß, daß er ein Lump ist, und wenn sie trotzdem bei ihm bleibt, dann, weil sie sich ein für allemal in ihn vergafft hat. Sie hängt eben an ihm, dagegen hilft keine Vernunft.

Das heißt: ein Lump? In der Sache mit Friedrich Benjamin und in der Sache mit den »P. N.« hat sie ihm unrecht getan. Und als Karrierist hat er sich zumindest in seiner Freundschaft mit ihr auch nicht gezeigt. Diese Geschichte mit dem Artikel in den »P. N.« ist für ihn viel brenzliger gewesen als für sie, und er ist gescheit genug, um von Anfang an gewußt zu haben, daß so etwas einmal passieren muß. Sie hat nichts zu verlieren, sie ist unabhängig, ihr kann es gleich sein, ob die Leute sich über ihre Freundschaft mit Erich die Mäuler zerreißen. Aber er hat für diese Freundschaft alles aufs Spiel gesetzt. Wahrscheinlich gibt es eine Menge Leute, die es ihm verübeln, daß er so lange bei ihr geblieben ist.

Aber das geht sie nichts an. Das ändert nichts an ihrer Erkenntnis, daß ihre Beziehungen zu ihm schief sind, eine Schande. Sie will nicht von neuem anfangen, sich das zu vernebeln.

Wie beiläufig er ihr mitgeteilt hat, daß Friedrich Benjamin lebt. Wenn sie an das Gesicht denkt, das er dabei gemacht hat, an seinen Tonfall, dann lächelt sie in der Dunkelheit. Sie kennt ihn gut. Sicher hat er lange daran studiert. Der Takt, mit dem er es hinuntergeschluckt hat, daß also er recht habe, hat geradezu geschrien. Eigentlich ist es rührend, wie sehr er sich bemüht, sich bei ihr wieder in Geltung zu bringen.

Sie will sich nicht rühren lassen. Sie muß Schluß mit ihm machen. Selbst wenn sie über die Verachtung wegkommt, die sie für ihn spürt, sie kommt nicht weg über die Verachtung vor sich selber.

Sie wird natürlich nicht Schluß machen. Sie liebt ihn. Es ist eine Schande, aber es ist schön. Es ist schön, einen Menschen zu lieben. Was bleibt ihr vom Leben, wenn sie mit ihm Schluß macht? Marieclaude wird sagen, das war tapfer von dir, noch einige andere werden ihr das sagen, sie selber darf es sich sagen. Aber was hat sie davon? Nein, sie liebt ihn. Und es ist gut, und sie freut sich, daß sie unrecht gehabt hat und daß Friedrich Benjamin lebt und daß Erich gerechtfertigt ist.

Wiesener, der Fatalist, fand beinahe Gefallen an der Zwangslage, in die er sich durch seine vermessenen Worte vor Lea hineinmanövriert hatte. Jetzt mußte er, ob er wollte oder nicht, bewirken, daß das Nilpferd wieder in der Rue de la Ferme erscheine. Er mußte binnen kurzer Frist die frühere Freundschaft mit Heydebregg wiederherstellen.

Mit kluger Berechnung hielt er sich vorläufig im Rahmen des Amtlichen, färbte aber seine Unterordnung unter den Willen des Vorgesetzten so, daß dieser jederzeit vertraulichere Töne anschlagen konnte, ohne sich was zu vergeben. Das Unternehmen gegen die »P. N.«, äußerte etwa Wiesener, beanspruche viel Zeit, damit habe Herr von Gehrke recht, und die Verlockung zu ungebührlicher Zögertaktik liege nahe. Sei es anmaßend, wenn er den Parteigenossen bitte, ihm eine Frist zu setzen? Er wäre glücklich, wenn Heydebregg diese Frist so bemessen wollte, daß er, Wiesener, seinen Auftrag noch unter seinen Augen und unter seiner persönlichen Oberleitung durchführen könnte.

Da Heydebregg Spitzi gewogen und ihn als zu windig befunden hatte, gab es in Paris keinen Menschen, vor dem er sich ein wenig hätte gehenlassen können, und er sehnte sich danach, mit Wiesener wieder einmal als Mann zum Manne zu reden. Wiesener hatte seine Vollmacht überschritten, aber er hatte ihn diesen Verstoß lange genug entgelten lassen und durfte es sich erlauben, dem Reuigen die Hand hinzuhalten. »Ich möchte Sie nicht an eine Frist binden«, erwiderte er. »Ich selber hasse bei so delikaten Geschäften die sogenannten Termine. Aber da Sie einmal danach fragen, so nehmen Sie zur Kenntnis, daß ich die Absicht habe, diese Stadt Paris im Herbst zu verlassen. Wenn Sie bis dahin am Ziel sein könnten, wäre mir das lieb.« Daß Heydebregg, der sonst von seinen persönlichen Plänen niemals sprach, so offen zu ihm war, bedeutete Wiederannäherung. »Ich werde am Ziele sein«, sagte mit Schwung Wiesener.

Von da an gewann er rasch Terrain. Schon vor Ablauf einer Woche hielt er den Parteigenossen für sturmreif. Beiläufig, mit unschuldiger Miene, fragte er ihn, ob er sich nicht einmal wieder in der Rue de la Ferme sehen lassen wolle. Heydebregg starrte ihn eine kurze Weile aus seinen stumpfen, weißlichen Augen an, die riesige Hand ballte sich zur Faust und öffnete sich wieder, marionettenhaft. Wiesener konnte nicht atmen; ihm war, als wäre er von einem hohen Turm ins Wasser gesprungen, und nun hat das Meer über ihm zusammengeschlagen, und er wird nie wieder hochkommen.

Wolkig unterdes brodelten in Heydebreggs schwerem Schädel Gedanken und Gefühle. Ein schlauer Hund, dieser Wiesener, dachte er, ein frecher Hund. Er will mich festlegen, mich zu seinem Komplicen machen, zu seinem Spießgesellen. Recht hat er. Es gefällt mir, daß er zu seiner Sache steht. Wenn er nicht ein Kerl wäre, dann hätte er nach der Affäre mit den »P. N.« diese Madame de Chassefierre einfach links liegenlassen. Aber ihr Bild hängt noch immer groß und breit in seinem Empfangszimmer. Ein bißchen verändert hat sie sich, aber erkennen muß sie jeder. Sie ist die gleiche geblieben. Älter werden wir alle. Auch auf dem Bild hat sie die Arme nackt. Da ich einmal ja zu ihm gesagt habe, werde ich durchhalten. Dein Ja sei Ja, und dein Nein sei Nein. Vor allem eins, mein Kind, sei treu und wahr. Soll ich mich vielleicht selber durch das Gequatsch des sogenannten Emigrantenpacks einschüchtern lassen? Ich hab mich entschlossen mit Herz und mit Hand. Ich hau ihn heraus, ich stell mich vor ihn hin.

Laut und langsam, mit seiner tiefen, knarrenden Stimme, sagte er: »Mal sehen, junger Mann. Wir werden Ihren Vorschlag diesseits in Erwägung ziehen.« Und fast ebenso wie die Tatsache, daß er Heydebregg herumgekriegt hatte, beglückte Wiesener die scherzhafte Form, in welche der Parteigenosse seine Zustimmung kleidete.

Leas mattfarbiges Gesicht blieb unbewegt, als Wiesener ihr mitteilte, Heydebregg würde sich freuen, ihr wieder einmal guten Tag zu sagen, und ihre etwas zu hohe, eigensinnige Stirn blieb klar wie stets. Weniger klar waren die Gedanken hinter dieser Stirn.

Es ist also wirklich so, wie Erich ihr versichert hat: die Praxis der Nazi ist nur halb so schlimm wie ihre Rassentheorie – die Tatsache, daß das Nilpferd sich darum bewirbt, ihr von neuem seine Aufwartung zu machen, beweist es –, und die Leute von den »P. N.« sind hysterisch und haben übers Ziel hinausgeschossen. Aber genügt nicht für diesen Beweis Heydebreggs Bereitschaft, weiter bei ihr zu verkehren? Soll sie, muß sie die bedenklichen, die skandalösen Beziehungen zu diesem Mann fortsetzen?

Der Mann an sich wäre so übel nicht. Die Bezeichnung »das Nilpferd«, die ihre Freundin Marieclaude für ihn aufgebracht hat, ist ganz gut. Er hat was von einem Ungetüm an sich. Wenn sie an seine pedantischen, gemessenen Manieren denkt, muß sie lächeln, und eigentlich möchte sie ihn ganz gern einmal wiedersehen. Wenn er nicht zu den Nazi gehörte, dann würde er sie gerade durch seine hintergründige, brutale Gravität mehr reizen als die meisten andern aus ihrem Kreis. Anders als diese andern ist er bestimmt.

Erich steht vor ihr, an den Schreibtisch gelehnt. Er hat nicht den leisesten Ton auf seine Mitteilung gelegt, er hat sie schlicht vorgebracht, ohne Kommentar und Gewese, auch jetzt heuchelt er Teilnahmslosigkeit. Dabei weiß sie genau, wie gespannt er auf ihre Antwort wartet. Sie hat ihm in Sachen Friedrich Benjamin unrecht getan, wohl auch in Sachen des Artikels der »P. N.«, und damals am Telefon hat sie sich unverzeihlich gehenlassen. Wenn sie ihm jetzt gar noch erklärt, sie wolle das Nilpferd nicht mehr sehen, dann hat Erich Ursache, wütend zu werden über ihre Launen, ihre Ziererei und Prätentionen.

Aber hat sie sich nicht in einer schmerzhaften Nacht nach langen Erwägungen dazu durchgerungen, Schluß zu machen? Wenn sie es schon nicht über sich bringt, mit Erich zu brechen, muß sie auch noch das ganze Pack in Kauf nehmen, mit dem er zu tun hat? Hat sie es nicht genugsam büßen müssen, daß sie damals, gegen ihren ersten Instinkt, Heydebregg hat kommen lassen? Soll sie ihren Fehler wiederholen?

Sie sitzt auf dem gelben Fauteuil, der sie gut rahmt, und schaut auf Wiesener. Sie sieht das starke Gesicht mit der breiten, wenig gefältelten Stirn, die kleine, gerade Nase, den langen, gutgeschnittenen Mund. Man kann dieses helle, männliche Gesicht kühn nennen oder frech, sie jedenfalls liebt es. Sie muß ihm endlich Antwort geben. Die ganzen Tage über hat sie gewünscht, ihm zu sagen: Jetzt hören wir aber auf mit dem Unsinn, begraben wir unsern stummen, fruchtlosen Streit, lassen wir alles so sein, wie es früher war. Es hat der Aufbietung all ihres Verstandes bedurft, nicht so zu ihm zu reden. Und jetzt ist die Gelegenheit da, jetzt kann sie den stummen, dummen, quälenden Hader ohne große Auseinandersetzung beenden.

Aber dann geht das andere wieder an. Dann handelt sie gegen die Taktik, die sie in langen, bösen Nächten als die einzig richtige erkannt hat. Wenn er übrigens jetzt Heydebregg von neuem zu ihr bringen will, dann ist es doch nur, weil er recht haben will, weil er das Bedürfnis spürt, über sie zu triumphieren.

Und trotzdem, trotzdem, trotzdem. Es ist sicher falsch, was sie macht, aber sie kann ihm den kleinen Wunsch nicht abschlagen. »Wenn Herrn Heydebregg daran liegt«, antwortet sie, »sag ihm, er möge kommen.«

Es traf sich günstig, daß diese ersten Maitage ungewöhnlich warm waren, so daß sich Lea, als sie Heydebregg zum erstenmal wieder empfing, nicht auf das Haus beschränkt sah. Sie hatte an die zwanzig Gäste eingeladen. Sie hatte sich abendliche Kleidung verbeten, man war hell angezogen, frühlingsmäßig, und von Anfang an heiterer Laune.

Die Türen, die vom Speisesaal in den Garten hinüberführten, waren geöffnet, die Kerzen flackerten in dem leisen Wind. Konrad Heydebregg saß neben Lea. Er musterte die Gäste, die Pereyros, die keineswegs nordisch ausschauten, den holländischen Gesandten, Leas Freundin Marieclaude, den jungen Raoul, die übrigen, dunkle und helle, zwischen ihnen seine beiden jungen Leute Wiesener und von Gehrke. Es war kühn, sich mit den beiden Parteigenossen in dieser zusammengewürfelten Gesellschaft sehen zu lassen; man mußte seiner Sache sicher sein, um sich das leisten zu dürfen. Er war seiner Sache sicher.

Von der Seite her betrachtete er Lea. Der Kerzenschein tönte ihr mattfarbiges Gesicht und machte es warm, zart und jung, die große Nase mit dem breiten Nasenbein gab ihr Intelligenz. Sie trug heute ein gelbes Kleid und darüber eine Jacke mit langen Ärmeln, so daß ihre schön sich verjüngenden nackten Arme nicht sichtbar waren. Heydebregg hatte in England gelernt, daß man bei Tisch in Gesellschaft weder von persönlichen Dingen sprechen dürfe noch von irgendwie ernsthaften. Allein es verlangte ihn, ihr die falsche Meinung zu nehmen, die sie nach den Verzerrungen solcher Blätter wie der »P. N.« vom Nationalsozialismus haben mochte. Was man uns Nationalsozialisten am meisten verüble, erläuterte er, während er langsam und umständlich von seinem Krebsragout aß, sei die Tatsache, daß wir das verlogene Moralgerede der Demokratien ablehnten. Jedermann wisse, daß die Welt des Rechts und der Verträge eine Fiktion sei; es sei albern, sich so zu stellen, als ob der Schwache allein durch sein Recht geschützt wäre. Von einem Sollzustand auszugehen statt von einem Istzustand, das sei nichts als bequeme Heuchelei. Der Wolf weide nun einmal nicht neben dem Lamm, sondern er fresse es, und sich das Gegenteil vorzumachen sei sinnlos. Große Franzosen und Engländer, Swift zum Beispiel oder La Rochefoucauld, hätten darüber nicht anders gedacht als wir Nationalsozialisten. Und aus dem gleichen Grund, aus dem man solche Männer verehre, schelte man uns Nationalsozialisten Hunnen und Barbaren.

Das also setzte er Lea auseinander, in seinem Lesebuchfranzösisch, gemessen, korrekt. Lea schaute ihn an, wie er dasaß, würdig, massig, altväterisch, die Schöße des langen, hellgrauen Rocks sorgsam zurückgeschlagen; das Zwielicht der Kerzen flackerte über seinem wuchtigen Schädel.

Da zappelte er sich ab, ihr die Naziideologie schmackhaft zu machen. Ach, damit wird er kein Glück haben. Was er vorbringt, hat sie sich alles selber schon gesagt, in Zeiten, die jetzt abgelebt sind. Es klingt nach etwas, was er ihr da erzählt, sicher ist er überzeugt, die Wahrheit zu sprechen: sie aber weiß, daß es Unsinn ist. Dabei ärgert sie sich nicht über sein Gerede, sie verspürt auch keine von den übeln Sensationen, die sie fürchtete, als sie schwach geworden ist und Wiesener nachgegeben hat. Aber sie hört nur mit halbem Ohr zu und hat keine Lust, auf seine Darlegungen einzugehen.

»Das Kerzenlicht steht Ihnen gut, Herr Heydebregg«, sagt sie statt aller Antwort. »Ein traditioneller Rahmen steht Ihnen gut. Sie haben ein Gesicht aus einem andern Jahrhundert. Wir veranstalten ab und zu draußen im Garten Liebhaberaufführungen; es wäre fein, wenn Sie bei so was mitmachten.«

Heydebregg war verblüfft. War das alles, was Lea auf seine Ausführungen zu erwidern hatte? Überdies war, was sie ihm da gesagt hatte, ein fragwürdiges Kompliment. Die Partei machte alles frisch und neu, ihre Menschen waren neue Menschen und pfiffen auf die sogenannte Tradition. Aber wahrscheinlich hatte ihm Madame de Chassefierre etwas Liebenswürdiges sagen wollen. Er begnügte sich, nachsichtig zu lächeln, und sann darauf, was er seinesteils ihr Angenehmes sagen könnte.

Ihrer Freundin Marieclaude hatte Lea boshafter- und spaßhafterweise Herrn von Gehrke zum Tischnachbarn gegeben. Spitzis hübsches Gesicht saß jugendlich, dreist anmutig, über dem rehbraunen, englisch lässig geschnittenen Anzug. Lächelnd atmete er die Luft des Feindes. Lea war anders als das Bild, das er in Wieseners Bibliothek gesehen hatte. So mattfarbige Frauen altern schnell, eine leise Welkheit war über ihr. Aber ihr Gesicht war lebendiger als auf dem Bild, sie mußte viel erlebt und gedacht haben, Spitzi hatte nicht gern mit allzu intellektuellen Frauen zu tun, aber er begriff, daß von Lea ein großer Reiz ausging.

Er witterte, daß Wiesener nun wohl auch diese Frau und ihr Haus, das hieß sein Privatleben, mit einsetzen wollte in dem Kampf um seine Karriere. Einsatzbereitschaft hatte der Mann, das mußte man ihm lassen. Eigentlich war es eine Frechheit, daß man ihn eingeladen hatte. Wiesener hatte ihm wohl zeigen wollen, daß die Angelegenheit mit dem Artikel der »P. N.« gänzlich liquidiert war. Sie war ja auch liquidiert. Daß Wiesener dem Parteigenossen das fait accompli zugetraut, hatte seine Stellung nicht erschüttert, es war ein Triumph, daß Heydebregg wieder in die Rue de la Ferme kam, und Wiesener hatte es sich offenbar nicht versagen können, die Rue de Lille aufzufordern, diesem Triumph beizuwohnen.

Das Abendessen war zu Ende, man nahm den Kaffee im Freien. Die Nacht war angenehm lau, es saß sich gut in dem halbdunklen Garten vor der erleuchteten Fassade des Hauses. Lea hatte ein bißchen getrunken, sie fühlte sich wohl. Sie hat Erich unrecht getan, in Gedanken noch mehr als in Worten. Er ist zuverlässiger, als sie geglaubt. Er hat erklärt, Friedrich Benjamin lebe, und er lebt. Er hat erklärt, das Geschreibe der »P. N.«-Leute über den Rassenwahn der Nazi sei hysterische Übertreibung, und siehe, das Nilpferd ist wirklich wieder bei ihr. Nein, sie darf nicht ständig an ihrem Geliebten herummäkeln und ihm jede Gutgläubigkeit absprechen.

Sie sieht ihn drüben stehen, allein, und sie schickt sich an, zu ihm hinüberzugehen, ihm was Freundliches zu sagen, verstohlen seine Hand zu nehmen. Es gibt ein gutes Gefühl der Zusammengehörigkeit, in einer Gesellschaft mit dem Freund eine heimliche Zärtlichkeit zu tauschen. Doch auf halbem Weg sieht sie das Nilpferd sitzen. Heydebregg sitzt auf einem niedrigen, viel zu zierlichen Gartenstuhl. Er sieht grotesk aus, ungefüg, gefährlich. Langsam, wie gezogen, weicht sie von ihrem Weg ab, geht zu ihm. Sie hat ein Gefühl wie als Kind im Zoologischen Garten, wenn sie, schon im Begriff, aufzubrechen, nochmals zum Raubtierkäfig zurückgekehrt ist.

Sie schwatzt mit Heydebregg; aber er ist einsilbig, bald entstehen lange Pausen zwischen ihren Sätzen. Sie legt die Jacke ab, ihre schönen Arme kommen zum Vorschein. Später, wie es kühler wird, nimmt sie einen flaumigen, grauen Pelzschal über, aus dem ihr Gesicht zart und gescheit herauskommt. Heydebregg sitzt neben ihr, auf seinem niedrigen Gartenstuhl. Er sagt sich, er könne nicht den ganzen Abend wie ein Ölgötze neben dieser Frau sitzen bleiben. Er bleibt sitzen.

Raoul kam zu ihnen. Lea fand ihn im hellen Anzug recht knabenhaft. Vielleicht hat sie sich überhaupt getäuscht und sich seine Verstörtheit nur eingebildet. Heute jedenfalls, schon den ganzen Abend, war er lebhaft und kindlich vergnügt. Mit einer hübschen Gebärde sich über den Stuhl lehnend, legte er ihr den Arm um die Schulter. »Geht es dir gut, Liebling?« fragte er, und: »Ich freue mich, daß du dich unterhältst«, fügte er sogleich hinzu und verneigte sich vor Heydebregg, schlank, artig. Dem hatte der Junge schon das erstemal gefallen, und er nahm gerne die ehrerbietige Höflichkeit an, mit welcher Raoul ihn behandelte.

Auch für Spitzi hatte Raoul viel Liebenswürdigkeit, und dem war das recht. Der Junge bat, ihm seine deutschen Bücher zeigen zu dürfen. Spitzi fand vor dem Hausaltar mit dem Totenschädel, dem Photo André Gides und der Roulettescheibe den richtigen Ton, eine Mischung von Amüsiertheit und ehrlichem Interesse. Wortgewandt, mit ganz kleiner Ironie, übersetzte er die Bedeutung der Symbole in die Sprache des Nationalsozialismus, sie hießen jetzt: Todesbereitschaft, Kunstbereitschaft, Einsatzbereitschaft, und er und Raoul verstanden sich.

Wiesener indes saß in dem halbdunkeln Garten, im Schatten von Buschwerk, und atmete die angenehme Luft. Er war froh, eine Minute allein zu sein. Alles ging, wie es sollte. Die Attacke der »P. N.« hat die Sympathie des Parteigenossen für Lea nicht beeinträchtigt. Wahrscheinlich zog sogar das Anrüchige, das »Sündhafte« dieses Verkehrs den Puritaner an, ohne daß er sich dessen bewußt wurde.

Durch die halbgeschlossenen Augen, satt und zufrieden, sah Wiesener die leuchtenden Pünktchen der Zigaretten vor sich auftauchen, verschwinden, wieder auftauchen. Ein Paar kam unmittelbar an ihm vorbei. Der Herr, Wiesener erkannte an der Stimme Monsieur Pereyro, sagte zu der Dame: »Ich verstehe unsere Lea nicht, daß sie das Pack noch immer bei sich duldet.« »Ce tas de pleutres«, sagte er, »das Gesindel, das Pack.« Da wandte man also auf ihn, Wiesener, und die Seinen das gleiche Wort an, das er auf die Trautwein und Genossen anzuwenden liebte. Hatte ihm nicht Lea erzählt, der bewußte Trautwein verkehre bei Pereyros? Wiesener grinste. Mögen sie ihn ruhig als Pack bezeichnen, die Herren Pereyro und Trautwein. Herr Trautwein wird das bestimmt nicht mehr lange tun. Herr Trautwein ist wie das Huhn, das noch fröhlich im Hof herumgackert, aber die Köchin hat schon das Messer geschliffen, mit dem sie es zu Mittag schlachten wird.

Wiesener stand auf, ging zu Monsieur Pereyro, fragte ihn beflissen, ob er nicht Stühle bringen lassen dürfe, spielte den Wirt. Gerade vor Monsieur Pereyro.

Der Diener Emile, der für Nuancen Witterung hatte, ärgerte sich. Er liebte Monsieur Wiesener nicht, und schon gar nicht konnte er es vertragen, wenn sich der Boche hier für den Herrn des Hauses gab. Was brauchte er sich um Stühle zu kümmern. Solange er, Emile, da ist, läuft in der Rue de la Ferme alles am Schnürchen, auch ohne daß sich ein anderer wichtig macht. Monsieur Wiesener wird sich nicht darüber beklagen können, daß etwa seine Freunde, obwohl sie Boches sind, mit geringerer Aufmerksamkeit bedient würden als die andern. Madame hat ihre Freundschaft für diesen Monsieur teuer genug bezahlt; Emile hat natürlich von dem Artikel in den »P. N.« gehört. Man müßte Deutsch lernen, um besser auf dem laufenden zu sein. Odette, die Zofe, meint es auch. Auf keinen Fall braucht sich Monsieur Wiesener so zu haben. Es geht recht gut auch ohne ihn.

Spitzi bemühte sich, zusammen mit Raoul, ein bißchen Jugend und Elan in die Gesellschaft zu bringen. Er schlug allerlei kindliche Spiele vor, und man einigte sich schließlich auf ein Rätselspiel. Auch Heydebregg beteiligte sich, gutmütig. Als er sein Wort finden sollte, machte es ihm Lea weder zu leicht noch zu schwer, und er war stolz, als er in nicht allzu langer Zeit seine Lösung erraten hatte.

Wiesener stellte man eine besonders schwierige Aufgabe. Er ließ es sich gefallen, er war ein geübter Rätselrater, es gab kaum ein Wort, das er nicht schließlich erjagt hätte. Auch heute trat er sehr sicher auf. Plötzlich aber, als er mitten im Kreise stand, angestrengt nachdenkend, sah er, außerhalb des Kreises, das Gesicht Raouls, der sich vorbeugte, ihn anstarrend. Raoul war seit jener peinlichen Szene gegen ihn höflich und zugesperrt gewesen. Jetzt las Wiesener in den Augen des Jungen einen solchen Haß, daß er erschrak. Er verlor den Zusammenhang, er brachte nicht die Konzentration auf, die zur Findung seines Rätselwortes nötig war. Erstaunt sah Lea, daß er versagte.

Wenn man schon so kindliche Spiele treibe, erklärte Marieclaude halblaut Monsieur Pereyro, dann solle man doch eines spielen, das den Nazi angemessen sei. Und sie schlug der Gesellschaft eine Art Detektivspiel vor. Es sollten Lose gezogen werden; wer das Los des Mörders ziehe, dürfe das nicht verraten. Dann sollten alle Lichter gelöscht werden, die Teilnehmer sich verstecken und der Mörder in der Dunkelheit über ein beliebiges Opfer herfallen. Nach dem Schrei des Opfers und nach kurzer weiterer Dunkelheit solle dann der Detektiv durch Befragen der einzelnen festzustellen suchen, was sich im Finstern ereignet habe, und den Mörder überführen.

Man machte also dunkel, und das Spiel begann. Bald tönte gräßliches Geschrei, der Mörder war über sein Opfer hergefallen, und als man kurz darauf das Licht wieder einschaltete, machte sich der Detektiv ans Werk. Er konnte aber seine Fähigkeiten nicht beweisen. Bevor er viele Fragen an die einzelnen hatte richten können, erschien blutüberströmt, erschreckend und die Lösung jedermann offenbarend, der »Mörder«, ein junger italienischer Bildhauer: er hatte sich, als er sich nach vollbrachter Tat seinesteils verbergen wollte, im Finstern an der Kante eines Möbelstücks die Stirn aufgeschlagen.

Es war spät geworden, man machte keinen zweiten Versuch. Die Hauptbeteiligten fanden den Abend geglückt. Leas Zweifel an Wiesener waren weniger quälend, Wiesener selber glaubte sich seinem Ziel näher, Raoul hatte sich mit den beiden einflußreichen Nazi angefreundet, Heydebregg bereute nicht den Entschluß, sich wieder in der Rue de la Ferme zu zeigen.

Der Parteigenosse war ohne Wagen, Wiesener und Spitzi hatten ihre Wagen da. Wiesener bat Heydebregg, ihn nach Hause bringen zu dürfen. Spitzi stand am Schlag, plauderte. Diese französischen Herrschaften hatten keine ganz sicheren Manieren. Monsieur Pereyro zum Beispiel hatte, nachdem sich die Damen zurückgezogen, die Portoflasche nicht im Sinne des Uhrzeigers herumgegeben. »Und dieses Mörderspiel«, fügte er kopfschüttelnd hinzu, »dieses Mörderspiel, das man da am Schluß noch hat steigen lassen, das hat man wohl aus Amerika importiert. Es ist was für Farmer aus dem Mittelwesten. So was Krasses, Kindisches. Was meinen Sie?« Er lächelte strahlend, nahm Abschied, entfernte sich.

Heydebregg saß massig in Wieseners kleinem, elegantem Wagen. Nachdenklich, während Wiesener startete, meinte er: »Sonderbar, daß gerade Parteigenosse von Gehrke dieses Spiel kraß findet.«

Wiesener mußte ein zweites Mal starten. So packte ihn die Erkenntnis, die ihn aus Heydebreggs Worten ansprang, die plötzliche Erkenntnis, worin die »Leistung« bestanden hatte, welche die Stellung seines Feindes Spitzi so schwer angreifbar machte.

»Wie schön der Mensch von außen ist, / Inwendig ist er lauter Mist«, dachte er einen Spruch aus Freidanks »Bescheidenheit«; denn er war sehr belesen.

## 

## 8

## Herr Louis Gingold im Konflikt der Pflichten

Da war die »Verwertungsgesellschaft für Hausbesitz« in Chur (Schweiz) und die »Gesellschaft für Beleihung von Grundstücken« in Vaduz (Liechtenstein) und die »Internationale Grundstückskasse« in Göteborg (Schweden) und je eine Gesellschaft ähnlicher Art in Holland, Dänemark und Norwegen. Sah man aber genauer hin, dann schrumpften diese Gesellschaften zu einer einzigen Persönlichkeit zusammen, nämlich zu Herrn Louis Gingold, und geschaffen waren sie, um den Grundbesitz zu verwerten, den Herr Gingold während des letzten Jahrzehnts in Berlin und andern deutschen Großstädten sehr billig zusammengekauft hatte.

Herr Gingold war geboren als der Sohn eines ziemlich vermögenden jüdischen Händlers in einer kleinen rumänischen Stadt. Er hatte die Talmudschule besucht, sich beflissen und erfolgreich an den Geschäften seines Vaters beteiligt, früh geheiratet und bis zum Beginn des Krieges in seiner Heimat ein Leben geführt, das ihn durchaus befriedigte. Es war ihm geglückt, sich vor dem Kriegsdienst im rumänischen Heere zu drücken, aber dann hatten die Deutschen seine Heimatstadt besetzt und ihn gezwungen, in der Feuerlinie zu schippen. Der Rückzug der deutschen Heere hatte Herrn Gingold mit ins Deutsche Reich gerissen, er hatte sich in Berlin angesiedelt und Frau und Kinder nachkommen lassen. Sein rascher Blick für die Wirtschaft von morgen hatte ihm ermöglicht, innerhalb kurzer Frist Herr eines ansehnlichen Teiles deutscher Erde zu werden mit guten deutschen Häusern darauf. Die Deutschen hatten »ihren lieben Juden« große Versprechungen gemacht, Herr Gingold hatte erwartet, sie würden ihn und die Seinen von den Bedrückungen eines antisemitischen Regimes befreien, er hatte ihnen nach seinen bescheidenen Kräften geholfen. Dafür hatten sie ihn gegen alles Völkerrecht zum Kriegsdienst gepreßt, zur schwersten und gefährlichsten Arbeit. Nein, Herr Gingold hatte diesen Deutschen gegenüber nicht nur keinerlei Verpflichtungen, er hatte Ansprüche an sie, und er sah keinen Anlaß, sich nicht seinen Teil an jener Segnung der Bibel zu nehmen: »Du sollst in Häusern wohnen, die du nicht gebaut hast.« Die Nazi ihresteils versuchten durch harte Steuervorschriften und scharfe Devisenverordnungen Herrn Gingold einen Teil des Erworbenen wieder abzujagen. Er begegnete ihrer Schlauheit mit noch größerer, er warf seine Haut ab und verwandelte sich in die »Verwertungsgesellschaft für Hausbesitz«, in die »Internationale Grundstückskasse« und ähnliche schwer faßbare ausländische juristische Personen. Da die Machthaber des Reichs also gegen seine List nicht aufkamen, bedienten sie sich jener brutalen Gewalt, mit der sie ihm schon einmal begegnet waren, erließen Sondervorschriften gegen ihn und die Seinen und schmissen ihn, den sie zuerst zum Dank für geleistete Kriegsdienste unter Versprechungen in ihr Land gelockt hatten, unter wüstem Geschimpfe wieder hinaus, einen großen Teil seines Besitzes »enteignend«. Der größere Teil aber gehörte jenen ausländischen Gesellschaften, in die er sich verwandelt hatte, und in dieser Gestalt führte er jetzt von Paris aus seinen Privatkrieg gegen das Reich, um von seinem Geld möglichst viel wieder herauszuholen.

Da sitzt er, Herr Louis Gingold, in seiner Wohnung in der Avenue de la Grande Armée; es ist eine geräumige Wohnung in einem großen, häßlichen Haus, das übrigens auch bereits Herrn Gingold gehört. Die Wohnung ist üppig, aber unordentlich möbliert, sie sieht eher aus wie ein Möbelmagazin, Herr Gingold hat aus Deutschland aus manchen Wohnungen manche Möbel gerettet. Da sitzt er also zusammen mit zwei Töchtern, Sohn und Sekretär, frühstückt und liest seine Post. Er ist oft genötigt gewesen, seine Geschäfte unter schwierigen Umständen zu betreiben, und es stört ihn nicht sehr in der Lektüre seiner Post, daß seine Tochter Ruth Klavier spielt, seine Tochter Melanie mit dem Mädchen herumschimpft, sein Sohn Sigbert mit lauter Stimme Regeln der griechischen Grammatik lernt und sein Sekretär Feinberg telefoniert.

Es bedarf, wie man sich denken kann, rascher Kombination und eines geschulten Gedächtnisses, um sich durch die verwickelte Korrespondenz Herrn Gingolds durchzufinden. Herr Louis Gingold aber und sein Sekretär Feinberg wissen in ihren auf vielerlei Art getarnten Geschäften gut Bescheid und können sich mit halben Worten verständigen. Sie reden in einer Chiffrensprache. Herr Gingold knarrt Herrn Feinberg ein paar Worte zu, Herr Feinberg macht an den Rand eines Briefes ein paar stenographische Zeichen, und daraufhin setzen sich Richter und Finanzbehörden in Bewegung. Schicksale entscheiden sich, Geschäftsbetriebe können eröffnen oder müssen schließen, Familien verlieren ihre Wohnungen.

Da sitzt also Herr Gingold, er tunkt sehr süßen Kuchen, der mit einem Gemisch aus Butter, Honig und gebrannten Mandeln beschmiert ist, in seinen Kaffee, ein bißchen Eigelb ist in seinem viereckigen, grauschwarzen Bart hängengeblieben, er ißt hastig, mit vielen Geräuschen, er schüttet dazwischen einen Schluck aus seiner Tasse hinunter, und er wischt sich immerzu die Hände an der Serviette ab, um die Briefe nicht zu beschmutzen, die seine späherischen, bebrillten Augen rasch überfliegen. Nebenher unterhält er sich noch mit seinen Kindern, wirft seiner Tochter Melanie ein Argument zu, damit sie es in ihrem Streit mit dem Dienstmädchen verwerte, und ermahnt seinen sechzehnjährigen Sohn Sigbert, sich nicht mit der klavierspielenden Ruth herumzuzanken, sondern bei seinen Schulbüchern zu bleiben. Er tut das alles mit Anteil, er ißt beflissen, trinkt beflissen, schmatzt beflissen, schimpft beflissen, lobt beflissen, liest beflissen. Der ganze dürre Mann, wie er dasitzt mit dem harten, fleischlosen Gesicht, ist geladen mit Vitalität und dabei immer darauf gefaßt, es könnte ihn irgendwoher eine unvermutete Gefahr anspringen. Er nährt sich, erzieht seine Familie, betreibt seine Geschäfte, und das alles so, wie etwa eine Katze aus ihrer Schüssel frißt, auf jedes Geräusch achtend, immer wieder sichernd und um sich spähend, nie vergessend, daß ihr Leben eine einzige Gefahr ist, und den Fraß mit vollem Anteil genießend.

Nachum Feinberg, der Sekretär, sieht seinem Herrn auf den Mund, ganz konzentriert. Er ist ein kleiner, schmächtiger Mann mit einem hohen Rücken und einem großen, blassen Kopf, aus dem graue Augen sanft und mächtig herausschauen. Er liest gern und viel, und als geistiger Mensch bewundert er zwar die Männer der Tat, mischt aber dieser Bewunderung ein Gran Verachtung bei; denn die Männer der Tat führen nur aus, was er träumt, doch nie in der Vollendung, in welcher er es träumt. So gemischten Gefühles blickt Nachum Feinberg auch zu Herrn Gingold auf, in dem er einen Balzacschen großen Geschäftsmann sieht. Gewonnen hat Nachum Feinberg die Freundschaft seines Herrn durch die gelegentliche Bemerkung, Herr Gingold sehe dem Präsidenten Abraham Lincoln zum Verwechseln ähnlich. Doch muß sich der Sekretär diese Freundschaft täglich neu erobern durch Beweise unbedingter Ergebenheit, rastlosen Fleißes, ungewöhnlicher Verwertbarkeit. Der sanguinische Herr Gingold hat für seinen Sekretär niemals ein Wort der Anerkennung, er beschimpft ihn oft und ohne Maß, wie er es auch mit seinen Kindern tut, er zahlt ihn nicht schlecht, hält ihm das aber bei jedem Anlaß vor. Trotzdem weiß Nachum Feinberg, daß sich Herr Gingold ihm verknüpft fühlt, und nicht nur durch Geschäfte.

Es gibt heute wie immer viel Post, die leeren Briefumschläge häufen sich. Wie gewöhnlich entsteht Gezänk um die Briefmarken. Melanie will einige haben für die Aufwartefrau, Ruth will welche für eine Kameradin, Herr Gingold selber sammelt für einen Schreiber im Finanzministerium, dem er dafür weniger Trinkgeld gibt; für Nachum Feinberg, der sie für ähnliche Zwecke verwenden will, fällt nichts mehr ab.

Den größten Teil der Post hat Herr Gingold auf die übliche Art erledigt. Jetzt nimmt er einen neuen Brief, überfliegt ihn. Nachum Feinberg sieht wartend zu ihm auf. Gewöhnlich ist sich Herr Gingold sogleich klar über das, was er antworten will; wenn nicht, beginnt er eine heftige Diskussion mit Feinberg. Diesmal gibt er das Schreiben nicht weiter, er macht auch keine Anmerkung, er legt den Brief ohne Kommentar beiseite, ihm mit einem langsamen, besinnlichen Blick nachschauend. Dem Sekretär fällt auf, daß Herr Gingold bei der Erledigung der noch übrigen Korrespondenz nicht ganz so bei der Sache ist wie sonst, und er zerbricht sich den Kopf, was das beiseite gelegte Schriftstück enthalten mag.

Man ist zu Ende. Herr Gingold herrscht Feinberg an: »Machen Sie sich schon ans Tippen.« Er selber läßt sich von Melanie noch eine Tasse Kaffee einschenken und tunkt ein weiteres, dick mit Honig beschmiertes Stück Kuchen hinein. Es ist seinem Arzt ein Rätsel, wie Herr Gingold so große Mengen schwer verdaulicher Dinge verzehren und dabei so dürr bleiben kann.

Herr Gingold ißt, trinkt und schmatzt also von neuem, Nachum Feinbergs Schreibmaschine rattert, Ruth spielt Klavier, von draußen kommt das heftige Gespräch Melanies mit dem Dienstmädchen, Sigbert, die Finger in die Ohren gestopft, memoriert halblaut griechische Verbalformen, der Kanarienvogel Schalscheles singt, und Herr Gingold denkt nach.

Der Brief, den er beiseite gelegt hat, kommt von der Inseratenagentur Gellhaus & Co.

Gellhaus & Co. ist ein seriöses Institut, das große, solide, internationale Firmen vertritt, vor allem deutsche. Herr Gingold hätte es für verlorene Zeit gehalten, auch nur einen einzigen Brief auf den Versuch zu verwenden, eine Geschäftsverbindung zwischen den »P. N.« und Gellhaus & Co. herzustellen. Um so mehr überrascht ihn die besonders höflich gehaltene Mitteilung der Firma Gellhaus & Co., daß sie das Wachstum der »P. N.« mit Interesse verfolge und gerne Verbindung mit ihnen aufnehmen wolle. Vielleicht habe Herr Gingold die Freundlichkeit, dem unterzeichneten Vertreter der Firma mitzuteilen, ob, wann und wo er ihn zum Zweck einer persönlichen Fühlungnahme aufsuchen dürfe. Auffallend ist, daß sich Gellhaus & Co. nicht etwa an die Expedition der »P. N.« wenden, sondern an Herrn Gingold persönlich. Unterzeichnet ist der Brief von dem Chef der Pariser Filiale, einem Herrn Gustav Leisegang.

Herr Gingold wußte genau, was eine Anzeige in den »P. N.« wert und was sie nicht wert war. Sicher standen hinter dem Angebot dieses Herrn Leisegang keine geschäftlichen Interessen, sondern dunkle, politische. Möglich, daß der Brief von einem Agenten der deutschen Geheimen Staatspolizei veranlaßt war, der ihn persönlich oder den Betrieb der »P. N.« bespitzeln wollte. Wie immer, das Schreiben bewies, daß man auf der Gegenseite die »P. N.« ernst nahm; das war Herrn Gingold eine angenehme Bestätigung.

Er war ein seriöser Geschäftsmann, und es war seinen Freunden und ihm selber verwunderlich gewesen, daß er sich dazu hatte verleiten lassen, die Finanzierung der »P. N.« zu übernehmen. Vom geschäftlichen Standpunkt aus war ein solches Blatt alles eher als interessant. Auch im besten Fall konnte der Gewinn in keinem vernünftigen Verhältnis zu dem zu investierenden Kapital stehen, ganz abgesehen davon, daß Herr Gingold einen unverhältnismäßig großen Teil seiner kostbaren Zeit und Kraft darauf verwenden mußte, die leichtfertigen, zu Maßlosigkeiten neigenden Angestellten der »P. N.« von politischen und wirtschaftlichen Ausschweifungen abzuhalten. Zudem war Herr Gingold selber, trotz seines natürlichen Hasses gegen die Nazi, politisch desinteressiert. Warum also hatte er Geld, Zeit, Mühe, Leben in diese Angelegenheit gesteckt?

Er hatte das getan mit Rücksicht auf sein privates Konto bei Gott. Ja, Herr Gingold, der nüchterne, skrupellose Geschäftsmann, glaubte an Gott, an einen sehr persönlichen Gott, der irgendwo im Blau und Goldenen saß, genau Buch führte und recht unangenehm werden konnte, wenn man sein Konto überzog. Dieser Gott, der allerlei Segnungen auf Herrn Gingold herabgesandt hatte, erwartete, daß Herr Gingold seinesteils ihm die Segnungen abgelte, und zwar durch frommen Lebenswandel, vorbildliches Familienleben, gute Werke und Diverses.

Die Finanzierung der »P. N.« erschien in der innern Buchhaltung Herrn Gingolds unter diesem Posten »Diverses«. Und daß er die Gründung der »P. N.« mit Recht so buchte, daß er mit ihr wirklich eine gottgefällige Handlung begangen hatte, dafür war ihm dieses Schreiben des Herrn Leisegang von Gellhaus & Co. ein Zeichen. Gott bekundete auf diese Art sein Einverständnis mit der Finanzierung der »P. N.«.

Den Brief von Gellhaus & Co. in Händen, unterstrich Herr Gingold vor sich selber, welches Risiko er mit dieser Finanzierung auf sich genommen hatte. Sein Grundbesitz innerhalb der deutschen Reichsgrenzen zwang ihn, nach wie vor mit den Nazi Geschäfte zu machen, es liefen zwischen ihm und den Nazi hundert Fäden, er drohte, feilschte, kämpfte, bestach, er steckte sich, als Ausländer, hinter ausländische Regierungen, er war süß mit Nazifunktionären, wenn es am Platze war, und zeigte, wenn es angebracht war, die Krallen, kurz, er hatte viele Beziehungen zu den Nazi, mußte sie haben. Überdies saßen noch sein Schwiegersohn Benedikt Perles und seine Tochter Ida in Berlin. Es hatte Mut, Frömmigkeit und Gottvertrauen dazu gehört, unter diesen Umständen die Tageszeitung der Emigranten zu finanzieren.

Der Brief von Gellhaus & Co. kam somit recht eigentlich gottgesandt, und in seinem Innern war Herr Gingold vom ersten Augenblick an entschlossen, die Sache weiterzuverfolgen. Vorsicht war natürlich geboten, und Herr Gingold war denn auch von Anfang an vorsichtig gewesen; nicht einmal den treuen Nachum Feinberg hatte er den Brief sehen lassen. Durch diese Vorsicht hatte er vor Herrn Leisegang bereits einen Punkt voraus. Herr Gingold verstand nicht, wie dieser Leichtfertige in einer so delikaten Sache etwas Schriftliches aus der Hand geben konnte. Wozu hatte man das Telefon?

Langsam, mit hebräischen Schriftzeichen, malte er den Namen Leisegang auf ein Stückchen Papier. Dann, die hebräischen Buchstaben dienen auch als Ziffern, addierte er den Zahlenwert der einzelnen Schriftzeichen, dann, dies war ein alter, abergläubischer Spaß von ihm, sann er auf andere Wörter, deren Buchstaben, als Ziffern gelesen, den gleichen Zahlenwert ergäben. Das so befragte Orakel ergab das Wort »Pleite«. Da aber das Wort »Pleite« im Ursinn »Flucht, Rettung« bedeutet, sah Herr Gingold darin ein gutes Zeichen, er telefonierte mit Herrn Leisegang und vereinbarte eine Zeit, zu welcher er ihn in seiner Wohnung erwarte.

Herr Gustav Leisegang erwies sich als ein blonder, rosiger Herr mit kleinen, blauen, listigen Augen, leicht beglatzt, dick, gut angezogen, ein Mittelding zwischen einem Diplomaten und einem Gastwirt. Er zeigte sich nur wenig irritiert von den Geräuschen, die von außen, aus allen Ecken der Wohnung, hereindrangen, von dem Klavierspiel Fräulein Ruth Gingolds, dem Gekeife Fräulein Melanies, dem übrigen Lärm.

Gustav Leisegang also, ungestört durch die bunte, verwirrende Umwelt Herrn Gingolds, setzte, was er zu sagen hatte, in nie abreißender, sanft plätschernder, gefälliger Suada auseinander. Er führte aus, daß die Inseratenagentur Gellhaus & Co. in der Lage sei, den »P. N.« unter gewissen Umständen beträchtliche Aufträge zu erteilen, und er nannte die Firmen, die in Frage kamen. Herr Gingold hörte zu, abwartenden Gesichtes; er wußte natürlich, daß die Aufträge die Nebensache und die gewissen Umstände die Hauptsache waren. Er hielt es für geraten, die Anspielung auf die gewissen Umstände vorläufig zu mißverstehen, und knurrte, bei erheblichen Aufträgen werde sich gewiß auch über erhebliche Rabatte reden lassen. Gewiß, erwiderte Herr Leisegang, seien Rabatte erwünscht; doch komme es, wenn sich seine Auftraggeber wirklich einmal entschlössen, die »P. N.« als Propagandaorgan zu benutzen, auf die Höhe der Rabatte nicht einmal so sehr an. Ja, es hätten für seine Auftraggeber diese Rabatte letzten Endes so wenig Bedeutung wie vermutlich für einen so vermögenden Mann wie Herrn Gingold das gesamte Inseratengeschäft der »P. N.«. Er schaute, während er das vorbrachte, mit seinen kleinen, blauen Augen Herrn Gingold schlau und freundlich in dessen braune, späherische, bebrillte.

Herr Gingold, nun sehr wach, hielt es für besser, die Frage, welche Bedeutung das vorgeschlagene Geschäft denn nun also für ihn haben könne, noch immer nicht zu tun. Er wußte ohnedies, worum es ging. Die Konzessionen jenseits des Ökonomischen, die der stramme, rundliche Gustav Leisegang da vag und verführerisch auftauchen ließ, konnten sich einzig und allein auf den Berliner Aufenthalt der Eheleute Perles, seines Schwiegersohnes Benedikt und seiner Tochter Ida, beziehen. Trotz der schwedischen Staatsangehörigkeit dieser beiden waren sie nämlich, solange sie in Berlin blieben und Herrn Gingolds Geschäfte wahrnahmen, in Gefahr. Jeder »Nichtarier«, der noch in Berlin aushielt, hatte sein Haupt geradezu im Rachen des Löwen stecken, Schweden war ein kleines Land, das kaum wegen des Ehepaars Perles mit dem Deutschen Reich Krieg anfangen würde, und der Löwe konnte zuschnappen, wann immer es ihm beliebte. Herr Gingold hätte gern seine Tochter und ihren Mann aus Berlin abberufen, aber Benedikt Perles klammerte sich fanatisch an seine Berliner Geschäfte, und Ida, die in Berlin singen lernte, war von ihrem Gesangspädagogen Danneberg nicht wegzubringen. Protektion dieser beiden durch eine einflußreiche Stelle, das allein konnte Leisegang im Aug haben, wenn er von Vorteilen anderer als wirtschaftlicher Natur sprach, die Herrn Gingold aus der Geschäftsverbindung mit ihm erwachsen könnten. Herr Gingold war somit ungeheuer interessiert an dem Angebot. Dennoch beherrschte er sich, saß da, schwieg, wartete.

Leisegang seinesteils ließ ein paar Passagen, die Fräulein Ruth Gingold soeben fortissimo herunterspielte, zu Ende gehen. Dann sprach er weiter. Nun aber wurde auch er vorsichtig und zog es vor, das, was er noch ausführen wollte, lediglich als Vertreter der Inseratenagentur Gellhaus & Co. darzulegen. Sosehr die Geschäftsleute, erklärte er, in deren Namen er Aufträge zu vergeben habe, wünschten, daß ihre Anzeigen dem kaufkräftigen Publikum der »P. N.« vor Augen kämen, sie hätten Bedenken, ihre Erzeugnisse in Hetzblättern zu propagieren. Es seien eher ästhetische Gründe als politische, fügte er mit einem beinahe entschuldigenden Lächeln hinzu, die sie zu solchem Vorbehalt veranlaßten; vulgäres Geschimpfe verstoße nun einmal gegen ihren Geschmack. Herr Gingold möge sich diese seine Ausführungen durch den Kopf gehen lassen. Wenn sich die »P. N.« entschließen könnten, ihre Opposition maßvoller zu betreiben, dann ließen sich seines Erachtens jene für alle Partner vorteilhaften Geschäftsverbindungen anknüpfen, von denen er gesprochen habe.

Herr Gingold fand es natürlich, daß man für die Konzessionen, die man ihm einräumen wollte, Konzessionen auch von seiner Seite verlangte. Aus der zaghaften Diktion Leisegangs schloß er, daß man seine Position für stark halte und er also mit billigen Gegenleistungen durchkommen werde. Im Grunde seines Herzens jubelte er und war entschlossen, das Angebot anzunehmen. Nicht entschlossen war er über die einzuschlagende Taktik. Er fragte sich, ob er zunächst grob ablehnen oder nur ausweichend antworten solle. Er dachte darüber scharf nach, und zwar dachte er in Jiddisch. Es ist aber das Jiddische ein Gemisch aus einem Fünftel Hebräisch, der Sprache des Jesajas und des Hohenliedes, und vier Fünfteln Mittelhochdeutsch, der Sprache Walthers von der Vogelweide und des Nibelungenlieds. Immer wenn Herr Gingold genötigt war, scharf nachzudenken, tat er das jiddisch, wiewohl er mehrere andere Sprachen, das Rumänische, Französische und Deutsche, gut verstand und geläufig sprach. Vielleicht weil es ihm schwerfiel, aus diesen jiddischen Gedanken in die Sprache des andern zurückzufinden, ließ er wieder mehrere Sekunden verstreichen, ehe er erwiderte.

Leisegang aber deutete dieses Schweigen dahin, daß er für Herrn Gingold offenbar noch immer nicht deutlich genug gewesen sei, und ergänzte und kommentierte seine Worte. Seine Auftraggeber, erklärte er, seien Männer, die Einfluß im Dritten Reich hätten, umgängliche Herren, die lebten und leben ließen, und bereit, gute Dienste durch gute Dienste zu vergelten, auch durch persönliche. Jetzt mußte Herr Gingold wohl begreifen.

Der, längst entschlossen, das Geschäft zu machen, hatte sich mittlerweile dafür entschieden, die Sache dilatorisch zu behandeln. Er knarrte einiges Unverbindliche, er wolle sich alles reiflich überlegen, im Augenblick könne er weder ja noch nein sagen, und dergleichen. Dann, biedermännisch tapfer, richtete er sich höher, bemüht, dem Präsidenten Abraham Lincoln noch ähnlicher zu sehen, und erklärte streitbar, man sei sich hoffentlich klar darüber, daß er nicht daran denke, geschäftliche Vorteile mit Opfern der Gesinnung zu bezahlen. Niemand beabsichtige, versicherte eilig Gustav Leisegang, ihm so was zuzumuten. Die Bedenken seiner Auftraggeber richteten sich nur gegen die Form der »Pariser Nachrichten«; was er, Leisegang, Herrn Gingold vorzutragen die Ehre gehabt habe, seien Erwägungen vornehmlich ästhetischer Natur gewesen. Diese Fragen bereinigt, erklärte er abschließend, werde man im Lauf der nächsten Wochen an interessierter Stelle die Haltung der »P. N.« verfolgen, und er hoffe, es werde dann die von ihm angeregte Geschäftsverbindung zustande kommen. Damit entfernte er sich.

Herr Gingold, allein, war sehr vergnügt. Er ging auf und ab, brummelte ein altes jiddisches Lied, hielt dem Kanarienvogel Schalscheles den Finger hin, daß der darein picke, öffnete die Tür zum Nebenzimmer und rief hinein: »Spiel weiter, Ruth, wozu gibt man das viele Geld aus für deine Stunden, wenn du nicht übst.« Aber seine Gedanken waren bei Gustav Leisegang und seinem Angebot.

Wie aber, fiel es ihm plötzlich auf die Seele, wie aber, wenn dieser Leisegang doch nicht von Gott gesandt war? Der Posten »Pariser Nachrichten« stand auf dem Konto Gott. Auf diesem Konto durfte man sich keine zweifelhafte Eintragung, keine ungenaue Buchung erlauben. Die Sache aber mit den »P. N.« war nicht eindeutig, es ging da vielerlei durcheinander, das Angebot Leisegangs hatte verschiedene Gesichter, und bestürzt, verwirrten Gefühles, sah sich Herr Gingold auf einmal im Konflikt zweier Verpflichtungen.

Herr Gingold hatte Pflichten sowohl gegen die jüdische Gemeinschaft wie gegen seine Familie. Wie war das mit den »P. N.«? Wenn er in der Subventionierung der »P. N.« ein gottgefälliges Werk sah, dann deshalb, weil dieses sein Blatt die jüdische Gemeinschaft verteidigte und an dem Heiligen Krieg gegen die Nazi, die Judenfeinde, teilnahm. Judenfeindschaft, das hieß in Herrn Gingolds Sprache »Rischus«, das »Böse schlechthin«, das Grundübel, das Urschlechte, und die Nazi, das waren die »Reschoim«, die »Urbösen«. Sich dem Kampf gegen diese Urbösen widmen war ein Verdienst, sich ihm entziehen ein Verbrechen. Wenn er jetzt nach dem Vorschlag Leisegangs die »P. N.« bremste, entzog er sich dann seiner Verpflichtung gegen die jüdische Gemeinschaft?

Er entzog sich. Er entzog sich nicht. Der Kampf gegen die »Urbösen« mußte wirksam geführt werden, das heißt maßvoll. Allzu heftige Angriffe fielen nur auf die Juden selber zurück, auf diejenigen, die noch in Deutschland waren. Denn die Urbösen hatten Geiseln in Deutschland, mehrere hunderttausend Geiseln, und wenn ihnen die Emigrantenpresse zu unbequem wurde, dann ließen sie das ihre Juden entgelten.

Und da setzte jene andere Verpflichtung ein, jene zweite, die Verpflichtung gegen seine Familie. Er mußte nun einmal damit rechnen, daß sein Schwiegersohn Benedikt und seine Tochter Ida sich darauf versteiften, in Deutschland zu bleiben. Sie hatten einen gewissen Anspruch darauf, sie hatten ihrerseits Verpflichtungen. Wenn Gott seinem Schwiegersohn Benedikt den Verstand gegeben hatte, den Urbösen einen Teil ihres Raubes wieder abzujagen, und den Mut, unter ihnen auszuharren, auf vorgeschobenem Posten, dann hatte er, Gingold, kein Recht, den klugen, mutigen Jungen zurückzurufen. Und wenn Gott seiner Tochter Ida ihre schöne Stimme gegeben hatte, dann war sie verpflichtet, aus dieser Stimme zu machen, was aus ihr zu machen war, und wenn das nur mit Hilfe des Gesangspädagogen Danneberg geschehen konnte, dann mußte sie eben nebbich in Berlin bleiben. Herr Gingold war ein vorbildlicher Familienvater. Er beschimpfte seine Kinder leidenschaftlich, aber er mühte sich ebenso leidenschaftlich ab, ihren Wünschen gerecht zu werden. Der Kampf gegen die Urbösen, die Verteidigung der jüdischen Gemeinschaft war eine vornehme Pflicht, die Beschirmung seiner Tochter und seines Schwiegersohns eine ebenso vornehme. Ob er sich, wenn er die »P. N.« bremste, der ersten Pflicht entzog, war fraglich; daß er, wenn er es nicht tat, sich der zweiten Verpflichtung entzog, war gewiß.

Herr Gingold hatte den Konflikt der Pflichten gelöst. Er wird mit Gustav Leisegang weiterverhandeln. Die Einwände, die in seiner Seele wach geworden, waren abgetan.

Sie waren nicht abgetan. Am andern Morgen überfielen sie ihn mit neuer Gewalt. Er hatte die Gebetriemen um den Kopf geschlungen und um den linken Arm, so daß das Herz gegen die Kapsel mit dem Glaubensbekenntnis schlug, und er stand da, das Achtzehngebet sprechend, mit geschlossenen Füßen, wie der Brauch es vorschreibt, nach Osten gewandt, in der Richtung gegen Jerusalem. Seit über vierzig Jahren, jeden Tag zweimal, immer in solcher Haltung, hatte Herr Gingold das sehr lange Gebet heruntergeraspelt, mechanisch, so rasch, daß die einzelnen Worte kaum mehr verständlich waren.

»Mein Gott, bewahre meine Zunge vor Bösem und meine Lippen, Falsches zu reden. Denen gegenüber, die mir fluchen, schweige meine Seele, und es sei mein Herz taub vor allem Äußerlichen.« So betete er in jagender Eile, als ihn Gedanken heimsuchten, betreffend Gustav Leisegang, die Nazi und ihre Vorschläge. Wenn er die Offerte der Urbösen annimmt, wird das nicht doch vielleicht sein Konto mit Gott in Unordnung bringen? Vergebens rief ihm sein Gewissen zu, daß der das Heil seiner Seele verwirkt, der während des Gebetes an anderes denkt: das rosige Gesicht Gustav Leisegangs ging ihm nicht aus dem Sinn und nicht die sanften, beredten Worte, welche der Mann zu ihm gesprochen hatte.

»Du ernährst die Lebenden mit Gnade«, betete er, »belebst die Toten in deiner großen Barmherzigkeit, stützest die Fallenden, heilst die Kranken, befreist die Gefangenen.« Das Geschrei, das seine Leute im Fall Friedrich Benjamin erhoben, hatte bewirkt, daß die Urbösen dem gefangenen Friedrich Benjamin Schreiberlaubnis gegeben hatten, er, Louis Gingold, hatte den Urbösen gezeigt, daß er ein beachtlicher Gegner war. Jetzt boten ihm die Urbösen sozusagen Waffenstillstand an. Es war kein Zweifel, dieses Angebot war ein Zeichen Gottes. Es war der Lohn dafür, daß er, Gingold, sich Friedrich Benjamins so tapfer und wirksam angenommen hatte.

»Wir danken dir«, betete er und neigte tief den ganzen Rumpf, »denn du bist der Ewige, unser Gott und der Gott unserer Väter, der Fels unseres Lebens, der Schild unseres Heils von Geschlecht zu Geschlecht.« Die Nazi schnitten sich ins eigene Fleisch, wenn sie verlangten, daß die »P. N.« maßvoller würden. Vielleicht wird, wenn er ihnen das zugesteht, in Zukunft die Wirkung der »P. N.« nicht so grell in die Augen springen wie bisher, vielleicht auch werden sie in Angelegenheiten wie im Fall Benjamin weniger erreichen. Dafür aber wird Herr Gingold die Möglichkeit haben, eine ganze Reihe anderer Fälle auf dem stillen Weg über Herrn Leisegang und dessen Hintermänner zu »richten«. Eigentlich entsprach ein solches Verfahren den Neigungen und Fähigkeiten Herrn Gingolds viel mehr als zum Beispiel das wilde Draufgängertum seiner Herren im Falle Benjamin. Auch wird er auf solche stille Art nicht nur einem einzigen Beistand leisten können, sondern vielen einzelnen. Seine Redakteure sind Hitzköpfe. Sie erklären, man müsse aufs Ganze gehen, man müsse einen Kampf führen, der durch die Zerstörung des gesamten Regimes Hilfe für alle schaffe. Er, Louis Gingold, bedankt sich dafür. Ist er ein Napoleon? Wie kommt er dazu, ein einzelner, bescheidener jüdischer Geschäftsmann, das gesamte Regime der Urbösen zerstören zu wollen? Nur Leute, die nichts zu verlieren haben, nur Nebbichs, glauben sich zu solchen Taten berufen. Daß er, Louis Gingold, sich so überhebe, da sei Gott davor. Er hat, Gott sei Dank, mancherlei zu verlieren und wird das durch Gottes Segen Errungene nicht leichtsinnig preisgeben. Wenn er zur Mäßigung mahnt, dann halten seine Angestellten ihm entgegen, das, was sie druckten, sei nichts als die reine Wahrheit. Aber wie kommt gerade er, Gingold, dazu, diese Wahrheit zu drucken? Und wenn schon Wahrheit, muß man denn immer die ganze Wahrheit drucken? Häufig ist es nützlicher, nur mit einem Teil herauszurücken. Eigentlich ist es ihm lieb, daß die Offerte Herrn Leisegangs ihm Anlaß gibt, seine Redakteure klein zu machen. Mit großen Reden, wie die sie halten, ist wenig getan. Viel hingegen ist erreicht, wenn zum Beispiel er einen Teil seines Geldes aus Deutschland herausbekommt. Und mit Hilfe dieser neuen Konjunktur wird er das viel schneller. Von dem so geretteten Geld wird er dann seinesteils wieder einen großen Teil für gute Werke verwenden. Zwar hat er bisher schon, wie es Vorschrift ist, den Zehnten seines Vermögens für verdienstliche Zwecke gespendet, hat Stiftungen gemacht für Synagogen, Wohltätigkeitsanstalten, hat private Wohltätigkeit geübt; aber er hat sich gestattet, diesen Zehnten in der Währung zu entrichten, welche ihm für sein wirkliches Bankkonto die vorteilhafteste schien, und da immer wieder ein neues Land seine Währung herabsetzte, so hat Herr Gingold bei der Entrichtung dieses Zehnten große Einsparungen machen können. In Zukunft aber, das gelobt er jetzt, wird er diesen Zehnten immer in Pfunden oder in Dollars entrichten.

»Der da Frieden stiftet in seinen Höhen, der wird auch Frieden stiften für uns und für ganz Israel, und darauf sprechet Amen«, betete er, trat, wie es Vorschrift ist, drei Schritte zurück und wieder drei Schritte vor und verneigte sich tief.

## 

## 9

## Ein Gefangener auf Urlaub

»Monsieur Trautwein, ans Telefon«, plärrte die kleine Tochter des Herrn Mercier, des Besitzers des Hotels Aranjuez, die Treppe herauf. Sepp Trautwein liebte es nicht, ans Telefon gerufen zu werden. Es gab dann immer eine unbehagliche Unterhaltung mit Herrn Mercier. Herr Mercier und Sepp Trautwein verstanden sich nicht gut. Herr Mercier war ein kleiner Rentner, auf den Centime bedacht; dabei hatte er als Südfranzose die Gewohnheit, sowie man eine im Augenblick entstandene Schuld im Augenblick begleichen wollte, vielwortig zu betonen, daß das durchaus nicht eile, es aber dem Schuldner auf Monate hinaus nachzutragen, wenn der dann nicht trotzdem auf sofortiger Begleichung bestand. Das führte zu Unzuträglichkeiten, und wenn Sepp ans Telefon gerufen wurde, das sich unten im Büro des Hotels befand, fürchtete er immer, Herr Mercier werde bei dieser Gelegenheit Reden führen, voll von schwer verständlichen Anzüglichkeiten.

Diesmal kam es nicht so. Herr Mercier wies vielmehr mürrischen Gesichtes, doch mit höflichen Worten auf den ausgehängten Telefonhörer und sagte: »Man verlangt Sie aus dem Hotel Crillon.« Trautwein meldete sich mit einem gut münchnerisch ausgesprochenen Hallo. Aus dem Telefon fragte eine Stimme in schlechtem Französisch, ob man Monsieur Trautwein sprechen könne. Die Stimme bemühte sich, den Namen Trautwein französisch auszusprechen, so daß er wie Trotueng klang. Sepp Trautwein entnahm daraus, daß ein Franzose am Telefon sei, und versuchte seinesteils in seinem bayrischen Französisch zu erklären, Herr Trotueng sei bereits am Apparat. Die Stimme verlangte nochmals, ziemlich hilflos, nach Monsieur Trotueng, ob der bei sich sei. Sepp Trautwein nahm an, der französische Inhaber der Stimme verstehe sein ungefüges Französisch nicht, und wiederholte noch eindringlicher seine Versicherung, Monsieur Trotueng sei bereits am Apparat. Endlich, in letzter Verzweiflung, fragte die Stimme in gutem Münchnerisch: »Sakrament, sind Sie das, Trautwein, oder sind Sie’s nicht?« – »Natürlich bin ich’s«, erwiderte unwirsch und erlöst Trautwein und dachte, wieviel Leiden doch das Exil mit sich bringe.

Es ergab sich, daß der Inhaber der Stimme Leonhard Riemann war, der Musikdirektor Riemann, der große Riemann, Sepp Trautweins Freund. Ja, Riemann und Trautwein hatten in Deutschland gute Freundschaft gehalten, allein das war vor Hitler gewesen, und Riemann hatte sich mit dem Regime ausgesöhnt, Sepp wußte, daß Riemann ein gänzlich unpolitischer Mensch war, sehr vorsichtig, ein Schisser, wie er, Sepp, sich ausdrückte. Als er gelesen hatte, Riemann werde nach Paris kommen, um drei Konzerte zu dirigieren, darunter eines in der Oper, hatte es ihm einen kleinen Stich gegeben. Er hatte sich gefragt, ob Riemann es wagen werde, sich bei ihm zu melden, dann aber hatte er die Frage beiseite geschoben, er hatte nicht einmal mit Anna darüber gesprochen. Er hatte es, trotz allem, für selbstverständlich gehalten, daß Riemann sich bei ihm melden werde. Ob das aber auch Riemann für selbstverständlich hält?

Daß er sich jetzt meldete, überraschte Sepp und erfreute den impulsiven, sanguinischen Mann im Innersten. Überhaupt ließ sich dieser Mai gut an. Erst war die Nachricht gekommen, daß Friedrich Benjamin geschrieben hatte, daß er also am Leben war. Das war ein Sieg gewesen, der Sepp und seine Arbeit großartig bestätigte. Das Gefühl der Ohnmacht, der Lächerlichkeit, des nutzlosen Zornes, das ihn so lange bei dem Gedanken an das fait accompli erfüllt hatte, war mit einem Schlag entwichen. Jetzt erst spürte Sepp, wie tief sein gesunder oberbayrischer Wirklichkeitssinn gelitten hatte unter der Vorstellung, man kämpfe vielleicht, wahrscheinlich, um einen Toten. Daß dieser jämmerliche Zweifel von ihm abgefallen war, hatte ihm eine Erleichterung gegeben, wie er sie früher bei einer Bergwanderung gespürt haben mochte, wenn er, angelangt, den schweren Rucksack abwarf. Leicht und frei jetzt, in diesen strahlenden Maitagen, lief Sepp die Seinekais entlang. Wenn er die Blumen sah, die überall feilgeboten wurden, wenn er die sanfte, frische Luft atmete, das heitere Licht der Stadt Paris, dann fühlte er sich wie auf der Ferienreise, die er früher um diese Zeit zu machen gepflegt hatte, und die Melodie, die er am häufigsten vor sich hin pfiff, waren die knappen, harten Takte des Marsches aus dem »Judas Makkabäus«. Auch sonst fügte sich alles gut in diesem Frühjahr. Die Vorbereitungen der Rundfunkaufführung der »Perser« waren nicht so schlimm, wie er gefürchtet hatte; wenn er ehrlich sein wollte, machten sie ihm sogar Spaß. Und jetzt zeigte sich überdies, daß Leonhard Riemann nicht der Lump war, zu dem er in der stickigen Luft des Dritten Reichs leicht hätte werden können. Da steht er am andern Ende der Telefonleitung. Er hat sich bei ihm gemeldet. Das ist etwas.

Freudvoll und unwirsch also beschimpfte Trautwein den andern, daß der nicht gleich gesagt habe, wer er sei. Dann legte man fest, daß man sich am Freitagabend ausführlich sehen und sprechen werde.

Vergnügt fuhr Sepp wieder in sein Zimmer hinauf, mit der Zunge schnalzend. Er hat den Riemann ehrlich gern. Zwar hat der von früh an etwas beamtenhaft Würdiges gehabt; aber das ist nur Maske, im Innern ist der Riemann genauso ungebunden burschikos wie er selber und hat es auch immer gutmütig hingenommen, wenn er, Sepp, ihn wegen seiner Philistrosität gefrotzelt hat. Ja, Sepp freut sich auf eine gründliche Aussprache mit dem Freund. Er hat in diesen Jahren des Exils die Unterhaltungen mit ihm bitter entbehrt.

Daß der Riemann mit Hitler seinen Frieden gemacht hat, ist natürlich schwer verzeihlich. Aber schließlich ist es doch verzeihlich, wenn man bedenkt, daß der Riemann von jeher alle Politik ängstlich von sich weggestoßen hat. Schon vor Hitler haben Sepp und er darüber ständig gestritten. Übrigens liest man, daß Riemann, nicht als politischer, aber als anständiger Mensch, gelegentlich gegen die Nazi aufbegehrt, und man hört auch, er habe sich für den oder jenen unter den Verfemten eingesetzt und dadurch die Ungnade der Machthaber auf sich gezogen.

Auf alle Fälle ist es erfreulich, daß er sich gemeldet hat, und der Freitagabend wird sicher gemütlich werden. Man hat so viele gemeinsame Erinnerungen, gute und schlechte. Man hat zusammen bei Ludwig Thuille und Max Reger Harmonie studiert. Man hat Pumpgeschichten und Gschpusi-Erlebnisse zusammen gehabt. Sepp stellt sich vergnügt das würdige, gequälte, überlegene und dabei doch leise schmunzelnde Gesicht vor, mit welchem Riemann seine, Sepps, Anzapfungen aufnehmen wird.

Anna, wie Sepp ihr mitteilte, Riemann werde Freitagabend kommen, errötete freudig. Auch sie hat gelesen, daß er hier dirigieren werde, aber sie hat mit Sepp nicht darüber gesprochen. Sie hat es für unwahrscheinlich gehalten, daß er sich bei ihnen sehen lassen werde. Daß er es nun doch tut, ist ein Ereignis. Daß Riemann es auf sich nimmt, sich zu kompromittieren, nur um Sepp einmal wieder zu sprechen, bestätigt ihr, daß nicht sie allein an Sepp als an einen großen Musiker glaubt. Und nicht nur ein großer Musiker ist ihr Sepp, sondern auch ein Mann, Freunde zu halten, selbst im Unglück. Kurzum, man ist noch immer wer, trotz des gesellschaftlichen Abstiegs, und lächelnd, ein bißchen amüsiert über sich selber, freut sich Anna darauf, bei Pereyros einfließen zu lassen: Übrigens, vorgestern hat Riemann bei uns zu Abend gegessen.

»Das freut mich aber«, sagte sie strahlend, »daß wir Riemann einmal wieder zu sehen kriegen. Ich habe schon gelesen, daß er hier dirigiert. Es ist großartig, daß er bei uns angeläutet hat.« – »Das war doch selbstverständlich«, erwiderte Sepp und wußte schon nicht mehr, daß er log. »Da muß ich mich morgen gleich umtun«, sagte Anna, »damit wir ihm was Anständiges zu essen vorsetzen können.« – »Man könnte ja auch in ein Restaurant gehen«, schlug Sepp vor, der wußte, wie schwer es Anna fiel, bei ihrer knappen Zeit und unter den ungünstigen Wohnverhältnissen im Aranjuez Tischgäste zu haben. Aber: »Nein, nein«, wehrte Anna ab. Sepp, gegen seine Gewohnheit, bestand nicht auf seinem Vorschlag; in seinem Innersten spürte auch er, daß es schon anständig genug von Riemann war, wenn er mit ihm zusammenkam, und daß die Einladung, sich mit ihm, dem Emigranten, in einem Restaurant zu zeigen, eine Zumutung gewesen wäre. Aber davon sagte er nichts.

Und dann kam der Freitag, und an ihm erschien wirklich Leonhard Riemann im Hotel Aranjuez. »Tatatataaa«, klopfte er das Achtelthema des Anfangs der Fünften Sinfonie. »So klopft das Schicksal an die Tür«, hatte Beethoven diesen Anfang erläutert, und so klopfend, war Leonhard Riemann in früheren Zeiten oftmals bei Sepp erschienen, wenn er überraschend kam oder ihm etwas Überraschendes mitzuteilen hatte.

Da also saß er leibhaft in dem überstopften Zimmer, in dem schwarzen Wachstuchsessel. Er hielt seine langen Beine hochgestellt, kerzengerade, er saß würdig, in der Haltung des hohen Beamten. Sein blasses, schmales Gesicht mit dem schüttern Haar hatte Farbe angenommen, als er Sepp wiedergesehen hatte. Er war größer als Sepp, sehr lang, leicht hohlbrüstig und hing ein wenig über. Er trug einen etwas altmodischen, langschößigen, korrekten Rock, wie er ihn immer getragen, er spielte mit seinen Handschuhen wie stets, und sein dünner Schnurrbart hing wie allezeit träumerisch und slawisch unter der dünnen Nase, gar nicht recht zu dem übrigen beamtenhaften Äußeren des Mannes passend.

Leonhard Riemann war einer der drei oder vier Dirigenten von Weltruf. Das Regime mochte ihn nicht, aber man war auf ihn angewiesen. Er war der letzte der ganz großen Dirigenten, die dem Reich dienten; es war so weit gekommen, daß das musikalischste Volk der Erde keinen Dirigenten hatte außer ihm. Man ehrte ihn also durch Titel und Würden und ließ ihn verdienen, soviel er wollte. Trotzdem ging es ihm nicht gut. Er liebte seine Arbeit, aber es fehlten ihm für die ideale Verrichtung dieser Arbeit Menschen, auf die er angewiesen war. Es störte ihn bitter, innerlich und äußerlich, daß man Musiker und Komponisten vertrieben hatte, nur weil irgendeine idiotische Behörde aus politischen oder Rassegründen Anstoß an ihnen nahm, und daß er sich jetzt mit Ersatz begnügen mußte. Auch seine wahren Freunde und seine wahren Feinde hatte man verjagt, und inmitten des lärmenden Betriebs, der um ihn war, fühlte er sich einsam im Dritten Reich.

Er hatte sich ehrlich darauf gefreut, mit seinem alten, guten, grimmigen, groben, lärmenden, törichten Freund Sepp Trautwein zusammenzusein. Als er indes Trautweins Zimmer betrat, als er sich nach der mehr als zweijährigen Trennung dem Freunde das erstemal wieder gegenübersah, überkam ihn eine peinvolle, lähmende Betretenheit. Wenn er sich, in Deutschland, vorgestellt hatte, wie Sepp wohl in Paris lebe, so hatte er leichtfertig und bequem an ein Paris gedacht, wie er es als Tourist kennengelernt hatte, an eine wunderschöne Stadt, die schönste der Welt, mit heller, silbriger Luft und leichtem Leben. Freundliche Assoziationen waren in ihm wach geworden, Place de la Concorde, Triumphbogen, Seinekais, Place de Vosges, Montmartre, nette, leicht zugängliche Frauen, Luft und Leben unbeschwert. Natürlich hatte er in Deutschland gehört, wie schlecht es den Emigranten gehe; aber ein anderes ist ein allgemeiner Bericht, ein anderes die leibhafte Anschauung. Das traurige Hotel Aranjuez mit seinem übelriechenden Aufzug, Sepps dürftiges, vollgestopftes Zimmer, seine schlampige Kleidung, das setzte jäh an Stelle des falschen Bildes, das sich Riemann vom Leben des Freundes gemacht hatte, die triste Wirklichkeit. Plötzlich wußte er, daß das Paris Sepp Trautweins nichts zu tun hatte mit dem Paris der beflissenen, englisch und deutsch sprechenden Portiers, der Nachtlokale, der raffinierten Speisen und guten Weine, des Louvre und des Bois, sondern daß es ein Paris war, voll von nissigen, überarbeiteten Polizeibeamten und schlechtgelüfteten Büros, das Paris müder, halbzerriebener Menschen, die sich, behindert durch die fremde Sprache, um Brot zum Essen, um Luft zum Atem abrackern mußten. Riemann hatte sich nicht klargemacht, daß Sepp nicht mehr der gepflegte, wohlhäbige Herr sein werde, den er in Deutschland gekannt hatte, und der Anblick des heruntergekommenen Menschen und seines schäbigen Rahmens verstörte ihn. Zu denken, daß das der Mann war, welcher die Musik zu den Horaz-Oden geschrieben hatte mit ihrer geläuterten Lebenslust.

Dann aber beschaute er den Freund näher. Der storchte durchs Zimmer, die Füße nach innen gestellt wie immer, krähte, schnalzte mit der Zunge, und jetzt sah Riemann nur mehr den Mann, nicht mehr seine Umwelt, und in ihm war Freude. Nein, sein Freund Sepp Trautwein hatte sich nicht verändert.

Sepp seinesteils strahlte, wie er den andern in dem Wachstuchsessel sitzen sah, die Knie steif hochgezogen, langsam von Gebärden, umständlich, geheimrätlich, oder vielmehr staatsrätlich; denn Riemann war Staatsrat geworden. Sepp mußte diese seine Freude laut äußern. »Wie staatsrätlich Sie dasitzen, alter Riemann«, erklärte er, allerbester Laune, und schnupperte wohlig den Essensgeruch, der von der primitiven Küche herkam, wo Anna und Frau Chaix hantierten.

Riemann hatte von Anfang an damit gerechnet, daß ihn Sepp wegen seiner Stellung im Dritten Reich frotzeln werde, und hatte sich vorgenommen, das gelassen hinzunehmen; er war auch bereit, sich mit Sepp, wenn es sich so fügen sollte, über die Gründe auszusprechen, die ihn in Deutschland festhielten. Er erwiderte also nur: »Verändert haben wir uns wenig, alle beide, hoffe ich«, und begann von alten Dingen zu reden, von alten Freunden und Feinden, von alten Erlebnissen, dummen und gescheiten, von beruflichen Geschehnissen, von der harten und komischen Zeit ihres Anfangs, von Faschingsredouten und Lausbubenstreichen und ins Blaue zielendem Ehrgeiz. Riemanns Erinnerung idealisierte das alles, Sepp rückte es wieder ins Reale herunter, da sah das meiste derb aus, manchmal ein bißchen dreckig, aber gewöhnlich humorig. Viel, erstaunlich viel hatte man zusammen erlebt, Gutes und Schlechtes. Riemann hatte überall mitgetan, immer langsam, zögernd, umständlich, vorsichtig: aber ausgeschlossen hatte er sich niemals, er war kein Spaßverderber, er war es auch heute nicht.

Anna kam. Sie hatte sich, nachdem sie ihre Kocherei beendet, noch ein wenig zurechtgemacht, die Freude verschönte sie, sie sah großartig aus. Riemann fand, daß es diese gut angezogene, damenhafte Frau mit seinem schlampigen, lärmenden, ungeschlachten Freund jetzt nicht leicht habe, jetzt, in dieser Emigrantenumwelt, schon gar nicht.

Man aß und trank. Anna war aufgekratzt, und die beiden Männer bemühten sich, ihr vorzuführen, was für tolle Kerle sie in ihrer Jugend gewesen seien. Sepp räumte seinem Freunde Riemann ein gutes Teil an ihren früheren Streichen ein. Ja, der Riemann war ein Hinterfotziger, ein Tausendsassa gewesen, bei all seiner Duckmäuserei, und der Staatsrat lächelte, nachsichtig und geschmeichelt, wie Sepp das in Gegenwart der Dame Anna unterstrich.

Ja, es war häufig der Riemann gewesen, der den Punkt aufs i gesetzt hatte. Da war etwa die Geschichte mit der Mali vom Café Prinzregent, um die alle sich bemüht hatten. Gekriegt hatte sie schließlich der Fraueneder. Der hatte ihr dann ein Kind gemacht, und wie es darum ging, das Geld aufzubringen für den Arzt, der dem Mädchen von dem Kinde helfen sollte, hatte er sich drücken wollen, der Bazi, und hatte sich überhaupt äußerst schofel benommen. Da war es Riemann gewesen, der einen neuen Text gedichtet hatte für den Chor aus der Neunten Sinfonie, diesen neuen Text, mit dem sie den Fraueneder so lange zwiebelten, bis der am Ende doch zahlte. Es hatte aber dieser Text gelautet:

Das find ich fürwahr nicht rechtlich,

Das entspricht nicht der Moral:

Man verkehrt nicht erst geschlechtlich

Und wird hinterher brutal.

Riemann, nach seinem ebenso trübseligen wie würdigen Dasein im Dritten Reich, genoß doppelt die angenehme Unbekümmertheit dieses Abends. Ihm war zumute wie einem jener alten Herren, die sich bei studentischen Stiftungsfesten mit Mütze und Band zu kostümieren und sich ihre Jugend vorzuspielen pflegten. Auch Anna war aufgekratzt und bedauerte nur, daß der ebenso anspruchslose wie verwöhnte Riemann die Köstlichkeit der Gerichte, auf deren Zubereitung sie Geld und Mühe verwandt hatte, nicht recht zu würdigen verstand.

Gegen Ende des Mahls sprach man von Ernsthafterem. Riemann wollte zwar das Programm des ersten Konzerts, das er jetzt in Paris dirigieren wird, mit seiner geliebten Fünften Sinfonie abschließen, für den Beginn aber hatte er Vorspiel und Karfreitagszauber aus dem »Parsifal« angekündigt, und Sepp machte sich lustig über diese Zusammenstellung. »Wenn Sie den heiligen Kitsch nicht spielten«, fragte er, »dann hätten die Gralshüter drüben Sie wohl nicht zu uns herübergelassen?« – »Er fängt schon wieder an mit seiner Politik«, sagte entschuldigend Anna zu Riemann, »er kann halt den Mund nicht halten.« Riemann hatte ein dünnes, verzeihendes Lächeln und zupfte an seinem Schnurrbart.

Anna, ohne Übergang, erzählte von der bevorstehenden Rundfunkaufführung der »Perser«. Riemann wurde ganz aufgeregt, als sie berichtete, daß diese Aufführung schon in der übernächsten Woche stattfinden werde, am Mittwoch. Es lockte ihn, die Aufführung zusammen mit Trautwein anzuhören. »Eigentlich aber«, meinte er nachdenklich, »habe ich Mittwoch schon Probe in Brüssel.« – »Machen Sie’s doch möglich«, bat Anna, »einen Tag länger zu bleiben. Es wäre fein, wenn Sie die Aufführung zusammen mit uns anhören könnten«, und sie schaute ihn mit ihren schönen, glänzenden Augen dringlich an. Trautwein räusperte sich und knurrte unbehaglich. Aber: »Ich bleibe«, erklärte mit raschem Entschluß Riemann. »Müssen die in Brüssel sich halt mit einer Probe weniger begnügen.« Anna war glücklich, auch Sepp war gerührt von Riemanns schneller Bereitwilligkeit.

Wie man dann das Eis aß und dazu von Annas Champagner trank, dem man wirklich nicht anschmeckte, ein wie billiger Gelegenheitskauf er war, kam es zum ersten ernstlichen Zusammenstoß. Es fiel der Name des Kapellmeisters Nathan, den die Nazi aus ihrem Reich herausgejagt hatten und der jetzt in New York Triumphe feierte. Trautwein konnte sich die Äußerung nicht verkneifen, Riemann werde sich wohl trotz aller Menschenliebe freuen, diesen Konkurrenten los zu sein; es war aber Kapellmeister Nathan neben Riemann Deutschlands beliebtester Dirigent gewesen. »Daß er das ›Deutsche Requiem‹ zu weichlich nimmt«, scherzte bösartig Trautwein, »scheint mir kein hinreichender Grund, ihn aus Deutschland herauszujagen.« Sowie nämlich auf Nathan die Rede kam, pflegte Riemann zu bedauern, daß dieser begabte Dirigent seine Neigung fürs Weichliche nicht zügeln könne, siehe seine Aufführung des »Deutschen Requiems«. Aus einem versteckten Schuldgefühl heraus nahm Riemann, der sich bis jetzt beherrscht hatte, gerade diesen Scherz krumm. Das klang ja beinahe so, als vermute Sepp, er, Riemann, habe mitgetan, den Konkurrenten aus seinem Bereich hinauszubeißen. Sein blasses Gesicht lief rot an. Natürlich, sagte er, bedaure er wie jeder anständige Mensch Nathans Schicksal, und er habe sein möglichstes getan, ihm bei den Bonzen zu helfen. Aber gerade den Fall Nathan sollte man eigentlich nicht gegen die Nazi ausspielen. Man könne einen recht guten musikalischen Geschmack haben, und es könnten einem die Mätzchen Nathans dennoch so zuwider sein, daß man ihn halt, wenn man die Macht dazu habe, hinausfeuere. Und ehe Trautwein darauf erwidern konnte, fuhr er verbissen und streitbar fort: »Gewiß sitzen heute an hohen und höchsten Stellen Menschen, die von Kunst einen Schmarrn verstehen und trotzdem überall dreinreden. Aber was in der Weimarer Zeit herumgewimmelt hat, mein Lieber, das hat auch manchmal nicht unterscheiden können, ob einer singt oder bläst.«

Sepp lief täppisch in dem vollgestopften Zimmer hin und her; Anna fürchtete schon, er möchte Geschirr oder sonstwas herunterwerfen. Er hörte aus dem, was der andre sagte, nur heraus, daß der das Regime verteidigte, die Barbarei, die geistige Gewalt, die scheußlichste, die man seit Menschengedenken erlebt hatte. Er empörte sich. Grimmigen Gesichtes, mit heftigen Gesten, eiferte er gegen Riemann, wurde unsachlich, krähte Bösartiges. Wie könne man ein solches Regime verteidigen? Gut, es habe Riemann zum Staatsrat gemacht und verleihe ihm märchenhafte Bezüge: aber sei das ein Äquivalent dafür, daß Riemann, wenn er ihn, Sepp, sehen wolle, sich heimlich zu ihm schleichen müsse wie zu einem Diebsgeschäft?

Riemanns blasses Gesicht färbte sich, seine verträumten Augen unter der hohen Stirn starrten erregt. Aber er hatte sich das Wort gegeben, sich von Sepp nicht reizen zu lassen. Um seine Haltung zu wahren, quirlte er mit der Gabel seinen Champagner, führte das Glas zum Mund, stellte es wieder zurück, ohne zu trinken, zupfte nervös den langen, melancholischen Schnurrbart. War dieser Sepp denn ganz gottverlassen? Hatte er allen Sinn für die Wirklichkeit verloren? Wußte er nicht, daß man im Dritten Reich von Launen gewisser Leute abhängig war, daß dort immerzu ein Schwert über einem hing? Sah er nicht, was das bedeutete, daß er, der Staatsrat Riemann, hier saß bei dem Emigranten? Das war ein Risiko, mein Lieber, daraus konnten einem allerlei Unannehmlichkeiten erwachsen. Und Unannehmlichkeiten im Dritten Reich, das ist schlimmer als hier in Frankreich das Bagno. Weiß dieser Sepp das nicht? Riemann tut sich nichts zugute darauf, daß er hier sitzt. Er ist aus innerstem Bedürfnis hergekommen, es ist ihm ein Herzenswunsch gewesen, den Freund zu sehen. Aber tapfer ist es immerhin. Nicht jeder hätte den Mut dazu aufgebracht. Und da kommt ihm dieser Sepp so grob und gemein.

Aber davon darf er nichts laut werden lassen. Er muß sich bezähmen. Er sieht ja, wie es dem andern geht. Der sitzt im Dreck, halbproletarisiert, entwurzelt. Er weiß, wie Sepp an der Heimat hängt, an München, an der deutschen Musik. Deutsche Musik, das ist etwas anderes, mein Lieber, als Pariser Musik. Es ist kein Wunder, daß einer, der so vieles so bitter entbehren muß, hysterisch wird, und man darf es nicht so genau nehmen, was einer in einer solchen Lage alles herausschleimt.

Riemann wollte also nicht mit Sepp rechten. »Mein Lieber«, antwortete er lediglich, »einige Leute finden, wer in der Emigration sitzt, der sitze in der Etappe, und wir, die wir innerhalb des Dritten Reichs für das kämpfen, was dort von Kunst und Kultur geblieben ist, wir kämpften an der Front. Nein, nein«, begütigte er, da Sepp sich anschickte, heftig zu erwidern, »ich sage nicht, daß das mein Standpunkt ist, ich führe es nur an, weil Sie mir unrecht tun. Bleiben Sie doch sachlich, Sepp. Ich gebe zu, ich lege nicht gerade Wert darauf, mich mit Ihnen in der Öffentlichkeit zu zeigen: aber daß ich mich zu Ihnen geschlichen hätte, das ist einfach nicht wahr. Ich würde es mir nie verbieten lassen, Sie zu sehen. Ich habe zum Beispiel das Bankett abgelehnt, das die Deutsche Botschaft heut abend für mich geben wollte, und statt dessen sitz ich hier bei Ihnen. Ich sage das nicht, um mich zu rühmen: Sie sind es, der mich zwingt, mich zu verteidigen.« Er verstummte, quirlte seinen Champagner, lächelte versöhnlich, gutmütig, freundschaftlich. »Als ich Ihnen telefonierte, Sepp«, sagte er und schaute gar nicht mehr staatsrätlich aus, »habe ich nicht beabsichtigt, durch meinen Besuch bei Ihnen zu demonstrieren. Ich wollte einfach meinen alten Freund Sepp sehen.«

Das, was Riemann da sagte, ließ sich hören, aber als Ganzes stimmte es doch nicht, das wußte Sepp in seinem Herzen. Weil er es aber nicht im einzelnen widerlegen konnte, wurde er doppelt ausfällig. »Sie sind schlimmer, Riemann«, sagte er, »als diejenigen, die mit Haut und Haar Nazi sind. Wahrscheinlich bilden Sie sich viel darauf ein, daß Sie dem einen oder andern geholfen haben. Aber das nützt Ihnen einen Dreck. Sie machen den Nazi gute Musik, Sie stärken das Prestige der Nazi: Sie sind ein Schädling. Wenn wir in Deutschland wieder an die Macht kommen und wenn dann die Radikalen Sie an die Wand stellen, ich würde das durchaus begreifen.« Er lief wieder auf und ab, er griff nach seinem Glas; hastig, unmanierlich schüttete er den Champagner hinunter und stellte das Glas heftig zurück. Dann, mit tückischem Gesicht, herausfordernd, brummte er den Gefangenenchor aus dem »Fidelio«: »›Seid leise, haltet euch zurück, / Wir sind belauscht mit Ohr und Blick.‹ Dürfen Sie das in Deutschland noch spielen?« fragte er. »›Wahrheit wagt ich kühn zu sagen / Und die Ketten sind mein Lohn‹: dürfen Sie den ›Fidelio‹ überhaupt noch spielen?«

Anna versuchte abzulenken. »Helfen Sie mir ein bißchen, Riemann«, bat sie. »Wenn er sich noch so sehr aufführt, er hört ja doch auf Sie. Sagen Sie ihm, daß er selber ausschaut wie ein Gefangener aus dem ›Fidelio‹ und daß er ein bißchen mehr auf sein Äußeres halten soll.«

Aber Riemann achtete nicht auf Anna. In ihm arbeitete das, was Trautwein ihm so grimmig hingeschmissen hatte, er kaute daran, es ließ ihn nicht los. Er saß da, atmete beschwerlich, sein langer Oberkörper mit dem schmalen Kopf, der durch die Kuppelstirn trotzdem schwer wirkte, sank vornüber und berührte beinah die Knie, die hoch über den niedern Sitz des Sessels emporragten. Beinah eine Minute saß er so, schweigend. Dann, mit seiner leisen Stimme, höher als sonst und ein wenig heiser, fing er an, er redete aber mehr für sich als für die andern. »Wie ich in dem Zug nach Paris saß«, sagte er, »hab’ ich gedacht, jetzt endlich könnte ich wieder einmal aufatmen. Jetzt hab’ ich vierzehn Tage Ferien, hab’ ich gedacht, jetzt kann ich meine Musik machen und brauche mich um nichts sonst zu kümmern. Ich kann mit Ihnen reden, Sepp, hab’ ich mir gedacht, wie mit einem Menschen, nicht wie mit einem Untersuchungsrichter oder Polizeiagenten, und es werden vierzehn Tage sein, so wie man sie früher hatte. Statt dessen jammern Sie einem vor, was man sich selber den ganzen Tag vorjammert. Was wollen Sie denn von mir? Warum sagen Sie mir das denn? Glauben Sie vielleicht, es ist mir angenehm, das alles mit anzuschauen, was die dort anrichten, und dazu das Maul zu halten? Ich habe für den Rundfunk ein Konzert vorbereitet, wie man es in Deutschland seit Jahren nicht gehört hat, und dann hat man es im letzten Moment absagen müssen, weil einer von den Bonzen das Bedürfnis gehabt hat, seinen Schmarrn herauszuschleimen. Glauben Sie, das ist angenehm? Ich komme zu den Philharmonikern, und da sitzt auf einmal auf dem Platz des Bernhard, Sie wissen schon, der Bernhard mit dem Embryoschädel, und da sitzt also statt dem irgendein Klachl, von dem man froh sein muß, wenn er kein H greift statt eines B, und der Bernhard ist fortgeschickt, weil er nicht hat nachweisen können, daß schon sein Großvater getauft war. Glauben Sie, das ist angenehm? Und den Manz haben sie zum Fenster hinausgeschmissen, weil er einmal Sozi gewesen sein soll, aber in Wahrheit, weil die Pastini was mit ihm angefangen hat, und der Rickert, der früher was mit ihr gehabt hat, war eifersüchtig, und ich hab’ also den Kurwenal von heut auf morgen umbesetzen müssen. Glauben Sie, das ist angenehm? Sie sitzen hier, Sie lesen so was in der Zeitung, Sie hören irgend etwas davon läuten: aber wenn Sie danebenstehen müssen, wenn Sie es mit ansehen müssen, Tag um Tag, und es ist alles noch viel schlimmer, als es in den Zeitungen steht, und Sie müssen das Maul halten und dazu Musik machen, mein Lieber, das ist keine Kleinigkeit. Wenn Sie Beethoven gespielt haben, und hernach sollen sie das Horst-Wessel-Lied spielen: probieren Sie einmal, Sepp, wie das tut.«

Sepp war vor dem andern stehengeblieben und blickte hinunter auf dieses jämmerliche Stück Mensch, das dahockte wie auf dem Lokus. Was Riemann sagte, bewegte ihn; er konnte sich’s aber doch nicht verkneifen, ihm die Antwort zu geben, die ihm seit den ersten Worten dieser großen Klage auf den Lippen geschwebt war. »Wer hat’s Ihnen denn geschafft, mein Lieber?« fragte er, grimmig, trocken, höhnisch.

Riemann aber, statt aller Antwort, schaute plötzlich hoch und fragte ängstlich: »Sind wir nicht ein bißchen laut geworden allesamt?« Er selber war es bestimmt nicht, er hatte dringlich, doch sehr leise gesprochen, und: »Sagen Sie, kann man hier nebenan nicht hören?« fragte er besorgt.

»Nein«, beeilte sich Anna zu erwidern, noch ganz verstört durch Riemanns Ausbruch, »nein, man kann nicht. Übrigens ist um diese Zeit auch niemand zu Hause.« Trautwein aber schaute eher mitleidig als verächtlich hinunter auf seinen Freund, diesen Wasch- und Jammerlappen. Er spürte keinen Groll mehr. Er sah jetzt erst, wie sehr sich Riemann verändert hatte. Wohl war sein Gesicht dasselbe und seine Haltung; doch das, was Trautwein erst so recht das Bild eines Menschen gab, die Stimme, diese Stimme Riemanns, die war verändert; an seinem Ausbruch und jetzt an seiner ängstlichen Frage hatte Sepp das gehört. Ja, der ganze Mann war ein anderer geworden, er war zerrieben, erschöpft, seine Lebenskraft war aufgezehrt. Und hat Trautwein manchmal Riemann in seinem Heimlichsten beneidet, daß der in Deutschland bleiben und dort Musik machen konnte, jetzt war in ihm nichts als Bedauern mit dem Freund. Er war froh, daß er selber zur rechten Zeit das kranke Land verlassen und seine Seele gerettet hatte.

Nach einer Weile faßte sich Riemann, lächelte verlegen, als wolle er seinen Ausbruch entschuldigen, und wurde wieder zum Staatsrat. Später begann er sachlich aufzuzählen, was alles er in Deutschland den Widerständen zum Trotz habe durchsetzen und wie viele verdiente Musiker er habe retten können. Doch Trautwein ließ nicht mit sich feilschen. Unerbittlich konstatierte er: »Vor der Musikgeschichte kommen Sie damit nicht durch. Es gibt keine unpolitische Musik. Wenn Sie heute als Musikdirektor des Dritten Reichs Musik machen, dann machen Sie schlechte Musik, und wenn sie noch so gut ist. Wer für gemeine Ohren Musik macht, macht gemeine Musik.«

Diese Meinungsverschiedenheiten hinderten übrigens nicht, daß man später wieder sehr freundschaftlich wurde. Riemann erzählte, er falle jedes Jahr zwei- oder dreimal in Ungnade, werde kaltgestellt und dürfe ein paar Wochen nicht dirigieren. Diese Zeit pflege er zum Komponieren von Sonaten zu verwenden. Er habe in diesen zwei Jahren fünf Sonaten komponiert. Trautwein hatte nie ein Hehl daraus gemacht, daß er die Kompositionen Riemanns eklektisch fand, langweilig. Grinsend, trocken und herzlich erwiderte er, da wünsche er sich und seinem Freunde nur, daß der möglichst lange nicht mehr bei seinem Führer anecke.

Trotz solcher Anzapfungen blieb Riemann bis nach Mitternacht, er spürte offenbar den Drang, zu schwatzen und sich aufzusperren, und als er schließlich ging, bat er Trautwein, er möge ihn ein Stück Weges begleiten. Sepp fragte gutmütig, ob das denn nicht für Riemann gefährlich werden könne, wenn er sich mit ihm auf der Straße sehen lasse. Dann aber gingen sie ein großes Stück Weges zusammen, wie sie in ihrem Leben viele Wege zusammen gegangen waren. Erst an der Place de la Concorde, wo Riemann wohnte, trennten sie sich. Trautwein bestieg seinen Autobus, und Staatsrat Riemann ging rund um den hellerleuchteten Platz, mit etwas steifem Schritt, ein bißchen vornübergeneigt, und verschwand im Eingang des Hotels Crillon.

## 

## 10

## Das Oratorium »Die Perser«

Sepp stand der Rundfunkaufführung der »Perser« nach wie vor geteilten Gefühles gegenüber. Er wohnte einigen Proben bei, und es ergab sich bald, daß er sich mit dem Dirigenten und dem Orchester schlecht verstand; das, was er wollte, kam nicht heraus. Doch er war im Exil, er war im Gastland, er schlug nicht Krach, wie er das in Deutschland getan hätte; ja, auf die Frage, wie er zufrieden sei, rang er sich die Antwort ab: »Oh, ça va très bien.«

Von Anna ging in dieser Zeit eine geradezu ansteckende Freude aus. Das Gefühl, daß nun bald alle Welt das Werk ihres Sepp hören werde und daß sie es war, die das geschafft hatte, beschwingte sie. Dazu kam, daß Riemann sich bereit erklärt hatte, die Aufführung gemeinsam mit ihnen anzuhören. Zwar ging es nicht wohl an, daß er etwa, zusammen mit Sepp und andern offiziell geladenen Gästen, der Aufführung selber beiwohnte. Aber wenn sich Sepp zum Beispiel entschloß, in seiner Wohnung oder irgendwo sonst in Gesellschaft einiger vertrauter Freunde die Aufführung anzuhören, da wollte er gerne kommen. Und büßte Sepp auf diese Art die Möglichkeit ein, die Musik rein zu hören, unverzerrt vom Apparat, so hörte er sie andernteils genauso wie die vielen tausend Nichtbevorzugten, wie die Durchschnittshörer.

Wo es sich um ihren Sepp handelte, war Anna geltungssüchtig, und Riemanns Zusage war ihr eine wichtige gesellschaftliche Bestätigung. Sogleich, noch am Abend von Riemanns erstem Besuch, war ihr die Idee gekommen, ein paar Leute einzuladen, ihnen bei dieser Uraufführung Gesellschaft zu leisten, wie das in Deutschland selbstverständlich gewesen wäre, und sie freute sich auf den Glanz, den die Anwesenheit Riemanns einem solchen Zusammensein verleihen mußte.

Als sie daranging, ihre kleine Gesellschaft vorzubereiten, bekam sie wieder einmal schmerzhaft den Unterschied zu spüren zwischen ihrem Heute und ihrem Gestern. Wie ernsthaft und gleichzeitig behaglich hätte sie einen solchen Abend in ihrem Berliner oder in ihrem Münchner Haus machen können. Hier in Paris hatte man kein Zuhause. Wo sollte man die rechten vier Wände hernehmen, den rechten Rahmen, um so was wie Zusammengehörigkeit herzustellen? Hier zerfloß alles in vager Unpersönlichkeit. Sie kam schließlich auf den Ausweg, sich das Sonderzimmer eines Cafés reservieren zu lassen, wo Trautwein und seine Freunde manchmal zu politischen Aussprachen zusammenkamen. Es war ein kahler, nüchterner Raum, dennoch hoffte sie, so etwas wie Atmosphäre schaffen zu können.

Es kostete auch Kopfzerbrechen, die richtigen Hörer zusammenzubringen. Sepp zeigte wenig Interesse für die Veranstaltung. Wenn sie ihn fragte: »Soll ich den einladen oder jenen?«, dann erwiderte er: »Ach, mach das doch, wie du willst.« Sie wollte Wohlgemuth bitten, Elli Fränkel, das Ehepaar Simmel, die Pereyros. Die Gäste, die Sepp schließlich eingeladen wissen wollte, waren etwas bedenklich. Er wünschte sich den alten, guten Ringseis, dann Peter Dülken, den Volontär an den »P. N.«, der sehr musikalisch war, vor allem aber, und das beunruhigte Anna ernstlich, Tschernigg und Harry Meisel. Als sie gegen diese beiden letzten leise Einwände erhob, wurde er sogleich heftig. Sein Freund Tschernigg sei schließlich an den »Persern« nicht ganz unbeteiligt, und Harry Meisel habe mehr Gefühl für Musik als die ganze übrige Blase zusammen. Behutsam führte Anna an, Riemann habe ihnen zuliebe Proben abgesagt, man schulde ihm einige Rücksicht, und es sei sehr möglich, daß Tschernigg und Harry Meisel, unbeherrscht, wie sie nun einmal seien, den korrekten, maßvollen Herrn peinlich störten. Doch Trautwein erklärte querköpfig, auf Menschen, welche sich durch die Anwesenheit Tscherniggs oder Harry Meisels gestört fühlten, verzichte er. Anna fand sich also darein.

Es gelang ihr wirklich, den tristen Raum ein bißchen behaglicher zu machen. Sie probierte die Akustik aus, sie traf Maßnahmen, zu verhindern, daß zuviel Lärm von außen eindringe, und sie stellte ein abwechslungsreiches Buffet zusammen. Billig war das nicht; aber Monsieur Pereyro hatte ihr versprochen, aus den Rundfunkleuten ein hohes Honorar herauszupressen.

Dann also kam der Abend. Man versammelte sich programmgemäß, und es klang, endlich, die Musik auf, die aufklingen zu machen Anna so viele Mühe auf sich genommen hatte. Sie erinnerte sich der unzähligen Laufereien zu Pereyros, zu den Rundfunkleuten, des vielen Gelächels, der Myriaden freundlicher Worte, die sie sich hatte abzwingen müssen, wo sie am liebsten geschimpft und geflucht hätte. Sie erinnerte sich des bittern Abends, an dem sie Sepp hatte allein lassen müssen. Aber jetzt wurde ihr das alles herrlich vergolten, jetzt klang sie auf, die Musik ihres Sepp, das Werk seines Lebens, jetzt zeigte es sich, daß sie keine Närrin gewesen war, die ihre Hoffnung auf eine Null gesetzt hatte. Mit Inbrunst hörte sie auf die Musik, die aus dem Apparat kam. Sepp hatte sie ihr oft vorgespielt; aber was waren die Andeutungen des Flügels oder des Pianos, verglichen mit der Fülle des Orchesters.

Auch die andern, die in dem kleinen Raum versammelt waren, die Simmel und Pereyro und Wohlgemuth und Elli Fränkel, waren geschulte Hörer, sie verstanden mit Anteilnahme zu lauschen, mit Hingabe, und ohne einander zu stören. Mit einer Befriedigung, die ihren eigenen Genuß an der Musik steigerte, sah Anna auf ihren Gesichtern die verträumte, in sich gekehrte und nicht eben gescheite Miene, welche Leute aufzusetzen pflegen beim Hören von Musik.

Auch Hanns, der zugegebenermaßen nichts von Musik verstand, hörte gut zu, den viereckigen Schädel mit den tiefliegenden Augen die meiste Zeit nach unten gesenkt. Aber Anna wußte, daß der Junge trotz seines gesammelten Gehabes seine Gedanken abschweifen ließ, daß ihm die Musik nichts sagte. So war es auch. Sepp hat doch, dachte er, über Musik so geschrieben, daß man begreifen müßte, was er damit will. Aber ich kann mir nicht helfen, mir sagt der ganze Klingklang gar nichts. Das Gefiedel und Geflöte und Gepauke lenkt nur ab und nirgends hin. Man kann dabei nicht richtig denken und nicht richtig fühlen. Merkwürdig, daß erwachsene Menschen ihr ganzes Leben an solchen Klimbim verschwenden und Sinn und Vernunft dahinter finden.

Annas Sorge, daß Oskar Tschernigg und Harry Meisel die andern stören könnten, mochte übertrieben gewesen sein, aber angenehm benahmen sich die beiden nicht. Zwar sah Tschernigg nicht ganz so dreckig und speckig aus wie sonst, doch noch verkommen genug. Er rauchte heftig, warf die Stummel der Zigaretten zur Erde, steckte sich nervös und ungeschickt neue an, und es fiel ihm schwer, sich ruhig zu halten. Er schüttelte den großen Kopf, zuckte ungeduldig mit den Schultern, strich sich über die mit Schweißperlen bedeckte Glatze, verzog wohl auch das Fischmaul. Vielleicht noch mehr aber als seine Unrast störte die untadelige Ruhe Harry Meisels. Der saß prinzlich da, das schöne, hochmütige Gesicht so unbewegt, daß es auf die Dauer ablehnend und gelangweilt wirkte.

Sichtbar leidenschaftlich hingegen, bei aller Gesetztheit, hörte Leonhard Riemann zu. Schon am Morgen nach seinem Besuch bei Sepp hatte er bereut, daß er Trautweins versprochen hatte, »Die Perser« mit ihnen zusammen anzuhören. Er hätte besser getan, seine Brüsseler nicht zu verstimmen, sondern ruhig in seinem Hotelzimmer oder sonstwo »Die Perser« anzuhören, allein, ungeniert, ohne daß ihm neugierige Leute ins Gesicht gafften, um daraus abzulesen, was er nun darüber denke; das war ja schließlich das Beste am ganzen Rundfunk, daß man ungestört hören konnte. Auch setzte man sich einer unnötigen Gefahr aus, wenn man zusammen mit dem verfemten Trautwein dessen Werk anhörte. Aber nachdem er einmal ja gesagt hatte, schien es ihm unmöglich, seinen guten Freund Sepp durch einen Rückzug zu kränken. Zudem glaubte er, ohne sich’s recht einzugestehen, daß er, wenn er jetzt sein Versprechen hielt, vor dem eigenen Gewissen einen Teil der Schuld abtrage, die er trotz allem den emigrierten Musikern gegenüber verspürte. Da saß er denn hier, im Hinterzimmer dieser bedenklichen Kneipe, in fragwürdiger Gesellschaft, die Knie steil und hoch, korrekt wie stets, höchstens an der Art, wie er mit seinen Handschuhen spielte, merkte man eine gewisse Nervosität, und lauschte dem Oratorium »Die Perser«. Sehr bald aber war er nicht mehr Staatsrat, sondern nur noch Musiker, er hörte scharf zu, nicht mit dümmlich hingegebenem, sondern mit wachem, kritischem Gesicht. Er hatte seit langem keine anständige, wagemutige Musik mehr gehört, in Deutschland war dergleichen verboten, das Herz ging ihm auf. Und dann kam eine Stelle, ein gewisses Motiv, das jeden aufhorchen machten mußte, und jetzt nahmen es die Bässe auf, und jetzt die Hörner, und jetzt mußte man glauben, nun sei es erschöpft, es war aber nicht erschöpft, Sepp war der Atem nicht ausgegangen, sondern jetzt nahmen die Violinen das Motiv auf und trugen es noch höher, ins Blaue, Unendliche hinein. Und da also – und weil ein so gemessener Herr sie machte, wirkte die Geste doppelt stark –, da stand, zur Beglückung Annas, Leonhard Riemann auf, seine sonst blassen Augen leuchteten, auf Zehenspitzen ging er hinüber zu Trautwein, rührte ihm die Schulter und drückte dem Freunde fest die Hand.

Sepp selber benahm sich recht hemmungslos. Immer wieder trieb es ihn von seinem Stuhl hoch, und wenn er glücklich einmal für ein paar Minuten saß, wippte er nervös mit dem Fuß oder schaukelte beunruhigend mit den Stuhl. Er gestikulierte; mit allen Gliedern drückte er seine Verzweiflung aus über die schlechte Wiedergabe, über das Viele, was falsch oder überhaupt nicht kam. Mehr noch als die Wiedergabe störten ihn die inneren Mängel des eigenen Werks. Jetzt, da er hörte, was da war, spürte er bitter, was alles er nicht gegeben hatte, wie weit das Vollbrachte zurückblieb hinter der Vollendung. Er hat sich nicht hinreichend gesammelt für das Werk, er hat es verpatzt und verhunzt, er hat sich ablenken lassen durch die verfluchte Politik, weder das eine noch das andere ist etwas geworden. Er ist nicht nur nicht weitergekommen, nicht einmal die Höhe der Horaz-Oden hat er erreicht. Er erstarrte während dieser Augenblicke der Erkenntnis und saß mit einemmal still und in sich versunken. Dann aber kamen Stellen, die geglückt waren, und jäh über sein knochiges, lebendiges Gesicht erglänzte eine große Freude. So lösten Verzweiflung und Beglückung einander ohne Übergang ab, das fleischlose Antlitz verzerrte sich rührend und grotesk. Anna schaute auf ihren Mann, bewundernd, und ein bißchen genierte sie sich gleichzeitig vor Pereyros.

Die Musik war zu Ende. Aus dem Apparat kam die Stimme des Ansagers. Jemand schaltete aus. Ein kurzes, unbehagliches Schweigen war. Dann erklärte Trautwein, grimmig krähend: »Na also, das wäre überstanden«, erhob sich und dehnte die Glieder. Jetzt standen alle auf, und es begannen mehrere und gleichzeitig zu reden, ziemlich hastig. Die Pereyros äußerten sich und die Simmels, Wohlgemuth schnarrte Anerkennendes, Elli Fränkel mit ihrer singenden, ein bißchen weinerlichen Stimme gab sich hingerissen. Trautwein hörte sich alles gequälten Gesichtes mit an. Er wartete darauf, was Tschernigg, Meisel und Riemann sagen würden. Tschernigg indes verbreitete sich nur über die Mängel der Wiedergabe, Harry Meisel äußerte sich in scharfen, geistreichen Worten über die Unzulänglichkeit des Rundfunks im allgemeinen, und Trautwein war zu Tode betrübt, überzeugt, daß »Die Perser«, Aufführung und Werk, gründlich versagt hätten.

Dann aber sprach Leonhard Riemann. Er sprach schneller als gewöhnlich, sachverständig, er ging ins Detail, er anerkannte, ohne Superlative, trocken. Er verglich, kennerisch, »Die Perser« mit den Horaz-Oden, mit der Musik zum Homer, und sein Vergleich zeigte, was in den »Persern« erreicht war. Er verlangte dringlich die Partitur zu sehen. Peter Dülken mischte sich ein; auf seine pomadige, doch sympathische und respektvolle Art unterstrich er Riemanns Einwände. Der gab zu, verwahrte sich, schied gerecht zwischen Positivem und Mißglücktem. Sepp, bei einiger prinzipieller Gegnerschaft, mußte zugeben, daß Riemann das Wesentliche verstanden habe. Er leuchtete auf. Vieles war »nicht gekommen«, manches war erreicht, es war vielleicht kein Sieg, doch sicher keine Niederlage, es war mehr Anlaß zur Hoffnung als zum Verzicht. Es sprachen schließlich nur mehr Riemann, Peter Dülken und Sepp. Anna trank durstig alles, was gesprochen wurde. Man hätte wärmere Worte finden können für ihren Sepp, er selber war nicht sehr geschickt, wenn es galt, sein eigenes Werk theoretisch zu verteidigen; »bilde, Künstler, rede nicht«. Gleichwohl war es ein Sieg, das war keine Frage, eine entscheidende Schlacht war gewonnen. Auch der alte Grieche Ringseis hörte der Debatte zu; er hatte kein Wort geäußert, er schaute heute sehr alt und gebrechlich aus, doch man hatte ihm ansehen können, daß die Musik ihn bewegte.

Dann machte man sich über das Buffet her, und es wurde, wiewohl die Gesellschaft so wenig einheitlich zusammengesetzt war, ein vergnügter Abend. Pereyros und die Simmels hatten angenehme Umgangsformen, sie verstanden es, über tote und peinliche Momente wegzuhelfen, Wohlgemuths forsches Wesen und Peter Dülkens phlegmatische Frechheit pulverten die Gesellschaft auf. Die Damen Simmel und Pereyro, Elli und Anna selber sahen gut aus, das Buffet war geschickt zusammengestellt, Riemann gab sich keineswegs prominent, sondern war ein behaglicher, humoriger Münchener.

Anna hatte jedermann und besonders Tschernigg und Harry Meisel ans Herz gelegt, nichts zu sagen, was Riemann in Verlegenheit bringen könnte. Tschernigg hatte ein krauses, ironisches Gesicht gezogen, aber er hatte es versprochen. Seltsamerweise war es der alte, sanfte Geheimrat Ringseis, der den Frieden des Abends brach. Er erklärte Tschernigg und Harry Meisel, daß Äschylus in den »Persern« nicht etwa das einzelne Faktum des griechischen Sieges habe feiern wollen, sondern daß er ein für allemal gezeigt habe, wie die Götter jeden Imperialismus straften. Tschernigg erwiderte etwas Halbironisches. Doch der Greis blieb still und beharrlich bei seiner Meinung. Mit der ihm eigenen sanften Zuversicht erklärte er, wir würden es erleben, wie sich die Weisheit und das Sehertum des Dichters auch an unsern Persern bewähren werde. Seine milde Stimme ließ, sowie er nur den Mund auftat, die andern verstummen und auf ihn hören. »Wer seinen Äschylus in sich aufgenommen hat«, schloß er, »weiß, daß immer die Gesittung die Barbarei besiegt. Auch wir werden unsere Perser besiegen.«

Riemann wurde unruhig. Wohlgemuth griff mit einem forschen Kalauer ein, um ein Haar wäre alles noch gut abgelaufen, Anna atmete auf. Da aber mischte sich hochmütig Harry Meisel ins Gespräch. »›Barbaren‹, sagen Sie«, wandte er sich an Geheimrat Ringseis, »›unsere Perser‹, sagen Sie. Da muß ich die wirklichen Barbaren und die wirklichen Perser doch in Schutz nehmen. Die Perser, die Barbaren, mit denen Ihre Griechen zu tun hatten, das waren Menschen, das waren vollwertige Völker mit langsam gewachsenen, organischen Meinungen und Sitten. Schänden Sie nicht das Wort ›Barbaren‹, verehrter Herr Geheimrat, indem Sie es auf unsere Nazi anwenden. Glauben Sie wirklich, daß ein Dichter wie Äschylus solche Halbtiere ernst genommen hätte, daß er solchen Pöbel zum Helden einer Tragödie gemacht hätte?«

Man lächelte über seine jugendliche Entschiedenheit. Pereyros versuchten, über seine Sätze wegzugleiten, und sprachen laut von anderem. Tschernigg aber, angestachelt durch seinen angebeteten Harry Meisel, vergaß, was er Anna versprochen hatte, und lärmend, mit seiner hohen Kinderstimme, pflichtete er Harry bei. »Sehr richtig«, quäkte er, »ausgezeichnet. Erwägen Sie doch gefälligst selber, Sie, Herr Geheimrat Ringseis, und Sie, Herr Generalmusikdirektor Riemann, ob ein Dichter die Nazi, wenn sie einmal geschlagen sein werden, Gerichtstag über sich selber halten lassen kann wie Äschylus seine besiegten Perser. Nein, Herr Geheimrat. Da haben Sie sich aber einmal gründlich geirrt, Herr Geheimrat. Von den Persern verstehen Sie allerhand; aber wovon Sie nichts verstehen, das sind unsere Nazi. Unsere Nazi, das ist kein Stoff für einen Äschylus. Das ist nichts als ein Gelächter. Das ist Scheiße, mein lieber Herr Geheimrat, und nichts sonst. Das ist nicht einmal ein Stoff für einen Aristophanes. Da sind die ›Ritter‹ Halbgötter dagegen. Das ist ein Stoff höchstens für einen, der die Häuser abschreit und Lumpen sammelt.«

Anna hatte mehrmals versucht, Tschernigg zu unterbrechen. Aber er ließ sich nicht stören, er hob die quäkende Kinderstimme und wandte sich noch einmal an seinen Freund: »Ausgezeichnet haben Sie das gesagt, Harry. Du sollst den Namen ›Barbaren‹ nicht mißbrauchen und auf unsere Nazi anwenden.«

Jetzt endlich war er fertig, und sogleich versuchte Anna zu begütigen. Schnell und resolut sprach sie auf ihn und auf Riemann ein. Allein Riemann war wieder ganz Staatsrat geworden. Mit einer höflichen, doch bestimmten Geste brachte er sie zum Schweigen. Dann, ein bißchen bleich, aber ohne die Stimme zu heben, erwiderte er Tschernigg: »Sie werden begreifen, Herr, Ihren Namen habe ich leider nicht verstanden, daß ich als Beamter jener Leute, die Sie so geringschätzen, unmöglich Ihrer Meinung sein kann.« Die Handschuhe hatte er schon während der Rede Tscherniggs angezogen; jetzt stand er auf, verabschiedete sich mit einer Verneigung von der ganzen Gesellschaft, ging.

Wohlgemuth drehte den Kopf zwischen dem sich entfernenden Riemann und Tschernigg mehrmals hin und zurück und meinte zu Elli Fränkel: »Milch und Fleisch darf man eben nicht zusammen essen, das steht schon in der Bibel.« Die Pereyros und die Simmels unterhielten sich beflissen, als wäre nichts geschehen. Tschernigg, mit fatalem Grinsen, entschuldigte sich bei der zornigen Anna, er bedaure, den Herrn Staatsrat und Generalmusikdirektor vertrieben zu haben, aber er verstehe nicht recht, warum Riemann wütend werde, wenn man eine schielende Katze eine schielende Katze und das Hitlerreich einen Sumpf und Dschungel nenne. Harry Meisel saß unbeteiligt da. Sepp Trautwein wiegte den Kopf, um seinen langen, schmalen Mund war ein verlegenes Grinsen; es tat ihm leid, daß Tschernigg den Abend gestört hatte, den Anna so mühevoll vorbereitet, aber ein bißchen war es ihm auch recht, daß es einer dem Riemann gesteckt hatte.

In die Betretenheit und etwas krampfige Munterkeit hinein, welche dem Aufbruch Riemanns folgte, kam ein Bote der Rundfunkleute und überbrachte, der hilfsbereite Pereyro hatte das so arrangiert, Anna ein Kuvert mit einem Scheck, dem Honorar für die Aufführungsrechte der »Perser«. Es lautete aber dieser Scheck auf neuntausend Franken. Auch in ihren kühnsten Schätzungen nicht hatte Anna soviel erwartet; sie hatten jetzt auf mindestens ein halbes Jahr Geld für eine breitere Lebensführung. Allein auch diese Freude verjagte nicht ganz die Verstimmung darüber, daß durch die Ungebärdigkeit und Unvernunft, mit welcher Sepp auf der Einladung der beiden unmöglichen Burschen bestanden hatte, der schöne Abend gestört worden war.

Dieser Sepp selber wurde immer grimmiger und immer vergnügter. Riemann war ein guter Freund und ein ausgezeichneter Musiker. Das hatte er erst heut abend wieder bewiesen, indem er gekommen war und so vernünftig über »Die Perser« gesprochen hatte. Aber er war trotzdem ein Schisser und ein Lump. Die ganzen Tage her hatte Sepp der Verdruß über Riemanns Waschlappigkeit gekratzt, und je mehr der Abend vorrückte, um so mehr freute es ihn, daß Tschernigg dem Riemann so heimgegeigt hatte.

Hanns hatte schweigend und interessiert zugehört. Riemann gefiel ihm gut, Tschernigg gar nicht. Aber ein Mensch wie Riemann, der begabt war und also wissen mußte, was für Scheißkerle die Nazi waren, durfte einfach nicht zu ihnen halten, auch nicht mit inneren Vorbehalten. So einer gehörte einfach an die Wand gestellt. Tschernigg hatte recht.

Pereyros waren gutmütig. Aber sie konnten einen inneren Seufzer nicht unterdrücken: leicht hatte man es nicht mit den deutschen Emigranten.

Man brach bald auf. Die Familie Trautwein blieb mit Tschernigg und Harry Meisel allein zurück. Trautwein, nun man unter sich war, wurde immer aufgekratzter. »Das war eine Scheißaufführung«, resümierte er, »aber sie hätte noch schlechter sein können. Und an den ›Persern‹, wenn sie auch nicht so viel hergeben, wie ich ursprünglich wollte, ist auch was dran.« – »Etwas schon«, meinte trocken Tschernigg.

Trautwein erklärte, jetzt, da die Großkopfigen nicht mehr da seien, kriege er erst den richtigen Appetit, und er forderte auch die andern auf, sich über die üppigen Reste des Buffets herzumachen. So geschah es. Man setzte sich von neuem zum Essen. Sepp, Tschernigg und Harry führten eine vergnügte Unterhaltung und beschimpften einander mit spitzen, gescheiten, grimmigen, nihilistischen Reden, die Hanns recht unvernünftig vorkamen.

Anna hatte zunächst nicht ohne Bitterkeit auf den verwüsteten Tisch geschaut, auf das beschmutzte Tischtuch, die Aschenreste, die vielen halbgeleerten Gläser. Diese Ausgabe hätte sie sich schenken können. Dann aber schaute sie ihren Mann an, ihren Sepp: er hatte genau so reagiert, wie sie es erwartet hatte, ein Künstler, ein Kind und ein Mann. Er wandte sich an Anna, er sagte zu ihr: »Das hast du gut gemacht, Alte. Der Rundfunk ist ein Dreck, aber du bist doch die Rechte. Und so was Gescheites, wie du’s mir damals über die Horaz-Oden gesagt hast, das sagt mir doch keiner mehr.« Und er küßte kräftig die sich kräftig Wehrende. Dann aß auch sie mit den andern, mit herzhaftem Appetit.

## 

## 11

## Sonett 66

Anna, bei aller Anerkennung der Versübersetzung, die Tschernigg zu den »Persern« beigesteuert hatte, fand, es genüge, wenn Sepp ihm den zehnten Teil des erhaltenen Honorars aushändige; doch Sepp gab ihm ein Fünftel, volle achtzehnhundert Franken. »Der Fink hat wieder Samen«, freute sich Tschernigg, als Trautwein ihm das Geld überreichte, und trotz seines Nihilismus und seiner Bedürfnislosigkeit erhöhte der Besitz der achtzehnhundert Franken seine Grundstimmung merklich.

Sepp war in diesen schönen Maitagen viel mit Tschernigg und Harry Meisel zusammen. War ihm der Junge damals, als er ihm von dem fait accompli gesprochen, als ein Unheilverkünder erschienen, so sah er jetzt, seitdem sich herausgestellt hatte, daß Friedrich Benjamin am Leben war, an Harry nur mehr das Glänzende, und er hatte kein Aug mehr für das Überhebliche, Weltschmerzliche, Versnobte. Harry war übrigens in dieser letzten Zeit streitsüchtig geworden. Das ständige enge Zusammensein mit Tschernigg bewirkte Reibungen. Fast jeden Tag, halb spaßhaft, halb im Ernst, zerstritten sich die beiden und versöhnten sich wieder; häufig mußte Trautwein vermitteln. Fast war ihm Harry Meisel lieber geworden als Tschernigg; doch es gelang ihm nicht, dem Jungen näherzukommen. Der, obwohl keineswegs wortkarg und immer sehr höflich, sperrte sich zu. Er zeigte Sepp einen höhnischen Widerstand, den sich dieser nicht erklären konnte. Wenn einer Wohlwollen und Bewunderung für Harry Meisel hatte, dann war es doch er, Sepp.

Eines Abends, es war der 12. Mai, ein Sonnabend, war Trautwein wieder mit den beiden zusammen. Sie saßen in jenem scheußlichen Café Zur guten Hoffnung, wo Tschernigg Trautwein seine Gedichte vorgelesen hatte. Es waren jetzt ein paar Tische im Freien aufgestellt, es war ein bißchen weniger scheußlich. Aber der kahle, kümmerliche Rasen der Vorstadtgegend mit seinen paar vereinzelten hohen Häusern und seinen Bauzäunen sah noch immer reichlich trostlos aus. Sepp hätte es vorgezogen, anderswo hinzugehen, allein Harry hatte eigensinnig darauf bestanden, daß man hier sitze.

Oskar Tschernigg war an diesem Abend noch bissiger als sonst. Er meditierte darüber, daß Beethoven trotz vieler Bemühung keinen rechten Text gefunden habe, und was für eine Oper entstanden wäre, wenn ein freundliches Schicksal Beethoven zum Beispiel mit ihm selber zusammengeführt hätte. »So muß ich mich an Sie halten, Professor«, schloß er freundlich, sich an Sepp wendend, und schüttete seinen Absinth hinunter. Harry Meisel saß unbeteiligt da, wie häufig, aber Sepp hatte, während Tschernigg ihn so arrogant aufzog, das Aug auf ihn gerichtet, auf Harry; so nahm er wahr, daß Harry gerade während Tscherniggs bösartiger Frotzelei ein kaum merkliches, höhnisches Zucken um die Mundwinkel hatte, und dieses Zucken tat Sepp weh.

Dann sprang wieder einmal Streit auf zwischen Harry und Tschernigg. Tschernigg behauptete, er habe, ein zweiter Koheleth, alles ausprobiert und alles eitel gefunden. Harry erklärte, es komme nicht auf das platt wirkliche Erleben an, sondern auf die Erlebnisfähigkeit; darum glaube er, mehr erlebt zu haben als Tschernigg. Tschernigg höhnte: »Das sagen Sie. Und vor ein paar Tagen haben Sie erklärt, auf die Dauer sei das Leben in der Baracke doch unerträglich öde. Sie müßten einmal wieder etwas wie ein Erlebnis haben, haben Sie erklärt, und müßten Sie sich’s aus der Gosse holen.« Trautwein griff hastig und naiv zu. »Wie wäre es wirklich einmal«, schlug er vor, »mit einem großen Bummel, mit einer ›Bombe‹?« Harry verspürte starke Lust auf dergleichen, aber das wollte er den beiden Armseligen, mit denen er zusammensaß, nicht eingestehen. Er lehnte also ab, überlegen, sehr höflich.

Später brachte Trautwein die Rede auf Harrys Schriftstellerei, und was wohl ihr letzter Sinn und Zweck sei. »Haben Sie das nicht gemerkt?« wunderte sich höhnisch Harry. »Es ist doch ungeheuer einfach. Ich singe die letzten Menschen des zweiten Jahrtausends und die ersten Menschen des dritten. Oder wenn ich es populärer ausdrücken soll, mein Thema ist der Dreck der Übergangszeit. Wer ein bißchen Grütze hat, mag vielleicht hinter den Zeilen die Hoffnung auf Besseres herauslesen.«

Gelegentlich, noch später am Abend, sehr beiläufig, erkundigte er sich bei Sepp, ob Bescheid von Tüverlin eingetroffen sei über das Manuskript von »Sonett 66«. Es war kein Bescheid eingetroffen.

Sepp hatte jene jünglingshafte Drohung Harrys, sich nach Amerika einzuschiffen, so wenig ernst genommen, daß er sie völlig vergessen und Harrys Frage nicht damit in Zusammenhang gebracht hatte. Am Sonntagmorgen indes bat Harry, Tschernigg möge ihm etwas Geld leihen; er müsse nach Akron, Ohio, kabeln. Tscherniggs rundes, blasses Gesicht wurde dumm vor Staunen. Er hatte das Projekt Harrys damals noch weniger ernst genommen als Trautwein. Harry aber erklärte mit der größten Selbstverständlichkeit, er habe doch schon längst angekündigt, daß er nach Amerika gehen werde, falls bis Dienstag 15. Mai kein Bescheid von Tüverlin da sei. Er habe denn auch rechtzeitig an seinen Onkel geschrieben, habe sich über alle Formalitäten und die Überfahrtsgelegenheiten informiert und die nötigen Schritte getan, sich Visum und Kajüte zu sichern. Tschernigg werde zugeben, daß in den zwei Tagen, die ausstünden, kaum noch mit einem Bescheid von Tüverlin zu rechnen sei. Darum wolle er heute nach Akron depeschieren, um sich das zugesagte Geld anweisen zu lassen. Er erwarte mit Sicherheit, übermorgen, am Fünfzehnten, die telegrafische Anweisung in Händen zu haben. Am Siebzehnten dann, am Donnerstag, werde er sich in Le Havre auf der »Washington« einschiffen.

Tschernigg konnte nicht begreifen, daß Harry sich ernstlich von ihm trennen wollte. Er war außer Fassung. Er hatte bei allem gespielten Nihilismus sein Herz so an den Jungen gehängt, daß er nicht wußte, was er ohne ihn anfangen sollte. »Geh an der Welt vorüber, es ist nichts«, das konnte man sich leicht hundertmal vorsagen, und ehe er Harry gekannt, hatte er auch danach leben können. Aber jetzt mußte er Harry halten, der durfte nicht fort, es war unmöglich. Was sich denn nun eigentlich hier geändert habe, redete er auf Harry ein. Ob er nicht, wenn er schon des Asyls überdrüssig sei, hier in Paris oder in London oder wo sonst immer weiterleben wolle. Er, Tschernigg, habe ja noch immer die achtzehnhundert Franken, das heißt, es seien jetzt sechzehnhundert, aber für den Anfang könne man sich damit einrichten. Und was er sich denn von Akron, Ohio, anderes verspreche als von hier.

Mehr und mehr, wie er sich so ereiferte, sah er einem traurigen Baby gleich. Harry kam sich immer erwachsener vor. »Was wollen Sie?« versuchte er einen matten Scherz. »Wenn es wenigstens ein Napoleon gewesen wäre oder ein Cäsar, der einen aus seiner Heimat vertrieb, oder wenn Sie noch weiter zurückpflocken wollen, ein Attila oder ein Dschingis Khan. Aber ein Herr Hitler: mein Lieber, ich bitte Sie. Soll man in einem Erdteil weiterleben, der einen Herrn Hitler so ernst nimmt?« – »Aber was um Gottes willen«, ereiferte sich Tschernigg, »versprechen Sie sich von Amerika? Dort nimmt man irgendwelche andern Monstrositäten ernst. Oder erwarten Sie sich anderes?«

»Ich erwarte mir durchaus nichts anderes«, erwiderte freundlich und gleichmütig Harry Meisel. »Im Gegenteil, ich erwarte, daß Amerika völlig entseelt ist. Ich finde das besser als dieses Europa, in dem noch ein Rest von Seele lebt. ›O Seele, um und um verweste, / Kaum lebst du noch und noch zuviel.‹ Finden Sie nicht, daß das sehr schöne Verse sind? Sie könnten von Ihnen sein«, scherzte er.

Tschernigg sah das stille, höfliche Gesicht des Jungen, es war ihm bitter leid, daß der ihm seine wahren Gründe nicht sagen wollte. Er ahnte etwas von diesen wahren Gründen. Wenn er sich mit Harry über Erleben und Nichterleben herumgezankt hatte, so war das dem offenbar mehr gewesen als ein Wortstreit. In letzter Zeit hatte Harry öfters Rimbaud zitiert, der in sehr jungen Jahren das Dichten aufgegeben hatte und ein harter, abenteuerlicher Geschäftsmann geworden war. Der Junge fühlte sich ins falsche Wasser geraten, er war aus dem lebendigen Strom in Brackwasser gekommen. In der Erbärmlichkeit und Ödnis dieser deutschen Emigration konnte er nicht existieren, es war keine Hoffnung, daß er hier ein Erleben finden werde, das ihm gemäß war. Tschernigg schalt sich einen Esel im Quadrat, daß er nicht längst bemerkt hatte, was in Harry vorging, und daß er nicht dieses amerikanische Projekt bekämpft hatte, ehe es sich in dem andern so unausreißbar eingewurzelt.

In der ersten Panik dachte Tschernigg daran, Trautwein zu Hilfe zu rufen. Aber er sagte sich, Trautwein mit seiner lärmenden, kleinbürgerlichen Gutmütigkeit werde über den Jungen noch weniger vermögen als er selber. Sein Hirn erkannte, der Junge war schon fort von ihm, weit fort, doch sein Herz konnte sich nicht darein finden. Er konnte es sich nicht vorstellen, daß er, Tschernigg, hierbleiben werde in diesem Paris, während der Junge über den Ozean fuhr, er konnte sich ihn nicht in Le Havre vorstellen, geschweige denn in New York oder in Akron, während er selber, Tschernigg, in Paris blieb.

Ein klein wenig tröstete es Tschernigg, daß Harry an Trautwein mit keinem Gedanken zu denken schien. Harry war offenbar schon seinem ganzen bisherigen Leben gegenüber gleichgültig geworden. So hatte ihn Tschernigg wenigstens in diesen letzten Tagen ganz für sich.

Der Dienstag kam, und mit ihm das erwartete Geld. Tschernigg griff plötzlich und unbedacht den früheren Vorschlag Sepps auf und meinte, sie sollten an ihrem letzten Abend, am Mittwoch, ungeheuer bummeln, auf die verschwenderischste Art. Noch während er sprach, fiel ihm ein, daß die Idee von Trautwein stammte, er ärgerte sich über sich selber und war auf einmal schrecklich eifersüchtig auf Trautwein. Um seine Bestürzung zu verstecken, sprach er schnell weiter. Sie hätten jetzt ja beide, setzte er Harry auseinander, ungeheuer viel Geld; ein Mann, der an einem Tag fünfhundert Franken ausgeben könne, sei gleichzustellen mit einem Mann, der über eine Rente von dreihundertfünfundsechzig mal fünfhundert Franken verfüge und also über ein Vermögen von fünf Millionen. Diese Rechnung leuchtete Harry ein, sie gefiel ihm, und mit einem kleinen, beinah erfreuten Lächeln stimmte er Tschernigg zu und willigte ein, mit ihm am Mittwoch die »Bombe« zu machen. Eine solche »Bombe«, das war eine gute Weise, von Europa und von seinem Bisher Abschied zu nehmen.

Tschernigg atmete auf. Er freute sich unmäßig, daß der Junge Trautweins mit keinem Worte gedacht hatte. Auch seine Furcht war fort, er könne an diesem letzten Abend sentimental werden, wovor er sich und den Freund unter allen Umständen bewahren wollte, und er freute sich geradezu auf den Mittwochabend.

Wenn sich Oskar Tschernigg später dieses Abends erinnerte, dann geriet ihm manches durcheinander; er erinnerte sich vieler Einzelheiten, aber die Zusammenhänge konnte er nicht mehr herstellen. Er erinnerte sich, wie Harry das Asyl verlassen hatte, mit einer hochmütigen Geste auf seine Matratze weisend: »Da drinnen liegt der Rest meiner gesammelten Werke«, und wie sie sich dann in einem Café der Innenstadt getroffen hatten. Harry hatte großartig ausgesehen, sehr adrett, doch durch eine kühne, flatternde Krawatte aus der üblichen bürgerlichen Geschniegeltheit herausgehoben. Er selber, Tschernigg, war übrigens beim Friseur gewesen, dem Freunde zu Ehren, und hatte sich auch eine neue Jacke gekauft. Aber Harry, und das hatte ihn beinahe gekränkt, hatte sich darüber nur lustig gemacht.

Überhaupt hatten sie sich an diesem Abend besonders viel gezankt, eigentlich war ihre ganze Unterhaltung lauter Gezänk gewesen. War das an ihm gelegen? War er so streitbar gewesen, oder war Harry schuld daran? Es waren lauter Nichtigkeiten, um die sie sich ereifert hatten, der Wortlaut eines Shakespeare-Verses, das vermutliche Alter einer Frau, die gerade vor ihnen auftauchte. Doch diese Streitigkeiten waren sogleich bösartig geworden, jeder hatte sich bemüht, den andern an seiner wundesten Stelle zu treffen. Wenn Tschernigg jetzt darüber nachdachte, war es ihm unbegreiflich, wieso er sich dazu hatte hinreißen lassen.

Auch daran erinnerte sich Oskar Tschernigg, daß man viel Geld vertan hatte, unerhört viel. Nicht nur war so ziemlich alles flötengegangen, was er, Tschernigg, mitgenommen hatte, ein großer Teil seiner weiland achtzehnhundert Franken, sondern auch ein ansehnlicher Betrag aus dem Dollarbestand Harry Meisels. Ziemlich viel dürfte in dem Bordell Quisisana verschwunden sein, das übrigens hinter seinem Ruf weit zurückblieb; auch anderorts waren sie wohl kräftig bestohlen worden.

Soweit Tschernigg sein Gedächtnis nicht trog, war man zuerst in einer Revue gewesen, dann in einem eleganten Tanzcafé, dann in einem Kabarett, dann hatte man sich Kneipen und Bordelle in den Vorstädten angeschaut. Dazu hatte man tiefgründige und bittere Gespräche geführt. Tschernigg hatte seine schönsten Verse rezitiert und Harry Meisel über das wohlfeile literarische Gift, das er da fabriziere, so abgründig Gemeines geäußert, daß Tschernigg jetzt noch das Herz stockte, wenn er daran dachte.

Dann, das war schon spät gegen Morgen, war man in einer Gesellschaft merkwürdiger Leute gesessen, die meisten waren wohl Herren vom Milieu gewesen, einige befrackt, einige in gestreiften Sweatern, und Harry hatte die Runde zu großartigen Drinks eingeladen. Er hatte aus dem vollen gespendet; »wer nicht zuviel hat, hat zuwenig«, hatte er geäußert. Er hatte die letzten Höhen der Erkenntnis und Blasiertheit erklommen, er selber war, Tschernigg verhöhnend, Koheleth gewesen, der Prediger Salomonis, und der Shakespeare des »Sonetts 66« und vor allem eben immer wieder jener Harry Meisel, der alles durchgekostet und alles als eitel verworfen hatte. Wenn sich Tschernigg jetzt Fetzen zurückrief von dem, was Harry gesagt hatte, dann kam er sich selber wie ein Wahnsinniger vor, daß er sich und Harry diesen ihren letzten Abend mit Erlebnissen und Erkenntnissen aus der Gosse hatte anfüllen wollen. Dieser Harry hatte ja in Wahrheit alles durchgekostet: was sollte da seine läppische Farce?

Auch Frauen waren in der Tischrunde gesessen, die meisten waren auf den prinzlichen Harry Meisel geflogen, er hatte es sich gefallen lassen, höflich und doch sehr fern, und dann war ein Augenblick gekommen, da hatte er zu ihm, Tschernigg, gesagt, doch eher befriedigt als verzweifelt: »Jetzt hab’ ich das nackte Billet für Amerika, nichts sonst. Jetzt, glaube ich, ist es besser, ich gehe noch weiter fort.«

Ein Kleiner, Hinkender war Tschernigg aufgefallen, mit einem eckigen, leichenhaften Gesicht und einer schmetternden Stimme. Den hatte Harry Meisels Erfolg verdrossen; er, der Klumpfüßige, hatte offensichtlich Einfluß auf die Frauen, aber ihn fürchteten sie, und Harry flogen sie zu. Der Kalkgesichtige hatte also Streit mit Harry gesucht, er hatte ihn in platten, wirksamen Sätzen als romantisch verstiegenen Dummkopf hingestellt, so daß die Runde über Harry lachte. Sowie indes Harry nur den Mund auftat, verstummte das Lachen, und das banale Zeug des andern war weggewischt. Ja, so lässig und vornehm sich Harry gab und sowenig Konzessionen er dem Geschmack dieses Pöbels machte, alle hatten ihn verstanden, und alle waren ihm zugetan gewesen.

Wie es schließlich zu der Rauferei und Stecherei gekommen war, das war Tschernigg dunkel und wird für immer dunkel bleiben. Erbittert suchte er in seinem Gedächtnis. Er sagte sich den lateinischen Vers vor, der angab, was man von einem Ereignis wissen müsse, um es richtig schildern zu können: »Wer? Was? Und wo? Wie? Wann? Und warum? Und mit welcher Hilfe?« Aber von diesen Fragen konnte er nur das Was und das Wo beantworten und das Wann und das Womit; aber nicht wußte er das Wie und das Warum und vor allem nicht das Wer. Als die Polizeiagenten ihn befragten, verhedderte er sich und erklärte schließlich immer nur, er wisse es nicht, er finde sich nicht mehr zurecht. Dabei war er ganz sicher, daß es der Kleine gewesen war, der Kalkgesichtige, der Klumpfuß. Aber das war eine Sicherheit seiner Seele, keine Sicherheit, mit der Akten, Polizei und Gericht etwas hätten anfangen können. Auch die andern konnten oder wollten nichts Rechtes aussagen; niemand wußte, wer zugestochen hatte, wie und warum.

Ein Tiefes in Tschernigg sehnte sich danach, es dem Kalkigen heimzuzahlen, am liebsten nicht auf dem Umweg über die Polizei, sondern selber, mit eigenen Händen, und er erging sich in Vorstellungen, wie er das Leichengesicht triumphierend zu einer wirklichen Leiche machen wird. Doch ein noch Tieferes sagte ihm, daß, selbst wenn er das erreichte, damit nicht das geringste getan und weder ihm selber noch seinem toten Freund ein Dienst erwiesen wäre. Der ist in seinem Hades bestimmt nicht durstig auf das Blut des Kalkgesichtigen. Nicht um das Kalkgesicht ging es; was dahinterstand, darauf kam es an. Nicht das Kalkgesicht hatte Harry gefällt, sondern eben das, was dahinterstand: das Gemeine, jenes schlechthin Pöbelhafte, das aus seiner Natur heraus das Begabte haßt. Niemand hatte das besser gewußt als Harry selber. Er hatte immerzu gesprochen von der Tücke und dem Haß der seelisch Schlechtbedachten gegen die Begabten. Es war dieser Haß der Unbegabten, der Harry gefällt hatte.

Merkwürdig und quälend, was für eines Werkzeugs sich das Schicksal bedient hatte. Denn wenn man es recht erwog, trug er selber, er, Tschernigg, die Schuld an Harrys Untergang. Er hatte ihm die Idee dieses Abends eingegeben. Er hatte den schlechten Blick. Vielleicht hatte Anna Trautwein recht, daß sie scheel sah, wenn er mit Sepp zusammen war. Was er anrührte, ging übel aus, mit wem er zusammenkam, der verdarb.

»Wer? Was? Und wo? Wie? Wann? Und warum? Und mit welcher Hilfe?« Unsinn, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Es ist ganz uninteressant, ob das Kalkgesicht das Werkzeug von Harrys Untergang war oder er selber, Tschernigg. Harry Meisel hat sich, das allein ist das Wesentliche, aus dieser Welt des Gemeinen herausgesehnt, er hat weiter gehen wollen als nach Amerika, er hat sich nach dem Untergang gesehnt. »Müd alles des, schrei ich nach Ruh im Tod.« Es war sein eigener Wunsch, umzukommen, er hat sich selber zerstört, und er hat recht getan, in dieser entseelten Welt nicht weiterzuleben.

## 

## 12

## Der einzige und sein Eigentum

Als Sepp Trautwein die Nachricht vom Ende Harry Meisels hörte, saß er eine Weile an seinem Schreibtisch in der Redaktion, lahm und dumm vor Schreck, den Mund halb offen. Dann raffte er sich zusammen und fuhr in die Emigrantenbaracke.

Im hellen Licht des späten Vormittags sah der große Schlafraum trostlos kahl aus. Tschernigg lag auf seiner Matratze, bis ins letzte erschöpft, noch verkommener als sonst, das fahle, gedunsene Babygesicht überstoppelt. Ohne auf die Gegenwart der andern zu achten, fiel Trautwein über ihn her und überschüttete ihn mit Vorwürfen: was ihm eingefallen sei, mit Harry so gefährliche Lokale aufzusuchen, wahrscheinlich habe er selber ihn noch dahin gebracht, ob er denn ganz von Gott verlassen sei. Erst aus dem, was jetzt geschehen war, hatte Trautwein die Drohung Harrys, sich nach Amerika einzuschiffen, ganz verstanden; scharfe Reue nagte ihn, und diese Reue suchte er durch wüste Anklagen Tscherniggs zu betäuben.

Lange redete er auf den Daliegenden ein. Der erwiderte nichts, blinzelte nur. Schließlich erkannte Trautwein, daß Tschernigg stumpf war und nicht fähig, seine Worte aufzunehmen.

Andere hatten sich herumgestellt. Sie berichteten, auch die Polizeiagenten hätten aus Tschernigg nichts herausbekommen, nach dem Verhör sei er vollends zusammengebrochen. Die ganze Gesellschaft, mit der Harry Meisel und Tschernigg gesumpft hätten, sei offenbar stinkbesoffen gewesen. Ihr Geld hätten sich die beiden auch stehlen lassen. In Harrys Taschen habe man nichts mehr vorgefunden als die Schiffskarte für Amerika und ein Präservativ. Der Vorfall sei eine Schande für die ganze Emigration.

Trautwein überließ Tschernigg, der ausgeleert auf seiner Matratze lag, sich selber. Er ging zur Verwaltung der Baracke, er wollte versuchen, Harry Meisels literarischen Nachlaß zu retten. Es ergab sich, daß man, was zu finden war, der Polizei ausgehändigt hatte. Trautwein ging zurück in den großen Schlafraum. Schon sollte Harrys Matratze von einem Nachfolger eingenommen werden. Trautwein wühlte selber in der schlechten, strohigen Füllung. Ein schmaler Lichtbalken fiel über die Matratze und über Tscherniggs schwammiges Gesicht. Der grunzte, stöhnte, versuchte sich hochzurichten, es gelang ihm nicht. Er nahm sichtlich wahr, was Trautwein tat, er billigte es nicht, aber er konnte nicht reden. Er schaute ihm zu, wortlos, die vorquellenden Augen über der kleinen Nase blinzelten finster; er war wie ein alter, kraftloser Hund, dem man einen Knochen wegnehmen will.

Sepp Trautwein wühlte einiges Manuskript heraus. Dann fuhr er auf die Präfektur. Nach etlichem Hin und Her versprach man, ihm den schriftlichen Nachlaß Harry Meisels zuzustellen, sowie die Untersuchung abgeschlossen sei. Er wollte die Leiche sehen, sich um die Bestattung kümmern. Doch Harrys Körper war bereits auf der Anatomie.

Die ersten, notwendigen Verrichtungen hatten Trautwein abgelenkt von jenen Gedanken, die sich gegen ihn selber kehrten. Nun, da es nichts mehr zu tun gab, saß er auf der Redaktion, lahm und leer vor Erbitterung, Trauer, Reue, schier erdrückt vom Gefühl ungeheurer Ohnmacht. Er sah vor sich das blasse, stumpfe Antlitz Tscherniggs, er fühlte sich ebenso schlaff.

Er hat Harry Meisel geliebt, bewundert und sich bemüht, ihm seine Freundschaft und Hilfsbereitschaft zu beweisen. Der junge Mensch aber hat für ihn nichts gehabt als ein Achselzucken, er hat ihn stehenlassen und sich fortgemacht. Was dieser tote Harry Meisel für ihn verspürt hat, das war die Verachtung des Genies für den Unbeschwingten. Da saß er jetzt, er, Sepp, im Gefühl der eigenen Nichtigkeit. Der Tote hatte recht, die andern alle hatten recht mit ihrem Unglauben, ihrem Pessimismus, ihrem Nihilismus, und er mit seinem Glauben war der Depp. »Der starke Mann ficht«: einen Schmarrn. »Quand même«: einen Schmarrn. Es kommt so, wie es die andern wollen, die Blutsäufer, und das Schicksal scheißt auf seinen Trotz. Er ist ganz ausgehöhlt vom Gefühl der eigenen Schwäche. Wie soll einer, der nicht einmal einem einzigen Menschen hat helfen können, wie soll der etwas für ein ganzes Land ausrichten? Alle werden zugrunde gehen, Friedrich Benjamin, er selber, alle, genauso, wie dieser Harry zugrunde gegangen ist.

Ist er zugrunde gegangen? Da ist noch das »Sonett 66«. Das »Sonett 66« ist der Sinn von Harrys Leben, es ist das Aufbäumen eines einzelnen gegen das hereinbrechende Nichts, es ist das »quand même«. Das Messer des Strizzi hat den Körper Harrys erledigt, aber dem »Sonett 66« hat es nichts anhaben können. Das »Sonett 66« wird leben, wenn kein Hahn mehr kräht nach denen, die heute so gewaltig das Maul aufreißen.

Viel indes halfen Trautwein solche Erwägungen nicht. Harrys sinnloser Untergang zehrte weiter an ihm und zerfraß seinen Glauben.

Um den eigenen Gedanken zu entfliehen, schloß er sich immer enger an Tschernigg an. Mit ihm und dem alten Geheimrat Ringseis saß er zusammen im Café Zur guten Hoffnung, wo sie das letztemal mit Harry zusammengesessen waren. Tschernigg hockte da, speckig, dreckig, mürrisch und böse. Ringseis lächelte mild, etwas abwesend, in sanfter Verkommenheit; er sah alt und kränklich aus, der ganze Mann zerbröckelte geradezu. Auch äußerlich kam er immer mehr herunter, sein Anzug wurde fadenscheinig, seine Wäsche zerschliß, niemand sorgte für ihn. Aber er schien sich nicht zu grämen; er war ohne Bedürfnis und freute sich, alle Pflichten los zu sein.

Manchmal meditierte er laut. »Er war zu jung«, erklärte er einmal den andern Harrys Ende. »Er hat nicht warten können. So gewiß die Heimkehr des Odysseus kommen wird, manche können sie nicht abwarten. Einige, weil sie zu alt sind. Harry war zu ungeduldig, weil er zu jung war«, und die stillen Worte des Alten sickerten in Sepp Trautwein ein.

Zuweilen wohl, wenn die drei Männer so zusammenhockten, begann Oskar Tschernigg zu knurren und sich zu ereifern. Die letzten Worte, die Harry für ihn gehabt hatte, waren Hohn gewesen, berechtigter Hohn, und sie fraßen an ihm. Gute Verse schreiben, das war kein Kunststück; gute Prosa schreiben war viel mehr. »Meine Prosa hat mir von jeher mehr Zeit gekostet als Verse«, hatte Lessing bekannt, und Nietzsche: »An einer Seite Prosa muß man arbeiten wie an einer Bildsäule.« Harry Meisel hatte es geschafft, seine Prosa war neu und kühn und meisterlich. Trotzdem hatte er sich nicht genügt. Er war fortgegangen, hochmütig, hatte seine Kunst und sich selber hingeworfen und ihn, Tschernigg, allein gelassen mit seinen frechen Versen, mit dem alten Narren Ringseis und mit Sepp, diesem traurigen Kleinbürger.

Es war nichts los mit ihm, Oskar Tschernigg. Mit dem ganzen anarchistischen Individualismus, den er sein Leben hindurch gepredigt, war nichts los; er, Tschernigg, hatte sich gräßlich überhoben. »Wieviel bist du von andern unterschieden? Erkenne dich, leb mit der Welt in Frieden.« Aber selbst wenn er es wollte, er könnte nicht einmal mehr mit der Welt im Frieden leben, er hat es sich verscherzt. Immer dringlicher bedeutete man ihm, er solle sich aus dem Asyl hinausscheren. Daß er Geld gehabt und es verschwiegen hatte, verstieß gegen die Hausordnung, das Asyl stand nur den Elendesten der Elenden offen, dieser waren viel mehr, als die Baracke Plätze bot, man knurrte Tschernigg an und verlangte von ihm, daß er endlich türme. Tschernigg pfiff auf Würde, in seinem jetzigen Zustand war es ihm höchst gleichgültig, wenn man ihn anschrie und beschimpfte; aber er wollte nicht wieder unter den Pfeilern der Seinebrücken schlafen wie schon einmal, er hatte Angst davor. Das sanfte, anspruchslose Leben des alten Ringseis gefiel ihm, er wollte keine neuen Erfahrungen mehr, er wollte Ruhe, er sehnte sich nach Ruhe.

Er setzte dem verblüfften Trautwein die Theorie auseinander, die er sich nach dem Untergang Harry Meisels zurechtgezimmert hatte. Die Zeit für den reinen Individualisten, die Zeit des einzigen, ist noch nicht gekommen oder schon vorbei. In unserer Epoche, da auf der einen Hälfte der Welt ein despotischer Kapitalismus, auf der andern ein diktatorischer Sozialismus herrscht, ist der einzelne verloren, wo immer er steht. Das ist es, was heutzutage die Lage des Emigranten so traurig und grotesk macht. In früheren Zeiten konnte der Emigrant, gerade weil er auf sich allein angewiesen war, innerlich und äußerlich wachsen. Das Schicksal Ahasvers war häufig tragisch, aber es war groß. Heute ist es lächerlich. Heute ist der Emigrant ein Häuflein Dreck und Spreu. Heute ist man verloren, wenn man nicht einer Gruppe angehört, einer Klasse, einer Nation, einer Clique. Vereinzelung, Vereinsamung, in günstigeren Zeiten ein Segen, wird heute zum Fluch und zum Gelächter.

Tschernigg wollte also aus dem Asyl hinaus in eine gesicherte Unterkunft. Er wollte ein kleines Zimmer, das Minimum für Essen und Kleider, irgendeine bezahlte Tätigkeit. Er wußte, Sepp konnte ihm da nicht helfen. So wandte er sich an Anna. Häßlich, schwammig, fahl stand er vor der Überraschten; jetzt, mit zunehmendem Frühling, traten seine Sommersprossen noch mehr hervor, fatal grinste er mit seinem Froschmaul, und mit seiner sanften, hohen Kinderstimme bat er Anna, ihn vor dem Äußersten zu bewahren und ihm mit ihrer bewährten Bereitschaft zu einer Stellung zu verhelfen.

Erstaunt, leicht angewidert, schaute sie auf den häßlichen Menschen. Das, was Sepp an Tschernigg anzog, das Romantische, Dreckige, bohèmehaft Freche, rührte auch sie an, aber es stieß sie gleichzeitig ab. Er saß vor ihr, schmutzig, fett, und redete süßlich und, wie ihr schien, ein wenig ironisch auf sie ein. Was wollte er? Im Grunde hatte er nie ein Hehl daraus gemacht, daß er sie, ihre Sorgen und ihre Tätigkeit für verdammenswert kleinbürgerlich hielt. Warum plötzlich bat er sie um Hilfe, nicht Sepp? Dabei war es ihr eine Genugtuung. Er sprach, frech und verlegen zugleich, von einer Wandlung. War das echt? Sie dachte an seine Verse, sie dachte an den Text der »Perser«. Sie versprach ihm, sich für ihn einzusetzen.

Mit Eifer machte sie sich ans Werk. Sie warb für ihn bei ihren Freunden, vor allem bei Pereyros, rühmte ihn als großen deutschen Lyriker, und es gelang ihr, durchzusetzen, daß ein bedeutender französischer Verlag Tschernigg aufforderte, sich vorzustellen, damit er allenfalls das Lektorat für deutsche Bücher und Manuskripte übernehme. Tschernigg ging hin, seine Merkwürdigkeiten gefielen, Monsieur Pereyros Empfehlung wirkte, er wurde mit einem klangvollen Titel und einem kleinen Gehalt engagiert. Großartig und mit Krach verließ er das Asyl und mietete sich in einem winzigen Gelaß in dem Vorort Montrouge ein.

Es machte Sepp Eindruck, wie schnell und tatkräftig Anna seinem Freunde hatte helfen können. Er wußte, daß sie es vor allem seinethalb getan hatte, und er war ihr dankbar dafür. Trotzdem wurde die Bindung zwischen ihm und Anna immer lockerer.

Er hatte die Rundfunkaufführung der »Perser« eigentlich von Anfang an mehr als eine Angelegenheit Annas betrachtet denn als seine eigene. Er wollte es auch nicht recht wahrhaben, daß diese Aufführung ein Erfolg war. Doch das ließ sich nicht mehr bestreiten. Es waren nicht nur eine Reihe anerkennender Rezensionen erschienen, es liefen auch bei der Rundfunkleitung, neben ablehnenden und spöttischen, ziemlich viele Schreiben ein, die zeigten, daß eine ganze Reihe von Hörern in diesen »Persern« ein neuartiges, wichtiges Stück Musik erkannt hatten. Sepp wollte selbst das nicht als ein Symptom des Erfolges gelten lassen. Grantig, wie er jetzt war, wäre ihm eine scharfe Ablehnung des Werkes beinahe lieber gewesen. Die hätte er als Beweis dafür angesehen, daß seine Musik neu war, revolutionär. Daß man ihm jetzt so wohlwollend auf die Schulter klopfte, nahm er als Beweis dafür, daß »Die Perser« eine halbe Sache waren, und in der Kunst ist das völlig Mißglückte besser als das Halbe, Vage. Das Gefühl der Unzulänglichkeit, das er während der Aufführung vor seinem eigenen Werk verspürt hatte, wuchs, und wenn ihm Anna harmlos erfreut von günstigen, anerkennenden Urteilen über sein Werk erzählte, verdroß es ihn.

Das kränkte Anna. Wenn sie soviel Mühe darangesetzt hatte, die Aufführung zustande zu bringen, dann hatte sie das nicht allein um der Aufführung willen getan. Sie hatte sich dagegen gestemmt, daß man absinke. Man brauchte Auftrieb, man brauchte Bestätigung, dieser Erfolg war eine Bestätigung. Es war böswillig von Sepp, es war gemein, daß er das nicht zugeben wollte, daß er sich dagegen sträubte, aus purer Verbocktheit, und weil dieser Erfolg zu einem Teil ihre Sache war. Warum sperrt er sich so gegen sie? Warum treibt er immer weiter von ihr fort? Die kleinen äußern Miseren des Exils können nicht daran schuld sein. Darunter leidet er weniger als sie, ganz abgesehen davon, daß ihnen zur Zeit das Honorar der »Perser« das Leben viel leichter macht. Und daß er sie seine Politik entgelten ließe und die andern bösen Dinge, die sein Leben in der letzten Zeit beschatteten, dazu ist er zu gerecht.

Schlimmer schon ist, daß von gemeinsamer Arbeit nicht mehr die Rede ist. Sie hat sich, mit Mühe und Opfern, Zeit frei gemacht, um sich in Ruhe von ihm die Lieder Walthers von der Vogelweide vorspielen zu lassen, die er in der letzten Zeit vertont hat. Leider war diese Arbeit nichts Rechtes geworden; es war kein Wunder, er war langsam, und diesmal hatte er sich überhasten müssen. Allein als sie ein vorsichtiges Wort der Kritik wagte, hatte er sogleich gereizt erwidert. Sie war doch nicht schuld daran, daß er sowenig Zeit für seine Musik hatte. Auch früher haben sie oft gestritten, wenn sie von seiner Musik sprachen. Aber es war dann mehr Bindung gewesen als Trennung. Fortan wird man sich vermutlich nicht einmal mehr über seine Musik streiten.

Ach, was heute noch zwischen ihnen ist, das ist nur mehr eine aus der Gewöhnung herrührende Kameradschaft. Sie ist nicht mehr jung genug, ihn zu reizen, und sie hat nicht die Zeit, sich für ihn zurechtzumachen. Vielleicht ist auch diese Erna Redlich daran schuld, daß er für sie kein Aug mehr hat.

Als dieser Gedanke Anna das erstemal aufstieg, schämte sie sich vor sich selber. Wäre ihr früher auch nur im Traum die Idee gekommen, eine Erna Redlich könne ihr zur ernstlichen Rivalin werden? Die Sache mit dieser Redlich war ein belangloser Flirt, wahrscheinlich nicht einmal das, und wie unberührt ist sie früher vor solchen Dingen geblieben. Scheußlich heruntergekommen ist man, daß man wegen einer solchen Sache mißtrauisch wird und eifersüchtig wie ein kleines Mädel.

Anna war nicht die Frau, es ruhig geschehen zu lassen, daß Sepp ihr entglitt. Wenn er es nicht einsah, daß die Aufführung der »Perser« dazu angetan war, ihm auch innerlich weiterzuhelfen, so konnte sie ihn nicht dazu zwingen. Aber darauf wenigstens konnte sie ihn stoßen, daß die Aufführung äußerlich ein Erfolg war, daß sie Geld gebracht hat, daß sie einem das Leben leichter machte.

Man konnte sich zum Beispiel wohnlicher einrichten. Sie schlug Sepp vor, das Hotel Aranjuez zu verlassen und sich ein angenehmeres Quartier zu suchen.

Allein er sträubte sich. Er hatte sich an das vollgestopfte Zimmer gewöhnt, ihm war unbehaglich vor dem Wechsel. Ihr Vorschlag war sicher gut gemeint, ihr ganzes Wesen war nichts als Aufopferung für ihn, und er bemühte sich, ihr freundlich und scherzhaft darzulegen, warum er an diesem Wechsel wahrscheinlich wenig Freude haben werde.

Anna, etwas betreten, fügte sich. Aber sie machte sich daran, wenigstens seine zunehmende Verschlamptheit energisch zu bekämpfen. Sie ließ den alten, ausgesessenen Wachstuchsessel reparieren und neu überziehen, sie kaufte einen neuen hübschen Schlafrock für den abgetragenen, sie besorgte neue gute Pantoffeln, um seine ausgetretenen zu ersetzen. Er stellte sich erfreut und bedankte sich mit netten Worten. Aber es zeigte sich, daß er sich in dem reparierten Sessel lange nicht so wohl fühlte wie in dem alten, und trotz ihrer bald spaßhaften, bald ernsthaften Vorwürfe zog er immer öfter den abgetragenen Schlafrock und die alten Pantoffeln an statt der neuen.

Da Anna damit kein Glück hatte, beschloß sie, zumindest für bessere Bedienung zu sorgen. Bei Tisch erzählte sie, daß sie Madame Chaix entlassen wolle; Frau Simmel habe ihr eine Aufwartefrau empfohlen, teuer, doch unbedingt verlässig. Sie wolle in den nächsten Tagen Madame Chaix unter irgendeinem Vorwand aufsagen.

Später, beim gewohnten Geschirraufwaschen mit Hanns – Sepp hatte sich entfernt –, fiel ihr auf, daß Hanns noch mehr in sich gekehrt war als sonst. Es schien ihr, als setze er mehrmals an, getraue sich aber dann nicht mit der Sprache heraus. Sie selber fürchtete sich davor, daß er zu reden beginnen werde, sie hatte Angst, er werde ihr mitteilen, daß er jetzt, nächsten Monat oder nächste Woche oder schon morgen, endgültig nach Moskau gehe.

Es war anderes, was Hanns beschäftigte. Er hatte in der letzten Zeit die peinliche Erinnerung an die Episode mit Germaine soweit wie möglich zurückgedrängt. Das war ihm nicht schwergefallen; er war beschäftigt, nicht nur mit den anstrengenden Vorbereitungen für sein Examen, auch mit politischer Arbeit. Da er nämlich mit der Verwertung seines Vaters für die Zwecke der Volksfront nicht vorankam, war er bemüht, sich auf andere Art verdient zu machen, und versuchte, eine Volksfront der Jugend zusammenzubringen. Er war bestrebt, unter den jugendlichen Sozialdemokraten, Linksbürgerlichen, Katholiken Freunde zu gewinnen und das Mißtrauen gegen die Kommunisten zu besiegen. Der gesetzte, vernünftige Junge hatte nicht das Zeug, Menschen schnell zu enthusiasmieren; doch wen er sich einmal zum Freund gemacht hatte, der hielt zu ihm. Sein Vorhaben schien ihm und Vater Merkle nicht aussichtslos.

Diese seine Geschäfte also hatten ihm wenig Zeit gelassen, sich um die Episode Germaine zu kümmern. Er hatte sich damals nach dem mißglückten Rendezvous recht geschämt, Germaine hatte sich blutig über ihn lustig gemacht, sie hatte ihn nach Noten gefrotzelt. Er hatte sie seither nach Möglichkeit vermieden; sie ihresteils setzte, wenn sie ihn sah, auch in Gegenwart der Mutter, ein spitzbübisches Lächeln auf, das ihn tief erröten machte. Es wäre ihm daher nicht unlieb gewesen, wenn er in Zukunft Germaine nicht mehr hätte begegnen müssen. Trotzdem durfte er nicht stillschweigend zuschauen, daß die Mutter Madame Chaix unter einem Vorwand entließ; das wäre feig und lumpig gewesen.

Betrachtet man es nur vom sachlichen Standpunkt, dann hat natürlich die Mutter das Recht, eine Hausangestellte zu entlassen, deren Leistung sie nicht befriedigt. Spielen aber nicht persönliche Gründe mit? Hat die Mutter vielleicht bemerkt, daß zwischen ihm und Germaine was los ist, und will deshalb die Frau aus dem Haus haben? Darf er das dulden? Muß nicht Germaine, wenn sie jetzt entlassen wird, glauben, er habe bei der Mutter gegen sie gehetzt? Jedenfalls, ob er sich nun als Liebhaber, als Kavalier, dagegen sträubt, oder weil er es als eine soziale Ungerechtigkeit ansieht, es scheint ihm unanständig, Germaine auf solche Art davonjagen zu lassen, und er muß etwas dagegen tun. Aber welche Gründe soll er anführen, wenn die Mutter nicht gleich auf den Verdacht kommen soll, er habe was mit Germaine?

Wenn er nicht bald den Mund aufmacht, dann ist man mit dem Geschirrwaschen fertig, und dann ist es noch viel schwerer, zu sprechen. Er nimmt also Anlauf und erklärt: »Ich finde es nicht richtig, daß du Madame Chaix davonjagen willst. Ich finde es nicht gerecht, daß sie ihren Platz verlieren soll, bloß weil wir jetzt zufällig mehr Geld gekriegt haben.«

Anna atmet innerlich auf, daß es nicht die Ankündigung seines Aufbruchs nach Moskau war, was er auf der Pfanne gehabt hat. Aber es beunruhigt sie, daß er sich an die schlampige Madame Chaix wegwirft. Weiß der Teufel, was er sich da alles holen kann. Aber so sind sie. Sepp hockt mit Erna Redlich zusammen, und Hanns schmeißt sich an diese Schlampe fort. Man muß allerhand hinunterschlucken. Dabei ist er nicht einmal aufrichtig zu ihr. Doch im ganzen ist sie recht erleichtert. Um ihn diese Erleichterung nicht merken zu lassen, spricht sie derber als gewöhnlich: »Was geht dich das an«, sagte sie, »ob ich mich mit dieser Chaix behelfe oder mit wem sonst? Ich hab erheblich mehr mit dem Haushalt zu tun als Madame Chaix, und ich sehe nicht, daß jemand mit mir Mitleid hätte. Ich finde es merkwürdig, daß du soviel Gefühl für die Chaix aufbringst; wie ich mich abschinde, jahraus, jahrein, dafür hast du kein Wort.« Hanns fährt eifrig mit dem Geschirrabwaschen fort. Er ist tief errötet. Was ihm die Mutter da hingerieben hat, ist zwar unsachlich, aber es kratzt ihn. Es kratzt ihn, daß er nichts zur Bestreitung des Haushalts beiträgt, daß er mit seinen achtzehn Jahren immer noch den Eltern auf der Tasche liegt. Und, es ist gemein und großkopfig, was er da macht, aber er kann halt nicht anders, er sagt: »Ich habe noch zweihundertfünfzig Franken von dem Mikroskop. Ich hab sie dir seit langem geben wollen. Entschuldige, daß ich’s nicht schon getan hab.«

Für einen Augenblick machte der Zorn Anna das Blut stocken. Dann überkam sie eine kurze, jähe Welle hilfloser Trauer. Hanns ist viel weiter von ihr fort als in Moskau. Er will sie bezahlen. Er will es ihr abkaufen, daß sie die Person dabehält. So weit sind sie auseinander. Aber sie bezähmt Trauer und Empörung, nur ihre Stimme klingt ein wenig spröd. »Das ist freundlich von dir«, erwidert sie, »aber glücklicherweise brauche ich gerade jetzt dein Geld nicht.«

Hanns merkt, wie unverzeihlich tief er sie gekränkt hat. Überall sonst bin ich halbwegs vernünftig, denkt er, nur hier in diesem verfluchten Aranjuez benehm ich mich wie ein Hornochs. Es wäre schon ein Glück, wenn ich hier herauskäme. Ich hab ihr doch wirklich nichts Böses sagen wollen. Ich mag sie doch. Ich weiß doch, wie sie sich für mich abschindet. Ich muß ihr was Nettes sagen. Aber es fällt mir einfach nichts ein. Es ist merkwürdig. Mit Vater Merkle geht alles so leicht, und hier geht alles schief.

Eine halbe Minute lang ist nur das Klirren des Geschirrs im Raum. Dann, gerade wie Hanns ansetzt, um etwas Lahmes, Gutgemeintes zu erwidern, stürmt Trautwein herein. Wie er von seinem kurzen Abendspaziergang zurückgekommen ist, hat er einen Brief vorgefunden, einen Brief von Jacques Tüverlin. Sepp ist aufgewühlt. Er hat immer gewußt, daß Jacques Tüverlin zu »Sonett 66« ja sagen wird; aber daß er so enthusiastisch schreiben werde, das hat er doch nicht zu hoffen gewagt. Tüverlin hat für die Geschichten Harry Meisels viel bessere, überzeugendere Worte gefunden, als er, Sepp, je hätte finden können. Was für eine verdammte Schweinerei, daß dieser Brief nicht drei Wochen früher gekommen ist. Er, Sepp, hat gesehen, was mit Harry Meisel los war, aber er hat einfach nicht die Macht gehabt, den armen Jungen durchzusetzen. Die andern sind ihm in den Arm gefallen. Gingold, dieser bösartige Idiot, hat ein schiefes Maul gezogen noch wegen des Nekrologs, den er, Sepp, für Harry geschrieben hat. Und Tüverlin, der die Macht gehabt hätte, dem Jungen zu helfen, ist zu spät gekommen. Es ist eine Gemeinheit vom Schicksal, eine Niedertracht. Wenigstens ist jetzt das Werk und das Andenken Harrys gerettet. Jetzt, nach dem Brief Tüverlins, hat Sepp freie Hand und kann alles daransetzen, den toten Dichter populär zu machen.

Anna freute sich ehrlich, daß Tüverlin sein Urteil bestätigt hatte. Hanns hatte an dem toten Harry vor allem wahrgenommen, daß er ein schrankenloser Individualist war, ein Egoist, ein Mensch, der sich selber außerhalb des lebendigen Stroms gestellt hatte, ein unnützlicher Mensch, und er hatte seine Geschichten mit Mißtrauen gelesen. Aber er glaubte an Tüverlin, er erbat sich sein Schreiben und las es aufmerksam, und es beschäftigte ihn, daß also dieser tote Harry Meisel trotz seines grenzenlosen Individualismus wirkliche Werte geschaffen hatte.

Übrigens kündigte Anna ihrer Madame Chaix nicht.

## 

## 13

## Das Gebäck ist gezählt

Herr Gingold, seinen Redakteuren von jeher unsympathisch, wurde in der letzten Zeit noch unangenehmer. Er nörgelte ohne Unterlaß. Dabei hob er nicht einmal die Stimme, und so laut er zu Hause war, auf der Redaktion hörte ihn kaum je einer schreien; er brachte seine sich häufenden Einwände auf eine leise, höfliche, klagende Art vor, die viel mehr auf die Nerven ging als Geschrei.

Heute hatte er sich zum Ziel seines Angriffs eine Statistik herausgesucht, die soeben in den »P. N.« erschienen war, eine Zusammenstellung von Gewalttaten, welche die Nazi in den letzten zwei Monaten an Juden verübt hatten. Herr Gingold warf seinem Chefredakteur vor, man habe die Unterlagen nicht in allen Fällen genügend sorgfältig geprüft. Hartnäckig, weinerlich und beharrlich verlangte er, Heilbrun solle seinen Herren noch strengere Vorsicht zur Pflicht machen.

Heilbrun, der längst gemerkt hatte, daß Gingold es darauf anlegte, ihn in Harnisch zu bringen, nahm sich zusammen, sosehr ihn das ewige Gequengel reizte. Mit Sachlichkeit allein, erwiderte er, komme man gegen die Nazi nicht auf. Man könne nicht nur Argumente bringen, die auf den Verstand, man müsse auch mit solchen operieren, die auf das Gefühl wirkten. Möglich, daß das eine oder andere Ereignis jener Liste nicht zur Evidenz belegt werden könne, aber er halte es für richtiger, dergleichen Statistiken nach oben aufzurunden als nach unten.

Herr Gingold, leise, tückisch, klagend, ließ nicht locker. Er griff ein Beispiel heraus. Es sei da die Rede von vier Angriffen auf jüdische Friedhöfe. Diese Friedhöfe seien geschändet worden, die Grabsteine umgeworfen, junge Burschen hätten gemeine Inschriften auf Totendenkmälern angebracht, die Gräber besudelt, ihre Notdurft dort verrichtet. Von einem oder zwei solchen Fällen erinnere er sich gelesen zu haben. Aber vier? In den letzten zwei Monaten? Einer seiner Freunde habe ihn, vermutlich um die geringe Glaubwürdigkeit der »P. N.« darzutun, in gespielter Neugier gefragt, welches denn diese vier Friedhöfe seien. Da sei er dagestanden.

Heilbrun ärgerte sich. Was Gingold erzählte von dem Freund, der sich nach Daten und Beweisen erkundigt habe, war natürlich glatt erfunden. Aber es blieb Heilbrun nichts übrig, als Redakteur Berger, den Autor der fraglichen Zusammenstellung, telefonisch um die Vorlage der Dokumentation zu ersuchen. Berger war gewöhnlich recht zuverlässig; immerhin war es Heilbrun etwas mulmig, während man auf die Unterlagen wartete.

Aber siehe, nach noch nicht zehn Minuten erschien Redakteur Berger, trocken, hämisch, siegessicher. Es waren wirklich in diesen zwei Monaten vier jüdische Friedhöfe geschändet worden, die von Arnsberg, Öls, Stendal und Weißenburg in Bayern. Bitte, hier die Dokumentation. Selbst Photos konnte Redakteur Berger beibringen, sie waren, nicht ohne Gefahr, aufgenommen und herausgeschmuggelt worden. »Wenn wir«, setzte er auf seine gallige Art auseinander, »seinerzeit die Berichte gar nicht mehr gebracht haben, dann deshalb, weil das Publikum, gewöhnt an solche Meldungen, einfach darüber weggelesen hätte.«

Redakteur Bergers Aufklärung machte auf den eisenstirnigen Gingold unerwartet starken Eindruck. Hastig strähnte er den viereckigen, grauschwarzen Bart, seine Augen spähten flackerig unter der Brille hervor und vermieden den Blick der andern, das falsch-freundliche Lächeln war von seinem harten, fleischlosen Gesicht verschwunden. Aufmerksam las er die Berichte über die Friedhofschändungen, beschaute lange die Photos und erklärte schließlich, ja, da habe er sich wohl getäuscht und den Herren unrecht getan. Dann fragte er, ob er die Berichte und Photos mitnehmen könne, um sie seinem Freunde zu zeigen, und entfernte sich, etwas verwirrt, wie es schien, und ziemlich überstürzt. Heilbrun und Berger blieben kopfschüttelnd zurück; niemals vorher hatte man Herrn Gingold etwas äußern hören, was nach Entschuldigung klang.

Herr Gingold ging nicht nach Haus. Diesmal hätte ihn, sosehr er daran gewöhnt war, der Lärm seiner Wohnung gestört. Er setzte sich in ein kleines Café. Hier, allein unter Unbekannten, in Ruhe, durchlas er nochmals die Berichte und beschaute nochmals die Photos. Vor allem ein Bericht hielt ihn fest, der von der Schändung des Friedhofs zu Weißenburg in Bayern.

Herr Gingold kannte diesen Friedhof. Es war in der Nähe der kleinen Stadt Weißenburg in Bayern gewesen, wo sein Wagen sich überschlagen und seine Frau den Tod gefunden hatte, und auf dem Friedhof von Weißenburg in Bayern lag sie begraben. Herr Gingold hatte ihr einen schönen Grabstein gesetzt, auf dem ihre Verdienste gepriesen waren, und hatte Jahr um Jahr dreißig Goldmark zur Pflege des Grabes geschickt. Solang er in Deutschland war, hatte er darauf gehalten, den Jahrestag ihres Todes in Weißenburg zu verbringen; es grämte ihn, daß er das jetzt, im Exil, nicht mehr konnte. Er hatte seine Frau sehr geliebt, sie war ihm eine gute Frau gewesen, sie hatte ihm vier Kinder geboren, und es hatte ihn hart getroffen, daß sie ihm so früh entrissen worden war. Das Photo des geschändeten Friedhofs mit den umgestürzten und roh zerhauenen Grabsteinen wühlte Herrn Gingold auf.

Er sitzt vor seiner Tasse schwarzen Kaffees, grübelnd. Er hat zwei weitere Unterredungen mit Herrn Leisegang gehabt. Abmachungen, die sich in klare Worte hätten fassen lassen, wurden nicht getroffen; dennoch wissen beide Herren genau Bescheid über Rechte und Pflichten jedes Partners. Die Nazi, das mußte Herr Gingold zugeben, hatten sich auch sogleich darangemacht, die übernommenen Bedingungen zu erfüllen; sein Schwiegersohn Perles kam aus der Verwunderung nicht heraus, wie reibungslos mit einemmal die Berliner Geschäfte sich abwickelten. Es lag im Wesen des abgeschlossenen Handels, daß Herr Gingold seinesteils seinen Verpflichtungen nicht ebenso schnell nachkommen konnte; überdies hatte man keine Möglichkeit, nachzuprüfen, was er tat oder ließ. Sich ganz von seinen Verpflichtungen zu drücken, das freilich wäre zu gefährlich gewesen. Die Urbösen waren keine gemütlichen Partner, sie konnten sich nicht nur an seinen Vermögenswerten im Reich schadlos halten, sie hatten auch, Herr Gingold will gar nicht daran denken, seinen Schwiegersohn und seine Tochter Ida als Geiseln in der Hand.

In tiefem Sinnen betrachtete Herr Gingold das Photo des geschändeten Friedhofs. Hatte er doch unrecht daran getan, sich mit den Urbösen einzulassen?

Auf alle Fälle beorderte er, kaum zu Hause angekommen, Herrn Perles und dessen Frau nach Paris, so dringlich, daß die beiden schon am andern Tag eintrafen.

Allein der Überwachungsdienst der Nazi funktionierte schnell und gut. Noch bevor Ida und Herr Perles in Paris angelangt waren, hatte sich auch Herr Leisegang von Gellhaus & Co. bei Herrn Gingold gemeldet, und schon eine Stunde nach ihrer Ankunft war er da.

Man kennt sich jetzt, der blonde, dickliche Herr Leisegang mit der süßen Suada und der knarrige, dürre, hinterhältige Herr Gingold, und man braucht keine langen Umwege mehr zu machen. Gustav Leisegang gibt also ohne Umschweife seiner Verwunderung Ausdruck, daß der einsichtige Herr Gingold so wenig Einfluß auf seine Redakteure nehme und nach wie vor Maßlosigkeiten dulde, welche die Solidität und den Ernst der »P. N.« gefährdeten. Und dann fügt Herr Leisegang still, doch bedeutungsvoll hinzu, er hoffe, die Anwesenheit des Herrn Perles in Paris werde Herrn Gingold helfen, die Dinge etwas schneller zur Reife zu bringen.

Herr Gingold versteht gut die Drohung. Diesmal haben die Nazi seinen Schwiegersohn noch nicht behindert; aber wenn Herr Gingold ihn zurückschickt, daß er seine Geschäfte in Berlin weiter betreibe, werden sie ihn kein zweites Mal herauslassen, ehe Herr Gingold seinen Pakt erfüllt hat. Es ist eine Warnung, die Leisegang ihm überbringt; sicher wird er gleich deutlicher werden und bestimmte Forderungen stellen.

Gingold denkt an den Friedhof von Weißenburg, Gingold denkt an seinen Schwiegersohn. Aber das große Spiel mit den Urbösen lockt ihn zu sehr. Er wägt, er überlegt. Glücklicherweise ist er an keine Fristen gebunden, man kann ihm das Tempo nicht vorschreiben; wenn es gefährlich wird, kann er sich immer noch zurückziehen. Er wird das Geschäft weiterführen.

Er begreife nicht, verteidigt er sich, wie Herr Leisegang ihm vorwerfen könne, er dulde Maßlosigkeiten. Keineswegs dulde er. Im Gegenteil, er habe die Publikation einer ganzen Reihe von Fakten und Kommentaren zu diesen Fakten verhindert. Und als ein Mann der Daten und Ziffern zählt er mit tückischer Vollständigkeit an Hand eines Schriftstücks eine lange Reihe von Verbrechen und Schandtaten der Urbösen auf, über die er Berichte und Erläuterungen verhindert habe. Unter dem Vorwand, darzutun, was alles er unterdrückt habe, nützt der schalkhaft tückische Herr Gingold die Gelegenheit, vor Leisegang tausend Scheußlichkeiten aufmarschieren zu lassen, welche die Nazi verübt haben. Die Barbareien, über die in den »P. N.« nicht geredet worden ist, wirken in der sachlichen Art, in der Herr Gingold sie aufzählt, doppelt grausam und abstoßend. Herr Gingold, da Leisegang unterbrechen will, ersucht höflich, sich gegen den Vorwurf der Lässigkeit und Vertragsverletzung verteidigen zu dürfen, und dehnt, die Ironie dieses Vorgangs auskostend, die Aufzählung an Hand seines säuberlichen Zettels endlos lange hin.

Leisegang, nachdem Herr Gingold zu Ende war, meinte freundlich, gewiß gebe es auch einige Greuellügen, welche die »P. N.« nicht gebracht hätten; aber nicht von denen sei die Rede, sondern eben von den veröffentlichten. Wenn Herr Gingold versucht habe, auf seine Redakteure mäßigend einzuwirken, so sei der Erfolg gering, ja kaum wahrnehmbar. Und dann, lebhafter, stellte Herr Gustav Leisegang jene bestimmten Forderungen, die Herr Gingold erwartet hatte. Wenn er sich einen Rat erlauben dürfe, erklärte er, dann stelle er anheim, einige Redakteure zu wechseln. Nur die wenig glückliche Zusammensetzung des Redaktionsbestandes der »P. N.« sei schuld daran, daß die Beziehungen zwischen den »P. N.« und der Inseratenagentur Gellhaus & Co. sich nicht so angenehm gestalteten, wie er es erhofft habe. Manche Aufsätze der Herren Pfeiffer, Berger und zuweilen Herrn Heilbruns selber gefährdeten durch ihre Maßlosigkeit die Solidität und den Einfluß der »P. N.« und ließen seine Auftraggeber am Erfolg der Propaganda in diesem Blatte zweifeln. Ganz unverständlich aber sei seinen Auftraggebern, warum man einen gewissen Herrn Sepp Trautwein, der ein tüchtiger Musikprofessor gewesen sein möge, über andere Dinge schreiben lasse als über Musik. Die demagogische Heftigkeit dieses Herrn verstimme seine Auftraggeber ernstlich.

Herr Gingold hatte Sepp Trautwein auf Drängen Heilbruns angestellt, aber er war kein Freund von ihm, und Trautweins Anwesenheit auf der Redaktion brachte Gingold mehr Ärger und Demütigung, als er vorausgesehen hatte. Heimlich also schmunzelte er, daß die Forderungen der Urbösen seinen eigenen Wünschen beinahe entgegenkamen. Seinem Geschäftsprinzip zufolge aber zögerte er und sperrte sich. Selbstverständlich, erklärte er und setzte sein falschestes Lächeln auf, werde er die Anregung Herrn Leisegangs überdenken. Nur drängen dürfe man ihn nicht, etwas Zeit müsse man ihm lassen. Es liege im Interesse aller, welche eine Verbesserung des Blattes wünschten, und somit auch der Auftraggeber Herrn Leisegangs, daß die notwendigen Veränderungen nicht allzu überstürzt vorgenommen würden. Die Schwenkung, denn um eine solche handle es sich, müsse unmerklich vor sich gehen.

Da aber schlug Gustav Leisegang auf einmal andere Töne an. Mit gelassener Stimme, doch unverkennbar drohend, teilte er Herrn Gingold mit, daß die Langmut seiner Auftraggeber Grenzen kenne. Wenn es darauf ankomme, dann wüßten sie Mittel und Wege, sich gegen Leute zu schützen, die sie übers Ohr hauen wollten. Und, schon wieder munter und freundschaftlich, fragte er Herrn Gingold, ob er sich eines alten Stückes erinnere, eines jüdischen Schwankes, der im früheren Berlin großen Erfolg gehabt habe. Es sei ein lustiges Stück gewesen. »Die Klabriaspartie« habe es geheißen, und gespielt habe es in einem kleinen Café, einem Treffpunkt israelitischer Herren. Auf jedem Tischchen des Cafés aber sei ein kleiner Korb gestanden mit Gebäck und dabei eine Inschrift: »Das Gebäck ist gezählt.«

Herr Gingold, die Arme hart an den Körper gepreßt, hörte aufmerksam zu. Ja, er erinnerte sich des Stückes. Auch er habe herzlich gelacht, erwiderte er, über die Inschrift, daß das Gebäck gezählt sei. Heute indes würde er es den Gästen kaum verübeln, wenn sie versuchen sollten, etwas von dem Gebäck zu klauen; denn schließlich hätten ihnen die Café-Inhaber selber vorher die ganzen Kornfelder geklaut.

Nach dem Austausch dieser Theatererinnerungen kehrte man zum Geschäftlichen zurück. Herr Gingold dankte Leisegang für seine Anregungen und Hinweise und hoffte, Leisegangs Auftraggeber bald zufriedenstellen zu können.

Um halb zehn Uhr morgens war Benedikt Perles angekommen, um halb elf hatte die Unterredung Gingolds mit Leisegang stattgefunden. Um zwölf Uhr erklärte Herr Perles seinem Schwiegervater: »Es müssen sehr dringliche Geschäfte gewesen sein, Papa, daß du mich mitten aus den Verhandlungen über die Skandinavische heraus von Berlin weggesprengt hast.« Herr Perles war ungehalten.

Ursprünglich hatte Gingold es vermeiden wollen, den Schwiegersohn über seine Verhandlungen mit Gellhaus & Co. zu informieren, genauso, wie er seinen Sekretär darüber im dunkeln gelassen hatte. Nach den letzten Drohungen Leisegangs schien ihm diese Heimlichkeit bedenklich. Er zog also auch Nachum Feinberg zu, und, nicht ohne Feierlichkeit, informierte er die beiden. Selbstverständlich stellt er das Geschäft mit den Nazi so dar, als ob in einem vernünftigen Kopf Zweifel über einen günstigen Ausgang niemals hätten entstehen können. Am Ende mußten die Urbösen hereinfallen, wirtschaftlich sowohl wie moralisch, Gingold wird sein ganzes Geld aus dem Reich wieder herausholen, und die »P. N.« werden den Nazi durch ihre gemäßigte Taktik von morgen mehr schaden als durch ihren radikalen Kurs von heute.

Schwiegersohn und Sekretär hörten Herrn Gingold aufmerksam zu, wiegten die Köpfe, gaben kleine, schmatzende, pfeifende Laute der Anteilnahme und Bewunderung von sich. Benedikt Perles war ein schlanker, zierlicher, regsamer Herr, auf der fleischigen Nase saß ein Kneifer, über dem volllippigen Mündchen ein kleiner, flotter, blonder Schnurrbart, die hübschen Hände waren beweglich, die raschen Augen schleierten sich manchmal und schauten sentimental. Unter Herrn Perles’ gepflegtem, leicht lockigem Haar gingen, während Herr Gingold sprach, ameisenhaft geschäftig viele Gedanken durcheinander. Wenn die Nazi auf etwas happig sind, dann lassen sie sich’s was kosten. Wenn Papa ihnen ihren Willen mit den »P. N.« tut, dann kann ich enorm viel aus ihnen herausfetzen. Papa hat Angst um mich. Er hat Angst um Ida. Er will uns aus Berlin forthaben. Es ist auch gefährlich, wenn ich in Berlin bleibe, und ich kann dabei verschüttgehen. Aber diesen Kampf steh ich durch, das ist die große Chance meines Lebens. Es wird wilde Tänze mit Papa geben; wenn er auf etwas aus ist, dann kämpft er mit Zähnen und Klauen. Aber ich kann ihm den Gefallen nicht tun, ich geh jetzt nicht fort von Berlin. Ich steck mich hinter Ida, der ist er nicht gewachsen.

Benedikt Perles wußte, daß Ida den Unterricht des Gesangspädagogen Danneberg ebenso mißvergnügt entbehrte wie er selber seine Berliner Geschäfte. Benedikt Perles sah nett und verwegen aus, »klein, aber oho«, pflegte Ida von ihm zu sagen, er hatte gefällige Umgangsformen, einen raschen Witz und glaubte nicht, daß ihn im Ernstfall ein anderer bei Ida ausstechen könnte. Trotzdem spürte er, wenn er an den Gesangspädagogen Danneberg dachte, leises Unbehagen, und ohne sich’s recht einzugestehn, fürchtete er, Idas Begeisterung für den Mann möchte nicht rein beruflich sein. Heut indes, während Herr Gingold sprach, empfand er es beinahe als einen Segen, daß Ida keine zehn Pferde von Berlin und ihrem Professor Danneberg fortbringen konnten.

Nachum Feinberg mittlerweile, der kleine Sekretär mit dem hohen Rücken, hielt die ganze Zeit den großen, blassen Kopf verehrungsvoll auf den Mund seines Herrn gerichtet. Er hörte scharf zu, er hörte das Gesagte und das Ungesagte, er rechnete, kalkulierte, wog das Für und Wider. Auch stellten sich ihm beim Anblick des seine Geschäfte darlegenden Herrn Gingold Parallelen aus der Geschichte ein, er dachte an große Männer aus der Welt der Geschäfte, an Marcus Licinius Crassus und Josef Süß Oppenheim, genannt Jud Süß, an John Law und Cecil Rhodes und Henry Ford und John D. Rockefeller, an den listenreichen Ulysses und an den Patriarchen Jakob. So wie Jakob den räuberischen, gewalttätigen Laban hereinlegte durch das schlaue, segensreiche Geschäft mit den Lämmern, so wird Herr Gingold den Hitler und seine Urbösen hereinlegen.

Herr Gingold ist zu Ende, ein Schweigen von zwei Minuten entsteht, dann beginnen Benedikt Perles und Nachum Feinberg gleichzeitig zu reden. Über das Wesentliche ist man einig, darüber verliert man keinen Atemzug, aber eine vielwortige Debatte entspinnt sich über Einzelheiten. Man gestikuliert, Herr Perles nimmt seinen Zwicker ab und setzt ihn wieder auf, Herr Feinberg läßt seine mächtigen Augen strahlen, man streitet erbittert. Zwischen Feinberg und Perles besteht Rivalität; man will einander und vor allem Herrn Gingold beweisen, daß man den schärferen Kopf hat.

Dann, bald, taucht das Problem auf, um das es in Wahrheit geht. »Auf alle Fälle«, meint Benedikt Perles, und sein Mündchen mit dem flotten Schnurrbart stößt unternehmungslustig gegen Herrn Gingold vor, »werde ich es jetzt in Berlin viel leichter haben.« – »Bist du meschugge?« schreit ihn Herr Gingold an. »Glaubst du, ich lasse dich zurück nach Berlin? Daß die Urbösen dich einsperren?«

Nachum Feinberg wäre brennend gern an Stelle von Benedikt Perles nach Berlin gefahren. Dort, im Kampf gegen die Nazi, hätte er sich bewähren, hätte er zeigen können, was alles in ihm steckte. Natürlich ließ er von diesen seinen wahren Motiven nichts verlauten. Er gab nur höflich und wortgewandt zu bedenken, wieviel dafür sprach, daß künftighin in Berlin er, der Ungefährdete, Herrn Gingolds Interessen wahrnehme und nicht Perles. Man mußte ernsthaft damit rechnen, daß die Urbösen Herrn Perles einsperrten, man mußte dann große Gelder aufwenden, um ihn wieder freizukriegen, und diese Spesen, auf die ein beträchtlicher Teil des ganzen Verdienstes an dem Geschäft draufgehen konnte, fielen von vornherein weg, wenn er, Feinberg, nach Berlin ging. Gingold stimmte ihm lebhaft zu. Aber er war, das wußte Feinberg, ein nachgiebiger Vater. Benedikt Perles wird natürlich seine Frau vorschicken, Herr Gingold wird den Beschwörungen seiner Tochter Ida nicht widerstehen können, und gegen alle geschäftliche Vernunft und gegen das bessere Wissen und die Wünsche Herrn Gingolds selber wird am Ende doch Benedikt Perles nach Berlin gehen.

Vorläufig freilich sah es aus, als werde Nachum Feinberg Sieger bleiben. Herr Gingold wiederholte unter beträchtlichem Stimmaufwand, keine Macht der Erde werde ihn dazu bewegen, seine Kinder nach Berlin zurückzulassen, und Herrn Perles’ Widerspruch verstummte. Allein der Kampf mit den Nazi war der Inhalt seines Lebens, und in seinem Innern dachte er nicht daran, sich daraus zurückzuziehen.

Herr Gingold hatte Perles und Feinberg natürlich eingeschärft, auch innerhalb der Familie über sein Geschäft mit den Nazi Schweigen zu bewahren. Aber er rechnete damit, daß sie sein Gebot brechen würden, und war nicht weiter erstaunt, als noch am gleichen Tag Ida ihn bestürmte, sie und Benedikt nach Berlin zurückzulassen. Er lehnte heftig ab, mit viel Geschrei. Allein sein Widerstand bestärkte Ida nur in dem ihren. Der Pianistin Ruth hinwiederum gefielen die sanften und mächtigen Augen Feinbergs, sie intervenierte für ihn bei ihrem Vater. Der altkluge Sigbert, der Student, gönnte seinem Schwager Benedikt nicht, daß der in Berlin zum Helden und Märtyrer werde; auch er trat für Feinberg ein. Melanie hinwiederum nahm Partei für Benedikt. So war jetzt das Haus Gingold zerspalten und erfüllt von noch wilderem Gekeif als sonst, vor allem während der Mahlzeiten. Gingold, Feinberg, Perles, Ida, Ruth, Melanie, Sigbert, alle äußerten umständlich, laut, und gewöhnlich zu zweien oder dreien gleichzeitig, ihre Meinung. Sie hatten allesamt einen beweglichen Verstand, rasch glitt man von einem Gebiet auf andere und wurde unsachlich. »Überhaupt du«, hieß es, und hatte man soeben noch die Frage erörtert, ob es zweckmäßiger sei, Benedikt Perles nach Berlin zu schicken oder Nachum Feinberg, so entwarf man einen Augenblick später unfreundliche Charakteranalysen voneinander. Dabei übertrieb man maßlos und scheute, nur um im Augenblick recht zu behalten, vor keiner Verleumdung zurück. Wenige Sekunden später, ebenso plötzlich, trat wieder tiefster Friede ein, man saß freundlich und vertraut zusammen und unterhielt sich darüber, ob man sich übermorgen besser den Film der Garbo anschaue oder das Konzert Toscaninis anhöre. Bis auf einmal auch aus dieser Debatte Erregung und Zwietracht auflohte.

Wie vorauszusehen war, setzte Ida ihren Willen durch. Streitbar, mit seinem Kneifer spielend, das verwegene Schnurrbärtchen gezwirbelt, versehen mit vielen Ratschlägen Herrn Gingolds, kehrte Benedikt Perles zum Kampf mit den Nazibehörden, erfüllt von Ehrgeiz und glühender Liebe zur Kunst, Ida Perles zum Unterricht des Musikpädagogen Danneberg nach Berlin zurück.

Herr Gingold seinesteils machte sich seufzend und mit innerem Schmunzeln daran, die versprochene Abschlagszahlung an die Nazi zu leisten und den aufsässigen Trautwein aus seinen »P. N.« hinauszulavieren.

Mit raschen, mißtrauischen Augen durchstöberte er das Material, das für die nächsten Nummern bereitlag. Er fand einen Artikel Trautweins über die Rücksichtslosigkeit, mit welcher die holländische Regierung deutsche Emigranten, die ihr Asylrecht in Anspruch genommen hatten, zurück über die Grenze jagte, obwohl dort, bei den Nazi, Tortur und Tod auf sie wartete.

Gingold, noch leiser, höflicher und hinterhältiger als sonst, fragte Heilbrun, ob er es für opportun halte, diesen Artikel zu bringen. Warum man ihn denn nicht bringen solle, fragte Heilbrun erstaunt zurück. Man müsse, erklärte Gingold, Rücksicht nehmen auf die wenigen Regierungen, die Emigranten noch in ihrem Lande duldeten, und dürfe nicht riskieren, sich in Holland verbieten zu lassen. Heilbrun fand den Artikel Trautweins maßvoll; wenn man schon dergleichen sachliche Feststellungen nicht mehr zu bringen wagte, wohin käme man dann? Gingold saß da, die Arme eng an den Leib gepreßt, strähnte seinen Bart. Die Tatsache allein, meinte er, daß Professor Trautwein diesen Artikel zeichne, sei aufreizend. Trautwein schlage, seitdem er in den »P. N.« arbeite, einen heftigeren Ton an, als er, Gingold, erwartet habe, und gelte nun einmal als maßlos. Es sei angebracht, diesen Mitarbeiter nicht zu oft zu bemühen. Man habe wohl, fuhr er nachdenklich fort und war bestrebt, Heilbrun unter der Brille herauf treuherzig anzuschauen, einen Fehler gemacht, als man Professor Trautwein in die Redaktion setzte. Alles in allem schade dieser Redakteur dem Blatte mehr, als er ihm nütze.

Heilbrun nahm die Zigarre aus dem Mund; seine Augen waren noch mehr blutunterlaufen als sonst. »Habe ich recht gehört?« fragte er. »Sie finden, Sepp Trautweins Mitarbeit schade dem Blatt?« Gingold war auf Widerstand vorbereitet. »Eben das meine ich«, antwortete er sanft, bieder und überzeugt. »Als wir unsere Zeitung gründeten, mein lieber Heilbrun, kamen wir überein, uns von pathetisch hysterischem Geschrei ebenso fernzuhalten wie von sentimentalem Gewinsel. Unser Blatt sollte vornehm sein, objektiv, es sollte aussehen wie seinerzeit in unserm Deutschland Ihre ›Preußische Post‹. Ich zitiere Ihre Worte, mein lieber Heilbrun. Ich kann nicht finden, daß Professor Trautweins Mitarbeit dazu beiträgt, unsern ›P. N.‹ den Charakter der ›Preußischen Post‹ zu verschaffen.«

Heilbrun ging hin und her, ab und zu stieß er den viereckigen, stichelhaarigen Kopf gegen Gingold vor. »Sie finden das reichlich spät, mein lieber Gingold«, sagte er. »Sie hätten sich das überlegen sollen, bevor wir Sepp in die Redaktion nahmen.« Und, des trockenen Tones satt, ereiferte er sich: »Was fällt Ihnen eigentlich ein? Was für ein böser Geist ist in Sie gefahren, daß Sie gerade unsern besten Mann immerfort schikanieren? Schön, die eine oder andere Wendung Sepps ist nicht gerade fein. Aber Feinheit, Analyse, übertiftelte Psychologie haben wir reichlich gehabt; viel Wirkung, scheint mir, haben wir damit nicht erzielt. Gerade, unverzierte Sätze, wie unser Trautwein sie schreibt, das ist genau das, was wir brauchen. Nach so was sehnen sich unsere Leser. Nach so was dürstet die ganze deutsche Opposition, im Land und außerhalb des Landes, das ganze deutsche Volk. Was wir hier fabrizieren, Verehrtester, das sind keine ästhetischen Stilübungen, auch keine akademisch historischen Betrachtungen, das ist öffentliche Meinung, das ist Kampfgeist. Wenn einer den Stil des Blattes, so wie ich ihn mir von Anfang an vorgestellt habe, ganz rein herausbringt, kräftig, männlich, streitbar, dann ist es Trautwein. Und dem wollen Sie das Maul verbieten, wenn er feststellt, daß irgendein Polizeibürokrat sich säuisch benimmt? Ich denke, dazu sind wir aus Deutschland fortgegangen, daß wir sagen, was ist. Dazu haben wir dieses Blatt aufgemacht. Wenn wir jedes Wort vorher sechsmal umdrehen sollen, ehe wir es drucken, dann machen wir besser den Laden zu.«

»Bitte, schreien Sie nicht, lieber Heilbrun«, sagte Gingold mit fatalem Grinsen. »Ich höre ganz gut, und die Lautstärke, mit der ein Argument vorgebracht wird, erhöht nicht seine Durchschlagskraft.« Aber er hatte aus Heilbruns Worten die Echtheit herausgehört und hatte erkannt, daß diese holländische Sache ein ungeschickter Start war. Da war kein Weiterkommen, er mußte was Besseres finden. Er schaute auf die Uhr, es war Freitagnachmittag, bald begann der Sabbat, er mußte in den Gottesdienst. Er war froh, vor Heilbrun und vor sich selber einen Vorwand zu haben, die Unterredung zu beenden.

Er fuhr in die Synagoge, ein Gotteshaus, zu dessen Unterhalt er ansehnliche Summen beisteuerte. Mit andächtigem Eifer beteiligte er sich an den Gebeten und Gesängen, den Sabbat zu preisen. »Komm, mein Geliebter, entgegen der Braut, laß uns das Angesicht des Sabbats empfangen«, sang und betete er mit den andern. Mit dem Sabbat fielen die dummen, kleinen Sorgen des Alltags von ihm ab, und die Niedertracht, mit der man diesem Alltag begegnen mußte.

Er ging nach Haus, er legte seinen Kindern die Hand auf die Scheitel und segnete sie, daß sie werden möchten wie Manasse und Ephraim und wie Rahel und Lea, er ergötzte sich an den sabbatlichen Lichtern, er sprach die vorgeschriebenen Lobsprüche über den Wein und das sabbatliche Brot und freute sich des Bewußtseins, auf vierundzwanzig Stunden ein freier und anständiger Mensch zu sein, seiner selbst sicher, seiner Welt und seines Gottes, gerecht und gesegnet.

## 

## 14

## Was Neues aus Afrika?

Gustav Leisegang erstattete Wiesener Rapport über seine Verhandlungen mit Gingold. Er habe, berichtete er, den Verleger Gingold ein bißchen unter Druck gesetzt. »Ich glaube«, meinte mit leiser Ungeduld Wiesener, »noch mehr Druck könnte nicht schaden.« – »Ich stehe zu Ihren Diensten«, antwortete Leisegang.

Hinterher ärgerte sich Wiesener über seine Order. Der Chef der Inseratenagentur Gellhaus & Co. war ein erprobter Mann und verstand von seinem Geschäft mehr als seine Auftraggeber. Er wußte von allein, wann Zucker anzuwenden war und wann die Peitsche. Warum also hatte er, Wiesener, ihm diese überflüssige Weisung gegeben, die nach verblümtem Tadel schmeckte?

Er hat es nur getan, weil ihm Spitzis Gerede von der Langwierigkeit seines Unternehmens nicht aus dem Kopf geht. Dabei ist dies Gerede doch abgetan. Heydebregg hat sich von Spitzi nicht aufhetzen lassen, er hat sich darauf eingestellt, daß man sich geraume Weile werde gedulden müssen, ehe seine, Wieseners, Methode Erfolg zeitige. Aber sowie er an Spitzi denkt, setzt seine Vernunft aus, und er läßt sich von seinem Haß hinreißen. Dieser Spitzi. Er geht im Wortsinn über Leichen. Seine Stellung ist untermauert mit Leichen. Er sitzt gewissermaßen auf Leichen. Leichengeruch ist um viele Parteigenossen, und gemeinhin läßt sich Wiesener dadurch nicht stören. Aber im Falle Spitzi ist ihm das Parfüm zu aufdringlich.

Lange indes hielt Wieseners Ärger über seine Unbesonnenheit vor Leisegang nicht vor. Es ging ihm gut in diesen schönen Tagen des frühen Juni, er fühlte sich wohl. Der Bruch mit Lea war eingerenkt. Heydebreggs war er sicher; das Nilpferd war häufiger Gast in der Rue de la Ferme, der peinliche Zwischenfall mit den »P. N.« war vergessen. Wenn er an die Sache mit Raoul dachte, dann freilich war ihm nicht ganz behaglich. Auch schlich ihn manchmal leise die Besorgnis an, Lea könnte von seinem Plan hören, die »P. N.« unschädlich zu machen. Aber wie sollte sie davon hören? Und selbst wenn etwas zu ihr drang, dann höchstens vages Gerede; er konnte auch dann dreist und überzeugend abstreiten, daß er seine Hände in dieser Angelegenheit habe. Nein, es war alles gut, er konnte sich sein Leben nicht erfreulicher wünschen.

Er durfte es sich jetzt sogar leisten, seine journalistische und politische Tätigkeit zu vernachlässigen, um sich dafür mit voller Kraft auf seine literarische Arbeit zu werfen. Seine ganze Zeit verbrachte er mit dem »Beaumarchais«. Je mehr er sich in seinen Stoff vertiefte, um so mehr gefiel ihm dieser Mann Beaumarchais, seine Leichtfertigkeit, seine Wendigkeit, sein Talent, sein Werk, seine Gesinnungslosigkeit, das Advokatische an ihm und das ungeheure Glück, das ihn immer jene Sache vertreten ließ, welche die Nachwelt billigte. Seiner Art nach hätte Wieseners Beaumarchais ebensogut für die absolute Monarchie eintreten können wie für die Menschenrechte; sein Glück ließ ihn die Revolution einläuten. Ja, dieser Pierre-Augustin Baron de Beaumarchais war so recht ein Mann nach dem Herzen Erich Wieseners. Wie gern wäre er der Beaumarchais seiner Epoche geworden. Er arbeitete an dem Buch mit Liebe und mengte ironische Anmut hinein, um seine Begeisterung für den Helden nicht zu deutlich zu verraten.

Wenn ihn bei dieser angenehmen Arbeit etwas störte, dann war es die Haltung Maria Hegners. Sie rückte immer weiter von ihm ab. Sie war eine vorbildliche Sekretärin; sie nahm teil an seinem Werk, sie bewies durch gelegentliche Anmerkungen, wie genau sie verstand, worauf es ihm ankam. Aber es gelang ihm nicht, aus ihr eine Äußerung herauszulocken, die übers Berufliche hinausgegangen wäre.

Die gescheite, durch Wieseners Psychologie geschulte Maria nahm jetzt viel schärfer als früher die Eigenschaften wahr, die sie an ihm abstießen. Ins Bewußtsein gedrungen war ihr diese Abneigung in dem Augenblick, da Wiesener Raoul die Ohrfeige versetzt hatte. Diesem letzten, unmittelbaren Anlaß aber waren viele andere vorangegangen, Marias Desillusionierung war langsam erfolgt, jetzt aber war sie endgültig entzaubert. Die Geschicklichkeit, mit der Wiesener über die Schwierigkeiten der letzten Wochen triumphiert hatte, seine heiße, erfolgreiche Arbeit trübten nicht mehr ihre Einsicht in sein wahres Wesen. Sowenig die stete Folge äußerer Siege der Nazi Maria über die innere Brüchigkeit ihrer Herrschaft hinwegtäuschen konnte, sowenig täuschte Wieseners äußerer Glanz und die gute Arbeit an seinem Buch sie hinweg über seine zunehmende innere Verlotterung. Sie haderte mit sich selber, daß sie früher und so lange zu diesem Menschen aufgeblickt hatte, sie durchschaute ihn immer bösartiger, niemand wußte besser als sie Bescheid um alles, was an ihm zweideutig war.

Manchmal spielte sie mit dem Gedanken, von Wiesener wegzugehen. Aber was dann sollte sie anfangen? In Berlin hätte sie leicht eine angenehme Stellung finden können, aber sie wollte nicht zurück ins Dritte Reich. Sie hatte Angst davor, mit eigenen Augen anzuschauen, was die Praxis des Dritten Reichs aus dem ursprünglichen Programm der Nazi gemacht hatte. Schon was sie hier aus der Entfernung zu sehen und zu hören bekam, widerte sie an, und sie fürchtete sich vor dem Ekel, den ihr die Dinge selber in der Wirklichkeit des Dritten Reichs bereiten mußten.

Sie blieb also bei Wiesener, aber sie verhehlte nicht ihre wachsende Enttäuschung. Ihn, im Gefühl seiner Sieghaftigkeit und der sich schön rundenden Arbeit, störte es, daß ein Mensch seiner Umgebung, und gar einer, der ihm so nahestand, ihn anzweifelte. Wenn es ihm gelungen war, selbst die Empörung Leas zu überwinden, was kam diese Maria an, daß sie sich ihm entzog? Er tat alles, um sie von neuem zu bezaubern. Doch sie sperrte sich zu und setzte seinen freundschaftlichen Fragen, was denn eigentlich los sei, und ob er sich so verändert habe oder sie, stummen, bösartigen Widerstand entgegen.

Einmal, in der Rue de la Ferme, bei Tisch, man war zu fünfen, und Lea unterhielt sich gerade mit einem Gleichgültigen, stellte Heydebregg Wiesener seine Lieblingsfrage: »Was Neues aus Afrika?« Wiesener, besorgt, Lea könnte hören und verstehen, gab eine ausweichende Antwort. Doch Heydebregg sprach mit leidiger Beharrlichkeit weiter. Natürlich nannte er keine Namen und wandte einen konspirativen Jargon an. Doch Wiesener merkte mit Unbehagen, daß Lea herüberhorchte. Sie verstand ausgezeichnet zu kombinieren; es war möglich, daß sie erriet, worum es ging.

Doch als die andern sich entfernt hatten und Wiesener mit Lea allein blieb, benahm sie sich wie stets. Bestimmt hat sie nichts gehört. Wiesener ist zu schreckhaft und zu delikat in dieser Geschichte. Er macht sich unnütze Gedanken. Und selbst wenn Lea die dumme Äußerung des Parteigenossen gehört hat, dann hat sie sie nicht begriffen. Heydebregg hat sich sehr allgemein ausgedrückt. »Große Jagd braucht lange Vorbereitung«, das war das Verfänglichste, was er geäußert hat, und das muß sich wahrhaftig nicht gerade auf die »P. N.« beziehen.

Wiesener irrte. Lea hatte gehört, hatte geahnt, und fürchtete, ihre Ahnung stimme. Noch immer, wenn Heydebregg vor ihr saß, ging von ihm jenes Unheimliche aus, das sie leise anzog. Darum auch suchte sie Beziehungen hinter seinen Worten, und seine »große Jagd« wollte ihr nicht aus dem Sinn.

Sie war bei Madame Jacqueline, ihrer Schönheitspflegerin. Mit geschlossenen Augen, feuchte Wattebäuschchen auf den Lidern, den Kopf zurückgelehnt, saß sie, von der Höhensonne grünlichviolett bestrahlt. Madame Jacqueline erzählte allerlei Klatsch, an den gegebenen Stellen streute Lea kleine Sätze der Verwunderung oder des Zweifels ein. Aber sie hörte nur mit halbem Ohr hin. Sie dachte: Nichts Neues aus Afrika? und: Große Jagd braucht lange Vorbereitung. Die Äußerungen des Nilpferds konnten nichts bedeuten und konnten alles bedeuten. Ein böses, untrügliches Gefühl sagte ihr, sie bedeuteten alles.

Friedrich Benjamin lebt, Trautwein hat unrecht gehabt und Erich recht, die »P. N.« haben den infamen, idiotischen Artikel gebracht, Erich ist seines Versprechens entbunden. Das alles kann Erich geltend machen, das alles stimmt, aber das alles hilft ihm nichts und hilft ihr nichts. Wenn Erich ein Komplott gegen die »P. N.« geschmiedet hat, dann kann ihm zwar ihr Verstand keinen Vorwurf machen, aber ihr Gefühl steht gegen ihn auf, daran ist nichts zu ändern.

Was Neues aus Afrika? Große Jagd. Bestimmt war die Rede von den »P. N.«, von Trautwein und Heilbrun. Sie kennt ihren Erich. Er ist rachsüchtig, nachträgerisch, so großzügig er sich gibt. Sicher hat er lange geschwankt, ehe er gegen die Leute vorgegangen ist, er hat Gefühl für Fairneß. Aber das macht die Sache nur schlechter. Denn dann hat er eben, das Bessere wissend, seinen schlechten Instinkten nachgegeben. Die Trautwein und Heilbrun sind ihm ein ewiger Vorwurf. Hat er, wegen ihrer günstigen inneren Position, seine günstige äußere dazu benützt, sie anzufallen? Die Vermutung liegt verdammt nahe.

Sachte Hände kneten an ihrem Gesicht herum. Sie sitzt da, angenehm schlaff, ihre Gedanken gehen hierhin und dorthin. Erich arbeitet gut. In diesem »Beaumarchais« kehrt er sein Inneres nach außen in einer gültigen künstlerischen Form. Er ist wer. Er kann was. Und trotzdem, und mag er hundert plausible Gründe dafür anführen, daß sein Versprechen nicht mehr gilt, er weiß genausogut wie sie selber, daß es gilt. Das Lamm des Armen. Wenn er teilhat an der »großen Jagd«, dann muß sie Schluß machen.

Es sind lauter Hirngespinste. Wahrscheinlich hat Heydebregg von einer höchst realen Jagd in Afrika gesprochen. Sie hat Wahnvorstellungen. Sie bezieht alles, was gesprochen wird, auf ihre Freundschaft mit Erich.

Man fettet ihr Gesicht von neuem ein, ein Motor surrt, kleine, warme Ströme streifen über ihre Haut. Was stellt sie da für Backfischerwägungen an, mit Falls und Wenn und Aber. Sie braucht doch Erich nur zu fragen.

Madame Jacqueline ist fertig. Lea beschaut sich im Spiegel. Aber ob er ehrlich antworten wird? Und ob sie wünscht, daß er ehrlich antworte? Wünscht sie nicht, daß er lügen und sie nicht auf seine Lügen kommen möge?

»Wunderbar sehen Sie aus«, rühmt Madame Jacqueline sich und die Kundin. Der Spiegel zeigt ein gelassenes, damenhaftes Gesicht.

Zu Abend aß sie allein mit Raoul. Raoul war schweigsam, verschlossen, wie jetzt fast immer. Es war nicht recht von ihr, daß sie sich vor der Aussprache mit dem Jungen drückte.

Sie nahm einen Anlauf. »Täusche ich mich«, fragte sie, »oder gehst du in der letzten Zeit Monsieur Wiesener aus dem Weg?« Raoul sah einen Augenblick hoch, seine forschenden Augen trafen ihre besorgten, ihr war, als leuchte er auf, als spüre er eine starke Versuchung, eine Last abzuwerfen. Sogleich aber senkte er den Blick wieder, und, an seinem Beefsteak schneidend, antwortete er, gespielt gleichgültig: »Nein, ich habe nichts gegen Monsieur Wiesener.« Er führte indes den Bissen nicht zum Mund, sondern ließ Messer und Gabel sinken und widerrief sich: »Doch, ich habe etwas gegen Monsieur Wiesener.«

Emile kam herein, um abzuservieren. Mutter und Sohn schwiegen, solange er um den Tisch war. In Raoul stürmte es. Noch immer füllte ihn die Schmach ganz aus, die Wiesener ihm angetan hatte. Er fühlte sich bemakelt, der ganze Junge war nichts als eine einzige Rachsucht. Wenn er sich an Heydebregg herangemacht hatte und an Spitzi, dann vor allem, weil er eine Gelegenheit suchte, Wiesener die Schmach heimzuzahlen. Alle die Tage her hatte er mit der Versuchung gekämpft, sich der Mutter zu eröffnen. Nicht nur weil er sich aussprechen wollte, sondern auch, um Wiesener, vielleicht, zu schaden. Wiesener liebte die Mutter, das war klar. Sonst hätte der ehrgeizige Mann nicht seine Karriere gefährdet, indem er seine Besuche in der Rue de la Ferme auch nach dem schweinischen Artikel fortsetzte. Es wäre eine großartige Rache, wenn er, Raoul, die Mutter dahin bringen könnte, mit Wiesener zu brechen. Allein er fürchtete, er werde das nicht erreichen und durch eine vergebene Bitte höchstens seine Beziehungen zur Mutter verschlechtern.

Dies alles war in ihm, während Emile die Teller wechselte. Endlich war der Diener draußen. »Ja«, sagte Raoul, »ich habe etwas gegen Monsieur Wiesener. Ich habe eine Aussprache mit ihm gehabt, wegen dieses albernen Artikels in der Emigrantenzeitung.« In ihm war die Erinnerung an die Wiesener zugeschleuderten Geldscheine, an Wieseners schändliches Gerede, an die Ohrfeige. Der sonst so beherrschte Junge stocherte nervös mit der Gabel am Tischtuch. »Monsieur Wiesener«, berichtete er und schaute die Mutter nicht an, »meinte unter anderm: ›Wo steht geschrieben und wer sagt Ihnen, daß ich Ihr Vater bin?‹ Er sah schräg hoch, mit flüchtigem Blick, die Mutter war erblaßt, er spürte gleichzeitig Schrecken und Freude. Schnell, weltmännisch über das Unangenehme weggleitend, fügte er hinzu: »Es war ziemlich peinlich. Darum habe ich die ganze Zeit nicht davon gesprochen, und ich bereue auch, daß ich es dir jetzt erzähle. Es ist eine Sache, welche Männer untereinander abzumachen haben.«

Leas sonst so ruhige Stimme klang gepreßt, als sie erwiderte: »Es muß ein Mißverständnis gewesen sein, du mußt Erich mißverstanden haben.« Es fiel Raoul auf, daß sie Erich sagte: sonst pflegt sie den Herrn Monsieur Wiesener zu nennen, oder, in seltenen Fällen, Papa. Sie war erregt, das sah man. Er hatte recht daran getan, es ihr zu sagen; ihr aber mehr zu erzählen, ihr von seinem eigenen Schimpf zu erzählen, das brachte er einfach nicht über sich. »Ja«, erwiderte er nur, und es gelang ihm, nett und höflich zu sein, »lassen wir es dabei, es war ein Mißverständnis. Immerhin begreifst du, Liebling, daß ich es vorziehe, mit Monsieur Wiesener nicht zu Mittag zu essen.«

Als Lea später allein im verdunkelten Zimmer auf ihrem Bett lag, fand sie sich nicht zurecht. Was ist Erich da angeflogen? Warum hat er Raoul das gesagt? Hat sich der Unsinn der Nazitheorien doch tiefer in ihn gesenkt? Manchmal kann auch ein gescheiter Mann nicht gegen solche Atavismen an, wenn er den ganzen Tag damit zu tun hat.

Ach, wie kompliziert und schwierig ist diese Welt und diese Gesellschaft. Und wie einfach wäre es, wenn ihr Großvater kein Jude gewesen wäre. Sie erschrak fast vor Scham, als ihr bewußt wurde, was sie da dachte. Hat der Irrsinn sie selber angesteckt? Sie hatte es immer gehaßt, in sich hineinzuspähen und ihr Inneres zu beschnüffeln. Sie war einverstanden mit sich und war dankbar, daß sie war, wie sie war. Was für eine schändliche Feigheit war sie da angekommen, daß sie auf einmal ihre Herkunft und ihr Wesen los sein wollte.

Pfui, pfui, pfui. Und wie ist das mit Erich? Raoul hatte ihn natürlich nicht mißverstanden, Erich hatte die verrückte Behauptung wirklich getan. Aber was wollte er damit? Hielt er es für eine Schande? Wagte er, es für eine Schande zu halten, daß er einen Sohn hatte mit einem Tropfen jüdischen Blutes?

Sie kann das nicht schweigend hinunterschlucken. Das nicht. Es ist ein bißchen viel über sie gekommen an diesem einen Tag: die dunkle Äußerung Heydebreggs, die dunkle Äußerung Erichs zu Raoul. Sie wird nicht fertig mit dem allen, allein. Sie kann sich nicht länger vor einer Auseinandersetzung drücken. Sie haßt Szenen, sie hat Angst vor Szenen, aber sie kann es nicht länger hinausschieben, Erich zu stellen.

Wie es dann soweit ist, benimmt sie sich ungewöhnlich ungeschickt. Sie setzt gleich mit einem falschen Ton ein, mit einem flauen, verzerrten Scherz. Ihre Galerie zeitgenössischer deutscher Meister, meint sie, werde wohl bald wieder Zuwachs bekommen. Wiesener sieht sie verständnislos an. Er weiß natürlich sofort, worum es geht, und daß sie Heydebreggs Äußerung also dennoch gehört und leider richtig interpretiert hat. Aber es war von jeher seine Stärke, den Naiven zu spielen. Sie muß also weitersprechen, und, ziemlich hilflos, wiederholt sie die fatalen Fragen: »Was Neues aus Afrika?« und: »Wie steht es um die große Jagd?« Er begreift natürlich noch immer nicht, ausgezeichnet spielt er dieses Nichtbegreifen, sie muß die ganze Geschichte erzählen. Auch dann weiß er von nichts, er erinnert sich an nichts, und wie sie geradezu fragt, ob es sich denn nicht vielleicht doch um die »P. N.« handle, bestreitet er es frech und schlicht. Eher wollte er seinen Hut aufessen, ehe er sich mit diesen Schmöcken einlasse, erklärt er, zunächst spaßhaft. Dann, in gespielten Ärger übergehend, fragt er, ob sie denn gar nicht von diesem Komplex loskomme.

»Deinen Hut aufessen?« fragt sie zurück, und: »Komplex?«, und ernsthaft, doch ohne alles Gewese, sagt sie: »Ich möchte nicht, daß du die Sache scherzhaft nimmst. Sie ist nicht scherzhaft.« Sie droht nicht, sie erklärt auch nicht, daß sein Versprechen von damals noch Geltung habe oder dergleichen. Sie weiß nicht, ob er gelogen hat oder nicht, sie will sich darüber nicht den Kopf zerbrechen. Er hat sein Nein rasch vorgebracht, überzeugend, sie will sich gern überzeugen lassen, sie ist froh, daß er alles abgestritten hat, daß die peinliche Aussprache hinter ihr liegt.

Die andere Sache anzuschneiden, die mit der Äußerung zu Raoul, hat sie nicht mehr die Kraft. Es hätte auch keinen Sinn mehr. Erich muß zu einem offiziellen Diner, er muß eine Rede halten, in fünf Minuten muß er fort, er steht vor ihr, er sieht sehr gut aus im Frack. Er gibt sich nicht lange damit ab, ihre Warnung zu erwidern, Lea weiß nicht einmal, ob er ihren Satz recht gehört und aufgenommen hat. Er sieht nach der Uhr, er ist pressiert, er schwatzt noch ein bißchen, belangloses Zeug, küßt sie auf die Stirn, geht.

Er hat Leas Warnung gehört, er hat sie gut verstanden. Diese Warnung hat stärker auf ihn gewirkt, als es lange Ergüsse hätten tun können. Er fährt zu seinem Diner, er strahlt, wie man es von ihm gewohnt ist, er lächelt, schwatzt, hält seine Rede, heiter und wirkungsvoll, wie man es von ihm erwartet. Aber den ganzen Abend fragt er sich, ob er recht daran getan habe, Lea alles glatt abzustreiten. Ja, es war richtig. Es ist mehr als unwahrscheinlich, daß Dritte etwas von dem Komplott gegen die »P. N.« erfahren können, und einfach ausgeschlossen ist es, daß ein Dritter von seiner eigenen Rolle in diesem Komplott erfährt. Seine Notlüge war also erlaubt, sie war geboten. Die einfachste Menschlichkeit, die primitivste Rücksicht auf Lea zwingt ihn, in dieser Angelegenheit zu lügen. Und wohin überhaupt käme er, wenn er erst anfinge, sich von Lea in seine Politik einreden zu lassen? Es wäre einfach ein Verbrechen, wenn er sie in die Heimlichkeiten der Partei einweihte, ein Verbrechen gegen die Partei, gegen Lea, gegen sich selber.

Dennoch schmeckte ihm das Essen nicht, und während er sonst an solchen repräsentativen Dingen Freude hatte, machte ihm heute das ganze Diner keinen Spaß.

Auch Lea hat keinen angenehmen Abend. So hat sie sich diese Aussprache nicht gedacht. Vor der Hauptsache ist sie zurückgewichen. Was ist los mit ihr? Sonst war sie doch nicht so furchtsam; jetzt, in dieser letzten Zeit wird sie feige. Und weiß sie jetzt mehr als vorher? Wenn sie sich zufriedengibt, wenn sie sein Nein für bare Münze nimmt, lügt sie sich dann nicht einfach etwas vor?

Aber sie muß wohl feig sein. Was sonst bleibt ihr übrig? Was soll man anfangen mit seinem Leben in dieser Zeit? Es ist eine schlechte Zeit; nur darum auch hatten die Nazi hochkommen können. Wenn sie sich ihrer Überzeugung zulieb ihren Freund versagte, dann führte sie jetzt ein leeres, ödes Leben und müßte verzichten auf das, was ihr Freude macht. Sie denkt mit Grauen an ihre Freundin Marieclaude, die es so gehalten hat. Wie leer ist deren Leben, Sie bemitleidet sie. Sie selber hat wenigstens Erich.

Ja, ja, ja, man könnte sich für sein Leben einen besseren Inhalt vorstellen als Erich. Aber wenn sie ihn nicht hat, dann bleibt ihr gar nichts, und ihr Leben wird leer wie das Marieclaudes. Sie hat schon recht getan, daß sie sich mit Erichs Nein begnügt hat. Man lebt in einer schlechten Zeit, man lebt in einer Übergangszeit. Man muß sich klammern an das, was da ist, man muß es halten, man muß sich etwas vorlügen, ehe man es fahrenläßt.

## 

## 15

## Cäsar und Kleopatra

Lea fand ihren Flirt mit Konrad Heydebregg ein bißchen »widernatürlich«; dennoch setzte sie ihn fort. Niemals sprach sie darüber ein Wort mit Wiesener. Es herrschte zwischen ihnen ein wortloses, beinahe spitzbübisches Einverständnis. Wiesener war ein Skeptiker, ein Ironiker. Lea nahm nicht mit Unrecht an, es sei ihrem Erich, der seinen Nazi so viele Opfer des Intellekts bringen müsse, eine Genugtuung, mit anzusehen, wie das Nilpferd nicht von ihr loskam.

Zuerst hatte ihr der Parteigenosse auf seine umständliche, altväterische Art behutsame Komplimente gemacht. In den letzten Wochen tat er das nicht mehr. Er saß, wenn sie zugegen war, einfach da, massig, ein bißchen lächerlich, ein bißchen unheimlich, und wartete darauf, daß sie sich zu ihm setzen werde. Das tat sie auch fast immer, und es war, obwohl beide nicht viel sprachen, Kontakt zwischen ihnen.

Er kam übrigens nicht oft. Selbst seine Gegner hätten nicht behaupten können, daß er sich an Lea herandränge und ihr den Hof mache. Gleichwohl verspürte er Schuld. Gerade das Schweigen, wenn sie zusammen saßen, schien ihm unzüchtig. Es stiegen Wallungen in ihm hoch, von denen er glaubte, sie lägen längst hinter ihm. Derlei konnte er nicht brauchen, es stand ihm nicht an.

Allein ein richtiger Nationalsozialist läuft vor Anfechtungen nicht davon, er kämpft sich durch. Er flieht vor niemand, auch nicht vor sich selber. Heydebregg stellte die Besuche in der Rue de la Ferme nicht ein. Er wog das Für und Wider, es hielt sich die Waage. Er nahm kalte Bäder, verdoppelte seine Gymnastik und stellte seine Besuche nicht ein.

In der Comédie Française sah er eine Aufführung der »Bérénice«. Die Würde, mit welcher Titus die geliebte Jüdin Bérénice um seiner sogenannten Herrscherpflichten willen preisgibt, machte ihm Eindruck. Er sprach darüber mit Wiesener. Der erkannte sogleich, daß das Nilpferd eine Parallele sah zwischen der eigenen Beziehung zu Lea und der Liebschaft des Titus zu der Jüdin. Er machte sich daran, die moralische Wirkung der Schaubühne Racines zu bekämpfen. Er bewunderte Heydebregg, daß der zu den wenigen Deutschen gehöre, die für die gezirkelte Gehaltenheit des schwer zugänglichen welschen Dichters Sinn hatten. Dann stellte er Betrachtungen darüber an, daß in der Geschichte und in der Literatur aller Völker unglückliche Liebesbeziehungen mehr Interesse fänden als glückliche. Die unglückliche Liebe des Titus zu der Jüdin sei der Menschheit im Gedächtnis geblieben, genauso wie die verhängnisvolle Liebe des Antonius zu Kleopatra: was aber die Menschheit so gut wie vergessen habe, das sei die glückliche Liebe des großen Cäsar zu der Ägypterin. Heydebregg horchte sogleich auf, und der belesene Wiesener belehrte ihn, daß Cäsar, männlich und klug, wie er war, die Alternative, entweder die Ägypterin oder sein großes politisches Ziel aufzugeben, keineswegs habe gelten lassen. Er habe vielmehr beides mit starken Händen an sich gerissen, die Frau und das Reich. Er habe Kleopatra einfach nach Rom kommen lassen und seinen Tag den Geschäften, seine Nächte der Frau gewidmet. Heydebregg, sichtlich beeindruckt, beschloß, Literatur über Kleopatra nachzulesen, und machte sich eine Anmerkung auf seinem Kalender. Wiesener sah mit Vergnügen, wie tief bereits ein vorsichtig dosiertes Gift den Puritanismus des Parteigenossen angefressen hatte.

Heydebregg mühte sich ehrlich, gerecht zu bleiben und seine Politik bis ins kleinste frei zu halten von den Einflüssen der Rue de la Ferme. Da war zum Beispiel die innere Gegnerschaft zwischen Wiesener und Herrn von Gehrke. Hat er nicht vielleicht diesen von Gehrke zugunsten Wieseners in den letzten Wochen ungebührlich vernachlässigt?

Er zog Spitzi wieder mehr in seine Nähe, ja, er nahm sogar die Debatte über die »P. N.« wieder auf. »Sie haben recht gehabt, lieber von Gehrke«, anerkannte er. »Die Unschädlichmachung der ›P. N.‹ zieht sich in die Länge.«

Ja, erwiderte Gehrke, auch ein Freund Wieseners könne das nicht leugnen. Aber, entschuldigte er scheinheilig den Nebenbuhler, das liege eben in der Art solcher homöopathischen Mittel, wie Wiesener sie empfehle, daß sie zunächst in der entgegengesetzten Richtung wirkten. So müsse man es vorläufig in Kauf nehmen, daß die »P. N.« frecher seien als je. Die Heilbrun und Trautwein, schloß er seufzend, würden wohl noch mancherlei Unheil anrichten, ehe Parteigenosse Wiesener sie zahm kriege.

Heydebregg antwortete nichts. Aber da er heute einen gnädigen Tag zu haben schien, entschloß sich Spitzi zu einem Versuch, Wieseners Projekt vielleicht doch noch zu torpedieren. Nach wie vor, erklärte er, halte er es für das beste, die Schmöcke von den »P. N.« einfach totzutreten, ohne viel Raffinement. Was liege schon daran, wenn man hinterher wegen einer solchen gewalttätigen Aktion durch den Kakao gezogen werde. Die Partei habe oft die Erfahrung machen können, daß sich die Öffentlichkeit, wenn sie erst lang genug lamentiert habe, zuletzt doch mit jedem Faktum abfinde. Die Welt sei nun einmal masochistisch, sie liebe es geradezu, sich vor unangenehmen Tatsachen zu sehen, wenn die nur erst vollzogen seien. Ungemütlich werde sie nur dann, wenn man die Ausführung einer peinlichen Operation zu lange hinauszögere.

Der Parteigenosse hörte aufmerksam zu: Aber: »Es ist mir interessant«, war alles, was er entgegnete, »daß Ihre Meinung sich nicht geändert hat, lieber von Gehrke«, und Spitzi konnte aus dieser Antwort Heydebreggs so wenig herauslesen wie aus seinen stumpfen, weißlichen Augen.

Als Spitzi von Heydebregg wegging, ärgerte er sich, daß er den Versuch gemacht hatte, das Nilpferd zurückzugewinnen. Wo ist sein schöner Fatalismus von früher hingeraten, sein selbstzufriedenes Phlegma? Er war grämlich geworden. Die Vergnügungen der Stadt Paris machten ihm keinen Spaß mehr, er selber machte sich keinen Spaß mehr, sein Äußeres nicht und sein Inneres nicht, seine Zähne nicht, seine Vornehmheit nicht, seine Karriere nicht und nicht seine Sicherheit in der Eroberung von Frauen. Wurde man alt?

In eine solche Stimmung hinein wurde ihm Raoul de Chassefierre gemeldet. Wenn ihm der Junge schon bei jenem Fest Madame de Chassefierres gefallen hatte, so war er ihm, wie ihm heute zumute war, doppelt willkommen. Er brauchte einen jungen Menschen, um sich selber ein bißchen Jugend zu holen.

Raoul kam voll von Hoffnungen und Wünschen. Jetzt mehr als je brannte er darauf, seine deutsch-französische Jugendbewegung zustande zu bringen, gegen Wieseners Willen. Er wollte ihm beweisen, wer er sei, er wollte ihn kränken. Vielleicht konnten die Herren von Gehrke und Heydebregg ihm helfen, sein Projekt durchzusetzen.

Raoul war zu dem Schluß gekommen, daß die Bedenken, die Wiesener gegen ihn und sein Jugendtreffen hatte, aus übertriebener Angst um seine Karriere stammten. Der Praxis der nationalsozialistischen Richter und Verwaltungsstellen zufolge war schon seine Mutter keine rechte Jüdin mehr, sondern ein »Mischling«, und gegen ihn selber lag überhaupt nichts vor. Es waren keine stichhaltigen Gründe, die Wiesener so ängstlich und tipftelig machten, es war nichts als übersteigerter Arrivismus. Herr von Gehrke oder Herr Heydebregg, des war Raoul gewiß, werden an seinem jüdischen Urgroßvater keinen Anstoß nehmen.

Spitzi begrüßte ihn denn auch sichtlich erfreut, Raoul fühlte sich ihm bald vertraut und gab sich ungehemmt, wie seit langem nicht mehr. Er gewann seine alte Jungenshaftigkeit zurück, jenes Gemisch aus Altklugheit und knabenhafter Kühnheit, mit dem er so oft Erfolge erzielte. Herr von Gehrke behandelte ihn als Gleicher den Gleichen. Er zeigte ihm seine Wohnung, lud ihn dringlich ein, häufiger zu kommen, man lachte zusammen, tauschte Erfahrungen aus, die man mit Frauen gemacht hatte, gesellschaftlichen Klatsch.

Spitzi, während er so, angeregt, mit Raoul schwatzte, hatte immer wieder das Gefühl, er müsse dem Jungen doch schon früher begegnet sein. Das kannte er doch, das hatte er doch schon oft gesehen, wie der Junge hin und her ging, männlich und schlenkerig zugleich, wie er sich setzte, wie er aufsprang, wie er ein Bein übers andere schlug. Natürlich, da war manches, vieles, was Spitzi an Madame de Chassefierre wahrgenommen und was Raoul überkommen hatte. Aber da war doch noch ein anderer, an den ihn der Junge erinnerte. Donnerwetter. Par exemple. Daß er das nicht schon das erstemal gesehen hat. Dieser Urenkel des prominenten Juden David Reinach, der, das ist mit Händen zu greifen, ist der Sohn des prominenten Parteigenossen Wiesener.

Daß zwischen Wiesener und Madame de Chassefierre eine Liaison gewesen war, hatte Herr von Gehrke niemals bezweifelt. Zwar hatten beide diese ihre Beziehung nicht etwa herausfordernd an die große Glocke gehängt, verheimlicht aber hatten sie sie auch nicht, sie hatten von ihrer Freundschaft mit souveräner Selbstverständlichkeit gesprochen. Auch daß Wiesener Leas Porträt in seiner Bibliothek hängen hatte, war etwas Ungewöhnliches und bewies, daß die beiden, obwohl sie es nicht darauf anlegten, die Gesellschaft herauszufordern, sich nichts daraus machten, gegen Konventionen zu verstoßen, wenn diese sie ernstlich störten. Was Spitzi überraschte, war, daß ihre Bindung schon so lange dauerte; das war ja geradezu eine Ehe.

Er hatte noch keine Ahnung, wie, aber er war sicher, daß er diese seine Entdeckung einmal gegen Wiesener werde ausspielen können. Er verbarg nicht sein Vergnügen und wurde zu Raoul noch freundschaftlicher, aufgeschlossener. Übrigens hegte er ehrliche Sympathie für den Jungen.

Der rückte jetzt heraus mit seinem Projekt des großen Jugendtreffens. Es sei, meinte er, schade, daß in allen Ländern so viele verkalkte und vergreiste Menschen an der nationalen Bewegung herumpfuschten. Nationalismus sei eine Sache der Jugend, sie müsse vorwärtsgetrieben werden von jungen Menschen. Durch Raouls Pose hindurch brach Glaube und Begeisterung.

Spitzi erkannte sogleich, daß sich aus dem Projekt des Jugendtreffens eine Waffe gegen Wiesener werde schmieden lassen. Bestimmt werden, wenn ein Herr de Chassefierre bei diesem Jugendtreffen auftaucht, die »P. N.« ihre Angriffe gegen Lea und Wiesener erneuern. Der gute Wiesener wird es zu spüren bekommen, daß er sich übernommen hat, als er die Attacke gegen die »P. N.« so siebenschlau dehnte und übertiftelte. Er wird in die selbstgegrabene Grube fallen.

Schwungvoll also stimmte Gehrke Raoul zu. Den Arm um die Schulter des Jungen, ging er mit ihm auf und ab und erörterte mit ihm die Details. Sie besprachen Raouls Plan, wie zwei naseweise Schulkameraden einen Streich aushecken gegen einen unbeliebten Lehrer.

Vertraulich, im Lauf der Unterhaltung, fragte Spitzi, warum sich denn Raoul wegen seines Jugendtreffens nicht an Wiesener wende, der doch mit dem Hause Chassefierre so befreundet sei. Raouls grüngraue Augen verdunkelten sich, er schluckte ein wenig, bevor er erwiderte: »Ach, Monsieur Wiesener«, antwortete er gezwungen leicht und zuckte die Achseln. »Er verspricht alles, was Sie wollen. Aber dann hat er tausend Geschäfte und vergißt, was er Ihnen versprochen hat.« Herr von Gehrke wußte genug. Raoul hatte sein Glück bei Wiesener versucht und war abgeblitzt; die Gründe lagen auf der Hand. Es konnte gar nicht besser gehen.

Spitzi lächelte, strahlte, führte seine ganze freche Liebenswürdigkeit ins Treffen. Raoul bewunderte den Hochmut, wie er die Nase schräg nach oben rückte, ein wenig schnüffelnd, wie er Gegner, Widerwärtigkeiten, Bedenken mit einer winzigen Handbewegung abtat.

Er verspreche gar nichts, scherzte, als Raoul sich zum Gehen anschickte, Herr von Gehrke; er sei nicht wie sein Freund Wiesener. Aber, faßte er das Ergebnis der Unterredung zusammen, er sei bereit, Raoul nach Kräften zu helfen. Der Elan, den Raoul bezeige, habe etwas Mitreißendes. In den allernächsten Tagen schon werde er mit dem Parteigenossen Heydebregg über Raouls Plan reden. »Wir werden das Kind schon schaukeln«, lachte er, und: »Nennen Sie mich nicht Baron, lieber Raoul«, bat er zum Abschied, »nennen Sie mich Spitzi.«

Als Spitzi zu Heydebregg kam, schien der ganz mit sich beschäftigt; die weißlichen Augen starrten noch abwesender als gewöhnlich aus dem wuchtigen Schädel. Berlin hatte bei ihm angefragt, wie lange er noch in Paris zu bleiben gedenke, und angedeutet, man halte gegebenenfalls eine andere wichtige und ehrenvolle Aufgabe für ihn bereit. Was sollte er erwidern? Waren seine Geschäfte in Paris erledigt? Ja und nein. Es war eine Frage, die er nur mit seinem Gewissen auszumachen hatte. Er hatte manches erreicht; aber alles war noch im Gang, nichts vollendet.

Es fing an, heiß zu werden, und Madame de Chassefierre hatte davon gesprochen, daß sie daran denke, ihre Besitzung bei Arcachon aufzusuchen. Sie pflegte Freunde dorthin einzuladen und hatte auch ihn aufgefordert, zu kommen. Er war sich noch nicht schlüssig geworden, ob er nach Deutschland zurückkehren, in Paris bleiben oder nach Arcachon gehen sollte.

Spitzi hatte seit der Unterredung mit Raoul seine frühere Sicherheit wiedergewonnen; sieghaft, jungenshaft saß er vor dem schweren Heydebregg. Der deutete behutsam an, er werde vielleicht in absehbarer Zeit Paris für immer verlassen. Spitzi spielte den Betretenen, protestierte bescheiden und doch dringlich. Es bleibe so viel zu tun, was ohne die Anwesenheit des Parteigenossen in Paris nicht getan werden könne. Wenn wirklich eine Persönlichkeit wie Heydebregg ausschiede, wie erschwert würden da zum Beispiel die von Berlin gewünschten Versuche, dem Quai d’Orsay gegenüber Verständigungskomödie zu spielen.

Hier hatte Spitzi einen bequemen Übergang, er legte Raouls Projekt dar. Heydebregg belebte sich, als er das Wort Jugendtreffen hörte. Das Wort Jugend hatte in Berlin und bei ihm selber guten Klang. Ein solches sogenanntes Jugendtreffen war ein Grund mehr, seinen Aufenthalt in Paris zu verlängern. Übrigens auch ein Grund mehr, die Verbindung mit der Rue de la Ferme aufrechtzuerhalten. Zu bedenken blieb, daß eine Designierung des jungen de Chassefierre den Schmöcken von den »P. N.« neuen Anreiz zu Angriffen auf Wiesener bieten könnte. Aber soll man vielleicht vor diesem Pack kapitulieren?

Heydebregg stand auf. Gnädig sagte er zu Spitzi, der sich gleichfalls erheben wollte: »Bleiben Sie doch sitzen, junger Mann.« Gewichtig ging er in dem kleinen Salon auf und ab, seine Stiefel knarrten. Spitzi, ermutigt durch die Vertraulichkeit, die in der Bezeichnung »junger Mann« lag, stieß weiter vor. »Auch den Parteigenossen Wiesener«, sagte er, »wird das Projekt des jungen Herrn de Chassefierre interessieren.« Heydebregg richtete die stumpfen Augen auf Gehrke. »Bei den guten Beziehungen des jungen Herrn zu unserm Wiesener«, fügte der unschuldig hinzu.

Das Nilpferd hielt in seinem Trab inne. Was Spitzi da gesagt hatte, klang harmlos, auch lächelte er unbefangen. Dennoch hörte Heydebregg etwas Bedrohliches heraus, eine bösartige Andeutung, und es gab ihm einen Stich. Es war wirklich seltsam, daß der junge de Chassefierre sich an von Gehrke gewandt hatte und nicht an Wiesener. Das wäre doch nähergelegen. Aber er wird sich nicht mit Spitzi, er wird sich mit Wiesener selbst darüber auseinandersetzen. »Die Sache mit dem sogenannten Jugendtreffen«, erklärte er abschließend, ziemlich trocken, »ist ein interessantes Projekt. Ich werde sie im Auge behalten.«

Noch am gleichen Tag führte er seinen Vorsatz durch und sprach mit Wiesener. Wiesener erschrak. Er sah vor sich das haßerfüllte Gesicht seines Sohnes, wie er es erblickt hatte damals in dem nächtlichen Garten der Rue de la Ferme bei dem Rätselspiel. Jetzt also hat der Rotzjunge mit tückischem Instinkt seinen gefährlichsten Feind herausgefunden, Spitzi, und sich mit ihm verbündet.

Mit zwiefacher Energie riß sich Wiesener zusammen. Sachlich setzte er Heydebregg auseinander, was alles gegen das Projekt einzuwenden war. Man konnte sich einen Mißerfolg wie den der Frontkämpferbewegung nicht ein zweites Mal leisten; das Risiko stand in keinem Verhältnis zu dem zu erzielenden Gewinn. Die Zeit war noch nicht reif für das Projekt. Was die Kandidatur des jungen Herrn de Chassefierre anlangte, so hielt er es nicht für opportun, den empfindlichen Franzosen in Fragen einzureden, die sie allein angingen. »Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Parteigenosse Heydebregg«, schloß er, »wie freudig gerade ich die Designierung Raouls begrüßen würde. Aber ein anderes ist mein objektives Urteil, ein anderes meine persönliche Sympathie.« Er lächelte freimütig.

Heydebregg hatte nach seiner Gewohnheit die faltigen, wimperlosen Lider über die Augen gezogen. Spitzis bösartige Andeutung wollte ihm nicht aus dem Kopf. Im Geist verglich er Gesicht, Gestalt, Bewegung des Parteigenossen Wiesener und des jungen de Chassefierre. Bestanden blutmäßige Bindungen? War es die Angst vor einem neuen Angriff der »P. N.« und vor dessen Folgen, die Wiesener so beredt machte?

Heydebregg, durch die rasch hinfließende Rede hindurch, spürte, in welch peinvollem Zwiespalt sich der andere befand. Da mühte er sich ab, Argumente vorzubringen, die sich hören ließen, während er doch seinen Haupteinwand verschwieg. Nein, er war nicht geneigt, auf Wieseners Empfindlichkeit Rücksicht zu nehmen. Werde man denn, gab er zu bedenken, hier in Paris überhaupt vorwärtskommen, wenn man immer und überall Methoden des Zauderns anwende? Sowohl in der Sache der »P. N.« wie jetzt in der Sache des Jugendtreffens erweise sich Wiesener als ein rechter sogenannter Cunctator. Soviel Vernunft sei eigentlich erstaunlich bei einem so verhältnismäßig jungen Mann. Es klang scherzhaft, aber Wiesener hörte die Mißbilligung heraus.

Übrigens beharrte Heydebregg nicht bei dem Gegenstand. Er griff jenes andere Thema wieder auf, das Wiesener unlängst angeschnitten, die Historie der Kleopatra. Doch auch das, was Heydebregg da vorzubringen hatte, machte Wiesener keine Freude. Der Parteigenosse hatte mittlerweile über die Geschichte der Ägypterin nachgelesen, und er hatte nachgedacht über den Sohn, welcher ihrer Verbindung mit Cäsar entstammte, über Cäsarion. Man ergehe sich, meinte er, in Träumen, was sich wohl ereignet hätte, wenn dieser junge Mann, der nach Cäsars Willen den Westen mit dem Orient hätte verschmelzen sollen, nicht von seinem Rivalen Octavius wäre ermordet worden. Er seinesteils, erklärte er schulmeisterlich, sei der Ansicht, daß der junge Mensch, auch wenn er die Herrschaft hätte antreten können, versagt hätte; denn er sei ja einer Mischehe entsprossen.

Da hatte es Wiesener. Zweifellos waren die Gedankengänge Heydebreggs angeregt durch Hinweise Spitzis auf Raoul. Wenn der Parteigenosse es schon Cäsar übelnahm, daß er der Kleopatra einen Sohn gemacht hatte, wie dick mußte er erst ihm die Erzeugung Raouls ankreiden.

Dem starren Gesicht Heydebreggs war der Grad seines Unmuts nicht abzulesen. Gnädiger Laune war er bestimmt nicht, als er Wiesener entließ. Wieseners Himmel war bewölkt, als er nach Hause kam. Mit unguten Augen schaute er auf Leas lächelndes Porträt. Zum erstenmal seit langer Zeit mißriet ihm die Arbeit am »Beaumarchais«.

Am andern Morgen wachte Heydebregg nach langem und gesundem Schlaf auf. Während er kalt badete, mit hohlen Händen seinem Bauch und seinem Rücken kleine Güsse verabfolgend, beschloß er, das Projekt des jungen de Chassefierre nicht zu unterstützen. Was Wiesener gesagt hatte, stimmte: das Risiko stand in keinem vernünftigen Verhältnis zu dem möglichen Erfolg. Titus hat recht daran getan, Bérénice wegzuschicken, er, Heydebregg, ist kein Cäsar.

So dachte er morgens halb acht, beim Frühstück, erfrischt vom Schlaf, vom Bad und seiner Gymnastik. Abends um halb acht, nach einem beschäftigten Tag, abgespannt, beim Abendessen, sagte er sich, so ein Jugendtreffen sei keine schlechte Sache, die Gründe des Parteigenossen Wiesener seien subjektiv, es sei falsch, das Projekt ohne weiteres abzulehnen.

Ein paar Tage später befragte ihn Spitzi, ob er nun zu einem Entschluß über Raouls Projekt gelangt sei. Heydebregg, statt einer Antwort, berichtete ausführlich von seiner Unterredung mit Wiesener, gab Wieseners Bedenken genau wieder, manchmal im Wortlaut, trocken, ohne eigenen Kommentar. Spitzi mußte den Eindruck gewinnen, Heydebregg selber habe kaum Einwände gegen Raouls Plan, zögere aber infolge der Bedenken Wieseners. Spitzi freute sich, daß Wiesener Einwände und folglich Angst vor der Geschichte hatte. Man muß also das Projekt mit doppeltem Eifer weitertreiben.

»Die Sache mit dem Jugendtreffen«, erzählte er Raoul, »geht nicht so rasch voran, wie ich gern möchte. Es hat sich ein unerwarteter Gegner gefunden, unser lieber Wiesener.« Die beiden gingen im Bois spazieren, es war Abend, schon fast Nacht, von irgendwo kam Kindergeschrei. Sie schlenderten nebeneinander her und sahen einer des andern Gesicht nur undeutlich. Raoul verlangsamte den Schritt, Spitzi war, als atmete er beschwerlich.

Da war also Raoul wiederum auf Wiesener gestoßen. Der Mann stand vor ihm wie ein Berg, um den man nicht herumkommt, er beschattete sein ganzes Leben. Es war unfair, es war niederträchtig, daß er ihm die eigene Macht so höhnisch zu spüren gab. Es war eine Gemeinheit, ihm immer und immer wieder alles zu verhunzen. Er läßt sich aber sein Leben nicht verhunzen. Er wird es dem Mann zeigen, dem Manne, der nicht sein Vater sein will. Er will nicht sein Sohn sein: er will sein Feind sein.

Rasch muß er handeln, sehr rasch. Wenn nicht, dann wird es dieser Wiesener fertigkriegen, daß auch seine neuen Freunde, Spitzi und Heydebregg, wieder von ihm abrücken. Klaus Federsen, der sich früher so an ihn herangemacht hat, geht ihm jetzt schon aus dem Weg.

Klaus Federsen. Plötzlich hat Raoul eine Idee. »Monsieur Wiesener ist gegen mich?« fragt er gleichmütig zurück. »Schön. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Wir werden das Kind schon schaukeln«, zitiert er deutsch, lächelnd, Spitzis Worte, und, wieder französisch, fügt er hinzu: »Quand même. Meinen Sie nicht, Spitzi?« Und während Spitzi lachend zustimmt, überlegt Raoul: Gegen Papa ist jedes Mittel recht. Da mache ich mir keine Skrupel. Es wäre einfach verbrecherische Dummheit, wenn ich mir da Skrupel machte. Ein Mensch, der sich schämt, mein Vater zu sein. Ich werde ihn lehren, mir das Leben zu verhunzen.

Diesmal machte er nicht erst lange Umwege über Maria. Der Flirt zwischen den beiden war jäh zu Ende gegangen. Das Gefühl unerträglicher Erniedrigung, das Raoul seit jener Ohrfeige vor Maria verspürte, hatte ihm ihren Anblick unangenehm gemacht. Sie ihrerseits hatte erkannt, daß es lediglich die Eigenschaften Wieseners waren, die sie in dem Jungen geliebt, und mit ihrer Ernüchterung vor Wiesener hatte sich ihr auch Raoul entzaubert.

Der also erschien unangemeldet bei Wiesener. »Sie haben wohl gehört«, erklärte er, »daß ich jetzt gute Aussicht habe, mein Jugendtreffen zu verwirklichen. Mehrere Ihrer Parteifreunde, einflußreiche Herren, interessieren sich dafür. Ich bitte um klaren Bescheid, Herr Wiesener, ob Sie mein Projekt auch weiterhin sabotieren wollen.« – »Bist du verrückt, Junge?« antwortete Wiesener, erschreckt fast noch mehr durch das harte, tückische, entschlossene Gesicht des Jungen als durch das, was er sagte: »Ich war nie gegen dein Jugendtreffen. Ich habe …« – »Ich sehe, Sie machen Worte«, unterbrach ihn Raoul. »Sie beabsichtigen also, Ihre Sabotage fortzusetzen. Ich möchte Ihnen mitteilen, daß ich mir das nicht gefallen lasse. Ich habe Mittel, mich zu wehren, Herr Wiesener. Ich werde sie anwenden. Ich werde gegen Sie vorgehen.«

Wiesener biß die Zähne zusammen; er wird sich nicht hinreißen lassen. »Ich weiß nicht, was das soll«, sagte er. »Ich weiß nicht, worauf du hinauswillst.« – »Sie werden es gleich wissen«, antwortete Raoul. »Sie haben erklärt, Sie seien nicht mein Vater. Ich ziehe die Konsequenzen. Sie sind ein fremder Herr, der meine Mutter und mich beschimpft hat und der sich meiner Karriere in den Weg stellt. Sie werden das nicht länger tun, Herr Wiesener. Ich habe einiges gelernt. Ich werde Sie in die Luft sprengen, Herr Wiesener. Ich werde Sie hochgehen lassen. Wenn mein Jugendtreffen nicht zustande kommt, dann ist es vielleicht mit meiner Karriere aus, ehe sie begonnen hat. Aber bestimmt ist es dann mit Ihrer Karriere aus.«

»Jetzt aber genug«, sagte Wiesener; er schaute wild und zornig auf den Jungen, man sah ihm an, daß es ihn Mühe kostete, sich nicht auf ihn zu stürzen. Doch Raouls grüngraue Augen behielten ihre tückische Energie bei. »Sie können mich ruhig noch einmal ohrfeigen, Herr Wiesener«, forderte er den Vater heraus. »Das wird dann aber der letzte Streich sein, den Sie jemand versetzen. Ich warne Sie. An mir haben Sie sich einmal ungestraft vergreifen können: Ihrer Partei können Sie nicht ungestraft auf der Nase herumtanzen. Die zahlt es Ihnen heim. Sie glauben vielleicht, man weiß nichts davon, wie Sie gewisse Prinzipien Ihrer Partei verletzen. Ich warne Sie. Wenn Sie mein Projekt sabotieren, dann kläre ich einige Leute auf. Ihr Privatleben ist nicht so, daß Ihre Partei es einem ihrer Prominenten erlaubte. Ich bin zwar nicht Ihr Sohn, aber was Sie treiben, was Sie nach wie vor in der Rue de la Ferme treiben, riecht bedenklich nach etwas, was Ihre Partei für eine Schande ansieht.«

»Assez«, sagte Wiesener, er sprach leise, beherrscht, und Raoul konnte nicht umhin, Respekt zu empfinden. »Ja«, sagte er, »es ist genug. Sie wissen jetzt, woran Sie sind.« Und er ging.

Wiesener setzte sich, wischte sich den Schweiß ab. Mehrere Atemzüge lang stierte er vor sich hin, gedankenlos. Was war das, was da passiert ist? Eine Sohn-Vater-Tragödie? Ödipus? Aufstand der jungen Generation gegen die ältere? Quatsch. Er hat einfach eine unerhörte Eselei begangen, und das rächt sich jetzt. Zwischen ihm und Raoul ist es aus für immer. Ich habe meinen Sohn verloren, dachte er mehrmals und verhöhnte sich selber wegen seines Pathos.

War das, was sein feiner Herr Sohn da sagte, eine leere Drohung? War es ein bloßer Ausbruch der Wut oder ein ernstgemeinter Erpressungsversuch? Raoul schädigt sich nur selber, wenn er seine Drohung ausführt. Wird er wirklich die Bindung auch mit der Mutter zerreißen wollen? Wird er die Lumperei begehen und hinlaufen und den Parteiinstanzen anzeigen: euer Wiesener schläft nach wie vor mit meiner Mutter? Wird er diese maßlose Dummheit begehen? Die Vernunft spricht dagegen, Gefühl und Geschmack sprechen dagegen, und Raoul, sein und Leas Sohn Raoul, ist von Natur weder schlecht noch dumm, noch geschmacklos.

Trotzdem: er wird es tun. Vernunft, Sinn für Anstand, Geschmack, alles wird ausgeschaltet, wenn erst der Trieb einmal mächtig geworden ist. Das ist ja die Gleichschaltung, daß Vernunft und Anstand und Geschmack ausgeschaltet werden. Das ist unser braunes Zeitalter. Das sind die Konsequenzen. Er an Raouls Stelle würde es genauso machen. Nur keine Illusionen. So ist es. Das ist die Essenz des Nationalsozialismus. Er hat oft davon geschwärmt, wie gut sie ihm bekommt, diese hundertprozentige, simple, kräftige Weltanschauung. Jetzt kriegt er sie zu spüren, die kräftige Weltanschauung.

»Assez«, hat er gesagt, und: »Ja, es ist genug«, hat der Junge erwidert. Bestimmt wird er seine Drohung wahr machen. Darüber darf sich Wiesener nicht täuschen. Er darf die Dinge nicht treiben lassen. Er muß handeln.

Offenbar hat der Rotzlöffel erfahren, daß er, Wiesener, sich bei Heydebregg gegen sein Jugendtreffen ausgesprochen hat. Nur Spitzi kann ihm das mitgeteilt haben. Mit grimmigem Lächeln sieht Wiesener die Hand, die Raoul auf diesen Weg vorgestoßen hat, die gut manikürte Hand Spitzis.

Es bleibt Wiesener nichts anderes übrig: er muß ein zweites Mal mit Heydebregg sprechen. Muß einen großen Rückzieher machen, muß selber die Einwände wieder entkräften, die er gegen das Projekt erhoben hat. Das Jugendtreffen muß zustande kommen. Es ist gefährlich, wenn es zustande kommt; bestimmt werden die »P. N.« ihn ein zweites Mal angreifen, und die Folgen einer solchen zweiten Attacke werden haarig sein. Aber wenn das Jugendtreffen nicht zustande kommt, ist es noch gefährlicher. Eine Denunziation des Jungen, das wäre eine Lawine, die ihn und seine Karriere und seine Freundschaft mit Lea begrübe.

Er ist ein Narr gewesen, daß er sich mit Raoul angelegt hat. Jetzt hat ihn der Junge in der Hand. Er muß ihm noch dankbar sein, daß er Lea nichts von dem Vorgefallenen erzählt hat. Da hat Raoul eine zweite Waffe zur Verfügung. Er wird sie anwenden. Der Junge geht über Leichen, genau wie Spitzi über Leichen gegangen ist. Die Generation ist härter als seine eigene. Die Generation, und das ist ihre Stärke, hält sich nicht mit langen Aufzeichnungen in einer Historia Arcana auf. Raoul ist in Wahrheit sein Sohn, nur jünger, härter, konsequenter.

Wiesener haßte das Porträt Leas, das aus grünblauen Augen gelassen und mit leiser Ironie auf ihn herunterschaute.

Schon andern Tages sprach er bei Heydebregg vor. Erklärte mit schönem Freimut, sein Urteil über das Projekt des Jugendtreffens sei zu rasch gewesen. Der Parteigenosse habe recht, er, Wiesener, neige in letzter Zeit bedenklich zu einer nicht immer angebrachten Zaudertaktik. Er habe sich das Projekt nochmals durch den Kopf gehen lassen. Nach reiflicher Überlegung halte er es für richtig, das Jugendtreffen trotz des damit verbundenen Risikos zu veranstalten.

Heydebregg schwieg lange, die Augen geschlossen, die weißhäutige, riesige Hand mit dem gewaltigen Siegelring ballte und entspannte sich. »Ich bin mir«, erklärte er endlich, »noch nicht schlüssig geworden. Ich werde die Angelegenheit in den nächsten Tagen nochmals und in Ruhe überprüfen.«

Wiesener hatte geglaubt, in seinem Herzen wünsche der Parteigenosse, Raouls Projekt zu fördern, und es seien nur seine, Wieseners, Einwände, die ihn daran hinderten. Er hatte angenommen, sowie er diese Einwände zurückziehe, werde Heydebregg keine Hemmungen mehr haben. Allein das Nilpferd hatte so trocken und beinahe abweisend erwidert, daß Wiesener besorgt wurde.

Seine Sorge war unnötig. Heydebreggs Trockenheit war gespielt. Schon den Tag darauf erklärte er Herrn von Gehrke, das Projekt des Jugendtreffens habe seinen Beifall, und gab ihm Weisung, ein Memorandum über eine solche Begegnung auszuarbeiten.

Da er sich durch diesen Entschluß vor die Notwendigkeit gestellt sah, seinen Aufenthalt in Paris zu verlängern, ging er daran, seinem Zimmer im Hotel Watteau den Charakter des Provisorischen zu nehmen, den es bisher getragen, und er vertauschte den holden Hintern der nackten Miß O’Murphy mit dem ernsten, schnurrbärtigen Antlitz des Führers.

## 

## 16

## Eine Protestversammlung

Trotz der Bemühungen Annas kam Sepp in seinem Äußern herunter. Er vernachlässigte sich; sein Anzug glänzte an den Knien und Ellbogen, seine Hosen verfransten, er trug oft unfrische Kragen, erschien unrasiert, seine Haare blieben lange ungeschnitten. Wenn ihm Anna gut und geduldig zuredete, wurde er heftig. Seine Neigung zur Eigenbrötelei verstärkte sich. In der Redaktion fand man, er werde schrullig. Er versank zuweilen in sich selber, und seine tiefliegenden Augen schienen noch tiefer in ihre Höhlen hineinzukriechen.

War er früher gesellig gewesen, so war ihm jetzt der Umgang nur mehr mit wenigen willkommen. Immer noch saß er gerne mit Tschernigg zusammen, und oft gesellte sich der alte Ringseis den beiden zu. Tscherniggs Wandlung wurde nun auch äußerlich sichtbar, und während Ringseis und Trautwein mehr und mehr verwahrlosten, war auf seiner Haut und seinen Kleidern weniger Dreck und Speck, und sein schwammiges, fahles Gesicht nahm Farbe an. Natürlich gab er noch oft freche und großartige Aphorismen zum besten, und sein anarchischer, zigeunerhaft überheblicher Nihilismus brach immer wieder durch. Trotzdem normalisierte er sich unverkennbar; Alltag und Beruf waren ihm nichts Nebensächliches mehr.

Einmal, als man wieder davon sprach, warum wohl Harry Meisel den Plan gefaßt hatte, nach Amerika zu übersiedeln, erinnerte Tschernigg daran, daß Harry gelegentlich eine Parallele zwischen sich und Rimbaud gezogen hatte. Da ging Sepp mit einemmal auf, daß Tschernigg, vielleicht ohne es selber recht zu wissen, im Begriff war, diesen Rimbaud-Plan Harry Meisels durchzuführen. Ja, Oskar Tschernigg baute sich um, er kehrte zögernd, doch immer entschiedener aus seinem schönen anarchischen Traumland zurück in die ordinäre bürgerliche Wirklichkeit.

Übrigens nahm seine Streitsucht mit seiner Verwandlung nicht ab. Am heftigsten lohte sie auf, wenn es um die Veröffentlichung von Harrys literarischem Nachlaß ging. Sepp Trautwein hatte seinerzeit Mühen und Verdruß auf sich nehmen müssen, um die Drucklegung der ersten Novellen Harry Meisels durchzusetzen. Jetzt, nach dem Brief Tüverlins, hielt es nicht mehr schwer, Harry Meisel zu publizieren. Aber Tschernigg tat, als wäre er allein der rechte Mann für diese Publikation. Er warf sich mit dem ganzen Ästhetizismus seiner früheren Zeit auf die Aufgabe, das Werk des Toten in möglichst überfeilter Form zu edieren. Stundenlang saß er über einem Wort, von dem nicht mit Sicherheit zu ermitteln war, ob es der Autor gestrichen hätte oder nicht, und jedes Komma wurde ihm zum Problem. Während Sepp Harrys Hinterlassenschaft anspruchslos und schnell gedruckt haben wollte, ging Tschernigg priesterlich und zeremoniös an die Herausgabe und wollte noch mindestens ein Jahr für eine würdige Vorbereitung haben. Wenn dann Trautwein ungeduldig wurde, warf Tschernigg um sich mit Fachausdrücken, die er sich in seinem französischen Verlag zugelegt hatte, und spielte sich als Spezialist für Verlagsdinge auf.

Um diese Zeit tauchte in Paris Harry Meisels Vater auf, Herr Leopold Meisel. Der glatte, betuliche Herr stellte sich im Hotel Aranjuez ein, elegant, doch etwas unbehaglich saß er in Sepp Trautweins neu überzogenem Wachstuchsessel. Er hielt sich offenbar für wagemutig, weil er einen Emigranten aufgesucht hatte, und fühlte sich in dessen unordentlicher Welt nicht wohl. Er war ein geschmeidiger Mann, gepflegt, doch verfettet. Er wirkte wie eine Karikatur Harry Meisels; was an Harry genial gewesen, war an ihm schlau, was jenen schön und prinzlich gemacht hatte, erschien an ihm geckenhaft und eitel. Ob Harry, wenn er seinen Rimbaud-Traum durchgeführt hätte, geworden wäre wie dieser?

Was Herr Leopold Meisel bei Sepp suchte, war nicht recht klar. Er erging sich in überschwenglichen Dankesworten für die Herren Trautwein und Tschernigg, die letzten Freunde seines unglücklichen Sohnes. Er wußte um den Brief Tüverlins und war darüber unterrichtet, daß sein unseliger Junge ein Genie gewesen war. Nach seiner Darstellung hatte sich Harry nicht halten und zähmen können; war es nicht andern Genies auch so gegangen? Er, der arme Vater, hatte den Jungen auch nicht halten können, auch die Freunde nicht, so war ihm sein Leben zerronnen. Es war ein Glück, daß ihm nicht auch sein Dichten zerronnen war. Ja, Herr Leopold Meisel war selig, daß der Nachlaß seines Sohnes einen großen geistigen Wert darstellte und daß Tüverlins Zeugnis dies vor aller Welt bekundete. Er war auch sicher, daß Harrys Nachlaß in den Händen der Herren Tschernigg und Trautwein gut aufgehoben war, und er dankte den beiden für ihre freundschaftliche Mühe. Aber wenn irgend möglich, wollte doch auch er selber, der Vater, dazu beitragen, diesen Nachlaß den Späteren rein und unversehrt zu erhalten. Darum war er nach Paris gekommen.

Dies setzte Leopold Meisel Sepp Trautwein mit geschmeidigen Worten auseinander, immer von neuem seine Hilfe anbietend. Der schwerfällige Sepp begriff nicht, worauf der Mann hinauswollte. Er dankte, ein bißchen erstaunt, für seine Bereitwilligkeit; wie aber, erklärte er, die Sachen jetzt stünden, veröffentlichte jeder Verleger Harry Meisels Werk mit Freuden. Beihilfe, auch finanzielle, sei dazu nicht mehr nötig. Schließlich entfernte sich Leopold Meisel, zögernd, und ohne daß sich Trautwein über den Sinn seines Besuches klargeworden wäre.

Oskar Tschernigg klärte ihn auf. Es war so, daß Leopold Meisel den Nachlaß seines Sohnes in eigene Verfügung nehmen wollte. Wozu? Auch das glaubte Tschernigg zu wissen. Der vorsichtige Geschäftsmann fürchtete, es könnten ihm im Dritten Reich Schwierigkeiten erwachsen, wenn sein toter Sohn plötzlich von der gesamten Presse als großer antifaschistischer Schriftsteller gerühmt werde. Um das zu verhüten, wollte sich Vater Meisel des Nachlasses versichern. Wenn es ihm gelang, dann war, zumindest auf die Dauer der Naziherrschaft, das Werk des Toten aus der Welt verschwunden.

Vom juristischen Standpunkt aus war es zweifelhaft, wer über den Nachlaß zu verfügen habe. Sepp Trautwein und Oskar Tschernigg konnten gewisse materielle und ideelle Ansprüche geltend machen. Einen aufsehenerregenden Prozeß um den Nachlaß zu führen, konnte Leopold Meisel nicht wünschen. Er versuchte, sich der erstrebten Manuskripte in Güte, durch Verhandlungen, zu bemächtigen. Er erklärte, das literarische Erbe seines Sohnes sei so kostbar, daß es nicht durch Massenauflagen in unbefugte Hände geraten solle; er, Leopold Meisel, ziehe vor, das kostbare Material vorläufig im Manuskript für die Kenner und wahren Freunde des Toten aufzubewahren. Er war bereit, für diesen Zweck Opfer zu bringen und den Herren Tschernigg und Sepp Trautwein ansehnliche Beträge zu zahlen, wenn sie ihm das Material aushändigten und auf ihre allenfallsigen Rechte verzichteten.

Als Sepp Trautwein endlich begriff, was Leopold Meisel mit seiner Opferbereitschaft meinte, faßte ihn ein bayrischer Zorn, und Vater Meisel mußte abziehen, unverrichteterdinge und in großer Sorge, welche Schwierigkeiten ihm sein genialer und mißratener Sohn noch aus dem Grab heraus bereiten werde.

Sepp erzählte Anna von seinen Begegnungen mit Leopold Meisel und ließ sie teilnehmen an seiner Entrüstung und an seiner Heiterkeit. Daß er das tat, war eine Ausnahme. Nichts von dem war eingetreten, was sich Anna von der glücklichen Aufführung der »Perser« erhofft hatte, ihre Anstrengungen, ihm das Leben leichter zu machen, fruchteten nicht, Sepp entglitt ihr immer mehr. Es war nicht die Rede davon, daß sie, wie seinerzeit in Deutschland, sein Leben geteilt hätte, seine Arbeit, seine Sorgen. Sosehr auch sie Friedrich Benjamins Schicksal ergriff, so tief auch sie Deutschlands zunehmende Verlotterung empörte, Sepps redaktionelle Tätigkeit blieb ihr ein fremdes Feld, und er blieb taub vor den kleinen Nöten ihres Alltags. Was früher dazu beigetragen hatte, ihn an sie zu binden, ihre stete Bemühung um seine Gesundheit, um seine Kleidung, um das Behagen seines kleinen Lebens, das alles brachte ihn jetzt mehr auf, als daß es ihn freute. Er war kein Bub mehr, er hatte keine Gouvernante nötig, er war aus Deutschland fortgegangen seiner Selbständigkeit und Ungebundenheit willen: es verdroß ihn, daß ihm ein Mensch den lieben, langen Tag in seine Angelegenheiten einredete, und wenn es auch zu seinem Besten geschah.

Je loser die Bindung mit Anna wurde, um so lieber ließ er sich die Freundschaft Erna Redlichs gefallen. Immer seltener kam er zu den Mahlzeiten nach Hause; die stille, angenehme Gegenwart Ernas tat ihm wohl, sie wußte, wann sie reden und wann sie schweigen sollte. Sie verhehlte nicht ihre Bewunderung für ihn; sie sammelte eifrig die Rezensionen der »Perser«, was in den verstecktesten Provinz-Radioblättchen erschien, trug sie herbei, sie warf sich, übrigens ohne tieferes Verständnis für sein Werk, zu einem Apostel auf. Hätten sich andere einen so übertriebenen Kult mit ihm erlaubt, so hätte er ihn gereizt zurückgewiesen. Daß sie es tat, amüsierte ihn, und es war ihm recht.

Wenn ihm hingegen Anna davon sprach, sie habe jetzt die Pereyros so weit, daß sie sich um eine Aufführung der »Perser« im Konzertsaal bemühten, dann ärgerte ihn das, und sie konnte ihn nicht dazu bewegen, sich bei Pereyros sehen zu lassen.

In diesen Tagen sagte sich wieder einmal Ilse Benjamin bei Trautwein an; es gehe um etwas Dringliches. Er sah diesem Besuch unlustig entgegen. Die gemeinsame Arbeit für den entführten Benjamin hatte bewirkt, daß Sepp mit Ilse in diesen letzten Monaten öfter hatte zusammenkommen müssen als früher. Er mochte auch die veränderte Ilse Benjamin nicht, er maß ihr, wie er sich selber eingestand, ohne Grund, Schuld am Schicksal Friedrich Benjamins bei. Dabei war es doch zu einem nicht ganz kleinen Teil ihr Verdienst, wenn Fritzchens Sache noch nicht verloren war. Es war gemein von ihm, ihr aus ihrer Betriebsamkeit einen Vorwurf zu machen. Sollte sie vielleicht die Hände in den Schoß legen und abwarten, bis ihr ein freundliches Schicksal Fritzchen von alleine zurückbrachte? Wenn sie es so hielte, wenn sie nichts täte, dann zerrissen sich erst recht alle das Maul über sie.

Diesmal wird sie ihn vermutlich bitten wollen, auch er solle in der Versammlung auftreten, in der sie für die Freilassung Friedrich Benjamins sprechen wollte. An sich war dieses große Protestmeeting keine schlechte Idee; die Welt, lau wie sie war, mußte immer von neuem aufgerüttelt werden, und das öffentliche Auftreten einer hübschen, eleganten und vom Schicksal so sensationell behandelten Frau wie Ilse Benjamin war kein schlechtes Mittel, das lahmende Interesse des großen Publikums anzustacheln. Daß sie ihn dabeihaben wollte, war begreiflich; sein Name war durch seine Artikel mit der Sache Friedrich Benjamin für immer verbunden. Ihm aber war die Vorstellung nicht lieb, gemeinsam mit Ilse vor ein Pariser Publikum zu treten; es kam ihm komödiantisch vor, es roch nach Sensationshascherei. Allein er wußte nicht recht, wie er eine Weigerung hätte motivieren sollen.

Es war, wie er vermutet hatte: Ilse bat ihn um seine Mitwirkung. Ihr Widerwille gegen den lauten, selbstbewußten, spießbürgerlichen Trautwein war kaum geringer als der seine gegen sie. Auch sie sah mit gutem Instinkt, wie großartig gegensätzlich zu ihrer schmalen, sentimentalen Person in der geplanten Versammlung der schäbige, ungelenke Mann wirken, wie seine etwas täppische Naivität, seine Männlichkeit ihre Hilflosigkeit unterstreichen mußte. Sie strengte sich sehr an, ihn zu gewinnen, und hatte ihn auch bald so weit, daß er mürrisch ja sagte.

Nachdem er das einmal getan, half er eifrig bei der Vorbereitung des Meetings. Wieder packte ihn der frühere Eifer, der Kampf um Friedrich Benjamin schien ihm eine wichtigere Sache als die meisten andern Manifestationen gegen das Dritte Reich. Selbst in dieser verlumpten Welt mußte es möglich sein, daß der solidarische Wille zur Gesittung und zur Vernunft die Barbarei besiegte. Das zu demonstrieren war ein Ziel, für das kein Opfer zu groß war, auch nicht die Preisgabe seiner Musik. Das Schicksal Friedrich Benjamins war ein Gleichnis; vergewaltigt waren alle in diesem braunen Zeitalter. Von neuem pumpte er sich voll mit dem Grimm über das Geschehene, und es gelang ihm, die Erbitterung, die ihn seinerzeit dazu getrieben hatte, seine Musik, den Sinn seines Lebens, für die Befreiung Benjamins zu opfern, so frisch und stark zu spüren wie am ersten Tag.

Seiner Gepflogenheit zufolge setzte er die Rede nicht auf, die er halten wollte, er machte sich auch keine Notizen. Er beschränkte sich darauf, sich innerlich vorzubereiten; sowie er die Versammlung sieht, sowie er gezwungen sein wird zu reden, wird ihm der Augenblick die rechte Eingebung schenken, die Hörer mit dem eigenen großen Zorne zu füllen.

Leider kam es, bevor er sich in die Versammlung begab, zu einem kleinen Zwischenfall, der, so lächerlich er war, ihm trotzdem fast den nötigen Schwung genommen hätte. Als sie schon im Begriff waren, wegzugehen, bat ihn Anna, ein frisches Hemd anzuziehen. Sepp sträubte sich. Er hatte sich rasiert und somit Zeit genug an äußerliche Läppereien gehängt. »Kommen die Leute«, erwiderte er streitbar und ungeduldig, »um sich mein Hemd anzuschauen oder um gegen die Vergewaltigung Benjamins zu protestieren? Wem mein Hemdkragen nicht sauber genug ist, auf den verzichte ich, für solche Leute spreche ich nicht.« Schließlich brachte ihn Anna doch dazu, das Hemd zu wechseln, aber er blieb verstimmt.

In der Versammlung indes, während seiner Rede, fiel das Kleine, Läppische von ihm ab, und sein Groll gegen die Dummheit und Barbarei und sein Eifer für das Gute und Vernünftige brachen rein aus ihm heraus. Schnell sprach sich der sonst so hölzerne Mann frei. Seine breite, derbe, unverkünstelte, münchnerische Art, sein handfestes Französisch und sein unbekümmerter Akzent machten ihn den Hörern rasch sympathisch. Sepp spürte den Kontakt zwischen sich und dem Auditorium, er fand die Worte, auf die es ankam, er war aufrichtig, ursprünglich.

Anna liebte ihn sehr, wie er da oben stand und redete, jung, wahr, glühend. Sein knochiges Gesicht mit der guten, breiten Stirn und den tiefliegenden, jünglingshaft begeisterten Augen war schön, es war lebendig und bedeutend. Anna sah nicht mehr den schäbigen Anzug, den er doch nicht hätte tragen sollen; der Mann, der dort oben stand, das war der Sepp, in den sie sich vor zwanzig Jahren maßlos und für immer verschaut hatte.

Sepp gewann in dieser Versammlung viele für die Sache Friedrich Benjamins, der Abend war ein großer Erfolg. Redakteur Weißenbrunn von den »Pariser Nachrichten« verfaßte denn auch einen enthusiastischen Bericht.

Was aber später in den »P. N.« über die Versammlung zu lesen war, klang keineswegs enthusiastisch. Es waren ein paar lahme, matte Zeilen, die traurig abstachen von den schwungvollen Berichten der französischen Presse. Erstaunt fragte Sepp den Kollegen Weißenbrunn, ob ihm denn der Abend so wenig Eindruck gemacht habe. Der kleine, hurtige, impulsive Weißenbrunn schien noch mehr empört als Sepp selber. Im Gegenteil, erwiderte er, es sei ein großer Abend gewesen, und er habe auch einen langen, begeisterten Artikel darüber geschrieben. Wer daran herumgefingert habe, das habe er noch nicht ermittelt; aber er werde es herausbekommen und Krach schlagen, daß man es bis zum Triumphbogen hören werde.

Es stellte sich heraus, daß Herr Gingold persönlich dem Artikel seine jetzige Fassung gegeben hatte. Die ganze Redaktion war empört.

In Sepps und Weißenbrunns Gegenwart stellte Heilbrun Herrn Gingold zur Rede. Was denn zum Teufel in ihn gefahren sei, fragte er, daß er das ausgezeichnete Referat Weißenbrunns kassiert und an seine Stelle diese paar kläglichen Zeilen gesetzt habe, die mehr Schaden brächten als Nutzen.

Herr Gingold hatte vorausgesehen, daß es zu einem solchen Auftritt kommen werde, er war gewappnet. Ein falschfreundliches Lächeln entblößte seine schlechten Zähne inmitten des viereckigen, grauschwarzen Bartes. Was wollten die Herren? Waren nicht das Reich und die Schweiz übereingekommen, die Sache Benjamin vor einem neutralen Schiedsgericht anhängig zu machen? Hatten nicht die »P. N.« mit Recht diese Errungenschaft als einen Sieg gefeiert? Schön, jetzt war man soweit, man hatte es erreicht, das Verfahren schwebte. War es da nicht falsch, einzugreifen? In ein schwebendes Verfahren? Es war unfair, es war mehr als unfair, es war unklug, es konnte nur schaden. Hymnen, wie der Artikel in seiner ursprünglichen Fassung eine gewesen war, bewirkten fast immer das Gegenteil von dem, was sie wollten. So berserkerhaftes Lob war unvornehm, und Herr Gingold hielt darauf, die »P. N.« vornehm zu führen. War das nicht auch Herrn Professor Trautweins Bestreben? War es vornehm, für sich selber Reklame zu machen? Und mußte das Referat in der ursprünglichen Form nicht den Anschein erwecken, als schlügen die »P. N.« für ihre eigene Tätigkeit in Sachen Benjamin und für ihre eigenen Redakteure die Trommel? Nein, dazu waren die »P. N.« nicht da. Da hatte sich Herr Weißenbrunn in der Tonart vergriffen. Herr Gingold glaubte, er habe, indem er das übertriebene Referat auf das rechte Maß reduzierte, ihnen allen einen guten Dienst geleistet.

Mit trockener, knarrender Stimme, belehrend, aufreizend überlegen, brachte er seine albernen Sophistereien vor. Er saß da, bemüht, auszusehen wie Präsident Lincoln, und strähnte seinen Bart. Er fühlte sich im Recht. Hat er dazu die »P. N.« auf die Beine gestellt, daß man für diesen Trautwein Reklame mache? Er war voll von Triumph. Da schlug er zwei Fliegen mit einem Schlag. Er holte sich einen Lobstrich bei Herrn Leisegang, dem er beweisen konnte, wie treu er seinen Vertragspart erfüllte, und gleichzeitig zeigte er seinen arroganten Angestellten, wer der Herr im Hause war.

Es juckte Trautwein, Gingold ungeheuer grob zu kommen. Dieser Hundsknochen. Dieses stinkende Stück Liptauer. Doch Heilbrun, der den Erregten vor Unbesonnenheiten bewahren wollte, ließ ihn nicht zu Wort kommen und erwiderte selber: »Wenn nicht die Sache Benjamin die eigenste Sache der ›P. N.‹ ist, welche ist es dann? Wenn sich die Redakteure in ihrem eigenen Blatt nicht sollen darüber ereifern dürfen, daß einer aus ihrer Mitte von den Gewalthabern geraubt und in ihre Kerker geworfen worden ist, wozu sind dann die ›P. N.‹ da? Die Hörer des Meetings waren hingerissen. Ist es nicht einfach eine Schande, daß die ›P. N.‹ lauer berichten als irgendeine französische Zeitung? Denken Sie doch an Friedrich Benjamin. Bis das Schiedsgericht zusammentritt, bis es sein Urteil spricht, das kann lange dauern. In der Zwischenzeit sitzt Benjamin im Konzentrationslager. Sie wissen, was das heißt.«

Herrn Gingold wurde es unbehaglich. Heilbruns Worte machten ihm Eindruck. Das war eine Schwäche von ihm, er wurde so leicht sentimental. Es war unanständig von Heilbrun, an diese seine schwache Stelle zu rühren. Aber heut soll er sich verrechnet haben. Heute wird Herr Gingold hart bleiben. Er schuldete das sich selber, seiner Familie, seinem Vertrag, der Allgemeinheit. Er verstockte sein Herz. »Was wollen Sie?« sagte er trocken, böse, und seine Augen spähten hart unter der Brille hervor. »Schließlich lebt der Mann ja.«

Jetzt aber hielt sich weder Sepp Trautwein mehr noch der kleine, hitzige Weißenbrunn. »Das ist eine Gemeinheit«, brach Trautwein aus. »Genügt es Ihnen, daß Ihre Redakteure ›leben‹?« Und Weißenbrunn: »Sind Sie einverstanden damit, daß sie über die Grenze verschleppt und ins Konzentrationslager gesteckt werden? Sollen wir dazu das Maul halten?« Und wieder Trautwein: »Was stellen Sie sich denn unter einer Kampfzeitung vor? Was Sie da machen wollen, Herr, das ist keine Zeitung, das ist ein Saustall.«

Herr Gingold blieb unbewegt. »Sehen Sie, geschätzter Herr Professor Trautwein«, sagte er lehrhaft, den kleinen Weißenbrunn beachtete er überhaupt nicht, »das sind jene Maßlosigkeiten, vor denen ich Sie und meine Zeitung bewahren möchte. Wenn Sie aber den Rat eines älteren, erfahrenen Mannes nicht dulden wollen …«, und er zuckte eindrucksvoll die Achseln.

Heilbrun hatte seit langem gerochen, wo Gingold hinauswollte, daß er es darauf anlegte, Trautwein auf gute Art loszuwerden. Rasch also und ehe Sepp eine Unklugheit begehen und sein Amt hinschmeißen konnte, griff er ein zweites Mal an. Man zankte sich noch eine Weile, Sepp war auch weiterhin sehr saftig, aber man trennte sich, bevor er etwas nicht Wiedergutzumachendes getan hatte.

## 

## 17

## Romantik

Hanns arbeitete nach wie vor an dem Unternehmen, Sepp für die Volksfront einzuspannen. Aber viel versprach er sich nicht mehr davon. Immer deutlicher spürte er die Untauglichkeit des Vaters für praktische Politik. Er hatte Sepps Meeting für Friedrich Benjamin mitgemacht, hatte erlebt, wie sehr Sepps Rede gewirkt, hatte sich selber davon ergreifen lassen; er fand seinen Vater liebenswert. Das hinderte ihn nicht, zu erkennen, daß Sepp auf ein falsches Gleis geraten war. Hanns rechnete es ihm hoch an, daß er seine Musik so gut wie aufgegeben hatte um seiner politischen Schriftstellerei willen. Aber deshalb ist seine Tätigkeit doch aussichtslos. Politisch gesehen, ist Sepp ein für allemal verschimmelt. Er hat den rechten Weg nicht gefunden, der doch so einfach zu finden ist. Er hätte bei seiner Musik bleiben sollen. Je weniger sich Hanns mit Sepp verstand, um so wohler fühlte er sich in der Umwelt seines gescheiten Freundes, des Buchbinders Merkle. Fast jeden freien Abend verbrachte er dort.

Er begann zu zweifeln, ob eine deutsche Volksfront überhaupt Sinn habe. Er hatte zahllose Gespräche von Emigranten mit angehört, endlose Gespräche, die immer auf das gleiche, aufgeregte, ergebnislose Gejammer hinausliefen. Er berichtete Vater Merkle von seinen Eindrücken. Die deutsche Emigration, das ist lauter Spreu. Was hat es für einen Sinn, sie zu einigen? Wenn man viel Spreu auf einen Haufen kehrt, es bleibt trotzdem Spreu. Hanns, während er das auseinandersetzte, zeichnete eifrig. Er suchte zum zehntenmal Vater Merkle festzuhalten, den kleinen, lebhaften Mann, seine straffe Magerkeit, die hellen, gescheiten Augen, den dicken Schnurrbart über dem schmalen Mund. Die Einzelheiten stimmten; aber das Ganze wirkte nüchtern und gab nichts von der klaren, heiteren und strengen Gescheitheit des Freundes.

Vater Merkle hielt an der Idee der Volksfront fest. Es ist richtig, was Hanns sagt, unter den Führern der Sozialdemokraten und der Linksbürgerlichen, die für die Volksfront in Frage kommen, gibt es nur wenige politische Köpfe, die meisten sind Nullen. Aber hinter einer Eins ergeben viele Nullen eine dicke Ziffer: warum also nicht den Nullen die Eins voransetzen?

Hanns, immer zeichnend, hörte gut zu. Er wälzte die Worte Vater Merkles in seinem Innern. Dachte an Harry Meisel, der trotz seiner Kraft und Begabung zugrunde gegangen war, weil er es nicht über sich hatte bringen können, sich einem Ganzen anzuschließen. Die Eins ist nichts ohne die Nullen, die Nullen sind nichts ohne die Eins. Schade, daß Sepp aus dem Schicksal Harry Meisels nicht die logische Folgerung zieht, die nämlich, daß ohne Solidarität kein Erfolg möglich ist, daß private Aktionen aussichtslos bleiben müssen.

Vater Merkle liebte Hanns und bemühte sich, ihn sacht in seinem Geist zu erziehen. Er trachtete, Hanns spüren zu machen, daß seine kommunistische Lehre trotz ihres harten Realismus nicht nüchtern war. Es gibt nichts »Romantischeres« als die Realität, und wie das klare Wasser schillert, wenn die Sonne darauf scheint, so wird die Realität farbig, wenn man sie mit dem rechten Auge beschaut. Der Buchbinder Merkle brachte Hanns zum Beispiel gelegentlich mit Parteigenossen zusammen, die im Dritten Reich illegale Arbeit verrichteten. Obwohl diese Illegalen ununterbrochen ihr Leben auf Spiel setzten, war ihre Arbeit weder kleidsam noch heroisch, sie war monoton, und was zu erreichen war, stand scheinbar in keinem rechten Verhältnis zu der ungeheuern Gefahr. Aber das mühevolle, langweilige und gefährliche Geschäft, ein winziges Steinchen herbeizuschleppen, gewann Glanz aus der gewaltigen Größe des Baus, für den das winzige Steinchen bestimmt war. Dies war das Wunderbare, das Romantische an der scheinbar so banalen Arbeit, daß die Null das Bewußtsein der Bedeutung erlangte, weil sie der vorgesetzten Eins diente.

Selbstverständlich hütete sich der Buchbinder Merkle, Hanns mit solchen ideologischen Betrachtungen zu kommen, und die Illegalen, mit denen er ihn zusammenbrachte, vermieden ihrer ganzen Art nach große Worte. Sie sprachen überhaupt nicht viel, ihre Rede und ihr Gehabe waren alltäglich. Aber Hanns stieß von allein auf das, worauf er stoßen sollte: darauf nämlich, daß diese Männer mit gewöhnlichen Gesten und Worten an der Verrichtung ungewöhnlicher Dinge mithalfen und nicht, wie die meisten andern, von denen man viel hermachte, unter einem Aufgebot romantischer Worte und Gesten banale Handlungen vollbrachten.

Trotz seiner Gesetztheit träumte Hanns phantastische Jungensträume wie nur einer. Er erging sich etwa in Phantasien über die Wolga-Republik. Es schwebte ihm vor, das Beste der deutschen Kultur in dieses autonome Land der Sowjetunion zu retten und aus der Hauptstadt der Wolga-Republik, der Siedlung Engels, ein Sowjet-Weimar zu machen. Warum sollte das nicht glücken, da die Besten der deutschen Intellektuellen und Künstler aus dem Dritten Reich vertrieben und über die Welt verstreut waren? Vater Merkle hörte sich solche Träumereien mit innerem Lächeln an. Er wußte, daß es darum ging, die Agrarwirtschaft der Wolga-Republik zu rationalisieren und aus der Siedlung Engels ein tüchtig und vernünftig verwaltetes Zentrum für Agrarprodukte zu machen, kein Jena oder Weimar. Aber es freute ihn, daß Hanns kein nüchterner Rationalist geworden war.

Hanns verbrachte immer mehr Zeit in den Jugendverbänden der Emigranten. Er nahm teil an ihren Abenden und bemühte sich, den Mitgliedern dieser Vereinigungen die Idee der Volksfront schmackhaft zu machen. Die jungen Emigranten hatten ein trübes Leben, ihre Zukunft war dunkel, und was sie ringsum von den Erwachsenen zu hören bekamen, war bitteres, nissiges, hysterisches Geschwätz. Um so mehr sagte ihnen Hannsens gesetzte, klare Art zu und seine sachliche, praktische Rede; er gewann Freunde und Kameraden.

Einer vor allem schloß sich ihm an, Klemens Pirckmaier, ein hochaufgeschossener, dürrer Junge mit hagerem Gesicht und fliehendem Kinn, mit schütterm Haar und mit etwas törichten Augen, die groß und blau strahlten. Sein Vater, ein Führer der Katholikenpartei, war von den Nazi ermordet worden. Freunde des Vaters hatten den Jungen in Paris untergebracht und für ihn weiter gesorgt. Klemens Pirckmaier war von sanftem Wesen, langsam von Auffassung, aber guten Willens und fleißig. Durch den Tod des Vaters, den er sehr geliebt hatte, war er ein wenig tiefsinnig geworden. Seine Lehrer fanden ihn gefügig, doch schüchtern und schwerfällig; ihn unter Menschen zu bringen hielt nicht leicht. Wer Klemens Pirckmaier kannte, wunderte sich, daß der scheue Junge es über sich gebracht hatte, bei einem Diskussionsabend des katholischen Jugendvereins an Hanns heranzutreten und ihm stotternd und respektvoll eine Frage zu stellen.

Von diesem ersten Abend an suchte der Junge gierig Hannsens Nähe. Viele brachten Hanns Vertrauen entgegen, ohne daß er sich groß darum hätte anstrengen müssen, aber niemand warf sich ihm so an wie Klemens Pirckmaier. Vor ihm, und nur vor ihm, sprudelte Klemens alles heraus, was sich in ihm gestaut hatte. Gedanken, Wünsche, Gefühle, ungelenk durcheinander, und er bestürmte ihn mit tausend Fragen.

Klemens Pirckmaiers gläubiges Christentum war durch die Ermordung des Vaters und durch die Christenverfolgung des Dritten Reichs nicht erschüttert worden. Was ihn bedrängte war, daß so viele berufene Katholiken die Aufgabe, die Gott ihnen stellte, entweder geradezu verrieten oder sich zumindest vor ihr drückten. Denn da die Wechsler von neuem in den Tempel gedrungen waren und ihn angefüllt hatten, war es heute vornehmste Pflicht der Katholiken, sie auszutreiben. Heute war die streitende Kirche die allein gültige Repräsentantin des Christentums; es galt, dem Christus anzuhangen, der gekommen war, das Schwert zu bringen. Aber die Männer, denen es oblag, diese Mission zu erfüllen, versagten zu einem großen Teil. Klemens flüchtete sich in eine stumme, grimmige Verzweiflung. Die Welt war verrottet, das Zeitalter des Antichrist angebrochen. Nicht nur ein Menetekel stand an den Wänden, es gab keine Wand mehr, auf der man noch eine Inschrift hätte anbringen können vor lauter Menetekels. Trotzdem änderte sich nichts. Blindheit, vertierte Blödheit war überall, von allen Seiten grinste einem Satan entgegen.

Da dem so war, hatte Klemens Pirckmaier eine einzige Bitte an den Himmel: ihn möglichst bald aus dieser verderbten Welt fortzunehmen. Er hätte selber Schluß mit sich gemacht, hätte nicht Gott eine solche Tat verboten. Aber sein Wunsch, von dieser Erde wegzugehen, war so heiß, rein und innig, daß er gewiß war, Gott werde ihn erhören. In solcher Stimmung, sicher, daß sein leiblicher Untergang bevorstehe, war er Hanns Trautwein begegnet, und Hannsens Tatkraft hatte einen Plan in ihm reifen lassen, der verwoben war mit seinem Wunsch. Die Idee der »Verwertung«, die Hanns so gern im Munde führte, zeugte in Klemens weiter. Er wollte seinen Untergang, dessen er gewiß war, »verwerten«, wollte ihn verknüpfen mit einer großen, frommen Tat, mit der Vertilgung des Antichrist.

Hanns, als ihm Klemens von seinen verworrenen Träumen erzählte, wurde nicht klug daraus. Nur mit Mühe erkannte er, worauf der andere hinauswollte, daß er nämlich den Gegner, den Antichrist, mit in den vorbestimmten Tod nehmen, daß er ein Attentat auf den »Führer« ausüben wollte.

Hanns sah sogleich, daß das weder wünschenswert noch ausführbar war. Doch er traute sich nicht zu, allein gegen Klemens’ wirren Fanatismus aufzukommen. Er trug den Fall Vater Merkle vor. Der Buchbinder zuckte die Achseln und meinte, er sei kein Psychiater. Erst nach langem Drängen erklärte er sich bereit, mit Klemens Pirckmaier zu reden.

Man berichtete dem Alten von dem Attentatsplan als von dem Vorhaben eines Dritten, eines gemeinsamen Freundes. Vater Merkle, mit einer Geduld, die Hanns überraschte, setzte dem störrischen Klemens auseinander, wie schädlich ein solches Unterfangen sei. »Ich bin Kommunist, junger Herr«, erklärte er in seinem festen, biederen Elsässisch. »Sie wissen, daß wir prinzipielle Gegner des Individualterrors sind, nicht aus irgendwelchen Moralgründen, sondern deshalb, weil wir aus der Geschichte gelernt haben, daß Individualterror in diesem Stadium des Klassenkampfes schädlich ist. Das ist keine abstrakte Ideologie, das ist kein bloßes Gerede, so halten wir es in unserer Praxis, junger Herr. Es ist Ihnen bestimmt nicht unbekannt, daß wir in Deutschland über Zehntausende von Genossen verfügen, die ihr Leben riskieren, auch wenn es sich nur darum handelt, Flugblätter zu verteilen. Ich brauche Ihnen also nicht erst zu sagen, daß sie es auch aufs Spiel setzten, um irgendein Attentat auszuführen, wenn man das für wünschenswert hielte. Wir halten aber eben solche Attentate nicht für wünschenswert. Daß Hitler und die übrigen Nazibonzen trotz des ungeheuren Hasses, der sich gegen sie angesammelt hat, noch am Leben sind, das verdanken sie nicht der Staatspolizei, das verdanken sie lediglich dem Schutz, den ihnen die kommunistische Partei angedeihen läßt. Die wären alle längst dahin, wenn wir nicht unablässig predigten: ›Rührt sie nicht an, ihr Leben ist uns heilig.‹ Bedenken Sie das bitte, junger Herr. Und bedenken Sie, wie schädlich sich im besonderen Fall gerade ein geglücktes Attentat auf den Führer auswirken müßte. Einmal hätten dann die Nazi an Stelle ihres dürftigen Horst Wessel so was wie einen wirklichen Heiligen und Märtyrer, mit dem sie ganz anders Staat machen könnten. Dann aber«, er lächelte listig, »hätten sie einen zweiten, noch viel größeren Vorteil. Soviel haben sogar die Nazi begriffen, daß die einzige Eigenschaft, derenthalb das Kapital den ›Führer‹ einsetzte, der Kredit war, den er sich mit Hilfe dieses Kapitals beim Pöbel verschafft hatte. Wenn jetzt, wo der Kapitalismus in Deutschland in seiner schärfsten Form, als Faschismus, für eine Weile fest in der Macht sitzt, wenn jetzt der ›Führer‹ verschwinden sollte, dann kann es sich das Kapital leisten, ihn, der nichts als Kredit beim Pöbel hatte, durch einen Mann zu ersetzen, der was von Politik versteht.« So, auf schalkhafte Art und auf ernsthafte, redete der Buchbinder auf Klemens Pirckmaier ein, ihm immer von neuem einschärfend, er möge diese Bedenken seinem, fingierten, Freunde recht deutlich machen.

Klemens hörte gut zu und bedankte sich schüchtern und höflich. Aber auf dem Nachhauseweg sah Hanns, daß Vater Merkles Worte auf den Kameraden keine Wirkung getan hatten. Vielmehr kroch Klemens jetzt selbst vor Hanns in die sanfte Verstocktheit zurück, die ihm früher eigen gewesen war.

In dem Internat angekommen, wo er erzogen wurde, konnte er die Gesichter und die Reden der andern heute einfach nicht vertragen. Er mußte allein sein. Er schloß sich ins Klosett ein und dachte nach. Der alte Buchbinder mochte ein gescheiter Mann sein, auch Hanns war gescheit und ein guter Freund. Aber sie hatten den Glauben nicht, darum verstanden sie ihn nicht. Er rang mit sich selber und suchte zu ergründen, ob sein Plan von Gott komme oder vom Satan. Sein innerer Kampf dauerte lange. Man rüttelte an der Tür seines Zufluchtwinkels, und schließlich mußte er ihn verlassen. »Ist dir schlecht?« fragten die andern, so mitgenommen und verstört sah er aus.

Sepp Trautweins Erfolg bei dem Meeting für Friedrich Benjamin hatte ihn wieder aktiver gemacht, zuversichtlicher. Während er es in den letzten Wochen stumpf hingenommen hatte, daß die Entfremdung zwischen ihm und Hanns wuchs, sagte er sich nun, so dürfe das nicht weitergehen. Zwei intelligente Menschen, beide guten Willens, Vater und Sohn, da mußte es doch eine Möglichkeit geben, sich zu verständigen. Der Bub war hartköpfig, das hatte er von ihm, er selber war kein Geduldiger. Aber schließlich wollte man doch das gleiche, und wenn man sich fest vornahm, sein Temperament unter keinen Umständen durchgehen zu lassen, dann mußte es was werden.

»Also jetzt schieß einmal los, Hanns«, sagte er eines Tages, als er mit ihm allein war. »Wie steht’s mit eurer Volksfront? Wie weit seid ihr?«

Hanns errötete vor Freude, daß einmal Sepp das Thema anschnitt, und erzählte stolz, wie eifrig die jungen Menschen aller Parteien die Idee aufgriffen. Sie alle verstünden, daß ohne Solidarität die Emigration ihre politische Tätigkeit glatt aufgeben könne. Es sei lächerlich, wenn kleine, zersplitterte Parteien gegen eine so gut organisierte Macht wie den Staat der Nazi aufkommen wollten.

Sepp, in dem neu überzogenen Lehnstuhl sitzend, die Beine weit von sich gestreckt, gab das gemütlich zu. Er verlange nur eines, meinte er, daß man ihm nämlich Rede- und Gedankenfreiheit lasse auf allen Gebieten, die nicht unmittelbar mit dem Kampf gegen den Faschismus zu tun hätten. »Ich will nicht«, erklärte er, »weil ich zu Hitler nein sage, zur Sowjetunion ja sagen müssen.« Er sprach nicht angreiferisch, sondern münchnerisch behaglich. »Es verlangt ja auch kein Mensch«, erwiderte Hanns, »daß du zur Sowjetunion ganz und ungeteilt ja sagst. Aber daß der eine Verbündete vom andern behauptet, er sei ein Lump und Scheißkerl, und es sei traurig, daß man sich mit solchem Gesindel einlassen müsse, das scheint mir auch nicht das Wahre.«

»Wenn aber«, gab Sepp zurück, »der andere Partner alle Meinungs- und Redefreiheit totschlägt und noch nach achtzehn Jahren nur mittels Terrors und Diktatur regieren kann, muß man dazu auch das Maul halten? Darf man da nicht sagen, das ist ein Saustall, oder vielmehr«, zitierte er, sich rasch und lächelnd korrigierend, Hanns, »das scheint mir auch nicht ganz das Wahre?«

Und da war man wieder bei der Grundfrage, über die es zwischen beiden keine Verständigung gab. In gefährlichen Situationen, dozierte eifrig Hanns, er hatte das natürlich von Vater Merkle, könne ohne Autorität, ohne Gewalt, ohne Diktatur nicht regiert werden. Ein Staat wie die Sowjetunion, von der herrschenden Schicht der übrigen Welt gehaßt oder zumindest mit größtem Mißtrauen beobachtet, sei in latentem Kriegszustand. Ließe man in einem solchen Staat die Opposition gewähren, dann werde sie automatisch zum Verbündeten der ausländischen Gegner. Eine große Sache wie der Aufbau der sozialistischen Welt lasse sich ohne Gewalt nicht durchführen. Zumindest bis eine neue Generation in den neuen Gedankengängen und Lebensformen herangewachsen sei, müsse man die Diktatur aufrechterhalten. Wenn man von der gesamten Bevölkerung ständige Entbehrungen verlange, schloß er mehr spaßhaft als angreiferisch, ständige Bereitschaft, das Leben einzusetzen, dann dürfe man schließlich auch den Schriftstellern zumuten, manchmal das Maul zu halten, selbst dann, wenn es ihnen nicht ganz leichtfalle.

Sepp kannte dieses Lied, es gefiel ihm heute sowenig wie je. Aber er blieb seinem Vorsatz treu und verlor nicht die Ruhe. Auf diesem Gebiet, erklärte er, könne er leider keine Konzessionen machen. Er sei halt nun einmal ein unverbesserlicher Liberaler. Der letzte Liberale, fügt er scherzend hinzu. Ach, wie viele hatte Hanns schon sagen hören, sie seien die letzten Liberalen. Ein Leben, fuhr Sepp fort, in dem er nicht sagen und schreiben dürfe, was er wolle, scheine ihm nicht lebenswert. Sonst hätte er ja gleich in Deutschland bleiben können. Wenn er schon Konformismus hinnehmen müsse, dann lieber unter Deutschen, in der Heimat, als unter Russen und Kalmücken. Und er hielt Hanns eine Rede von der Freiheit, wie er sie verstand, nicht ohne Feuer. Hanns erwiderte, und man sprach viel hin und her, versöhnlich beiderseits und gleichwohl unversöhnlich, und am Ende erklärte Sepp zuversichtlich, der Tag sei nicht fern, an dem man sich einigen werde.

So redete er, schwungvoll, überzeugt. In seinem Innern aber, gegen seinen Willen, klang ein Satz auf, den er lange nicht mehr gedacht hatte. In jungen Jahren, als kleiner Kapellmeister, hatte er häufig Beethovens Musik zum »Egmont« dirigiert, und sein gutes Gedächtnis hatte aus dem Text dieser Tragödie sehr vieles aufbewahrt. Ein Satz aus diesem Text war es, der ihm jetzt lebendig wurde. Egmont nämlich, nachdem er dem spanischen Statthalter lange von den Rechten und Freiheiten des Volkes geredet hat, sieht ein, daß der andere nicht hören will und nicht hören darf. Und mit Egmonts Worten jetzt erkannte Sepp Trautwein: »Umsonst hab ich soviel gesprochen, die Luft hab ich erschüttert.«

## 

## 18

## Elefanten im Nebel

Die Unterredung Sepp Trautweins mit Erika Beermann dauerte nun schon eine halbe Stunde. Beide wiederholten mit immer andern Worten das gleiche; Sepp versuchte ihr schonend beizubringen, daß ihr Manuskript den Ansprüchen der »P. N.« nicht genüge, und sie wies immer von neuem darauf hin, wieviel Arbeit sie auf das Manuskript verwandt und wer alles ihr versichert habe, daß der Roman gut sei. Der Abdruck in den »P. N.« sei ihre letzte Hoffnung; wenn Sepp Trautwein das Werk ablehne, dann bleibe ihr nichts übrig, als Schluß zu machen.

Der Roman war brave Durchschnittsarbeit, weder gut noch schlecht, darüber waren Zweifel nicht möglich; im früheren Deutschland hätte sich wohl eine Zeitung für den Vorabdruck gefunden, auch ein Verleger für das Buch, der Bedarf an solcher Durchschnittsliteratur war groß. Aber jetzt, da der Kreis der Leser so beschränkt war und so ungeheuer viel Material andrängte, durfte man derlei Mittelmäßigkeiten einfach nicht drucken. Schließlich, damit hatte Heilbrun recht, waren die »P. N.« keine humanitäre Anstalt. Sepp fluchte in seinem Innern. Es war eine Gemeinheit von Berger, daß er ihm diese Erika Beermann aufgehalst hat.

Endlich zog sie ab, mit erloschenem Gesicht. Aufatmend und dennoch unbehaglich sah Sepp sie zur Tür hinausgehen, schlaffen Rückens. Er hatte sich für solche Fälle eine gewisse Routine angeeignet; trotzdem gab es ihm immer wieder einen Stich, wenn er so ein armes Wesen mit einem Nein wegschicken mußte.

Er wandte sich seiner Arbeit zu. Allein das graue, müde Gesicht Erika Beermanns wollte ihm nicht aus dem Kopf. Er kannte sie von früher her, aus Berlin, sie war eine angenehme Frau gewesen, voll Kunstverstand, er hatte gerne mit ihr geschwatzt. Nie hätte sie in Deutschland daran gedacht, Romane zu schreiben und sie anzubieten wie sauer gewordene Milch.

Auf einmal fiel ihm ein, daß er in der letzten Zeit häufig an einer andern ein ganz ähnliches Gesicht gesehen hatte wie heute an dieser Erika Beermann, und mit Schreck erkannte er, daß diese andere seine Anna war. Ja, so müd und hoffnungslos fielen manchmal ihre Züge auseinander, und so schlaff bog sich manchmal ihr Rücken, wenn sie nach einem Tag voll von Mühe und kleinen Sorgen in die Küche hinausging, das Geschirr zu waschen.

Er machte sich von neuem an sein Manuskript. Aber die Gedanken liefen ihm davon. Heiß fiel ihm auf die Seele, wie gröblich er in der letzten Zeit Anna vernachlässigt hatte. Leicht hat sie es nicht mit ihm. Ihr obliegen tausend kleine, lästige Geschäfte, und er, statt ihr dankbar zu sein, daß sie ihm den Dreck abnimmt, ist grantig und gibt ihr mürrische Worte, als ob an den Unannehmlichkeiten des Exils sie die Schuld trüge.

Es hat keinen Sinn, darüber zu grübeln. Er wird sich jetzt, in Dreiteufelsnamen, endlich energisch an diesen Artikel über das Asylrecht machen, er klingt noch verdammt lahm, und ihm den rechten Schick geben. Doch es will und will nichts werden. Die klagende Stimme Erika Beermanns geht ihm nicht aus dem Ohr; es ist, als wäre sie leibhaft im Zimmer. Aber eigentlich ist es gar nicht Erika Beermann, es ist schon wieder Anna. Wie stolz sie auf ihn und seine Rede war bei dem Meeting, wie stolz sie auf »Die Perser« war, sie ist noch immer verliebt in ihn, noch heute, nach so langen Jahren, so unjung und verschlampt und ramponiert er ist. Ihm wird ganz warm, wie er sich das recht ins Bewußtsein ruft. Auf einmal stehen tausend Bilder ihrer gemeinsamen Vergangenheit auf, die ihm seit Jahren versunken waren. Er sieht Anna, wie sie damals am Flügel gestanden ist, gesammelt, nachdenklich, nachdem er ihr die Siebenunddreißigste Horaz-Ode vorgespielt hatte, und er hat noch genau ihre Sätze im Ohr, jedes Wort, jeden Tonfall, wie sie ihm dann ihre Einwände gesagt hat, vorsichtig, um ihn nicht zu kränken; aber er ist doch beleidigt gewesen, damals tief beleidigt, er war warm vom Schaffen gewesen. »Nunc est bibendum, nunc pede libero«, wie beschwingt das klang, wie es ihm geglückt war, das einzufangen und zu steigern, und da hat sie ihm kommen müssen mit ihren Bedenken. Spät erst hat er eingesehen, wie berechtigt ihre Bedenken waren. Es ist wirklich falsch gewesen, daß er damals den lateinischen Text genommen hat, und Anna hat das richtig gespürt. Auch hundertmal sonst hat sie das rechte Gefühl gehabt, wenn er, als der echte Münchner Dickschädel, der er ist, den falschen Weg grad erst recht hat weitergehen wollen. Mühe hat das gekostet, ihn davon abzubringen, und oft hat sie sich die Lippen fransig reden müssen.

Er träumt vor sich hin. Er versucht jetzt erst gar nicht mehr, sich zu seiner Arbeit zu zwingen. Das war während der Inflation, im Jahr 22 oder 23, damals ist es ihnen ganz dreckig gegangen, er war abgearbeitet und herunten, und es war nur gut, daß die Pointners den kleinen Hanns auf ein halbes Jahr in Pflege genommen hatten, sie selber hungerten erbärmlich. Damals hatte Anna vorgeschlagen, daß man sich Ferien gönne, auch ohne Geld, und sie hatten zu Fuß Ausflüge im Böhmerwald gemacht. Er sah vor sich den Morgen, nachdem sie im Freien übernachtet hatten, sie waren kalt und steif, aber dann ist die Sonne gekommen und sie sind im Gras gelegen, und Annas Bauch war gesprenkelt vom Schatten der Äste.

Nein, Anna ist schon die rechte, und er ist es, der in den letzten Wochen nicht so gewesen ist, wie er hätte sein sollen, er hat einiges an ihr gutzumachen.

Mit ihm fertig zu werden, das braucht Zeit und Geduld. Anna hat bewiesen, daß sie die Geduld hat. Und wenn sie die Zeit nicht hat, nicht mehr hat, dann ist es nicht ihre Schuld. Zum Vergnügen arbeitet sie nicht bei Wohlgemuth. Mit einemmal sieht er ganz deutlich, was eigentlich zwischen ihm und Anna los ist. Er erkennt, daß er immer mehr verlangt hat als gegeben und daß Anna immer und ohne Rückhalt alles gegeben hat, was sie hatte. Wenn es jetzt zwischen ihnen nicht mehr so ist, wie es sein soll, dann liegt das daran, daß Anna nicht mehr soviel geben kann wie früher. Es liegt am Exil. Anna ist härter getroffen als er, das Exil hat ihr mehr genommen.

Es ist nicht recht von ihm, daß er sich gegen sie sperrt und nicht sehen will, was ist. Auch in dieser Sache mit der Rundfunkaufführung der »Perser« ist er ungerecht. Die Geschichte war ein Erfolg, und es ist gemein von ihm, daß er das nicht wahrhaben will. Dabei hat ihm, wenn er ehrlich sein will, dieser Erfolg sogar innerlich weitergeholfen. Und daß sie den alten Sessel neu hat beziehen lassen und ihm neue Pantoffeln angeschafft, das ist doch auch kein Verbrechen. Aus bösem Willen hat sie’s bestimmt nicht getan, und wenn ein Dritter zwischen ihnen richten soll, dann würde er wahrscheinlich eher ihn für böswillig oder spinnet halten mit seiner Vorliebe für die alten Pantoffeln, den alten Sessel und seine Ruh. Sie jedenfalls hat’s gut gemeint. Alte, denkt er zärtlich, Alte, und beschließt, ihr zu zeigen, daß sich im Grund nichts geändert hat und daß alles noch genauso ist wie früher. Sie ist leicht zu haben; er braucht ihr nur ein bißchen gut zuzureden, dann ist sie versöhnt.

Er macht mit seiner Arbeit endgültig Schluß, zeitiger als sonst, und geht ins Aranjuez, voll stürmischer Reue. Er nimmt an, er werde als erster zu Hause sein, und freut sich darauf, die überraschte Anna gutmütig lärmend zu begrüßen. Allein sie ist schon da, sie ist im Begriff, sich zu Bett zu legen. Ihr fehlt nichts Besonderes, sie ist unwohl, sie hat die Regel. Sie hätte nicht zu Wohlgemuth gehen sollen und arbeiten, aber sie hat gewußt, daß es dort viel zu tun gab, und auf Elli Fränkel ist kein Verlaß. So ist sie eben hingegangen. Aber bald hat sie sich nicht mehr aufrecht halten können und hat nach Haus müssen. Übrigens hat sie, bevor sie sich fürs Bett zurechtmachte, für ihn etwas Kaltes zum Abendbrot hingestellt. Er findet es in der Küche.

Sepp bedauert sie mit unbeholfenen Worten. Schade, daß er keinen besseren Augenblick erwischt hat für sein Vorhaben, sich mit ihr auszusöhnen.

Sie liegt da und hat Schmerzen. In letzter Zeit wird ihr fast immer schlecht, wenn sie unwohl ist. In Deutschland war sie gewohnt, sich am ersten Tag zu schonen, und hier sollte sie es erst recht. Das viele Hin und Her bei Wohlgemuth, das lange Stehen, das Gerenne, das kann einem nicht gut bekommen. Man wird schnell alt, wenn man sich an diesen Tagen nicht schont, und für sie wäre es aus vielen Gründen wichtig, nicht zu schnell alt zu werden. Aber man traut sich nicht, gescheit zu handeln und auf weite Sicht. Man handelt immer nur für den Augenblick. Man ist feig geworden. Sie hat gesehen, daß der Doktor in eifrigem Briefwechsel mit London steht, sie will sich ihm unentbehrlich machen, sie will sich die Chance nicht verderben, mit ihm nach London zu gehen. Ach, von der zuversichtlichen, lebensmutigen Anna von früher ist so gut wie nichts mehr da. Sepp hat ganz recht, wenn er sich an die junge, glatte Erna Redlich hält. Es ist blöder Dünkel, daß sie glaubt, sich was zu vergeben, wenn sie in einer Erna Redlich eine Rivalin sieht. Erna ist viel mehr als eine Rivalin: längst ausgestochen hat sie sie.

Heute, das ist wahr, bemüht er sich offenbar besonders, sich ihr angenehm zu machen. Nicht nur zappelt er sich ab, tröstende, bedauernde Worte für sie zu finden, er hat auch die neuen Pantoffeln angezogen und den neuen Schlafrock. Aber sein ungelenkes Bedauern ärgert sie mehr, als daß es sie tröstet. Übrigens hat er sich bereits für die Nacht zurechtgemacht und trägt unter dem Schlafrock seinen Pyjama. Häßlich schaut das aus. Die Hose ist ihm natürlich hinaufgerutscht, wie immer, und man sieht die behaarte Wade. Er ist schon verdammt schlampig, und seine Schlamperei kompromittiert sie vor den andern; denn ihr schiebt man seine Vernachlässigung in die Schuhe.

Da hockt er also und schwatzt. Wie ihr zumute ist, davon ahnt er nichts. Er merkt nichts von der nie abreißenden Kette kleiner Leiden und Demütigungen, die sie auf sich nehmen muß. Er redet. Er erzählt ihr von seinem Gespräch mit Hanns, und daß es doch wohl noch eine gute Weile dauern wird, bis Hanns nach Moskau geht, und daß Hanns ein blitzgescheiter Bub ist, und daß es sicher noch möglich sein wird, ihm die Mucken auszutreiben. Alle Details seiner Unterredung mit dem Buben berichtet er ihr; er erspart ihr nichts von dem ganzen theoretischen Sums. Als ob sie seinen politischen Katechismus nicht ebensogut auswendig könnte wie den des Jungen. Das ist doch lauter blauer Dunst, was er sich da vormacht. Im Geist sieht sie die schlimme Szene, wie sich Hanns von ihr mit Geld hat freikaufen wollen. So weit von ihnen fort ist der Junge schon, und da glaubt Sepp, er könne ihn aus seinem Moskau zurückholen, wenn er ihm seinen demokratischen Quatsch zum hundertstenmal vorkaut.

Nein, es ist nichts mehr zu machen: die Stricke, die sie drei verbunden haben, sind endgültig gerissen. Anna hat seit jener bösen Geschichte Hanns nichts Neues mehr vorzuwerfen. Im Gegenteil, er scheint es zu bedauern, was er ihr angetan hat; wenn er sie sieht, bestrebt er sich, besonders respektvoll und gefällig zu sein. Aber er vermeidet es, mit ihr allein zu bleiben, und zu einer vertraulichen Aussprache kommt es nie mehr. Es ist bitter und komisch zugleich, wie er ihr aus dem Weg geht, wie er sich davor drückt, das Geschirr mit ihr zu waschen, oder es hastig zu Ende wäscht, solange sie noch mit dem Abräumen des Tisches zu tun hat, nur um der Intimität dieser gemeinsamen Arbeit zu entgehen. Sie überlegt, wann sie das letzte vertraute Wort mit Hanns gesprochen hat. Das war drei Tage vor jener Geschichte mit dem Geld. Damals hat sie ihm über den Kopf gestrichen, und er ist errötet und hat gelächelt, und es war Vertrautheit zwischen ihnen. Das war wohl das letztemal, daß zwischen ihnen Vertrautheit war.

Sie ist noch nicht alt; trotzdem hat sie oft das Gefühl, dieses oder jenes Erlebnis sei das letzte seiner Art. Wie sie Hanns über den Kopf gestrichen hat, das war wohl das letztemal, daß sie mit ihm vertraut war. Das kleine, nicht recht geglückte Bankett, das sie nach der Rundfunkaufführung gegeben hat, das war wohl das letztemal, daß sie ein Dutzend Leute zu Gast gehabt hat. Wann wird Sepp das letztemal mit ihr schlafen? Einmal muß es das letztemal sein, heißt es in einem dummen, unanständigen Couplet. Und wenn auch Sepps Worte und sein ganzes Wesen sie kratzen, so viel ist sicher und so viel muß sie erkennen, er hat heute offenbar den Willen, sich vor ihr aufzuschließen; in einem ganzen Vierteljahr hat er nicht so oft »Alte« zu ihr gesagt wie heute abend, und vielleicht ist das die letzte vertraute Stunde, die sie mit ihm hat.

Was für alberne Sentimentalitäten. Das rührt daher, daß sie unwohl ist. Sie will sich nicht gehenlassen. Sie rafft sich zusammen und wandelt sich zurück in die resolute Anna.

Daß Sepp heute zugänglicher ist, das ist ein glücklicher Zufall, und sie muß ihn ausnutzen. Schon seit Tagen hat sie sich vorgenommen, ihn zu warnen. Bei den »P. N.« ist was Unsauberes im Gang. Die Pereyros haben ihr angedeutet, es bereiteten sich dort Änderungen vor, der gewisse Gingold sei ein verdächtiger Kunde, und man tut gut daran, sich vorzusehen. Anna muß Sepp darauf aufmerksam machen, und heute ist er dafür in der rechten Stimmung.

Sie erzählt ihm also, und Sepp hört zu, gutgelaunt, aufmerksam, verträglich; aber er nimmt ihre Warnung wie ein Erwachsener das Gerede eines Kindes. Daß sie sich von den Pereyros ins Bockshorn habe jagen lassen, erwidert er, das sei wieder echt Anna. Überall rieche sie Unrat, immer müsse sie unken. Ihm sei der gewisse Gingold sicher zuwider, und daß sie einander nicht ausstehen könnten, das stimme auch. Aber von da bis zu den Greuelmärchen des Monsieur Pereyro sei noch ein weiter Weg. Daß der Gingold an der politischen Richtung des Blattes was ändern wolle, von so was zu faseln, das heiße einfach Gespenster sehen.

Anna hat dagegen nicht viel Sachliches vorzubringen. Aber die Pereyros haben eine gute Witterung, sie selber kann sich auf ihren Instinkt verlassen, sie beharrt bei ihrer Warnung. Möglich, daß in dieser Warnung ein bißchen Egoismus steckt. Wenn Sepp nicht länger auf der Redaktion der »P. N.« sitzt, dann wird sie es leichter haben, ihn, wenn es soweit kommt, nach London zu bringen. Auf alle Fälle wird er sich, wenn er von den »P. N.« fort ist, wieder mehr mit seiner Musik befassen, es wird mehr Gemeinsames zwischen ihnen sein. Ihr käme es also zupaß, wenn er kündigte, bevor man ihm kündigt, und sie wiederholt ihre Warnung. Leider aber ist sie nicht gut in Form, sie ist nicht ruhig und sachlich genug. Sepp ahnt ihre verborgenen Gründe und wird seinesteils allmählich verstimmt und streitbar. Die in guter Absicht angebahnte Aussprache endet unbefriedigend.

Trotzdem beschäftigte ihn Annas Warnung. Er erzählte Erna Redlich von den Gerüchten über Gingold. Erna nahm das Gerede nicht so leicht, wie er geglaubt hatte. Gewiß, stichhaltige Beweise für Gingolds unanständige Absichten gab es nicht. Aber Tatsache war, daß er sich immer eifriger in die Redaktionsgeschäfte mengte und die Redakteure immer mehr schikanierte. Gingold war ein ausgezeichneter Rechner, das Blatt ging gut, die Auflagenziffer stieg, der Inseratenteil wurde immer üppiger, die Redakteure waren also offenbar die rechten für ihr Publikum: wozu und weshalb dann Gingolds ewiges Gemecker? Welche dunkeln Absichten versteckten sich dahinter?

Sepp überlegte. Der unzulängliche Apparat der »P. N.« verlangte von jedem einzelnen Redakteur, daß er seine ganze Kraft hergab; dazu waren die Redakteure überhäuft mit persönlichen Sorgen. Sie brauchten von seiten des Verlegers Schonung, Aufmunterung, Zuspruch. Statt dessen mäkelte Gingold unvernünftig und aufreizend an ihnen herum. Auch dachte er trotz der sichtlich besseren Finanzlage des Blattes gar nicht daran, die oft versprochenen Gehaltserhöhungen zu gewähren. Als erfahrener Kaufmann mußte er sich selber sagen, daß er durch diese Quengelei und Knauserei das Gegenteil von dem erreichen mußte, was er erzielen wollte. Erna Redlich hatte recht: wozu also und warum schikanierte er?

In seiner offenen Art beredete Sepp seine Zweifel mit Heilbrun. Dem war natürlich auch aufgefallen, daß sich Gingold in der letzten Zeit mühte, die Redaktionsführung noch mehr zu beeinflussen als früher. Er, Heilbrun, vermutete, daß hinter Gingold ein großer Wirtschaftskonzern stehe, der das Blatt benützen wolle, bestimmte politische und wirtschaftliche Meinungen zu lancieren. Kleine Zeitungen seien in solchen Fällen häufig besser zu brauchen als große. Daß Gingold schikaniere, das liege nun einmal in seiner Art und müsse hingenommen werden. Aber daß er daran denken sollte, den politischen Kurs der »P. N.« zu ändern, das sei einfach lächerliches Gerede. Wenn der oder jener dergleichen Gerüchte verbreite, so habe er sich anstecken lassen von der allgemeinen Emigrantenhysterie, die hinter jedem harmlosen Wort Machenschaften der Nazi wittere. »Ich, Franz Heilbrun«, erklärte er beruhigend und autoritativ, »bin auf keinen Fall gewillt, mir von Gingold auch nur im kleinsten in meine Politik einreden zu lassen.« Und: »Schlagen Sie sich die Flausen aus dem Kopf, lieber Sepp«, schloß er großspurig. »So viel ist sicher: eher gehe ich selber, als daß ich Sie gehen lasse.«

Anna hatte sich in der letzten Zeit immer enger an Gertrud Simmel angeschlossen. Vor der Welt hielten die beiden Frauen die tapfere, damenhaft heitere Miene fest. Vor sich selber ließen sie sich gehen, sie versteckten nichts mehr von dem Kampf ihres kläglichen Alltags. Voreinander schimpften sie, klagten sie, zuweilen auch trösteten sie sich.

Gertrud Simmel hatte keinen Beruf; doch ihr Tag war ausgefüllt mit vielen kleinen Geschäften. Ihre Einkünfte wurden immer beschränkter, aber die Simmels führten nach wie vor ein glänzendes Haus und entfalteten lebhafte Geselligkeit. Das war aufreibend. Man mußte eine Sicherheit vortäuschen, die nicht da war; von heut auf morgen konnte die schmale wirtschaftliche Basis vollends wegbröseln. Die Abende bei Simmels waren angenehm, man traf dort Menschen von Verstand und Geschmack, man machte ein bißchen Musik, man schwatzte, man leistete es sich, die Dinge nicht aus der egozentrischen Perspektive des herunterkommenden Emigranten anzuschauen, sondern aus der Höhe.

Anna, von Natur gesellig, fühlte sich wohl in diesem Kreis und verbrachte dort oft ihren Abend. Ein wenig leid tat es ihr manchmal, daß sie nicht selber Freunde um sich versammeln konnte wie früher in Deutschland. Aber sie wußte, welche Anstrengungen es Gertrud Simmel kostete, diese Geselligkeit aufrechtzuhalten, und manchmal verspürte sie auch im Hause der Simmels, schon fast gekitzelt, jenes bange Gefühl, das in diesen Wochen so oft in ihr hochstieg: Wird es heute das letztemal sein?

Wann immer Gertrud Zeit dazu hatte, holte sie Anna bei Wohlgemuth ab. Manchmal schloß sich Elli Fränkel den beiden für ein Stück Weges mit an. Elli Fränkel wurde mit zunehmendem Sommer immer hübscher; leichtfertig, in zierlichen Fähnchen, flatterte sie herum. Sie hatte jetzt einen neuen Freund, hatte aber ihren unsympathischen Doktor Wendtheim nicht aufgegeben, sie hatte sich rückversichert. Auch kokettierte sie nach wie vor mit Wohlgemuth; doch ließ sie ihn zappeln, so daß er immer nervöser wurde und immer ärgere Kalauer riß. Ellis Gedanken waren noch weniger bei ihrer Arbeit als früher, und gewöhnlich, wenn Elli etwas versiebt hatte, bekam es Anna auszubaden. Sie nahm es hin. Aber manchmal ärgerte sie sich, daß sie sich diese Laus in den Pelz gesetzt hatte, und sie hatte Angst wegen London. Elli hatte Glück; alle ringsum waren heruntergekommen, nur sie war hinaufgefallen.

Eines Abends hatte Anna länger als sonst bei Wohlgemuth zu tun. Sie hatte eine Bilanz von Außenständen aufzunehmen, von unbezahlten Rechnungen, und sie war froh, als ein Anruf Gertrud Simmels diese unlustige Arbeit unterbrach. Gertrud fragte, ob sie kommen könne, sie abzuholen, sie habe ihr was Wichtiges mitzuteilen.

Sie kam also, und während man durch das nahe gelegene Bois ging, erzählte sie.

Doktor Simmel hatte einen Teil seines Vermögens in ein Unternehmen gesteckt, das überall in Frankreich, vor allem in Restaurants und Cafés, Spielautomaten in Betrieb hatte. Diese Automaten gaben nach Einwurf eines Geldstücks eine Handhabe frei, mittels deren geschickte Leute mit Hilfe von Kränen und ähnlichen Instrumenten Gewinne fischen konnten, Parfümflaschen, Schokoladepäckchen und dergleichen. Ob man indes etwas erangelte, das war zu neunundneunzig Teilen Glückssache, und nur zu einem Teil Sache der Geschicklichkeit. Nun waren aber Glücksspielautomaten verboten, und Simmel hatte Atteste von Sachverständigen beibringen müssen, daß es sich bei seinen Apparaten um Geschicklichkeitsspiele handle, nicht um Glücksspiele; nur diese Atteste, unterstützt von reichlichen Schmiergeldern, hatten ihm die nötige Konzession verschafft. Das war eine Weile recht gut gegangen. Nun aber hatte Senator Gaudissart seinesteils Automaten aller Art an öffentlichen Orten stehen, und der hatte bald zu spüren bekommen, daß die Simmelschen Automaten durch ihre wachsende Popularität sein Geschäft schädigten. Senator Gaudissart setzte ohne viele Mühe durch, daß man Simmels Apparate verbot. Ja, da der Senator ein Mann von Einfluß und rachsüchtig war, zog man eine große Korruptionsaffäre auf, Skandal drohte, Simmel lief Gefahr, nicht nur sein Geld zu verlieren, sondern auch ausgewiesen zu werden.

Es gab auf Gertruds Erzählung wenig zu erwidern. Stumm gingen die beiden nebeneinander her. Die Luft war feucht und drückend, es war noch nicht spät, doch schon ließen Dunst und Dämmerung alle Konturen verschwimmen. Neblige Melancholie lag über dem Rasen und den Bäumen des Bois.

Anna war traurig. Es war nicht allein das Unglück der Freundin, was sie drückte; in der Geselligkeit, welche sie bei Simmels gefunden, war ein letzter Rest ihres deutschen Lebens gewesen. Jetzt ging also auch das dahin. Einmal muß es das letztemal sein.

Sie schlenderten weiter, gerieten in den kleinen zoologischen Garten. Einsilbig, trüb setzten sie ihre Schritte. Es war nun schon reichlich dämmerig geworden, und der Teil des Gartens, durch den sie jetzt gingen, war nicht erleuchtet.

Sie standen vor dem Gehege der Elefanten. Urwelthaft, verschwimmend in Dunst, standen die riesigen Tiere am äußersten Rand ihres Bezirks, an dem Graben, der sie von der Welt trennte. Ihrer viere standen sie da, sonderbar gleichmäßig hoben sie den einen Vorderfuß ins Leere. Es war ihnen nicht unbekannt, daß sie da ins Leere traten, sie hatten es viele tausend Male ausprobiert; trotzdem mußten sie immer wieder ihren Fuß in dieses Leere setzen, das in die Freiheit führte. Im Rhythmus hoben sie den Fuß, alle den rechten, und seltsam gleichmäßig auch schwangen sie den Rüssel. Vor und zurück wiegten sie sich so, nur im Umriß erkennbar, die schweren, riesigen Tiere, schattenhaft, grau in grau, in Nebel und Dunst. Unendlich traurig sah das aus, hoffnungslos. Bedrückt sahen es die beiden Frauen, bedrückt gingen sie nach Hause.

Seit dem Erfolg der »Perser« hat Anna geglaubt, es gehe wenigstens wirtschaftlich aufwärts. Jetzt aber stagnierte wieder alles, und in den letzten Tagen gar beobachtete Anna mit Sorge, daß Wohlgemuths Korrespondenz mit London immer reger wurde. Auch sprach er von seinem Londoner Kollegen nicht mehr als von Simpson oder von Sir James, sondern nur mehr als von Jimmy oder von Simpsy. Und dann, eines Morgens, teilte er ihr wirklich mit, daß er mit Jimmy abgeschlossen habe und im September nach London übersiedeln werde. Da sie, nicht ohne Mühe, nichts als ein trockenes: »Ich gratuliere« herausbrachte, wiederholte er, sich räuspernd, ziemlich schwunglos, sein Angebot, sie solle mitkommen. Deutlich spürte sie, er hoffte, sie werde ablehnen und ihm so einen Vorwand geben, an ihrer Statt Elli Fränkel mitzunehmen.

Da hatten also, dachte sie grimmig, Sepp und Hanns nun doch recht gehabt, als sie das Aranjuez nicht gegen eine bessere Wohnung und Madame Chaix nicht gegen eine kostspieligere Aufwartefrau vertauschen wollten. Und auch darin hatte Sepp recht gehabt, daß er sich an seine Stellung bei den »P. N.« mit Nägeln und Zähnen klammerte. Jetzt wird also das Gefrette noch viel ärger werden. Für immer werden sie verurteilt sein, im Aranjuez zu bleiben. »Ich darf mir wohl Ihren Vorschlag ein paar Tage überlegen?« erwiderte sie. »Natürlich, natürlich«, knarrte forsch der Doktor. »Aber je eher Sie mir Bescheid sagen, um so mehr wäre ich Ihnen verbunden.«

Erst auf dem Heimweg kam ihr ganz zu Bewußtsein, was Wohlgemuths Entschluß für sie bedeutete. Sie werden im Aranjuez bleiben? Sie werden dazu verurteilt sein, dort zu bleiben? Wahrscheinlich werden sie froh sein, wenn sie im Aranjuez bleiben können. Die Arbeitslosigkeit nimmt zu. Es ist symptomatisch, daß Pereyro, der Einfluß hat und guten Willens ist, ihr noch immer keine Arbeitskarte hat verschaffen können. Es wird schwerhalten, eine neue Stellung zu kriegen, und bestimmt wird sie schlechter bezahlt werden als bei dem Doktor. Es gibt jetzt gar keine andere Lösung: Sepp wird alles tun müssen, um den Ränken Gingolds zu entgehen und sich bei den »P. N.« zu halten; denn vorläufig wird man den Haushalt so ziemlich allein auf seinen Verdienst stellen müssen.

Nein, nein, nein. Sie will das nicht. Auf einmal merkt sie, wie stolz sie darauf war, daß bisher sie die Existenz Sepps und Hannsens gestützt hat. Ihr ganzes Wesen sträubt sich dagegen, daß sie ohne Beschäftigung in Paris sitzen soll. Das erträgt sie nicht. Es bleibt gar nichts anderes übrig: man muß nach London. Sepp muß das einsehen, er muß zustimmen, sie muß ihm das klarmachen.

Auf ruhige, vernünftige Art stellt sie Sepp die Gründe vor, die für die Übersiedlung sprechen. Wenn er dann auch sein Gehalt an den »P. N.« verliert, wichtiger ist, daß sie weiter verdient. Nicht nur weil ihr Gehalt größer ist, Wohlgemuth ist auch als Arbeitgeber ebenso verläßlich wie Gingold unzuverlässig. Sonst hätte ihr der Doktor nicht erst das Angebot gemacht, sie nach London mitzunehmen.

Während sie das sagt, denkt sie, wie gut es für sie beide wäre, wenn sie in London neu anfingen. Alles wird dann besser werden. Er kehrt zu seiner Musik zurück, eine neue Gemeinsamkeit wird zwischen ihnen beiden sein, alles wird gut.

Natürlich läßt sie von diesen Gedanken nichts verlauten, sie möchte keine Sentimentalität in die Aussprache bringen. Aber die Hoffnung auf das neue, bessere Leben in London gibt ihr Kraft, eindringlich zu sprechen, überzeugend. Man dürfe sogar, meint sie, nach dem schönen Erfolg der »Perser« damit rechnen, daß er in absehbarer Zeit mit seiner Musik Geld genug für sie alle verdient. Natürlich werde ihm seine Politik abgehen; aber habe er nicht selber gesagt, gute Musik machen heiße gute Politik machen? Und ab und zu einen Aufsatz für die »P. N.« schreiben, das könne er auch von London. In klaren, einfachen Worten setzt sie das auseinander, mit Wärme, ohne Übertreibung.

Sepps weichere, freundlichere Stimmung hat die ganzen letzten Tage vorgehalten. Er ist auch heute nicht grantig, eher aufgekratzt und handsam. Aber nach London gehen, davon will er nichts hören, er will nicht von Paris fort, und wenn er ihr das nicht glatt und klar sagt, dann nur aus Rücksicht auf sie, aus der Scheu vor Szenen, aus Feigheit.

Er weiß natürlich, daß das, was Anna vorbringt, Hand und Fuß hat. Aber die Vorstellung, in eine neue, große fremde Stadt zu müssen, bedrückt ihn, als stünde jetzt erst das wahre Exil vor ihm. Sein Phlegma, sein Fatalismus, seine Scheu vor dem Wechsel, seine Neigung, die Dinge treiben zu lassen, seine ganze münchnerische Gemütshaltung sträubt sich gegen den Energieaufwand, den Anna ihm zumutet. Wie soll er von London aus für Benjamin weiterkämpfen, ohne Zeitung? Wie überhaupt soll er von London aus Politik machen? Wie stellt sich Anna das vor? Und soll er seine letzten Freunde verlieren, Ringseis, die Leute von den »P. N.«, die Berger und Pfeiffer und Weißenbrunn und den musikalischen Peter Dülken? Und die politischen Organisationen, die er hier geschaffen hat, soll er die einfach im Stich lassen? Aber während er das in seinem Innern zusammensucht, weiß er, daß das keine Gründe sind, die er der soliden Logik Annas entgegenstellen könnte.

»Ich ginge schrecklich ungern aus Paris fort«, bekennt er also schlicht und plagt sich nicht erst damit ab, Argumente anzuführen. »Aber es wäre höchst unvernünftig, in Paris zu bleiben«, faßt Anna ruhig und sachlich die ihren zusammen. Er ist ihr dankbar, daß sie nicht aufbegehrt und dringlicher wird. »Ich werde mir alles überlegen«, verspricht er abschließend, ausweichend, »es hat ja noch Zeit.« – »Es hat nicht viel Zeit«, beharrt sie, »der Doktor drängt auf Bescheid.« – »Sei gemütlich, Alte«, bittet er, herzlich, liebenswürdig, wie ein Schüler, der von seinem Lehrer einen freien Tag erbittet. »Oder muß ich schon heute abend ja sagen? Jetzt gleich?« Er legt ihr den Arm um die Schulter, und an diesem Abend geht die Aussprache nicht weiter.

## 

## 19

## Cäsar und sein Glück

Was immer Wiesener begann, die Gefahr, die Raoul, dieser Rotzlöffel, mit seinem Jugendtreffen über ihn heraufbeschworen hatte, war überall und immer um ihn wie schwere, drükkende Luft. Am meisten verdroß ihn, daß er tatenlos dahocken und warten mußte und nichts unternehmen konnte, um das herannahende Unheil abzuwehren. Spitzi hatte sein Memorandum über das Treffen der »Jeanne d’Arc« und des »Jung Siegfried« ausgearbeitet, die deutschen Stellen hatten zugestimmt, die französischen waren sehr entgegenkommend: die Designierung des jungen Herrn de Chassefierre zum Führer der französischen Delegation war so gut wie sicher. Mit Müh und Not hatte Wiesener erreicht, daß man vorläufig wenigstens die Presse noch nicht von der projektierten Jugendbegegnung benachrichtigte. Aber einmal, in acht Tagen oder in zehn, wird die Öffentlichkeit doch von dem Treffen erfahren, Raouls Name wird genannt werden, die »P. N.« werden von neuem über ihn herfallen, und diesmal werden ihre Attacken noch giftiger sein. Jetzt rächt es sich, daß er Heydebregg ein so überlistiges Verfahren gegen das Mistblatt empfohlen hat. Dabei wäre es so einfach gewesen, diesen Gingold schlicht und plump zu kaufen und die Schmöcke von den »P. N.« brutal zum Schweigen zu bringen.

Er zwang sich, die Arbeit am »Beaumarchais« weiterzuführen; doch der schöne Schwung der letzten Wochen war vorbei. Die Gegenwart Marias vermehrte nur sein Unbehagen. Da er sich schon mit Lea nicht aussprechen konnte, drängte es ihn, seine Ängste mit Maria zu bereden, sich von ihr trösten zu lassen, ihr ein bißchen Zuversicht vorzuspielen. Aber natürlich, gerade jetzt, wo er ihren Zuspruch gebraucht hätte, rückte sie von ihm ab und ließ ihn allein mit seiner Historia Arcana.

Sie arbeitete weit über ihre Pflicht hinaus. Über den »Beaumarchais« mit ihm zu reden, wurde sie nie müde. Sie besorgte ihm Literatur, die er sonst übersehen hätte, machte ihn auf tote Stellen aufmerksam, auf Fehler, auf Widersprüche. Doch von den Nöten, die seine Karriere bedrohten, sprach sie kein Wort. Vergebens suchte er ihr durch kleine Scherze und Vertraulichkeiten eine Äußerung darüber zu entlocken. Absichtlich, um sie zu reizen, verbarg er ihr nicht das geringste von seinen Machinationen gegen die »P. N.«, sondern ließ sie tief hineinschauen in das Getriebe seiner Intrigen. Ging so weit, ihr Richtlinien für seinen Agenten Leisegang zu diktieren, nur um sie zu einem Wort der Empörung anzustacheln. Aber sie begnügte sich, ein angewidertes Gesicht zu machen, und schwieg.

Endlich hielt er es nicht mehr aus. Mitten im Diktat am »Beaumarchais«, während sie eine neue Seite einspannte, unterbrach er sich. »Sagen Sie doch endlich was«, verlangte er. »Sie sind natürlich nicht einverstanden mit meinen Weisungen an Leisegang. Und Sie finden, wenn jetzt diese Geschichte mit dem Jugendtreffen und Raoul steigt und zu einem großen Krach führt, dann geschieht mir das ganz recht. So sagen Sie doch was«, wiederholte er dringlich, unbeherrscht. Maria nahm die schönen, blaßbraunen Hände nicht von den Tasten, aber über die Schulter weg schaute sie ihn zornig an. »Ich brauche doch nicht erst lange mit Ihnen zu reden«, sagte sie. »Sie wissen doch ganz genau, was ich denke.« – »Ich weiß es nicht«, log Wiesener. »Ich finde es unfreundschaftlich, daß Sie so dasitzen und mich anschweigen.« – »Warum sollte ich freundschaftlich sein?« gab Maria zurück. »Sagen Sie, was Sie von mir und meinem Vorgehen gegen die ›P. N.‹ denken«, beharrte ungestüm Wiesener. »Es ist nicht gut, für uns beide nicht, wenn Sie Ihr Gift immerzu hinunterschlucken.« – »Es ist kein Gift«, erwiderte Maria, beinahe traurig. »Reden Sie schon«, drängte Wiesener. »Sie halten es für eine Gemeinheit, was ich da mache?« fragte er, gespannt, halb ironisch. »Das scheußlichste ist«, sagte Maria, »daß Sie alles halb tun. Sie haben doch von Anfang an gewußt, daß Sie nicht beides zugleich haben können. Ihre Sache mit Madame de Chassefierre und Ihre Stellung in der Partei. Aber Sie haben sich nicht entscheiden können und lauter Kompromisse gemacht. Alles ist halb an Ihnen«, empörte sie sich, und Wiesener sah, daß jetzt herausbrach, was sich lange in ihr gestaut hatte. »Wenn Sie etwas Anständiges tun, tun Sie es mit ironischem Augenzwinkern, als ob Sie sich schämten, und wenn Sie etwas Gemeines tun, dann rühmen Sie sich so, daß man Ihr schlechtes Gewissen herausspürt. Und ich hatte geglaubt, Sie seien ein Mann. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie unsympathisch Sie mir sind.« – »Danke«, sagte Wiesener. »Jetzt bin ich viel informierter. Und jetzt, nachdem die Luft etwas gereinigt ist, können wir am ›Beaumarchais‹ weiterarbeiten.«

Allein was Maria gesagt hatte, beschäftigte ihn. Weitläufig setzte er sich in der Historia Arcana damit auseinander, und wenn Leas Bild anmutig und spöttisch auf ihn herunterlächelte, unterlegte er Leas Lächeln Marias Worten. In der Redaktion der »P. N.« lief ein anonymer Brief ein, der Mitteilungen enthielt über eine geplante Begegnung zwischen dem französischen Jugendverband »Jeanne d’Arc« und dem deutschen »Jung Siegfried«. Der Brief stammte offenbar von jemand, der Bescheid wußte. Er enthielt präzise Angaben, die zum Teil nachprüfbar waren, auch ein genaues Programm des geplanten Jugendtreffens und die Kopien mehrerer behördlicher Schriftstücke.

Als den in Aussicht genommenen Führer der französischen Delegation bezeichnete der Brief den jungen Herrn Raoul de Chassefierre, und es war an seine Designierung ein Kommentar geknüpft. Der anonyme Schreiber wies hin auf die häufigen Besuche des Parteigenossen Erich Wiesener in der Rue de la Ferme und auf die auffallende körperliche Ähnlichkeit des jungen Herrn de Chassefierre mit dem Parteigenossen. Der Anonymus machte aufmerksam auf die Pikanterie dieser Designierung. Einesteils sei zwar durch seine nahen Beziehungen zu dem Parteigenossen Wiesener Raoul de Chassefierre gewissermaßen ein zweibeiniges Symbol französisch-deutscher Verständigung. Andrerseits hätten sich die zuständigen französischen Stellen doch wohl einen Spaß gemacht, indem sie zum Führer ihrer Delegation justament jemand bestimmt hätten, der einen Tropfen jüdischen Blutes habe.

Man pflegte auf der Redaktion der »P. N.« anonymen Schreiben nicht viel Gewicht beizulegen. Diesen Brief indes las Heilbrun genau, er prüfte, ob da vielleicht eine Falle sei. Nein, es war keine Falle. Er entschloß sich, die Mitteilungen des anonymen Schreibens zu verwerten.

Er und Wiesener waren alte Feinde. Zwischen Wieseners »Westdeutscher Zeitung«, dem vornehmsten demokratischen Blatt des Weimarer Deutschland, und Heilbruns »Preußischer Post«, dem einflußreichsten demokratischen Blatt der Reichshauptstadt, war scharfe Rivalität gewesen. Heilbrun hatte Wiesener von jeher als versnobt, geschmäcklerisch und gesinnungslos abgelehnt, der ihn als vulgär. Wieseners Abfall von der Demokratie, sein Übergang zu den Nazi war für Heilbrun ein Triumph und eine große Bestätigung gewesen. Allein zu seiner Enttäuschung hatte er erleben müssen, daß Wiesener durch sein Renegatentum nicht an Geltung verlor. Seine Artikel wurden nach wie vor von der Weltpresse zitiert, er lebte in Ansehen und großem Glanz, kein Mensch machte ihm aus seiner offenbaren Käuflichkeit einen Vorwurf. Wiesener wurde für Heilbrun zur Verkörperung der Ungerechtigkeit der Welt.

Mit Freuden machte er sich daran, aus den Informationen des anonymen Briefes einen Gifttrank gegen den Verhaßten zusammenzubrauen. Er hatte eingesehen, daß sein Artikel von neulich zu klobig war. Jetzt hatte er eine bessere, schärfere Waffe. Jetzt wollte er nicht nur seinem Herzen Luft machen und den Artikel auf die Sinnesart der Emigranten einstellen: jetzt wollte er dem andern an die Haut. Diesmal behielt er die Leute im Aug, von denen Wiesener und sein Projekt mit dem Jugendtreffen abhängig war, er schrieb für die französischen Stellen, auf die es ankam, für die deutsche Botschaft, für Wieseners Gegner innerhalb der Partei. Vorsichtig dosierte er das Gift, welches der anonyme Brief ihm bot, er beschränkte sich auf delikate Andeutungen, die nur den Wissenden verständlich waren, die aber um so besser saßen.

Wenn Wiesener ein schwerer Schlag traf, dann schaltete er das Gefühl aus und wurde ganz kalt und ruhig. Er las Heilbruns Artikel mit einem hellsichtigen Gleichmut, vor dem er beinahe selber erschrak. Er anerkannte sachlich, wie gut der Artikel geschrieben war, er selber hätte ihn nicht raffinierter schreiben können. Ich muß mein Urteil über diese Leute revidieren, dachte er. Ich habe sie immer Schmöcke genannt. Es sind aber gar keine Schmöcke, sie schreiben nicht bald rechts, bald links. Mit dem Urbild des Schmocks, mit dem gewissen Elles, haben sie allerdings trotzdem zu tun. Sentimental sind sie, und die eigentümliche phantastische Verschrobenheit der Ghettokinder haben sie. Wie wenige wissen übrigens, daß jener Elles das Vorbild von Freytags Schmock war. Ich bin wirklich ungewöhnlich belesen und kann mich auf mein Gedächtnis verlassen. Gleichzeitig aber, alles schon während der Lektüre des Artikels, arbeitete seine Logik und seine Intuition, und er sah geradezu leibhaft, wie Heilbruns Angriff auf seine Freunde und auf seine Gegner wirkte. Er sah das Gesicht des Botschafters, wie der den Artikel las, das Gesicht Spitzis, das Gesicht Leas, Heydebreggs Gesicht.

Ein Waterloo, faßte er seine Gedanken und Gefühle zusammen, das wird mein Waterloo.

Um sogleich die Probe aufs Exempel zu machen, läutete er Heydebregg an. Er hätte, wenn der Parteigenosse ans Telefon gekommen wäre, nicht gewußt, womit er seinen Anruf begründen sollte; aber er war überzeugt, daß er sich darüber den Kopf nicht werde zerbrechen müssen. Es kam auch, wie er es voraussah: der Parteigenosse war nicht zu sprechen. Selbst der Tonfall, wie der Sekretär ihm das mitteilte, war so, wie er ihn erwartete. Ja, ja, alles war so, wie er es erwartete. Er legte den Hörer zurück, nickte mit dem Kopf, weise, resigniert, mit einem winzigen Lächeln.

Es war also aus. Der Schlag war gefallen. Aber das war gut so. Die Erwartung des Unheils war, wie immer, schlimmer gewesen als die Katastrophe selbst, und jetzt war er ruhig, beinahe heiter.

Er war, als ihm sein Name aus den »P. N.« entgegensprang, im Begriff gewesen, auszugehen. Da lehnte noch sein Stock am Stuhl. Er nahm ihn. Im Straßenanzug, den Stock in der Hand, ging er durch die Bibliothek, durch sein Arbeitszimmer, hin und her, und beobachtete mechanisch, wie sich die starken Absätze seiner Schuhe in den weichen Teppich eingruben. Hundertmal hat er sich selber und hat die gescheite Maria ihm gesagt, daß er nicht beides zugleich haben könne, daß er sich einmal werde entscheiden müssen zwischen seiner Neigung für Lea und seiner Karriere. Mehr als zwei Jahre hat er sich vor der Entscheidung gedrückt. Es ist gut, daß nun das Schicksal für ihn entschieden hat. Wie hat es entschieden, für ihn oder gegen ihn? Das ist noch lange nicht heraus.

Heiß oder kalt, nur nicht lau. Er atmet geradezu auf, daß er jetzt des ewigen Schwankens enthoben ist. Er strafft sich, reißt die Schultern nach hinten, schlägt mit dem Stock in die Luft. Es war wie eine Bürde auf ihm gelegen, jetzt fühlt er sich, selbst körperlich, leichter.

Mit seiner Karriere ist es also aus. Er muß sich, ob er will oder nicht, aufs Privatleben beschränken. Privatleben, das heißt Lea. Darf er da seiner Sache so sicher sein? Hat er die Erfahrungen eines gewissen Telefongesprächs schon vergessen, das er im Anschluß an einen Artikel der »P. N.« geführt hat? Der heutige Artikel freilich, sollte man meinen, müßte auf Lea andere Wirkung tun. Die Tatsache, daß die »P. N.« diesen zweiten infamen Angriff bringen, müßte ihr beweisen, daß ihr latenter Verdacht, er techtle mit den »P. N.«, grundlos ist. Der Artikel müßte nach menschlichem Ermessen bewirken, daß sie fester als je an ihn glaubt. Er heitert sich auf, wie er diese Erwägungen anstellt.

Maria kam. »Na«, fragte Wiesener betont munter, »sind Sie jetzt zufrieden, Maria? Jetzt ist es also Schluß mit der Lauheit und dem Kompromiß. Mit der Politik ist es aus, mit der Karriere ist es aus. Vielleicht nehmen sie mir sogar meine ›Westdeutsche‹. Ich stelle mir vor, das wird großartig. Sie nicht auch, Maria? Wir beschäftigen uns nur mehr mit Ernsthaftem. Wir machen Literatur, nichts sonst. Eines freilich weiß ich nicht: ob ich nicht bald verdammt in der Klemme sein und Ihr Gehalt werde kürzen müssen. Werden Sie dann bei mir bleiben, Maria?« – »Machen Sie keine dummen Witze«, erwiderte schroff Maria, aber es klang herzlicher als seit langem.

Dann diktierte Wiesener am »Beaumarchais«. Er wollte keinen Gedanken mehr an die Schmöcke wenden und an ihre jämmerlichen Stänkereien, keinen Gedanken mehr an den ganzen kläglichen politischen Kleinkram. Er arbeitete am »Beaumarchais«, konzentriert, mit Schwung und gutem Gelingen.

Am späteren Nachmittag fuhr er in die Rue de la Ferme. Er war heiterster Laune. Er freute sich darauf, Lea zu zeigen, wie unverwundbar er war. Schon war es Verdienst und freier Wille, daß er der Politik entsagt und sich ganz für Lea und seine literarische Arbeit entschieden hatte.

In der Rue de la Ferme fand er die Dienerschaft in reger Geschäftigkeit. Das Haus sollte heute abend geschlossen werden, Lea war nach Arcachon gefahren.

Es war das erstemal, daß Lea eine Reise angetreten hatte, ohne ihn vorher zu verständigen.

Auf den Artikel der »P. N.« hin zogen die Pariser Herren, die für das Jugendtreffen die Verantwortung trugen, Informationen über Raoul de Chassefierre und Erich Wiesener ein. Auf der deutschen Botschaft in der Rue de Lille und im Deutschen Haus, dem Pariser Zentralsitz der Partei, begann ein erregtes Debattieren, Kommentieren, Telefonieren. Der Parteigenosse Heydebregg saß finster in seinem Hotel Watteau und war für niemand zu sprechen. Spitzi war klug, er bedauerte höflich das Vorgefallene, aber er hetzte nicht mit dem leisesten Wort gegen Wiesener. Er blieb untätig; er wußte: was immer geschah, es mußte zu seinen Gunsten ausgehen. Es wurde schließlich das geplante Treffen der »Jeanne d’Arc« mit dem »Jung Siegfried« auf unbestimmte Zeit vertagt, ebenso der Beschluß darüber, ob man die Verhandlungen mit Gingold weiterführen solle.

In der Öffentlichkeit merkte man von dem allen nichts, da man von der geplanten Jugendbewegung in der Presse noch nichts hatte verlauten lassen. Überhaupt hatte Heilbruns Artikel keine sichtbaren Folgen. Niemand dachte daran, Wiesener zur Rede zu stellen oder gar ihn vor ein Parteigericht zu zitieren. Die Wirkung, die Heilbruns Angriff ausrichtete, war stiller, tiefer, unheimlicher. Es wurde einsam um Wiesener; von denen, auf die es ankam, ließ sich keiner mehr bei ihm sehen. Die Ungnade wurde auf diese Art viel spürbarer, als wenn sie ausgesprochen worden wäre. Die Dinge um Wiesener liefen weiter, Stöße von Post kamen, den ganzen Tag läutete das Telefon: aber keiner mehr von denen sprach zu ihm, in deren Händen Entscheidungen ruhten, und keiner, an dem ihm lag.

Der frühere Wiesener hätte dieses Schweigen nicht tatenlos hingenommen. Er hätte sich in Trab gesetzt, hätte um sich geschlagen, hätte sich abgearbeitet, die verdammte Stille zu brechen. Hätte Versuche gemacht, den Weg Heydebreggs zu kreuzen, des Botschafters, Gehrkes, die Herren zu stellen. Hätte Lea depeschiert, telefoniert, geschrieben. Der Wiesener von jetzt, der Wiesener dieses Juli, tat nichts dergleichen. Er redete sich statt dessen in eine krampfige Heiterkeit hinein, wie angenehm ein solches Leben ohne Fesseln und ohne Verantwortung sei. Er wickelte sich in Watte, um nichts zu spüren und nichts zu hören. War es nicht herrlich, in Ruhe gelassen zu werden und nicht immer Eiertänze aufführen zu müssen? Es war die wahre Freiheit. Er arbeitete unablässig und mit Schwung, und die Arbeit geriet. Er scherzte mit Maria, er hielt sich an sie, das schien ihm nicht das schlechteste. So sorglich vor sich selber versteckte er Ärger, Zorn und Enttäuschung, daß er nicht einmal die Historia Arcana etwas davon wissen ließ.

Es ging in die zweite Hälfte Juli, es wurde sehr heiß. Ganz Paris war auf dem Land; wenn Wiesener wollte, konnte er die Verödung, die um ihn herum war, auf die Jahreszeit schieben. Er selber war sonst um diese Zeit an der See oder in den Bergen gewesen; dieses Jahr blieb er in Paris. Maria und der Historia Arcana erzählte er, wie glücklich er sei, so ungestört arbeiten zu können in der heißen, leeren Stadt.

Man hätte tief in ihn hineinschauen müssen, tiefer, als er selbst es vermochte, um zu erkennen, wie bitter er seine Lieblingstätigkeit vermißte, das politische Ränkespiel, und wie bitter die liebe Gewohnheit des Zusammenseins mit Lea. Sein Gehaben war das eines Mannes, der seine Bestimmung gefunden hat und mit sich einverstanden ist. Virtuos und routiniert, mit der linken Hand, erfüllte er seine journalistischen Pflichten, den Hauptteil seiner Zeit verwandte er auf den »Beaumarchais«. In seinen freien Stunden traf er sich mit den Pariser Bekannten, die noch da waren, er flirtete herum, oder er fuhr in der Abendkühle mit Maria ins Bois oder in die Umgebung, um irgendwo unter Bäumen oder am Wasser zu essen. Er führte, wie es schien, ein heiteres, ausgewogenes, arbeitsames, erfülltes Leben.

Da, als er schon die Vollendung des »Beaumarchais« vor sich sah, trat ein Ereignis ein, das seine glückliche, gleichmäßige Arbeit jäh unterbrach. Das deutsch-schweizerische Gericht, das den Fall Friedrich Benjamin entscheiden sollte, war konstituiert worden, und zwar so, wie es sich die Berliner Regierung besser nicht hätte wünschen können. Unter den drei neutralen Schiedsrichtern, die den Ausschlag gaben, waren ein Finnländer und ein Ungar, Angehörige also von Nationen, die für die Methoden des Dritten Reichs bestimmt mehr Verständnis aufbrachten als andere Völker. Das war ein Erfolg für das Dritte Reich und ein großer persönlicher Erfolg für Heydebregg, welcher die Schritte inspiriert hatte, die das Reich in dieser Angelegenheit getan.

Wiesener, als er die Meldung las, strahlte. Dieser große Triumph des Reichs und Heydebreggs bedeutete für die Emigranten eine ebenso große Niederlage. Besonders die Schmöcke der »P. N.« waren davon getroffen; sie waren in dem Streit um Friedrich Benjamin die Wortführer gewesen. Daß man das Schiedsgericht so günstig für Deutschland zusammensetzte, bewies, wie wenig die Schmöcke der Emigranten zu bestellen hatten, selbst wenn sie ihre ganzen internationalen Verbindungen spielen ließen. Was die Heilbrun und Trautwein trieben, waren Stilübungen, nichts weiter, und niemand von denen, in deren Händen Macht lag, nahm das ernst. Es bedeutete somit Heydebreggs und des Reichs Erfolg in Sachen Benjamin seine, Wieseners, Rehabilitierung. Wenn die »P. N.« selbst im Falle Benjamin, unterstützt von der gesamten Weltpresse, so wenig hatten ausrichten können, wie wenig erst wog dann der giftige, persönliche Angriff gegen ihn, dieser Angriff, von dem die Öffentlichkeit nicht einmal Notiz genommen hatte.

Darüber hinaus aber zeigte der neue Erfolg des Reichs, wie richtig die Taktik war, die er, Wiesener, in Sachen der »P. N.« empfohlen hatte. Der einzige Einwand gegen seinen Plan, sich der »P. N.« zu bemächtigen, um aus dem Besitz eines scheinbar neutralen, ja feindseligen Organs Kapital zu schlagen, war der, daß seine Methode zu langwierig sei und den »P. N.« Zeit lasse für neue Angriffe. Jetzt aber zeigte sich, daß sich die Welt nicht einmal im Fall Benjamin um das Geschrei der »P. N.« gekümmert hatte; man durfte sich also ruhig erlauben, die Zermürbung dieser Zeitung langsam und sachgemäß vorzunehmen, ohne Rücksicht auf Angriffe, die sie allenfalls in der Zwischenzeit losließ. Die Zusammensetzung des Schiedsgerichts war somit auch ein persönlicher Triumph für Erich Wiesener.

Nur wenige Atemzüge brauchte er, um diese Folgerungen zu ziehen. Kaum hatte er die Zeitungsmeldung gelesen, so war mit einemmal seine Resignation weggewischt, und weggewischt waren seine Träume vom stillen Leben für die Literatur. Entwölkt war er, belebt, strahlend. Hundert Projekte entstanden in ihm, journalistische, politische. Was war er für ein Narr gewesen, daß er hatte glauben können, das Schicksal habe ihn fallenlassen und ihn zu einem abseitigen Leben verurteilt, zu einem Leben im Brackwasser. Im Gegenteil, jetzt mochten seine Feinde sehen, daß man ihm nichts anhaben konnte. Die läppischen Attacken der Schmöcke hatten nur bewiesen, daß er unverwundbar war.

Es war spät am Abend, die Fenster seines Arbeitszimmers standen weit auf, um die kühle Nachtluft hereinzulassen, zu seinen Füßen schillerten die Lichter der Stadt Paris. »Du trägst Cäsar und sein Glück«, sprach Wiesener leise vor sich hin, erfüllt, selig, und da er belesen und ein Snob war, sprach er es auf griechisch, wie der Satz beim Plutarch steht. Dann schloß er die Fenster und drehte am Radioapparat, er mußte Musik hören. Und auch da hatte er Glück. Es kamen Klänge, die er sehr liebte. Im Rahmen einer musikalischen Festwoche, die die Schweiz veranstaltete, wurde die Fünfte Sinfonie übertragen, und Kapellmeister Nathan dirigierte sie.

Erich Wiesener setzte sich bequem zurück in seinen tiefen Ledersessel und hörte zu. Es brausten und flüsterten auf ihn ein die Geheimnisse der Welt, Schuld und Furcht und Gericht und Niederlagen und Leidenschaften und Ruhe und Seligkeit und Empörung und Triumph. Kapellmeister Nathans Gegner warfen ihm zuweilen vor, er sei weichlich; heute war er es nicht. Er war in New York ungeheuer gefeiert worden, aber seinem Konzert heute hörten, da es über viele Rundfunkstationen übertragen wurde, auch seine Deutschen zu. Er wußte das, und er war nicht weichlich an diesem Abend. Er kannte und liebte seine Fünfte, und in ihr ließ er grollen und aufbrausen den eigenen Zorn über die Anmaßung des Schlechten und Gewalttätigen, und in ihr ließ er flüstern und hochklingen die eigene Hoffnung auf den Sieg des Guten in der Welt.

Erich Wiesener, in dem tiefen Ledersessel seines Arbeitszimmers in Paris, hörte zu. Er war musikalisch, er genoß jede Einzelheit, er freute sich innig, daß Nathan und wie er dirigierte. Dieser Nathan war ein großer Musiker, es war fein, daß gerade er, der Verbannte, zu seinem, Erich Wieseners, Triumph aufspielen mußte. Mochte Lea ironisch auf ihn herunterlächeln: es war eine großartig eingerichtete Welt, ihm gefiel sie.

## 

## 20

## Die Hosen des Juden Hutzler

Als am andern Tag Maria kam, fragte Wiesener, strahlend: »Was wünschen Sie sich, Maria? Ich möchte Ihnen was schenken.« – »Was ist denn los?« erkundigte sich erstaunt Maria. »Allerhand ist los«, freute sich Wiesener. »Aber haben Sie das denn nicht selber gemerkt?«

Maria hatte es nicht gemerkt. Bevor die innere Wandlung Wieseners erfolgt war, hätte sie wahrscheinlich aus der Nachricht von der Konstituierung des Schiedsgerichts die gleichen Schlüsse gezogen wie er. Nun aber, glaubend an die Dauerhaftigkeit seines inneren Umbaus, hatte sie die Meldung nicht weiter beachtet und hatte sich nicht lange überlegt, welchen Einfluß dieses Geschehnis auf Wieseners Karriere haben mochte. Er seinesteils dachte nicht daran, sie aufzuklären. Er schmunzelte nur, eingesponnen in sein Glück.

Statt an das Manuskript des »Beaumarchais« zu gehen, diktierte er ihr heute ein Entrefilet für die »Westdeutsche«, eine Glosse über gewisse Verzögerungen in der Luftrüstung Frankreichs. Zweck des Artikels war, den Deutschen zu zeigen, daß ein demokratisches Regime, angewiesen auf den guten Willen seiner Arbeiter, einem autoritären notwendig unterlegen sein müsse. Natürlich war Wiesener zu delikat, diese seine Grundidee grob auszusprechen; er begnügte sich, sie seinen gebildeten Lesern durch vornehme und tückische Nuancen zu suggerieren. Maria, während sie das Stenogramm aufnahm, verpreßte die Lippen. Was, um Gottes willen, hatte sich ereignet? Der Mann, der ihr jetzt diktierte, das war der gewissenlose, glaubenslose Streber und Schieber von vorgestern, nicht der Schriftsteller Wiesener von gestern, der zu sich selbst und seinem wahren Beruf zurückgefunden hatte. Ihr schönes Gesicht spiegelte ihren Zorn und ihre Enttäuschung wider. Den ganzen Morgen blieb sie zugesperrt. Ihn verdroß das nicht sehr. Er fühlte sich im Vollbesitz seiner Kräfte, er war gewiß, er werde Maria zurückgewinnen.

Im Lauf des Tages zeigte sich, daß die Schlußfolgerungen stimmten, die er aus der Nachricht über das Schiedsgericht gezogen hatte. Die Zeit der Ungnade war vorbei; man beeilte sich, mit ihm von neuem Fühlung zu bekommen. Die Rue de Lille, die in diesen Wochen eisern geschwiegen hatte, rief bei ihm an und erkundigte sich beflissen nach seiner Meinung in einer höchst belanglosen Angelegenheit. Von Spitzi kam ein freundschaftliches Telegramm aus dem Berner Oberland, ob Wiesener von dem heißen Paris noch immer nicht genug habe, ob er nicht lieber Ferien machen wolle und ihn irgendwo treffen. Vor allem aber, und dies war mehr, als Wiesener erwartet hatte, wurde er aus Biarritz verlangt, und aus dem Telefon kam die wohlbekannte, tiefe, knarrende Stimme des Parteigenossen, die des Nilpferds.

»Na, junger Mann«, sagte die Stimme, »lange nichts voneinander gehört. Was sagen Sie nun? Angenehme Neuigkeiten aus Afrika, nicht? Ein sogenannter Schlag für die Herren Emigranten.«

Heydebregg, genau wie alle Welt, sah in der günstigen Zusammensetzung des Schiedsgerichts einen Beweis sowohl für die Ohnmacht der »P. N.« wie auch für die Richtigkeit der von Wiesener empfohlenen Taktik. Daß er zu Wiesener die freundschaftlichen Beziehungen von Mann zu Mann wiederaufnehmen konnte, freute ihn beinah ebenso wie sein persönlicher Triumph.

Wiesener, wie der Heydebreggs Stimme im Apparat hörte, sah ihn leibhaft vor sich sitzen, die Schwänze seines Rocks sorgsam zurückgeschlagen, er roch ihn geradezu, er spürte den Blick der weißlichen Augen auf sich ruhen, Gott sei Dank war er zur Zeit weniger bedrohlich, und tiefe Genugtuung füllte ihn, daß Heydebregg über die letzten, bösen Wochen hinwegglitt, als wären sie nie gewesen, und wieder »junger Mann« zu ihm sagte.

Auch weiterhin zeigte sich der Parteigenosse besonders gnädig. Ausführlich fragte er nach Wieseners Befinden, bedauerte ihn, daß er in dem heißen Paris geblieben sei, verstand durchaus den Wunsch, den »Beaumarchais« in der sommerlichen Stadt fertigzustellen, erkundigte sich interessiert nach den Fortschritten der Arbeit. Kehrte zurück zu den sogenannten Neuigkeiten aus Afrika und stellte anheim, die »P. N.« etwas energischer anzufassen. Er wolle natürlich dem Parteigenossen nicht ins Handwerk pfuschen, doch wäre es ihm persönlich ein Vergnügen, wenn die Schmöcke vor seiner Rückkehr nach Deutschland erledigt wären. Als sich Wiesener mit bescheidener Vertraulichkeit erkundigte, ob der Parteigenosse mittlerweile den Zeitpunkt dieser seiner Rückkehr nach Berlin festgesetzt habe, meinte Heydebregg, endgültig entschieden sei noch nichts; aber er werde, sowie Genaues feststehe, Wiesener informieren. Und beiläufig, freundschaftlich, mit wohlwollender Offenheit, fügte er hinzu, was seine Pläne für die allernächste Zeit anlange, so habe er jetzt von Biarritz genug und beabsichtige, den Rest seiner Ferien in Arcachon zu verbringen.

Wiesener gab es einen Stich, als er das Wort Arcachon hörte. Ihn selber drängte es nach Arcachon; wäre nicht Lea eine so unberechenbare Frau, dann nähme er das nächste Flugzeug. »Wie ist das, junger Mann«, fragte jetzt überdies das Nilpferd, »wollen Sie nicht auch hinkommen?« War das tückisch oder harmlos? »Daß Sie dort sind, Parteigenosse«, rang sich Wiesener eine liebenswürdige Antwort ab, »ist natürlich reizvoll. Aber ich habe mir nun einmal vorgenommen, vorerst den ›Beaumarchais‹ fertigzumachen.«

Allein, überdachte er das Gespräch mit Heydebregg, jedes Wort, jeden Tonfall. Es blieb im Becher seiner Freude ein bitterer Tropfen, daß Heydebregg nach Arcachon gehen konnte und er nicht. Wie gern hätte er zusammen mit Lea die Wendungen und Umschwünge durchgesprochen, die diese letzten Wochen gebracht hatten. Niemand hätte mit besserem Verständnis sein ironisches Vergnügen geteilt daran, daß ihm alles scheinbare Unglück zuletzt immer wieder zum Glück ausschlug. Schade, daß diese läppische fixe Idee Leas zwischen ihnen stand. Soll er vielleicht doch glatt das nächste Flugzeug nehmen und eine Aussprache herbeiführen? Die Ereignisse beweisen doch, wie richtig er die Dinge von Anfang an gesehen hat. Das muß sie begreifen. Aber er kann es nicht wagen, es ist zu gefährlich. Gegen einen Traum, gegen eine Wahnvorstellung kommt man mit Vernunft nicht auf.

Schade bleibt es, daß jetzt nicht er zu Lea geht, sondern der Parteigenosse.

Doch er tröstete sich rasch fort über diese unmutige Anwandlung. Während der Wochen seiner Vereinsamung hatte er sich gesagt, gerade diese Zeit tätiger Reue werde Lea vergessen machen, was sie früher an ihm zu tadeln hatte, und sie werde die Leistung, die er da vollbringe, die Askese, mit der er sich des politischen Betriebes entschlage, zu würdigen wissen. Die ganzen Wochen hindurch hatte ihn die Hoffnung belebt, er werde nun gerade Lea bestimmt und für immer gewinnen. Jetzt vergaß er das alles, und, mit kühnem Saltomortale, sog er Hoffnung aus dem Gegenteil dessen, was ihn früher hatte hoffen lassen. Hatte früher sein politischer Mißerfolg, seine notgedrungene Abkehr von der Politik, ihm Gewähr geboten, daß er Lea wiedergewinnen werde, so sicherte ihm jetzt das Gefühl seines politischen Triumphes den Sieg auch über sie. Und diese neue Siegeszuversicht war viel weniger künstlich als die frühere. Seine frühere Hoffnung hatte er sich aus gewagten Sophistereien zusammenzimmern müssen; diese neue Hoffnung wurzelte in einer Überzeugung, die ihm inne war, seitdem er mit eigenen Augen sah und seine Erfahrungen nach eigenen Kategorien ordnete, in der tiefen Überzeugung, nichts sei mehr geeignet, die Weiber toll zu machen, als Erfolg.

Herr Gingold, als er die Nachricht von der Zusammensetzung des Schiedsgerichts las, war ehrlich betrübt über die schlimme Wendung, die der Fall Benjamin genommen hatte. Gott zürnte seinem Volk, er schlug es mit vielen Plagen, Edom war mächtig über Israel, und nun schien es, daß also auch in diesem Falle Benjamin die Urbösen den Sieg über die Gerechten davontragen würden.

Sosehr indes Herr Gingold die Nachricht bedauerte, eine kleine Genugtuung verspürte er dennoch, als er sie überdachte. Es waren nämlich diese letzten Wochen für Herrn Gingold Zeiten innerer Unsicherheit gewesen, wie er sie seit langem nicht mehr durchlebt hatte. Er hatte, nachdem er einen äußerst bedenklichen Weg eingeschlagen, auf diesem Weg einen zweiten Schritt getan, den er sich hätte sparen können. Da er einmal seine Tochter und seinen Schwiegersohn glücklich hierher gesprengt hatte, wäre es seine Pflicht gewesen, sie in Paris zu halten, sie nicht zu den Urbösen zurückzulassen. Er hätte sein Herz verhärten müssen vor den Bitten seiner Tochter Ida, er hätte stark bleiben müssen und nicht zugeben dürfen, daß sich die beiden von neuem in Gefahr begaben. Dann wäre es in seinem Belieben gestanden, sich jederzeit von dem Geschäft mit den Urbösen zurückzuziehen und die »P. N.« so zu führen, wie es ihm im Interesse der Sache Gottes am richtigsten schien. Jetzt aber hatten, und durch seine Schuld, die Urbösen ihre Geiseln von neuem in der Hand. Zwar vertraute er seiner eigenen Gewandtheit, daß er trotzdem die Sache mit den »P. N.« zum guten Ende führen werde, zur höheren Ehre Gottes und sich selber zum Vorteil; in seinem Innern aber war er zernagt von Zweifeln, ob nicht die Urbösen schließlich doch zupacken würden, ehe er ihnen mit aller seiner Wendigkeit entschlüpfen konnte.

Deshalb also bereitete ihm bei aller Betrübnis die neue böse Wendung im Falle Benjamin eine kleine Genugtuung. Bestätigte sie ihm doch, daß seine Redakteure unrecht hatten, daß man mit draufgängerischen Methoden, selbst wenn man für kurze Zeit die öffentliche Meinung auf seine Seite ziehen konnte, zuletzt doch nichts erreichte, und daß somit seine Anschauung, man müsse maßvoll sein und die Urbösen leise und listig anschleichen, gerechtfertigt sei. Sosehr er Friedrich Benjamin bedauerte, ihm selber gab dieser neue Schlag neue Kraft, und als ihn Herr Leisegang zu einer Unterredung aufforderte, sah er dieser Zusammenkunft unbesorgt, ja mit einer gewissen sportlichen Spannung entgegen.

Herr Leisegang mit seiner guten Witterung für Menschen und Dinge hatte sich in all den Wochen, seitdem der Artikel gegen Wiesener erschienen war, nicht gerührt. Sowie er aber die Meldung über die günstige Zusammensetzung des Schiedsgerichts gelesen hatte, war auch ihm sofort klargeworden, daß jetzt die Geschäfte der Inseratenagentur Gellhaus & Co. mit den »P. N.« in eine neue Phase eintreten mußten, und er hatte sich sogleich wieder bei Wiesener gemeldet. Der hatte ihm denn auch, genau wie er erwartet, Auftrag gegeben, energischer gegen die »P. N.« vorzugehen.

Mit Vergnügen machte er sich jetzt daran, dem p. p. Gingold aufs Dach zu steigen. »Rund ist das Wort, viereckig ist die Tat«, zitierte er den Spruch eines nationalsozialistischen Dichters. Länger ließen sich, erklärte er, seine Auftraggeber nicht hinhalten, sie wollten endlich Taten sehen, und er bestand darauf, daß die seit langem in Aussicht gestellte Personalveränderung im Redaktionsbetrieb endlich Wirklichkeit werde.

Eine solche Personalveränderung war eine Konzession, die Herr Gingold den Urbösen gut und gerne machen konnte. In seinem Innern schmunzelte er: besser konnte es sich gar nicht fügen. In drei, längstens vier Monaten kann er seine Kinder, ohne Aufsehen zu erregen, wieder nach Paris berufen. Den Urbösen braucht er in der Zwischenzeit lediglich durch die Entlassung Trautweins seinen guten Willen zu zeigen, dann werden sie gegen die Ausreise seiner Kinder nichts einzuwenden haben; ja, er wird sogar in diesen drei oder vier Monaten seine Berliner Geschäfte zu einem weiteren großen Teil zufriedenstellend abgewickelt haben. Und wenn er dann erst seine Kinder wieder in Paris haben wird, dann kann er sich in Ruhe überlegen, ob er seinen Handel mit den Urbösen fortführen oder abbrechen soll.

Vorerst also brauchte er nichts anderes zu tun, als diesem Leisegang zu versprechen, daß er mit Sepp Trautwein Schluß machen werde. So gern er das tat, zunächst, seinen Prinzipien zufolge, wand und drehte er sich lange und zeigte sich wieder einmal als Meister in der Kunst, Unverbindliches zu sagen. Erst als Leisegang ernstlich ungeduldig wurde, stimmte er zu. Leisegang indes begnügte sich nicht mit einem allgemeinen Versprechen, er stellte einen Termin, den 5. August. Herr Gingold sah sich nicht ungern vor diese kurze Frist gestellt, und, natürlich erst nach einigem Hin und Her, sagte er auch dazu ja.

Wenige Tage darauf erschien in den »P. N.«, von Sepp in Satz gegeben, der Nachdruck eines Berichtes aus dem Gerichtssaal, der im »Fränkischen Kurier«, der führenden nationalsozialistischen Tageszeitung Nordbayerns, veröffentlicht worden war.

Es trug aber dieser Bericht den Titel »Die Hosen des Juden Hutzler«, und er lautete folgendermaßen:

»An einem Abend im Dezember vorigen Jahres stieg der neununddreißigjährige Jude Heinrich Hutzler von Hüttenbach in der Station Schnaittach in einen nach Simmelsdorf fahrenden Zug und setzte sich zu zwei Jüdinnen, mit denen er sich unterhielt. Über diesen Vorgang empörte sich ein Fahrgast, der Hutzler für einen SA-Mann hielt, einen nationalsozialistischen Sturmabteilungsmann. Der Fahrgast war zu dieser irrigen Anschauung deshalb gekommen, weil der Jude Hutzler, ein Viehhändler, schwarze Schaftstiefel und braune Hosen trug; braun ist aber die Farbe des Führers und seiner SA-Hosen. Der Fahrgast, in seiner irrigen Meinung, verständigte in Simmelsdorf den dortigen Ortsgruppenleiter der nationalsozialistischen Partei, der sogleich dem inzwischen zu Fuß in der Richtung nach Hüttenbach gehenden Hutzler auf einem Motorrad nachfuhr, feststellte, daß er ein Jude war und kein SA-Mann, und ihn zur Rede stellte, daß er als Jude, die Frechheit habe, eine solche Hose zu tragen. Auf diesen Vorhalt erklärte der Jude Hutzler nebst anderen Ausflüchten, daß er die Hose schon lange vor der Machtergreifung in Besitz gehabt habe, und daß er sie so dunkel habe färben lassen, daß sie mit den hellbraunen SA-Hosen nicht mehr verwechselt werden könne. Damit gab sich aber der Ortsgruppenleiter nicht zufrieden, sondern erstattete Anzeige.

Dieser Tatbestand war zunächst Gegenstand einer Verhandlung vor dem Amtsgericht Lauf, das den Juden Hutzler wegen groben Unfugs zu der nach dem Gesetz zulässigen Höchststrafe von sechs Wochen Haft verurteilte. Gegen dieses Urteil legte Hutzler Berufung vor dem Landgericht Nürnberg-Fürth ein, so daß sich nun das Berufungsgericht mit dieser Angelegenheit zu befassen hatte. Als Beweismittel lag auf dem Gerichtstisch eine anscheinend bereits viel getragene, ungefähr rotbraune Hose im Schnitt der sogenannten Breecheshosen. Der Angeklagte, der auf Verlangen des Gerichts im Lauf der Verhandlung diese Hose anzog, um so den Zeugen gegenübergestellt werden zu können, machte zu seiner Verteidigung neuerlich geltend, daß er diese Hose bereits vor fünf oder sechs Jahren in einem Nürnberger Bekleidungshaus als hellbraune Sporthose gekauft habe. Im Jahre 1933 habe er die Hose auf Verlangen des für seinen Wohnort zuständigen Kreisleiters der nationalsozialistischen Partei dunkelbraun färben lassen, um nicht den Anschein zu erwecken, eine SA-Hose zu tragen, und sich nicht der angedrohten Gefahr, ins Konzentrationslager Dachau zu kommen, auszusetzen.

Der Staatsanwalt stellte sich auf den Standpunkt, daß die umgefärbte Hose besonders in der Kniegegend durch den ständigen Gebrauch wieder heller geworden und so geeignet gewesen sei, den Anschein einer SA-Hose zu erwecken. Es sei eine große Frechheit des Angeklagten gewesen, die Hose in diesem Zustand zu tragen. Bei genügender Beobachtung der Hose hätte der Angeklagte sich sagen müssen, daß er mit der inzwischen an verschiedenen Stellen wieder etwas heller gewordenen Hose genau wie im Jahre 1933 wieder beanstandet werden könne. Jedenfalls liege eine grobe Fahrlässigkeit vor, die nach der Rechtsprechung genüge, um den Tatbestand des groben Unfugs zu erfüllen. Bei der Strafzumessung müsse bedauert werden, daß es nicht möglich sei, dem Angeklagten eine höhere Strafe als sechs Wochen Haft geben zu können. Nach Auffassung des nationalgesinnten Volkes wäre hier eine viel höhere Strafe am Platz. Wie die Zeugen, die irrtümlicherweise den Angeklagten für einen SA-Mann angesehen hätten, so hätten auch andere Fremde und auch Ausländer den Eindruck gewinnen können, ein SA-Mann unterhalte sich in der Bahn mit Jüdinnen. Aus all diesen Gründen sei es angebracht, die Berufung des Angeklagten auf seine Kosten zu verwerfen.

Das Berufungsgericht nahm an, daß die beiden Zeugen, die den Angeklagten beanstandet hatten, bei der künstlichen Beleuchtung, die im Eisenbahnzug vorhanden war, und auch bei dem Scheinwerferlicht eines Motorrads, die Hose für heller ansahen, als sie, bei Tage besehen, tatsächlich ist. Auch sei nicht zu verkennen, daß bei dieser Hose die frühere helle Farbe im Lauf der Zeit wieder etwas mehr zum Vorschein gekommen sei und ihr somit wieder den Anschein einer SA-Hose gegeben habe. Daß der Angeklagte trotzdem die Hose weiter getragen habe, müsse als eine außerordentliche Frechheit bezeichnet werden. Aus diesen Gründen wurde die Berufung des Angeklagten kostenfällig verworfen.«

Diesen Gerichtssaalbericht aus dem »Fränkischen Kurier« hatte also Sepp Trautwein abgedruckt, wörtlich, mit all den Fehlern gegen die deutsche Grammatik und Verstößen gegen den deutschen Sprachgeist, die der Autor nach dem Vorbild des Führers begangen hatte. Und viele lasen den Bericht und hatten ihre grimmige Freude daran.

Herr Louis Gingold, gierig spähend, wo er eine Handhabe finden könnte, gegen den lästigen Sepp Trautwein vorzugehen, nahm an dem Abdruck Ärgernis. Er fand es anstößig, daß man den kostbaren Raum der »P. N.« mit solchem Quark fülle statt mit ernsthaften allgemeinen Charakterisierungen der kulturfeindlichen Tendenzen des Nationalsozialismus.

Die Arme eng an den Leib gepreßt, saß er hinter seinem Schreibtisch, schielte unter der Brille heraus auf Trautwein und setzte ihm sein Unrecht auseinander mit Worten, deren liebenswürdige Umständlichkeit doppelt aufreizend war.

Trautwein war starr. »Haben Sie denn keine Augen?« brach er dann los. »Sehen Sie denn nicht, wie diese bürokratische, stur pathetische Gerichtsverhandlung gegen den Juden Hutzler die Kümmerlichkeit der Nazi enthüllt? Riechen Sie denn nicht, wie ihr ganzes, beflissenes, schwitzendes Minderwertigkeitsgefühl aus der Verfolgung dieser jämmerlichen gefärbten Hose herausstinkt?« Nein, Herr Gingold roch es nicht. Sauer und mißbilligend saß er da. »Wenn ich aufrichtig sein soll«, beharrte er knarrend, »dann finde ich das, was Sie da gemacht haben, einen dürftigen Spaß, geschätzter Herr Professor. Ich finde, der Raum der ›P. N.‹ ist zu schade für solche Späße.«

Sepp begann sich ernstlich über die trottelhaften Einwände des Gingold zu ärgern. Er war stolz darauf, in diesem Gerichtssaalbericht eine jener kostbaren kleinen Geschichten aufgestöbert zu haben, die zum Gleichnis einer ganzen Bewegung werden, einer ganzen Ideologie. Er wußte nicht, daß das Regime der Nazi ihm noch sehr viele weit grausigere, grausamere und schlagendere Gleichnisse solcher Art liefern werde. Ihm schien die bornierte Erbitterung, mit der sich die Justiz der Nazi auf die gefärbten Hosen des Juden Hutzler stürzte, ein Vorgang, der jeden, der sehen wollte, über die nackte Armseligkeit des Dritten Reichs besser aufklärte als hundert dicke Wälzer. Und statt daß der Gingold, dieses Rindvieh, sich darüber freute, daß so was in seinem Blatt erschien, mandelte er sich auf und putzte ihn herunter wie einen Schulbuben. Nein, mein Lieber, so kann man dem Sepp nicht kommen. »Es tut mir leid, Herr Gingold«, sagte er und lief rot an, »daß Ihnen der Beitrag nicht gefällt. Aber ich sag’s, wie es ist: wenn Ihnen das nicht gefällt, dann verstehen Sie einen Dreck vom Sinn und Zweck eines Emigrantenblattes. Es wäre gescheiter, wenn Sie in solchen Fällen Ihre Meinung für sich behielten. Sie nehmen einem die Lust, an dem Blatt zu arbeiten.«

»Sie machen es sich leicht, geschätzter Herr Professor«, sagte süß und tückisch Herr Gingold. »Wenn Sie irgendwo was finden, was Ihnen spaßhaft erscheint, oder wenn Sie sich Luft machen wollen, dann benützen Sie mein Blatt und drukken drauflos. Wer dann der Leidtragende ist, wenn die Leser abspringen, darum kümmern Sie sich nicht. Der alte Gingold kann zahlen.«

»Warum haben Sie mich eigentlich in die Redaktion geholt?« fragte Sepp, er sprach leise und ruhig, aber er stand unmittelbar vor dem Schreibtisch, an dem Gingold saß, und sah keineswegs gemütlich aus. Herrn Gingold wurde es auch ungemütlich, doch er dachte an die Versprechungen, die er Leisegang gegeben hatte, und hielt dem Blick der tiefliegenden, zornfunkelnden Augen Sepps stand. Ja, er musterte ihn von oben bis unten, und: »Wie Sie ausschauen, verehrter Herr Professor«, sagte er statt aller Antwort sanft und vorwurfsvoll. »Glauben Sie, es ist dem Prestige unseres Blattes förderlich, wenn unsere Redakteure solche Röcke tragen und solche Hemdkragen?«

Mit einemmal war es Sepp klar, daß es Gingold nicht um den Gerichtssaalbericht über die Hosen des Juden Hutzler ging, auch nicht um seinen, Sepps, Anzug. Er dachte an das, was man ihm über Gingold erzählt hatte. Aus welchen Gründen immer, soviel war gewiß: der Mann wollte ihn los sein. Gar nicht ignorieren, dachte er eine viel gebrauchte humoristische Wendung und wurde ganz kalt. »Was wollen Sie eigentlich, Herr?« fragte er. »Wollen Sie mich hinausekeln? Wollen Sie, daß ich meine Stellung hinschmeiße? Den Gefallen tu ich Ihnen nicht.«

Herr Gingold hatte wirklich gehofft, Sepp so reizen zu können, daß er sein Amt hinschmiß. Da es so nicht ging, änderte er schnell und gewandt seine Taktik. »Was bilden Sie sich da ein, Herr Professor?« fragte er süß. »Welchen Grund sollte ich haben, einen so wertvollen Mitarbeiter hinauszugraulen? Wenn ich auch häufig anderer Ansicht bin als Sie, das Blatt liegt uns allen am Herzen. Was ich möchte, das ist einzig und allein besseres Einvernehmen, bessere Zusammenarbeit. Wie wäre es zum Beispiel«, riet er väterlich, »wenn Sie sich entschließen könnten, mir Ihre Artikel vorzulegen, bevor Sie sie in Satz geben?«

»Lecken Sie mich am Arsch«, sagte gelassen Sepp.

Er erzählte Heilbrun seinen Zusammenstoß mit Gingold. Heilbrun lachte, aber er hatte Bedenken. Vom juristischen Standpunkt aus war Sepps Verhalten nicht einwandfrei. Gingold hatte in die Verträge Klauseln eingefügt, die ihm die Möglichkeit gaben, Redakteure bei groben Verstößen gegen die Disziplin zu entlassen. Gingolds Aufforderung, Sepp solle ihm seine Artikel vor Erscheinen zeigen, war unberechtigt, aber es war ein Ratschlag, wenn auch ein anmaßlicher, kein Befehl, und daß Sepp diese Aufforderung mit der unflätigen Einladung beantwortet hatte, konnte als Disziplinwidrigkeit ausgedeutet werden. Andernteils war es unwahrscheinlich, daß es Gingold auf einen Prozeß werde ankommen lassen, und wenn, so fanden Rabelaissche Wendungen vor französischen Gerichten gewöhnlich Verständnis. Was immer sich ereignen werde, schloß Heilbrun, er denke nicht daran, Sepp gehen zu lassen, und: »Eher gehe ich selber, als daß ich Sie gehen lasse«, wiederholte er großartig das Versprechen, das er ihm schon einmal gegeben.

Sepp fuhr nach Hause. Der Zusammenstoß mit Gingold hatte ihn mehr belebt als verärgert, und gutgelaunt berichtete er Anna. Sie hatte empörte Worte für Gingolds Hinterlist, aber im Grunde waren ihr die ständigen Reibereien ihres Sepp mit Gingold nicht unwillkommen. Wohlgemuth hatte sie ein zweites Mal gefragt, ob sie sich nun entschlossen habe, mit nach London zu gehen, sie mußte ihm endlich antworten. So resolut sie sonst unangenehme Dinge anpackte, diesmal hatte sie die endgültige Aussprache mit Sepp immer wieder hinausgeschoben. Sie wußte, er wollte nun einmal nicht nach London, mit Verstandesgründen war dagegen schwer aufzukommen, und lieber noch dieses Hangen und Bangen als ein letztes, klares Nein. So war ihr der Vorfall auf der Redaktion beinahe recht, weil er wieder einmal bewies, wie unsicher dort Sepps Stellung war. Es ging gar nicht anders, man mußte die Chance ergreifen, die das Schicksal einem bot, man mußte nach London. Wenn sie es jetzt, nach Sepps Krach mit Gingold, unterließ, die brenzlige Frage von neuem anzuschneiden, dann wäre das verbrecherische Feigheit.

Er habe nun selber gesehen, setzte sie ihm auseinander, daß Gingold keine Gemeinheit scheue, ihn loszuwerden. Er sei viel zu anständig für diesen Gingold, und wenn es dem schlauen Mann heute mißglückt sei, ihn hinauszubeißen, so werde es ihm morgen gelingen. Wäre es da nicht gescheiter, wenn Sepp den Stiel umdrehte und die Sache gleich selber hinschmisse? Die Übersiedlung nach London, die er heute als Unglück empfinde, werde ihm morgen als ein Glück erscheinen. Ihr werde es geradezu Spaß machen, ihren Doktor in London zu installieren, und er, Sepp, sehne sich doch auch nach der Rückkehr zu seiner Musik. Es wäre Torheit und Sünde, die Gelegenheit nicht wahrzunehmen.

Wie das erstemal verdroß es Sepp auch heute, daß er gegen Annas Argumente nichts Rechtes vorzubringen wußte. Sein Instinkt, seine innere Trägheit, das, was er euphemistisch seine münchnerische Gemütlichkeit nannte, sträubte sich immer heftiger gegen die zugemutete Veränderung. Anna, bog er aus, nehme den Vorfall in der Redaktion zu tragisch. Über den Gingold könne man doch nur lachen. Gut, dieser Lump und Idiot könne ihn nicht riechen. Aber er habe noch anderthalb Jahre Vertrag, er werde sich in Zukunft nicht mehr hinreißen lassen, sondern das Maul halten. Gerade erst recht werde er bleiben. Da müßte schon ein ganz anderer kommen als der Herr Gingold. Und wenn der Gingold wirklich Ernst machen sollte, dann würden Heilbrun und auch die andern Kollegen sich wie ein Mann vor ihn hinstellen. Das werde sie erleben. Da kenne er keinen Zweifel.

Daß er in einer so wichtigen Sache auf ihre Argumente überhaupt nicht einging, sondern auf billige Weise auswich, ärgerte Anna. »Wenn du dich nur nicht täuschst, mein Lieber«, sagte sie. »Ich möchte nicht die Probe machen, was deine Herren Kollegen tun, wenn man sie vor die Wahl stellt, ihre Existenz im Stich zu lassen oder dich. Sie werden sagen: zuerst einmal Brot für uns und unsere Kinder. Und das kann man ihnen nicht verdenken, das ist menschlich. Sei gescheit, Sepp«, bat sie herzlich. »Gehen wir nach London.«

Annas Gelassenheit, ihre Vernunft, selbst die Herzlichkeit ihres Tons brachten Sepp nur noch mehr auf. Sie hatte recht, und sie war diejenige, die es auf der ganzen Welt am besten mit ihm meinte. Aber sein unberechtigter Zorn war ihm willkommen, ja, er steigerte sich in eine immer größere Wut und Entschlossenheit hinein. Er sagte sich, wenn er nur diesmal noch fest bleibe und seinem Instinkt mehr vertraue als ihrer Vernunft, wenn er sich nur diesmal noch nicht unterkriegen lasse, dann werde er es endgültig geschafft haben und hierbleiben können. »Ich geh nicht nach London«, krähte er also heftig, böse, streitbar. »Ich mag nicht. Ich denke nicht daran.« Er stand da und schaute sie aus seinen tiefliegenden Augen finster und feindselig an. Er benahm sich wie ein kleiner Bub.

Alles in Anna empörte sich gegen Sepps Unvernunft. So gewiß auf diesen Sommer ein Winter folgen wird, so sicher wird in London für sie und Sepp und selbst für den Jungen alles zum besten gehen; das wußte sie unumstößlich. Und dieses gute London soll sie aufgeben, bloß weil Sepp »nicht mag«? Bloß wegen einer solchen dummen Laune soll sie an ihrer Statt Elli Fränkel nach London gehen lassen? Heftige Worte gegen Sepps Verbocktheit brannten ihr auf der Zunge. Aber sie bezwang sich. Sie war in Zeitnot. Übermorgen, vielleicht schon morgen, wird Wohlgemuth sie vor die endgültige Entscheidung stellen. Sie kann es sich nicht leisten, Sepp jetzt ihre wahre Meinung zu sagen, ohne Diskussionen heraufzubeschwören über Dinge, über die man sich ebensogut später unterhalten kann. Sie muß ihn herumkriegen, heute, jetzt. Nochmals, mit Ruhe, überzeugt und überzeugend, stellte sie alle Argumente vor ihn hin, die für die Übersiedlung sprachen.

Er aber verstockte sein Herz, er wollte nicht hören. Sie soll ihn in Frieden lassen, in Teufels Namen. Er stellte sich noch grimmiger, als er war, er spielte den wilden Mann. »Ich nehme an«, sagte er, »du hast in Frankreich dein Deutsch nicht ganz verlernt. Weißt du, was ›jamais‹ auf deutsch heißt? Jamais heißt niemals. Also: ich geh nicht nach London, niemals, niemals, niemals.« Und er schlug hinter sich die Tür zu.

## 

## 21

## Sommerferien

Raoul, als er den Angriff der »P. N.« auf sein Jugendtreffen gelesen, hatte sich mit eiskalter Sachlichkeit gesagt, daß also nun sein Projekt ins Wasser gefallen war und daß er sich für immer lächerlich gemacht hatte, vor den Deutschen und den Franzosen, vor Federsen, Heydebregg und Spitzi, vor seiner Mutter und vor sich selber.

Er saß in seinem hübschen Zimmer in dem Haus an der Rue de la Ferme, um ihn herum waren seine Bücher, seine geliebten, mit Fleiß und Geschmack zusammengestellten Möbel, in der Ecke stand der Hausaltar, die Roulettescheibe, das Bildnis André Gides, das Totengebein. Draußen war sengende Hitze, doch das Zimmer war angenehm kühl.

Allein Raoul ging fort aus dem schattigen Zimmer und hinaus in die pralle Sonne. Sonderbar benommen ging er vor sich hin, langsam, unjung, das Gesicht abwesend und weit über seine Jahre hinaus finster.

Er geriet ins Bois. Die Anlagen waren voll von Spaziergängern, die an dem heißen Tag hier etwas wie Frische suchten, alle Bänke im Schatten waren besetzt. Die Bank, auf der sich Raoul schließlich niederließ, stand in der prallen Sonne; er aber merkte die Hitze nicht und nicht die verwunderten Blicke der Vorübergehenden, die den Jungen musterten, der da in der Sonne saß, sonderbar aufrecht, mit starrem, zugesperrtem Gesicht.

Haltung, Haltung, dachte er. Aber wer gibt mir schon was für meine Haltung, und wozu hab’ ich sie nötig? Jetzt ist alles aus, darauf muß man sich einrichten. Meine Haltung hab ich übrigens vermutlich von ihm, von jenem Monsieur Wiesener, der mein Vater ist und das nicht wahrhaben will. Begreiflicherweise; es ist nicht viel Staat zu machen mit einem Sohn, der sich so unsterblich blamiert hat. Wahrscheinlich hat er recht gehabt, als er mir damals die Ohrfeige gab. Dabei steht es um ihn kaum besser als um mich. Sie nehmen ihn genauso her, die Herren von den »P. N.«, sie zerfetzen ihn genauso, eher noch mehr. Überhaupt ist er schuld an dem Ganzen, ihr Haß richtet sich gegen ihn, nicht gegen mich. Er hat sie offenbar gereizt. Er hätte wissen müssen, daß man einen nur dann reizen darf, wenn man es ungestraft tun kann. Monsieur Wiesener, mein Vater, der es nicht sein will, ist also nicht einmal ein Schuft, er ist einfach ein Dummkopf.

Wozu das Vergangene begrübeln? Der Strich ist gemacht, die Summe ist gezogen, sie ist Null Komma Null, weniger als Null, ein ewiges, nicht mehr einzuholendes Minus. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, aber vom Lächerlichen zum Erhabenen führt kein Weg zurück. Ich bin erledigt, meine politische Karriere ist abgedrosselt, schon vor ihrer Geburt. Mir bleibt nur übrig, die Hohnreden der andern einzustecken, mit Haltung oder ohne Haltung, wie es mir beliebt.

»Ist Ihnen schlecht, junger Mann?« sagt auf einmal jemand zu ihm. »Sie sehen so blaß und grün aus. Sie sollten nicht so in der Sonne sitzen, da holen Sie sich unvermeidlich einen Sonnenstich.« – »Danke, mein Herr«, erwidert höflich Raoul und steht gehorsam auf; er fühlt sich wirklich verdammt wackelig. »Schauen Sie schleunigst, daß Sie aus der Sonne kommen und sich im Schatten niederlegen«, rät der andere, und: »Danke, mein Herr«, wiederholt Raoul. Er geht auch gehorsam aus der Sonne und legt sich unter einen Baum. Ringsum sind spielende Kinder, Dienstmädchen mit Kinderwagen, Liebespaare, viele Menschen, alles riecht nach Staub und Schweiß. Aber das stört den sonst so Empfindlichen nicht; was ringsum ist, existiert nicht für ihn. Er spürt nur sein Herz, das heftig geht; der Zorn, den er zuerst hat unterdrücken können, steigt ihm auf einmal in heißen, erstickenden Wellen hoch. Ist ein Leben lebenswert, in dem kein Ehrgeiz mehr befriedigt werden kann? Was immer er tun oder lassen wird, es ist so sinnlos, wie daß er hier unter den Bäumen liegt.

So heftig, wie es ihn vorher hinausgetrieben, drängte es ihn jetzt, sich in seinem stillen Zimmer zu verkriechen. Mit schnellen Schritten lief er zurück. Lag auf seinem Sofa, so, wie er es seit frühester Jugend liebte, die Beine angezogen, ein kleines, zu Tod betrübtes, schmollendes Kind. Er wird keinen Bissen Speise mehr anrühren, er wird hier so liegenbleiben, für immer.

Dann rief man ihn zum Mittagessen, und er stand auf und ging hinüber. Es verlangte ihn, das Gesicht der Mutter zu sehen. Das Speisezimmer war gut gekühlt, angenehm dämmerig, es gab leichte, kalte, sorglich bereitete Gerichte, Emile ging geräuschlos ab und zu. Das Antlitz der Mutter war mattfarbig wie stets, sie gab sich einsilbig, freundlich und gelassen. Trotzdem sah er ihr an, wie sehr sie dieser Schlag getroffen hatte. Ihre Nähe tat ihm wohl; der gleiche Mann hatte ihnen das gleiche Leid zugefügt.

Es war in Lea beim Lesen des Artikels der »P. N.« ein tiefer Widerwille gegen Erich aufgestiegen, etwas wie Haß, ein Gefühl, das sie nie vorher gegen ihn gespürt hatte. Wohl hatte ihre Vernunft ihr gesagt, daß dieser Angriff eher Erichs Unschuld bewies als seine Schuld; denn wenn er beteiligt wäre an Machenschaften, die dahin zielten, das Lamm des Armen zu rauben, dann hätte er Mittel und Wege gefunden, solche Angriffe zu verhindern. Allein gegen diese Argumente ihres Verstands erhob sich ihr Gefühl. Die Angriffe waren verdient. Sie schämte sich vor sich selber, daß sie es soweit hatte kommen lassen. Eines war gewiß: ob Erich schuld war oder nicht, sie ertrug solche Angriffe nicht länger. Aus dieser Stimmung heraus, spontan, hatte sie die Weisung gegeben, sogleich alles für ihre Abreise nach Arcachon vorzubereiten.

Als jetzt Raoul ins Zimmer getreten war, hatte sie mit Unbehagen daran gedacht, wie sie ihm ihren plötzlichen Entschluß mitteilen sollte. Er wird natürlich die Gründe ahnen. Eigentlich sollte sie sich mit ihm über den schmählichen Zeitungsartikel aussprechen, der ihn ja noch mehr trifft als sie und Erich. Doch wenn sie das versuchte, das wußte sie, wird er sich nur zusperren. Mit geheimer Angst beobachtete sie ihn während des Mittagessens. Er war wortkarg; aber sie kannte ihren Jungen und merkte, wie sein Gefühl zu ihr hindrängte. Dieses schweigende Einverständnis war ihr ein großer Trost.

Jetzt freute sie sich beinahe darauf, allein mit ihm in Arcachon zu sein. Ganz leicht, fast heiter, sagte sie: »Ich habe mich jetzt doch entschlossen, schon heute nach Arcachon zu gehen. Ich begreife gar nicht mehr, wie wir es so lange in diesem höllischen Paris haben aushalten können.«

Wie sie erwartet hatte, fragte er nicht weiter nach den Gründen. Für den Bruchteil eines Augenblicks schien es auch ihm tröstlich, von hier wegzugehen und keinem Menschen mehr ins Aug schauen zu müssen außer dieser Frau, die ihn liebte und die ihn nicht lächerlich fand. Aber dann legte es sich wieder schwer auf ihn. Was ist gewonnen, wenn er nach Arcachon geht? Und wenn er noch viel weiter weggeht, wenn er herumjagt von einem Ort zum andern, seiner Lächerlichkeit kann er nicht entfliehen.

Lea merkte, was in ihm vorging. Sie wollte ihm helfen. Bisher hatte es sich immer von allein verstanden, daß er mitging. Jetzt, seine Selbständigkeit betonend, fragte sie: »Kommst du mit?« Er, dankbar für soviel Rücksicht, weltmännisch leicht, antwortete schnell: »Aber gerne komme ich mit.«

Lea benachrichtigte keinen ihrer Freunde, daß sie schon jetzt die Stadt verließ. So blieben Mutter und Sohn lange allein in Arcachon. Sie verbrachten träge, angenehme Sommerwochen. Man badete, spielte Tennis, lag in der Sonne, atmete den Geruch des Salzes, des Meerwinds. Des Abends spielte man Schach. Sie sprachen nicht viel miteinander, aber es war gutes Einvernehmen zwischen ihnen. Manchmal noch war in Raoul ein Vorwurf gegen die Mutter, daß sie ihm diesen unseligen Vater gegeben hatte; aber er haßte sie nicht mehr darum, eher tat sie ihm leid.

Lea ihresteils sagte sich, daß es Raouls frühreifer, törichter Ehrgeiz war, der ihre Beziehungen zu Erich zerrissen hatte. Aber war es nicht gut, daß sie zerrissen waren? Sie lag in der Sonne und ließ die Haut ihres Gesichtes, ihres schlanken Rückens sich bräunen. Langsam, träge, unablässig die gleichen, gingen und kamen ihr die Gedanken. Ist sie wirklich mit Erich fertig? Wenn er sie jetzt in Arcachon anruft, was wird sie tun? Natürlich muß sie antworten lassen, sie sei nicht zu Haus. Aber wird sie das antworten lassen? Und wenn sie es antworten läßt, wird ihr Herz nicht schneller gehen und wird sie es nicht bereuen, tagelang, wochenlang, immer?

Allein Erich rief nicht an, und er schrieb auch nicht.

Es quälte sie, daß er es nicht tat. Dabei war sie ihrer jetzt ganz sicher. Sie wird nicht antworten, nicht mehr die leiseste Chance wird sie ihm geben. Es war ärgerlich genug, daß sie ihn nicht zur Rede gestellt hatte, damals nicht und auch später nicht, wegen der frechen und dummen Worte zu Raoul. Warum hatte er seine Vaterschaft verleugnet? Und sie war eine schlechte Mutter, daß sie es schweigend hingenommen hatte. Vielleicht sind ihm die unseligen Worte nur in einem gottverlassenen Augenblick entfahren. Aber wie immer: Es wäre interessant gewesen, zu hören, wie er sich gedreht und gewunden hätte, um sich herauszulügen. Und wenn er es noch so geschickt angestellt hätte, die Tatsache, daß er abgestritten hat, Raouls Vater zu sein, beweist, wie sehr ihn die Angst quält, die Verbindung mit einer Frau, die ihren Tropfen jüdischen Blutes hat, könnte für ihn peinliche Folgen haben. Nein, da hilft keine Ausrede. Es erledigt einen Mann ein für allemal, wenn er sich freiwillig einer Menschengruppe zugesellt, die eine derartige Verbindung ächtet. Und sie will mit einem solchen Menschen nicht länger verbunden sein. Sie ist fertig mit ihren Gefühlen für ihn. Bestimmt ist sie fertig. Ja, wenn sie ihn haßte, dann wäre es anders. So aber spürt sie für ihn nichts als tiefe Abneigung. Nicht ein Bedürfnis, zu fliehen, hat sie aus Paris fortgetrieben, eher war es was wie Ekel vor Erich und vor sich selber. Und das ist die einzig richtige Reaktion auf einen Typ wie Erich. Ein Mensch ist keine feste Größe, er ändert sich, in der Relation zu jedem ändert er sich. Die Lea in Verbindung mit diesem Erich ist etwas Schlechtes, etwas, was die bessere Lea, die wahre Lea, aus sich ausreißen muß und vertilgen für immer.

Doch nach wie vor hatte sie keine Gelegenheit, zu erproben, wieweit dieses ihr Gefühl stichhielt; denn Erich rührte sich nicht.

Der schöne, stille Sommer in Arcachon. Meer, Wind, Sonne. Die trägen, wortkargen Gespräche mit Raoul. Wohl kaut sie immer von neuem an ihrem Unmut über Wiesener und sich selbst, dennoch sind diese Wochen in Arcachon seit langem ihre beste Zeit.

In der dritten Woche traf Heydebregg ein.

Der erste, der ihn gewahrte, war Raoul. Er ging den engen Weg am Strand entlang, als Heydebregg, offenbar um die Mutter zu begrüßen, aus der Richtung des Gästepavillons auf ihn zukam. Heydebregg schritt langsam einher, massig, seine großen, stumpfen, weißlichen, fast wimperlosen Augen schauten gradaus auf Raoul. Raoul hatte geglaubt, er habe für immer resigniert, und es werde ihm gleichgültig sein, wenn man ihn lächerlich finde. Allein als jetzt Heydebregg auf diesem engen Weg auf ihn zukam, unausweichlich, in weiße Rohseide gekleidet, grotesk und wuchtig, da ließ das Bewußtsein, daß dieser Mann so genau um sein albernes Mißgeschick wußte, den ganzen Jungen brennen in unerträglicher Scham. Gleichzeitig, und das war das albernste, nahm er wahr, daß das Nilpferd keinen Trauerflor mehr trug, sondern der Ärmel seiner seidenen Jacke war ganz weiß. Um seiner Scham Herr zu werden, richtete Raoul all seine Gedanken auf diesen abgelegten Trauerflor. Um wen wohl mochte das Nilpferd getrauert haben? Und eigentlich war es schade, daß der Trauerflor nicht mehr da war. Der Gegensatz zwischen der weißen Jacke und dem schwarzen Band wäre pikant gewesen. Allein es gelang ihm nicht, seine Angst vor den Spottreden des andern zu unterdrücken. Mit prickelndem Unbehagen wartete er darauf, wie ihn jetzt gleich die tiefe, knarrende Stimme mit gelassenem, zermalmendem Hohn zudecken wird.

Nichts dergleichen geschah. »Wie geht es, mon vieux?« fragte vielmehr das Nilpferd und gab sich aufgeräumt. Das war verdächtig. Aber es kam auch später nichts nach. War das möglich? War für diesen Mann die ganze, furchtbare Geschichte einfach nicht existent? Oder war dies das Wesen der Politik? Waren solche Zusammenbrüche nichts Ungewöhnliches und somit Raoul gar nicht lächerlich? Oder verstellte sich der andere nur, Diplomat, der er war?

Lea war Monsieur Heydebregg nicht unwillkommen; er war ein Mann aus der Welt ihres Erich. Übrigens hatte sich Heydebregg in Biarritz erholt, er sah kräftig aus, strotzend, und sehr bald wieder, ohne daß sich etwas ereignet hätte, ohne daß Heydebregg viel gesagt hätte, spürte Lea jene Anziehungskraft, die sie schon in Paris gespürt hatte. Wieder saß sie lange Zeit neben dem wuchtigen Mann, der in seiner Gravität gleichzeitig unheimlich und von leiser Komik war. Sie stellte bittere Vergleiche an zwischen der Ganzheit und Entschiedenheit dieses Mannes und der Halbheit Erichs und ihrer eigenen. Ja, wenn Erich, wie dieser, ein richtiger Barbar wäre, dann hätte sie sich ihrem Gefühl für ihn mit gutem Gewissen hingeben können. Wenn der Zivilisierte zuweilen Unbehagen spürt an seiner Kultur und sich zum Barbaren hingezogen fühlt, da ist nichts, dessen er sich zu schämen hätte. Aber Erich gehört ja selber zu den Zivilisierten, er gehört zu uns, und wenn er die Maske des Barbaren trägt, dann tut er’s nur aus scheußlicher Rechenhaftigkeit.

Heydebregg sah mit Befriedigung, daß seine Gegenwart Madame de Chassefierre angenehm war. Es tat ihm wohl, neben ihr zu sitzen oder zu liegen, massig, unheimlich, halbnackt, er spürte selber den Gegensatz, er kostete ihn aus, und wenn ihm der Verkehr mit dieser nicht ganz Reinrassigen leises Unbehagen machte, so war das nur ein Reiz mehr. Es war Odysseus bei der Nymphe Kalypso.

War es nicht sonderbar, dachte er manchmal, daß neben dieser zierlichen und erfreulichen Dame de Chassefierre er hier lag und nicht Wiesener? Zwischen diesem und der Dame waren offenbar Mißhelligkeiten entstanden. Es täte ihm leid, doch ein wenig freute es ihn auch, wenn daran er schuld wäre. Er hatte Wiesener gern. Als er seinerzeit von der günstigen Zusammensetzung des Schiedsgerichts in Sachen Friedrich Benjamin erfahren, hatte ihm die Tatsache, daß Wiesener durch dieses Ereignis gewissermaßen rehabilitiert war, ehrliche Freude gemacht. Trotzdem entbehrte er ihn jetzt gern.

Die drei fühlten sich in diesem Sommer in Arcachon wohl und ruhig. Lea war von Heydebreggs gefährlicher Bonhomie immer von neuem angezogen. Raoul sah mit Befriedigung, daß ihn das Nilpferd genau wie früher behandelte, daß er also vielleicht doch nicht so lächerlich war, wie er befürchtet hatte, und die Kränkung über sein Mißgeschick begann zu vernarben. Gab es in der Welt kein anderes Glück als politischen Erfolg? Mochten seine ersten Schritte in die Politik ein jämmerliches Humpeln und Ausgleiten gewesen sein: Persönlichkeit konnte sich schließlich auch anders auswirken als durch politischen Betrieb.

Es wurde aber Raoul in diesem Sommer von Arcachon neunzehn Jahre alt.

Sowohl Lea wie Erich hatten aus Raouls Geburtstag von jeher viel Wesens gemacht. Dieser Tag, beinah immer in Arcachon gefeiert, war die Höhe des Sommers gewesen, der schönste Tag des Jahres. Lea wartete mit Spannung darauf, ob Erich nicht den Anlaß benutzen werde, sein Schweigen zu brechen. Im geheimen fürchtete sie, hoffte sie, er werde selber erscheinen.

Statt seiner kam sehr früh am Morgen ein hübsches, kleines Auto. Der Chauffeur gab die Zulassungskarte ab, die ausgestellt war auf den Namen Raoul de Chassefierre, außerdem überbrachte er einen großen Pack Bücher.

Als Raoul von seinem morgendlichen Meerbad zurückkam, erwartete ihn Lea am Frühstückstisch; ihre Geschenke hatte sie hübsch geordnet, das Auto stand schlank und zierlich in Sichtweite. Raoul nahm an, es sei ein Geschenk von ihr, er strahlte. Betreten erfuhr er, von wem der Wagen kam. »Par exemple«, rief er überrascht, schon bereuend, daß er sich nicht beherrschen konnte. Lea las ihm mit innerem Lächeln vom Gesicht ab, was in ihm durcheinanderging. »Ein hübsches Auto«, anerkannte er schließlich. »Ja«, meinte Lea. »Ich denke nicht daran, es zu behalten«, erklärte stürmisch Raoul. »Aber es ist ein hübscher Wagen«, fügte er zögernd hinzu. »Entscheide dich nicht zu rasch«, riet, ohne Nachdruck, Lea. »Vielleicht kommt Monsieur Wiesener auch selber«, fuhr sie fort und schämte sich vor Raoul, daß sie ihre Hoffnung hatte Wort werden lassen. Aber Raoul achtete nicht darauf, er war beschäftigt mit dem Auto und den Entschlüssen, welche die Lage von ihm forderte. »Ich schicke ihm den Wagen zurück«, legte er sich schließlich fest. »Ist der Mann noch da, der ihn gebracht hat?« beeilte er sich weiterzureden. »Er soll ihn gleich wieder mitnehmen. Aber ein paar Zeilen gebe ich ihm mit. Die Bücher behalte ich nämlich. Das kann ich, ohne mir was zu vergeben.« Ja, das war eine glückliche Lösung, weltmännisch und der Situation entsprechend. Er hatte keine Beziehungen mehr zu Monsieur Wiesener, er stand ihm ohne Haß und Liebe gegenüber. Monsieur Wiesener war also ein fremder Herr, von dem er zwar nicht ein so kostbares Geschenk wie ein Auto, wohl aber ein paar Bücher annehmen konnte.

Während des ganzen Frühstücks bosselte er im Geist an den paar Zeilen herum, die er Wiesener schreiben wollte, und unmittelbar hernach setzte er sich hin, um den kleinen Brief auszuarbeiten; er mußte es tun, bevor ihm sein Entschluß leid wurde und er den schönen Wagen vielleicht doch behielt. Der Brief kostete ihn viel Mühe, er zerriß ihn drei- oder viermal, ehe er zufrieden war. Dann gab er dem Chauffeur ein ungewöhnlich hohes Trinkgeld, und der hübsche Wagen und sein Briefchen verschwanden; aber seine Ehre war gerettet.

Lea war sich mittlerweile klar darüber geworden, wie sie Erich empfangen wollte; denn jetzt war sie sicher, daß er kommen werde. Wenn er vormittags kommt, wird sie ihn annehmen, aber sehr kühl zu ihm bleiben. Wenn er aber erst kommt, nachdem man sich schon zu Tisch gesetzt hat, dann wird sie für ihn nicht mehr zu Hause sein. Sie zögerte das Mittagessen hinaus. Erich kam nicht. Es war gemein von ihm, und der Tag war ihr verdorben.

Nach Tisch beschäftigte sich Raoul mit den Büchern, die ihm Monsieur Wiesener geschickt hatte. Sie waren ein schwacher Ersatz für das Auto, aber Raoul mußte anerkennen, daß sie mit Geschmack und Einfühlung ausgesucht waren. Da war eine hübsch gebundene Gesamtausgabe des Proust, da war das Slangwörterbuch von Barrère und Leland, da war deutsche Emigrantenliteratur. Monsieur Wiesener hatte sich angestrengt und sich vorurteilslos gezeigt, und auf alle Fälle war es erfreulich, daß er ihm nachlief und ihn wiederzugewinnen trachtete.

Er blätterte in den Büchern. Er blieb hängen an der Vorrede, die ein gewisser Oskar Tschernigg zu dem »Sonett 66« eines gewissen Harry Meisel geschrieben hatte. Der brillante Essay weckte in ihm Neugier, und voll innerer Gespanntheit machte er sich an die Lektüre des Buches.

Er las. Er vergaß, daß er in Arcachon war und daß er heute neunzehn Jahre alt wurde und daß es Sommer war. Er las. Daß es das gab. Daß einer so schreiben konnte, daß einer soviel gesehen und erlebt und verdaut haben konnte, daß einer so weise war, so bitter, so erhaben über Gut und Böse und Haß und Liebe; und nicht älter als neunzehn Jahre. Wenn dieser Harry Meisel lebte, Raoul hätte das nächste Flugzeug genommen, um zu ihm zu reisen und sich ihm an die Brust zu werfen. Er hätte ihn angebettelt, ihn zu seinem Freunde zu machen, oder vielleicht auch hätte er ihn umgebracht aus Eifersucht, daß einer neunzehn Jahre alt war und soviel konnte. Welch verdammtes Unglück, daß dieser Harry Meisel tot war. Welch ungeheures Glück, daß dieser Harry Meisel nicht mehr lebte, daß Platz frei war für ihn, für Raoul de Chassefierre.

Denn jetzt wußte er, was er zu tun hatte, was der Sinn seines Lebens war. Deutlich lag seine Bestimmung vor ihm. Welch ein Glück, daß ihn das Schicksal von dieser subalternen, widerwärtigen Beschäftigung mit der Politik weggerissen hatte. Welch ein Glück, daß seine Beziehungen zu Monsieur Wiesener dahin geführt hatten, daß der ihm die Bücher schickte. Welch ein Glück, daß er sich gleich an die Bücher gemacht hatte; denn so war er einen oder zwei Tage oder gar schon eine Woche früher als sonst dazu gekommen, dieses kostbare Buch zu lesen, das seinem künftigen Leben Richtung wies.

Da gibt es Leute, die erklären, Literatur sei nur um ihrer selbst willen da und habe keine Wirkung. Was für Narren. Kann einer das Buch dieses Harry Meisel lesen und unbewegt bleiben und sein Leben fortführen wie bisher? Ihn hat es gelehrt, daß alles, was er bis jetzt gelebt hat, Zeitverschwendung war, barer Unsinn.

Tagelang ging er umher unter dem Eindruck des Buches. Er studierte jedes Wort, jeden Buchstaben. Die Welt wurde ihm anders, das Innere der Menschen und der Dinge ging ihm auf. Er war neunzehn Jahre und alt wie eine Schildkröte. Nichts bestand vor ihm; gerade weil er erkannte, wie nichtig die Dinge waren, wurde er leicht mit ihnen fertig.

Ihm aber blieb es vorbehalten, die Weisheit Harry Meisels, die in Spiralen hochstieg, noch eine Spirale höher zu führen. Die Dinge waren wertlos, weil sie vergänglich waren; einen Wert aber hatten sie: sie waren, sie waren da. Diesen Wert, die Existenz an sich, das Dasein an sich, den konnte man doppelt schmecken, wenn man einmal die Vergänglichkeit der Dinge ganz erkannt hat. »Besser ein Hund, der lebt, als ein Löwe, der hin ist; denn die Lebenden wissen, daß sie sterben werden, aber die Toten wissen gar nichts.«

Der Sinn seines Lebens war ihm klargeworden. Das Lebendige schmecken hieß: es darstellen, seine Vergänglichkeit festhalten.

Der ihm nächstliegende Stoff der Darstellung war er selber, das vergängliche Ich Raoul de Chassefierre. Er studierte diesen seinen Stoff und das, woraus er gemacht war, Monsieur Wiesener und seine Mutter. Er stellte im Geist Monsieur Wiesener vor sich hin und drückte seinen Grimm gegen ihn hinunter, so wie Harry Meisel Hassen und Lieben hinuntergedrückt hatte, er musterte Monsieur Wiesener, er durchsuchte ihn, neugierig, wissenschaftlich, mit der Sachlichkeit eines Zollbeamten. Dann begann er zu schreiben.

Er ordnete, er baute, wie er es am Vorbild Harry Meisels gelernt hatte. Es wuchs, es wurde. Kraftgefühl durchströmte ihn, er war der Fortsetzer, der Jünger, der Vollender Harry Meisels.

Obwohl sich Wiesener seit Jahren das erstemal keine Ferien gönnte, sondern den ganzen Sommer über in dem heißen, staubigen Paris blieb, war er gut in Form und arbeitete leidenschaftlich, sowohl am »Beaumarchais« wie an seinen politischen Artikeln. Er handhabte die Methode, niederträchtige politische Angriffe so verblümt zu halten, daß sie keine Blößen boten, meisterlich wie kein zweiter, er galt unbestritten als der erste Journalist unter den Nationalsozialisten.

Die Abfassung seiner frechen, giftigen Elaborate machte ihm Freude, und er diktierte sie mit steigendem Vergnügen Maria, die feindselig dasaß und ihren Widerwillen nicht verbarg. Er durfte sich diesen Spaß leisten; die verdienstliche Arbeit am »Beaumarchais« machte wett, was an bösartiger Kleinlichkeit in seiner Zeitungsschreiberei stecken mochte.

Diese gesegnete Arbeit am »Beaumarchais«. Durch sie schafft er sich für alle Zeiten ein literarisches Alibi. Der »Beaumarchais« ist eine augenzwinkernde Versicherung für die Späteren, daß sich Erich Wiesener jederzeit dessen bewußt war, was er tat, es ist eine Auseinandersetzung mit seinen späteren Kritikern. Wieder erging er sich in der Historia Arcana in langen Betrachtungen über seine glückliche Gabe, in einem Literaturwerk die Gewissensbisse abzureagieren, die ihm seine politischen Geschäfte bereiteten.

Vorläufig wurde allerdings nur die Wirkung dieser seiner politisch journalistischen Geschäftigkeit sichtbar. Seine Artikel fanden Anerkennung nicht nur bei den Machthabern, sie beruhigten auch die Skrupel der vielen, welche die Vorteile gern hinnahmen, die das Regime ihnen bot, sich aber Vorwürfe machten wegen der zunehmenden Barbarei, in die es das Land, ja den Erdteil stürzte. Wenn sie Erich Wieseners Aufsätze lasen, dann war die Barbarei nicht mehr Barbarei, dann war sie Kraft, die sich höchstens ab und zu ein wenig wild gebärdete.

Andere allerdings waren empört über seine Schreiberei. Es kam vor, daß ihm jemand anonym einen Band Puschkin zusandte, in dem die Stelle angestrichen war: »Wer im Abtritt wohnt, gewöhnt sich an Scheiße.« Ein andermal, in einem Restaurant, sagte jemand am Nebentisch: »Da drüben sitzt Wiesener. Früher hat er einmal ein Menschengesicht gehabt, jetzt frißt er sich satt bei den Nazi. Es braucht nur ein Trog da zu sein: die Schweine kommen von selber.«

Wiesener hatte eine souveräne Art, über solche Schmähreden wegzuhören, und wenn beleidigende Zuschriften kamen, reichte er sie Maria hinüber und sagte etwa: »Das ist wieder Wasser auf Ihre Mühle, was, Maria?« Doch in seinem Innern wurmte ihn der Schimpf. In der Historia Arcana füllte er Seiten damit, sich vor seinen Gegnern zu rechtfertigen. Was wäre gewonnen, wenn er den Nazi sein Amt mit Krach hinschmisse? An seine Stelle käme ein Schlimmerer, der plumper schriebe. Keine Änderung wäre erreicht, höchstens eine zum Schlechteren. Da schon einer hier in Paris den journalistischen Repräsentanten der Nazi machen mußte, war es nicht für alle Teile das beste, er besorgte dieses Amt?

Die »Pariser Nachrichten« las er, seitdem durch die günstige Zusammensetzung des Schiedsgerichts ihre Bedeutungslosigkeit dargetan war, beinahe mit Vergnügen. War ein Artikel besonders gut geschrieben, dann anerkannte er das mit fachmännischem Lob. Sollen die Herren ruhig dreimal in der Woche ihre zehn Seiten täglich füllen. Die Artikel, die sie zusammenschreiben, bleiben akademische Stilübungen. Ihm eilt es nicht, sein Plan reift langsam, aber sicher. Schon sitzt er in den »P. N.« wie der Wurm im Apfel.

War es nicht überhaupt töricht, die Äußerungen eines tätigen Politikers mit ethischen Maßstäben zu messen? Was waren sie anders als Waffen? Aus einer Äußerung über Politik durfte man auf den Charakter ihres Urhebers sowenig schließen wie aus einer Äußerung übers Wetter. Dem geborenen Politiker war Politik Selbstzweck, Kunst um ihrer selbst willen, ein erregendes Spiel, und ob man zu dieser Partei hielt oder zu jener, erlaubte Schlüsse auf den Charakter sowenig wie das Faktum, daß man auf Rot setzte oder auf Schwarz. Wer einen Politiker richtig werten will, der darf nichts anderes betrachten als die Kunst seines Handwerks, die Eleganz, mit der er seine Pläne ausführt, nicht die Sache, die er vertritt. Gedanken solcher Art erörterte er in vielen Variationen in der Historia Arcana. »Der Politiker darf sich nicht zum Sklaven seiner eigenen Worte machen.« Da hatte Machiavelli ein gutes Wort gesagt, und er, Wiesener, beherzigte es.

Oft stand er vor Leas Porträt. Es lächelte damenhaft auf ihn herunter, leise ironisch, und machte sich lustig über seine Halbheit. »Ich möchte nicht, daß du die Sache scherzhaft nimmst«, hatte sie zu ihm gesagt, als sie ihn nach seinen Beziehungen zu den »P. N.« fragte. Nein, leider konnte er die Sache durchaus nicht scherzhaft nehmen; sonst wäre er längst nach Arcachon gefahren. So aber hatte er Angst davor, sie wiederzusehen, und gleichzeitig eine rasende Sehnsucht nach ihr.

Sehr oft war dieses ihr Porträt für ihn nicht da, er ging daran vorbei, schaute es an, blicklos, als wäre es ein Stück Wand, ein Ornament. Dann wieder war es ihm ungeheuer lebendig. Er dachte daran, wie zuweilen, wenn sie sich mischten, ihr gelassenes Gesicht verwildern und wie es sich dann wieder plötzlich auflösen konnte in Hingabe, er hatte ein unmäßiges Verlangen nach ihr, er konnte einfach nicht länger warten, er wird morgen, er wird noch heute nach Arcachon fahren.

Er war viel mit Frauen zusammen in diesem Sommer, er war kein Kostverächter, er war zynisch und routiniert. Doch gerade wenn er sich mit andern Frauen vergnügte, spürte er Leerheit und das Verlangen nach Lea. Er mußte sie haben, er mußte sie jetzt haben, ihr Gesicht, ihren Leib, ihre Stimme, ihren Hohn, ihre Bewunderung, ihren Haß, ihre Liebe. Aber nein, er darf sich nicht gehenlassen, er verdirbt alles, wenn er sich jetzt gehenläßt. Er hat es sich ausgerechnet, daß es einen einzigen Weg gibt, Lea zurückzugewinnen: er muß sich totstellen, er darf sich nicht rühren, er muß warten, bis sie zu ihm kommt. Wenn er es über sich bringt, zu warten, dann fällt sie ihm von selber wieder zu. Aber es ist gemein, wie sich diese seine schlaue Taktik gegen ihn selber kehrt.

Lea, in Arcachon, überlegte sich um diese Zeit dreimal täglich, was sie tun sollte, wenn er sich meldete.

Immer öfter münzte er seine Wut über Leas Fernbleiben um in kleine Quälereien und Neckereien Marias. Immer hatte er sich daran ergötzt, daß sich Goethes Christiane in einem Brief an ihren Freund sächsisch und unorthographisch unterzeichnet hatte: »dein glaines nadurwässen«. Jetzt, wenn er etwas besonders Teuflisches diktiert hatte, sagte er gelegentlich zu Maria: »Na, mein kleines Naturwesen, empört sich einmal wieder Ihre ganze unverdorbene Seele gegen meinen Machiavellismus?« Maria saß dann still da, vielleicht ein bißchen blasser und strenger als sonst, aber sie bezwang sich und schwieg.

Es kam der Tag, an dem er den letzten Satz des »Beaumarchais« diktiert hatte. Strahlend und stolz diktierte er weiter: »Finis.«

Maria schrieb hin: »Finis.« Dann stand sie auf und sagte ihresteils, mit einer Mischung von Verbissenheit, Trotz, Erleichterung und Genugtuung: »Finis.«

Wiesener begriff sogleich, was das bedeutete, daß sie nämlich nur das Ende der Arbeit abgewartet hatte, um ihn für immer zu verlassen. Das sah ihr ähnlich, daß sie trotz ihres Widerwillens nicht vorher gegangen war, und auch, daß sie ihm nichts vorher gesagt hatte.

Sie durfte so nicht gehen. Sie durfte überhaupt nicht gehen. Sie war einsilbig geworden in letzter Zeit, und manchmal wäre ihm ein freundlicheres Gesicht als das ihre willkommen gewesen: aber er konnte sie einfach nicht entbehren, er brauchte ihre Gegenwart. Sie war nicht nur darauf eingearbeitet, zur rechten Zeit Maschine und zur rechten Zeit lebendiger Mensch zu sein, sie war Sekretärin im eigentlichen Sinn des Wortes, jemand, dem er seine Heimlichkeiten anvertrauen konnte. Die Freundschaft mit ihr war ihm kaum weniger wichtig als die Bindung mit Lea. Die ganze Freude an der Vollendung des »Beaumarchais« war ihm verdorben durch ihre Aufkündigung, durch dieses freche, tückische Echo auf sein »Finis«. Sie durfte ihn nicht so im Stich lassen, es war treulos, es war gemein. Er suchte sie zu beschwatzen, jetzt empört, jetzt liebevoll, er zog alle Register seiner Beredsamkeit; doch er wußte von vornherein, es war vergebens. An Maria war nichts Halbes; was sie sich in den Kopf gesetzt hatte, führte sie durch.

Bei der Auflösung ihrer Beziehungen zeigte sie sich fair und gewissenhaft. Sie vermied alles, was ihn schädigen oder auch nur kränken konnte, und statt der wahren Gründe, die sie von Wiesener wegtrieben, gab sie andere an, halbwegs plausible. Auch sorgte sie für eine brauchbare Nachfolgerin und unterwies sie in allem Wesentlichen. Dann kam sie ein letztes Mal. Ohne Ziererei nahm sie die Geldsumme, die er ihr zum Abschied gab. Aber auf seine Frage, was sie nun beginnen werde, antwortete sie nicht. Sie verschwand aus seinem Gesichtskreis.

Ihre Nachfolgerin war ein tüchtiges Mädchen, aber Wiesener hatte von Anfang an eine leise Abneigung gegen sie, einfach deshalb, weil sie nicht Maria war. Sie hieß Charlotte Bittner, aber für ihn hieß sie weder Charlotte noch Lotte, noch Fräulein Bittner, und obwohl sie ein angenehmes Gesicht und eine angenehme Stimme hatte, bekam sie für ihn weder Gesicht noch Stimme, sie blieb einfach »Die Neue«, und es kostete ihn Mühe, zu ihr so charmant zu sein, wie er es aus Gewohnheit zu andern war. Er vermißte Maria bitterer, als er vorausgesehen hatte. Der Triumph über die Vollendung seines Werkes, ein Triumph, nach dem er sich seit Jahren gesehnt hatte, blieb ihm verleidet durch die Verachtung, die sie ihm bezeigt hatte. Jetzt, nach der Vollendung des »Beaumarchais«, hatte er keinen Grund mehr, in der heißen Stadt zu bleiben. Soll er nach Arcachon fahren? In fünf Tagen ist Raouls Geburtstag, das wäre der rechte Anlaß. Jedes Unglück hat sein Gutes, auch die Attacke der Schmöcke: sie hat den Gegenstand des Streits zwischen ihm und seinem Herrn Sohn weggeschwemmt. Wenn er an Raouls Geburtstag vor Lea hintritt, mit ausgesuchten Geschenken für den Jungen und mit dem vollendeten »Beaumarchais« für sie, dann wird sie bestimmt schmelzen, dann wird sie nicht länger die Kraft aufbringen für ihre starre Haltung.

Er darf sich nicht selber zu beschwatzen suchen. Er muß abwarten, daß sie den ersten Schritt tut. Er wird sich besonders anstrengen in der Auswahl der Geschenke, darüber hinaus darf er nicht gehen. Er muß warten und sehen, wie seine Sendung wirkt. On verra ce que ça donne.

Was herauskam, war ärgerlich. Er sah das Auto, das er Raoul geschickt hatte, zurückkommen. Er las den Brief Raouls, es war der Brief eines sehr jungen Menschen an einen älteren Herrn, höflich, gemessen, nett. Wiesener war tief verstimmt. Er zuckte die Achseln, schenkte das Auto einer seiner Damen, fuhr nicht nach Arcachon.

Aber er konnte es jetzt in Paris nicht länger aushalten, ohne den »Beaumarchais«, ohne Lea und mit der Neuen an Stelle Marias. Er fuhr ans Mittelmeer, nach St. Tropez.

Er liebte die kleine Halbinsel von St. Tropez; doch diesmal fand er kein Gefallen an ihr. Er fuhr an den Strand, der sich sandig, weiß und lang hindehnte, und wo er allein sein konnte. Aber das Alleinsein ärgerte ihn, und er floh zurück in die kleine Stadt. Er saß an dem bunten Hafen. Er fuhr auch wohl um den Golf herum nach Ste. Maxime und über die Berge nach Cannes, wo er viele Bekannte wußte. Aber die Menschen ärgerten ihn, und er fuhr zurück in die Einsamkeit seines Strandes. Es war idiotisch. Da hatte er sein bestes Werk vollendet, und es war keiner da, der sich mit ihm dieses Werkes gefreut hätte.

Einmal, als er sich in Cannes mit Freunden zum Mittagessen traf, war in ihrem Kreis ein Mann, der ihm bekannt vorkam. Diesen rötlichblonden Schädel mit dem sonderbar nackten Gesicht, den großen, festen Zähnen, den tiefliegenden, eiligen Augen über der scharfen Nase, den hatte er doch Dutzende Male gesehen, auf Bildern, in Zeitungen. Ja, natürlich, jetzt wurde ihm der Mann vorgestellt, es war Jacques Tüverlin. Wiesener freute sich, endlich dem großen Schriftsteller zu begegnen, den er sehr verehrte.

Man sprach von der Sowjetunion, aus der Tüverlin vor nicht langer Zeit zurückgekehrt war. Es hatte soeben ein bekannter französischer Autor eine Broschüre über die Sowjetunion veröffentlicht. Der Franzose hatte das Land als Freund betreten und als Feind verlassen; sein Ästhetizismus konnte dem Regime die vielen Mitleidlosigkeiten gegen einzelne nicht verzeihen, welche die konsequente Anwendung der sozialistischen Methode mit sich brachte. Jemand aus der Tafelrunde verteidigte feurig diesen Standpunkt, er verstieg sich zu der Behauptung, Mitleid sei der Sozialismus des einzelnen.

Jacques Tüverlin widersprach scharf. In Millionen Fällen, erklärte er, schließe der Wille zur Errichtung des Sozialismus das Mitleid des einzelnen zum einzelnen aus. Er könne sich die Errichtung einer sozialistischen Gesellschaft nicht vorstellen, ohne daß die Führer einer solchen Bewegung ihr privates Mitleid unterdrückten. Wer sich in politischen Entscheidungen von privatem Mitleid lenken lasse, laufe Gefahr, unsozialistisch zu handeln und die Interessen der Gesellschaft zugunsten einzelner preiszugeben.

Wiesener pflichtete eifrig bei, wobei er in seinem Innern, was Tüverlin vom Sozialismus gesagt hatte, auf seinen eigenen Nationalsozialismus anwandte und an Stelle Lenins und Stalins Hitler, Göring und sich selber setzte. »Wer fruchtbare Politik machen will«, meinte er, Tüverlins Sätze breittretend, »muß simplifizieren. Wer die tausend Zufälligkeiten und mildernden Umstände des einzelnen Geschehnisses sorglich abwägt, kommt nie zu einem klaren Ja oder Nein. Denn es hat jeder einzelne Fall seine zwei Seiten, sein Gutes und sein Schlechtes, seine mildernden Umstände. Vor dem philosophischen Kritiker gibt es kein Schwarz und kein Weiß, er muß jede politische Meinung sowohl bekämpfen wie gleichzeitig gutheißen. Der handelnde Politiker aber muß sich entscheiden, er muß aus der Relativität heraus zum absoluten Entschluß gelangen. Zuviel Moral, zuviel Wissen, zuviel Bildung, zuviel Intellekt sind Eigenschaften, die dem führenden Politiker nur schaden können. ›Wer zuviel weiß, weiß nichts als Schall und Dunst‹«, schloß er.

Die Terrasse des Hotels, wo man zu Mittag aß, war voll von fröhlichem Lärm, ein großer Teil der Gäste saß in Badekostümen da, in leichten Strandmänteln, die bunten Sonnenschirme schatteten lustig über die Tische. »In solcher Allgemeinheit«, entgegnete Tüverlin, beschäftigt, seinen Fisch zu zerteilen, eine gebratene Seebarbe, »wie Sie sie da vorbringen, mein Herr, sind diese Grundsätze gefährlich.« Und da ihm dieser Satz vermutlich zu trocken und schulmeisterlich erschien, fügte er scherzend hinzu: »Solche Prinzipien könnte schließlich auch ein Erich Wiesener für sich anführen.«

Man lächelte, Wiesener selber lächelte, ein bißchen krampfig. Hatte Tüverlin bei der Vorstellung seinen Namen nicht verstanden? »Ich bin Wiesener«, sagte er höflich.

Jacques Tüverlin schob Fischgabel und Fischmesser säuberlich auf dem Teller zusammen. Dann stand er auf, sagte: »Schade um die schöne Seebarbe«, machte eine kurze Kopfneigung gegen die Gesellschaft und verließ den Tisch.

Es fiel Wiesener nicht leicht, gleichmütig bis zum Ende des Mittagessens auszuharren. Aber es gelang ihm. Dann, sobald es anging, entfernte er sich und fuhr zurück in sein St. Tropez.

Er fuhr an seinen einsamen Strand, er schwamm lange, um seine Wut aus sich herauszuarbeiten. Es traf ihn, daß ihn ein Mann wie Tüverlin derart beleidigt hatte. Anfeinden durfte man Erich Wiesener, aber verachten durfte man ihn nicht. Er sah vor sich das Gesicht Tüverlins, den vorspringenden Oberkiefer, die raschen, scharfen Augen. Sah seine kräftigen, sommersprossigen, rötlichblond behaarten Hände Fischgabel und Fischmesser auf dem Teller zusammenschieben. Hörte ihn mit seiner hellen, gequetschten Stimme sagen: »Schade um die schöne Seebarbe«, sah ihn sich entfernen, mager, schlenkerig. Unvermittelt dachte er an die Ohrfeige, die er Raoul gegeben hatte.

Nein, diesmal, in seinem Fall, war Jacques Tüverlin vorschnell gewesen. Tüverlin kannte nur eine Seite seines Wesens, er kannte nicht den »Beaumarchais«. Sein Urteil wird sich ändern, sowie er den »Beaumarchais« gelesen hat.

Wer nicht einseitig ist, hat es schwer in einer Zeit, die zertrennt ist durch eine große Barrikade; wer sich freihält von Vorurteilen, muß es auf sich nehmen, verkannt zu werden. Maria hat er verloren, es ist nicht angenehm, daß ihn Jacques Tüverlin so brüskiert hat, und auch Leas ist er keineswegs sicher. »Erkannt und verachtet«, stieg es plötzlich in ihm auf; es war die Überschrift eines Kapitels aus einem volkstümlichen, sentimentalen Roman, den er als Knabe gelesen hatte, und diese Worte: »Erkannt und verachtet«, mit ihrem simplen Pathos hatten sich ihm eingeprägt.

Des Abends saß er vor der Historia Arcana und suchte seine arg ramponierte Selbstachtung zusammenzuflicken. Er stärkte sich durch Betrachtungen über die Vortrefflichkeit des »Beaumarchais«. Bald aber und gegen seine ursprüngliche Absicht gingen seine Betrachtungen über in Meditationen über die glückliche Wahl des Stoffes. Dieser Stoff war ein Fund auch in Hinblick auf die äußere Laufbahn des Buches. Den Machthabern der Partei kann er seine Darstellung des »Beaumarchais« ohne weiteres als eine Ironisierung französischen Wesens plausibel machen, die Franzosen aber mit ihrem Gefühl für Nuancen werden auch ohne sein Zutun die Sympathie heraushören, die er für seinen Helden spürt. Er kann sich vor Deutschen wie Franzosen als ehrlicher Vermittler aufspielen, Verständigungsaktionen liegen in der Richtung der augenblicklichen Berliner Politik, sein »Beaumarchais« ist ein politisches Verdienst. Davon abgesehen, ist der literarische und der buchhändlerische Erfolg des Werkes in Deutschland sicher; denn da die Bücher aller jener, die schreiben können, innerhalb der Reichsgrenzen verboten sind, werden sich die Leser aufatmend auf den »Beaumarchais« stürzen.

Er überlas, was er da hingeschrieben hatte, und war betreten. Dazu hatte er sich doch nicht vor die Historia Arcana gesetzt. Er hatte sich erfreuen wollen an einer Leistung, mit der er sich innerlich vor Jacques Tüverlin hätte rechtfertigen können.

»Schade um die schöne Seebarbe«, hörte er eine helle, gequetschte Stimme sagen. Nein, er hat kein Glück mit seinen Ferien. Es ist ein verpatzter Sommer. »Erkannt und verachtet.«

Zwei Tage später fuhr er nach Paris zurück.

## 

## 22

## Franz Heilbrun im Konflikt der Pflichten

Herr Gingold hatte bei Chefredakteur Heilbrun Klage geführt über Sepp Trautweins grobe und widerspenstige Art. Er sei ein geduldiger Mensch, hatte er erklärt, aber auf diese Art ließen sich die »P. N.« nicht gedeihlich weiterführen, deshalb habe er sich entschlossen, die unflätige Antwort Professor Trautweins diesmal nicht hinzunehmen, sondern von seinem Recht Gebrauch zu machen und den disziplinlosen Redakteur zu entlassen.

Er hatte erwartet, daß Heilbrun dagegen Einspruch erheben werde; doch auf so heftigen Widerstand war er nicht gefaßt gewesen. Auch mußte er sogleich erfahren, daß die Redakteure ausnahmslos und bedrohlich für Sepp und gegen ihn Partei ergriffen.

Er war vorschnell gewesen. Der 5. August, die Frist, die ihm die Urbösen gestellt hatten, war zu kurz, er hatte das Herrn Leisegang gleich eingewendet. Man mußte abwarten, bis Trautwein einem einen bessern Vorwand lieferte; das wird nicht ausbleiben. Herr Leisegang, ein Mann der Geschäfte und der Wirklichkeit, mußte einsehen, daß die gestellte Frist nicht eingehalten werden konnte.

Herr Leisegang sah es nicht ein. Er hatte aus der Unterredung mit Wiesener den Eindruck gewonnen, daß der mit der Affäre der »P. N.« nun endgültig zu Rande kommen wollte. Vergebens legte Gingold mit einleuchtenden Worten dar, er könne, auch wenn vielleicht er formal im Recht sei, von diesem Recht keinen Gebrauch machen. Eine brüske, nicht genügend begründete Entlassung Trautweins würde Skandal machen; Krach und Skandal aber seien doch sowenig im Sinn der Auftraggeber Herrn Leisegangs wie in seinem eigenen. Herr Leisegang zeigte unerwartete Hartnäckigkeit. Er, der sonst so Liebenswürdige, Ölige, wiederholte scharf, trocken, präzis und bösartig seine Forderung. Ultimativ verlangte er, daß Herr Gingold Trautweins Kündigung bis längstens 5. August ausgesprochen habe.

Herr Gingold zuckte die Achseln. Er schloß von sich auf andere und war überzeugt, es werde nichts so heiß gegessen wie gekocht. Er ließ den 5. August vorübergehen, ohne Trautwein zu kündigen.

Mit den Auftraggebern Herrn Leisegangs war nicht zu spaßen, darüber war sich Herr Gingold klar. Er nahm an, Benedikt Perles werde fortan bei seinen Berliner Geschäften wieder auf größere Schwierigkeiten stoßen, und das, solange Professor Trautwein Redaktionsmitglied der »P. N.« bleibe. Das war unangenehm, aber es mußte in Kauf genommen werden, und Herr Gingold war gewillt, es in Kauf zu nehmen.

Allein die Herren, die hinter Leisegang standen, gingen noch viel energischer, listiger, grausamer und zielbewußter vor, als Herr Gingold vermutet hatte. Sie ließen Benedikt Perles ungeschoren und behinderten ihn nicht in seinen Geschäften: sie packten Herrn Gingold an einer Stelle, an der er weit mehr verwundbar war. Aus Berlin kam ein Brief, ein zwielichtig formulierter, verzweifelter Brief, den richtig zu verstehen Herr Gingold zuerst nicht wagte. Er las ihn zweimal, dreimal; dann, obwohl sich alles in ihm dagegen sträubte, mußte er ihn verstehen. Was sich ereignet hatte, war furchtbarer als seine grausigsten Träume. Es war dies: die Urbösen hatten den Gesangspädagogen Danneberg und Frau Ida Perles, geborene Gingold, wegen Rassenschande in Haft genommen.

Der Kaufmann Louis Gingold hatte viel erlebt, er hatte mehrmals den Tod ganz nahe gespürt, er war mit vielen Wassern gewaschen. Von Natur eignete ihm ein heißes Temperament; aber er hatte gelernt, sich zu bezähmen und in gefährlichen Situationen nur kalte Vernunft sprechen zu lassen. Diesmal konnte er das nicht. Das Herz stand ihm still, sein Gaumen trocknete aus, die Haut seines Gesichtes wurde gelber, faltiger, die dürren, trockenen Hände ließen den Brief fallen und fingerten sonderbar und sinnlos in der Luft. Der Sekretär Nachum Feinberg mußte, mit schreckweiten Augen, erleben, wie sein Herr in wenigen Sekunden alterte. Der große Geschäftsmann, der Mann der Tat, der sich bisher jedem Schlag überlegen gezeigt hatte, sackte auf einmal zusammen; höchst jämmerlich hockte er da, verfallen, ein Häuflein Unglück, keineswegs mehr dem Präsidenten Lincoln ähnlich.

Herrn Gingold war jäh ein böses Licht aufgegangen. Alles, was er getan hat, ist falsch gewesen, er hat etwas verbrochen, für das es keine Sühne und keine Verzeihung gibt: er ist aus dem Kampf gegen die Urbösen davongelaufen, mitten in der Schlacht. Er hat sich dumme, überhebliche Dinge vorgespiegelt. Er hat »Gott« gesagt und seinen Profit gemeint, eine große, dicke Ziffer in seinem Hauptbuch. Natürlich hat er das nicht wahrhaben wollen, er hat sich verkrochen vor Gott und vor sich selber. Aber Gott hat ihn zu finden gewußt, wie er Kain zu finden gewußt hatte, den Brudermörder.

Herr Gingold zerfleischte sich. Ja, ja, ja, er hat sich überdeckt mit Sünde. Aber so furchtbar hätte ihn Gott trotzdem nicht zu strafen brauchen, so furchtbar nicht.

Ida, meine Tochter, jammerte es in ihm, mein Kind, mein süßes, kleines, mein zartes, mein Hindele; denn jetzt nannte Herr Gingold seine Tochter nicht mehr mit dem Namen Ida, mit dem falschen Namen ihrer falschen Welt, sondern mit ihrem echten, da aber hieß sie Hindele, kleine Hindin, kleines Reh. Und wenn sie auch nichts mehr von einem Reh an sich hatte, sondern eine Jüdin vom Kurfürstendamm war, elegant und leicht verfettet, für Herrn Gingold blieb sie Hindele, sein Rehlein, sein Kind. Er hatte allerlei gelesen von Konzentrationslagern, er hatte Erfahrungen gemacht mit der Niedertracht, Tücke und Grausamkeit der Menschen, er hatte Vorstellungskraft, und sein Herz preßte sich zusammen, wenn er daran dachte, was die Urbösen anstellen mochten mit seinem Kind in einem Konzentrationslager. »Oh, oh, oi, oi«, stöhnte er, und: »Ein geschlagener Mann, geschlagen von Gott«, jammerte er vor sich hin. Es war ein leises Gewinsel, aber es war darin ein unerträglicher Schmerz, und Nachum Feinberg mußte sich Gewalt antun, um sich nicht die Ohren zuzuhalten.

Die Väter und Vorväter Herrn Gingolds hatten zahllose Verfolgungen durchgemacht, sie hatten Lebenskraft gehabt und hatten, jede Generation für sich, Wut, Mitleid, Haß, Ergebung in Gott und wollüstige Rachevorstellungen stärker erlebt als viele ihrer Zeitgenossen. Wut, wollüstige Rachevorstellungen, Mitleid und Haß durchrasten jetzt auch Herrn Gingold.

Schmerzhafter aber als alles andere durchbohrte ihn das Gefühl seiner Ohnmacht. Sie hatten ihn in der Hand, die Urbösen, sie hatten seine Tochter in der Hand, er hatte sie ihnen, Narr, der er war, selber, sehenden Auges, überliefert. Er war tierisch dumm, ein Verbrecher, ein Sünder, ein Narr, ein mit Recht geschlagener Mann. Er vergaß, daß er in einem Haus an der Avenue de la Grande Armée war, in der Stadt Paris und in Gegenwart des geistigen und belesenen Herrn Nachum Feinberg, er stöhnte vor sich hin, leise, sinnlos.

Lang indes dauerte dieser Ausbruch nicht. Bald fing Herrn Gingolds Verstand wieder zu arbeiten an. Wie holte er sein Kind, sein Hindele, aus dem Konzentrationslager zurück? Es gab ein einziges Mittel: er mußte den Trautwein, diesen Lumpen, endlich hinausschmeißen aus seiner Redaktion.

Das einmal erkannt, fand Herr Gingold sogleich die alte Entschlossenheit und wurde wieder der schlaue, süßlich lächelnde Kaufmann seines Alltags. Bestürzt und bewundernd sah Nachum Feinberg, wie sein Herr im Ablauf zweier Sekunden aus Sinnlosigkeit und Verzweiflung herauftauchte in die Welt der Wirklichkeit und sich zurückverwandelte in den großen Balzacschen Geschäftsmann.

»Ich glaube fast«, sagte dieser große Geschäftsmann und schüttelte verwundert und wie zur Entschuldigung den Kopf, »ich habe so was wie eine kleine Herzattacke gehabt. Ich müßte einmal wieder zum Arzt. Aber man hat ja nie die Zeit.« Kein Wort ließ er verlauten von dem Brief, den er erhalten hatte.

Andern Tages fuhren seine Kinder aufs Land. Es war geplant gewesen, daß er mitkommen sollte; aber sie mußten ohne ihn fahren. Er blieb in der Stadt unter dem Vorwand dringlicher Geschäfte, allein mit Nachum Feinberg. Seine Niederlage bekannte er niemand ein.

Noch häufiger als bisher sah man ihn jetzt auf der Redaktion der »P. N.« herumsitzen, behutsam, leise, höflich. Er kramte in den Manuskripten und Korrekturfahnen, er spähte nach einer Blöße Sepp Trautweins. Der naive, heftige, unvorsichtige Mensch wird ihm sicher bald einen Vorwand geben, ihn zu packen und hinauszuwerfen. Diesmal aber wird Gingold den Vorwand gut prüfen, ob er auch stichhaltig ist. Er wird schlau und findig sein, die Liebe zu Hindele, seinem Kind, wird seinen Verstand schärfen, und er wird den Mann Trautwein hinausfeuern und seine Tochter den Urbösen abjagen.

Er war noch liebenswürdiger als früher, vor Sepp Trautwein war er von geradezu kriecherischer Höflichkeit. So saß er, spähte, schnupperte, lauerte.

Es hatte aber in diesem August der französische Kurort Vichy ein internationales Musikfest veranstaltet, und Sepp war hingefahren, darüber zu berichten. Er hatte sich den Spaß gemacht, im Anschluß an ein sachliches Referat über die Aufführungen eine Rede zu erfinden, in welcher sich der »Führer« über die gleiche Musik erging. Sepp hatte Sinn fürs Sprachliche, er hatte Humor und Einfühlung, es war ihm geglückt, den Ton, in welchem der Führer seinen Bombast über Kunst vorzubringen pflegte, bis ins kleinste zu treffen. Die fingierte Führerrede bereitete ihrem Urheber und seinen Kollegen Vergnügen, auch vielen anderen, die über der tragischen Wüstheit der Epoche ihre Lächerlichkeit nicht übersahen.

Herr Gingold, als er die erfundene Rede las, grinste. Jetzt war es soweit.

Und siehe, es liefen Briefe von Lesern ein, die befürchteten, eine so billige Verhöhnung des Reichskanzlers könnte neue Schikanen gegen die in Deutschland verbliebenen Juden heraufbeschwören. Ja, es schien, daß selbst amtliche französische Stellen an Sepp Trautweins Spaß Anstoß nahmen. Herr Gingold ließ sich von einem hohen französischen Funktionär vertraulich mitteilen, man lese am Quai d’Orsay solche Artikel gar nicht gern; sie streiften nahe an jenen Paragraphen, der die Beleidigung eines fremden Staatsoberhauptes unter Strafe stelle.

Herr Gingold notierte sich diese Äußerung genau, er sammelte und sichtete sorgfältig die einlaufenden Proteste, es kamen auffallend viele, es wurde ein ansehnlicher Akt, er hatte gute Arbeit getan, er lächelte listig, tief. Aber er übereilte sich nicht. Sorgfältig bereitete er alles vor, um keine zweite Niederlage zu erleiden. Er hatte gehört, zum bevorstehenden Gedenktag Richard Wagners wolle Sepp Trautwein eine ähnliche fingierte Rede des Führers veröffentlichen. Er wartete ab.

Erst als die Korrektur dieser zweiten Rede vorlag, griff er ein. In Gegenwart Franz Heilbruns, sehr höflich, teilte er Sepp Trautwein seine Bedenken gegen diesen zweiten Artikel mit und wies hin auf die Klagen und Beschwerden, die schon der erste zur Folge gehabt habe. Vor ihm lag der Akt mit seinem Material. »Bitte, prüfen Sie selber«, forderte er Trautwein auf und schob ihm das Dossier zu, es war reichlich dick. »Selten sind gegen einen Beitrag so viele Proteste eingelaufen. Es ist das erstemal, daß sich auch der Quai d’Orsay bei uns beschwert hat. Und weshalb das alles? Wegen eines Spaßes, der vielleicht dem einen oder andern gefällt, mit dem aber die meisten Leser nichts Rechtes anzufangen wissen. Ist das notwendig, geschätzter Herr Professor? Muß das sein? Können wir es verantworten, vor der französischen Regierung, die uns Gastfreundschaft gewährt, vor der ganzen deutschen Emigration? Was soll ich den Leuten erwidern, die mich daraufhin ansprechen? Bitte, sagen Sie es mir. Ich lasse mich gerne belehren. Ihren feinen Humor in Ehren, geschätzter Herr Professor, aber ist eine solche Bagatelle es wert, daß man dafür die Existenz des Blattes aufs Spiel setzt?«

Sepp war an diesem Tag nicht gut in Form. Des Morgens hatte ihm Anna mitgeteilt, daß sie also seinem Wunsch zufolge Wohlgemuths Angebot, sie mit nach London zu nehmen, abgelehnt habe. Sie hatte sich auf die trockene Mitteilung beschränkt und auf den Kommentar verzichtet, den er befürchtete. Er hatte die Nachricht angehört mit einem Gefühl, gemischt aus Erleichterung und schlechtem Gewissen, und beinahe wäre es ihm lieber gewesen, sie hätte geschimpft. Wie jetzt Gingold mit seinem Schmarrn daherkam, mußte Sepp an Annas Warnung vor dieser Kröte denken, und er verdüsterte sich noch mehr. Was war das auch für damisches Gerede, das der Gingold da wieder einmal verzapfte. Was er zum Beispiel von dem Quai d’Orsay daherschleimte, das war, wenn nicht überhaupt erfunden, so doch sicher maßlos übertrieben. Aber Sepp wollte sich kein zweites Mal hinreißen lassen.

Sachlich verwahrte er sich dagegen, daß man seine Parodie auf den Stil und das Kunstgequatsch des Kanzlers als einen bloßen Spaß hinstelle. Kein besseres Kriterium des Menschen gebe es als seinen Stil, mit Sicherheit lasse sich aus dem Stil das Wesen eines Mannes erschließen. »Alles recht und gut«, gab Gingold friedfertig zu, »und in einer literarischen Zeitschrift mag eine Parodie wie die Ihre gut am Platz sein. Aber als Beitrag der ›P. N.‹ kann ein solcher Artikel nur Schaden anrichten. Und das hat er auch getan. Belieben Sie doch endlich, die zahlreichen Proteste zu lesen, geschätzter Herr Professor, die dagegen eingelaufen sind.«

Sepp Trautwein nahm an, daß die meisten dieser Proteste von Gingold selber oder von ihm Nahestehenden stammten. »Soll ich mir von diesen Idioten das Recht verbieten lassen«, erwiderte er heftig, »Hitlers Gallimathias lächerlich zu machen? Wohin kämen wir, wenn wir immer nur so schreiben sollten, daß es nirgends Anstoß erregt? Wenn wir uns schon über das Gesicht des Kanzlers nicht lustig machen dürfen, weil ein Paragraph schützend davorsteht, dagegen dürfen wir uns doch hoffentlich wehren, daß er uns auch noch die deutsche Sprache verhunzt.« – »Bleiben wir bei der Sache, geschätzter Herr Professor«, bat Gingold. »Ich möchte nicht«, fuhr er mit fatalem Lächeln fort, »daß Sie sich wieder so aufregen wie neulich; aber ich halte es für gefährlich, jetzt auch noch Ihre fingierte Führerrede über Richard Wagner zu bringen.« – »Ich nicht«, erwiderte trocken Sepp. Allein: »Ich wünsche nicht, daß der Artikel erscheint«, wurde Gingold deutlich. Heilbrun, der schon mehrmals versucht hatte, einzugreifen, wollte sich von neuem einmischen. Doch Trautwein ließ sich nicht zurückhalten; ganz nah ging er an den Tisch heran, hinter dem Gingold saß. »Der Artikel erscheint«, erklärte er. »Nein«, erwiderte still, sanft und beharrlich Gingold. »Der Artikel erscheint«, bestand geröteten Kopfes stur und drohend Sepp, »oder ich gehe.« – »Ich kann Sie nicht hindern«, antwortete sehr höflich, mit einem kleinen, verzerrten, sieghaften Lächeln, Herr Gingold.

»Machen Sie doch keinen Unsinn, Sepp«, rief Heilbrun und wollte ihn halten. Doch Sepp schüttelte ihn ab, drehte sich um und ging.

Heilbrun, noch ehe Sepp recht draußen war, wollte auf Gingold einreden, ihn beschwören. Allein, Gingold, der sonst so beherrschte, atmete, als er Trautweins Rücken in der Tür verschwinden sah, so tief und aus Herzensgrund auf, daß Heilbrun das Wort im Halse steckenblieb. Er erkannte: Hier ging es um mehr als um die Entfernung eines mißliebigen Redakteurs.

»Da haben Sie es also gehört«, stellte Gingold fest, seine bemühte Sachlichkeit verbarg nur schlecht seinen inneren Jubel, »Professor Trautwein hat um seine Entlassung gebeten. Sie ist bewilligt.« – »Es fällt mir gar nicht ein«, sagte Heilbrun, »die Worte ernst zu nehmen, die Sepp in der Erregung gesprochen hat. Er selber nimmt sie nicht ernst.« – »Ich nehme sie ernst«, erklärte schlicht Herr Gingold, mit einem kleinen, sieghaften Ton auf dem »ich«, der Heilbrun rasend machte. Dieser Trottel von einem Sepp. Auf jeden Köder beißt er an, und ich kann ihn dann wieder loseisen. »Ich weiß alle Vorzüge Professor Trautweins zu würdigen«, fuhr inzwischen Gingold mit gespielter Vertraulichkeit fort, »aber, unter uns, ich bin froh, daß wir ihn draußen haben. Er hat sich anders entwickelt, als ich erwartet hatte. Er bedeutet eine Belastung für das Blatt. Ich danke meinem Schöpfer, daß wir ihn draußen haben«, und er wiederholte seinen tiefen, befreiten Seufzer.

Heilbrun sah, daß es schwerhalten werde, diesem Mann seine Beute wieder zu entreißen. Aber er liebte Sepp, er hielt ihn für seinen wertvollsten Mitarbeiter, er hatte ihm versprochen, sich vor ihn hinzustellen, er wird sein Wort halten. Wohin käme er, wenn er in einer so wichtigen Frage vor Gingold kapitulierte? Energisch stieß er den viereckigen, stichelhaarigen Kopf gegen Gingold vor. »Hören Sie, Gingold«, erklärte er, »Sie werden Sepp Trautwein nicht gehen lassen. Ich dulde es nicht. Wenn Sepp Trautwein geht, dann gehe ich auch.«

Gingold beschaute seinen Chefredakteur; er behielt sein falschfreundliches Lächeln bei, doch in seinem Innern war Aufruhr. Meinethalb kann er gehen, dachte er. Er ist genauso ein Frechgesicht wie der andere, ich wäre froh, wenn ich ihn los wäre. Aber dann fliegen die ganzen »P. N.« in die Luft, und das geht nicht, das kann ich nicht brauchen, das wollen die Urbösen nicht, sie wollen die »P. N.« von innen her umstülpen, langsam, unmerklich, und wenn es Skandal und Stunk setzt, dann werden sie nicht zufrieden sein und mein Hindele weiter quälen. Ich muß nachdenken, ich muß es schlau machen, ich muß ihn halten. Wie bin ich geschlagen, daß ich auch noch mein Hirn anstrengen muß, damit das geschehe, was ich nicht möchte. Wahrscheinlich will er gar nicht gehen, wahrscheinlich ist es nur Bluff. Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Aber das hab’ ich schon einmal gedacht und bin damit hereingefallen. Vielleicht ist es doch kein Bluff.

In häßlicher Haltung, die Arme eng am Körper, saß er da. »Werden nicht auch Sie mir nervös«, bat er, jammerte er. »Der Mensch, der Trautwein, macht uns alle verrückt. Seien Sie vernünftig. Glauben Sie mir, es ist keine bloße Laune von mir, wenn ich diesen Professor Trautwein draußen haben will. Glauben Sie mir, es muß sein. Helfen Sie mir, lieber Heilbrun, und Sie werden über mich nicht zu klagen haben. Wer mir hilft, dem helfe ich. Wir haben lange zusammengearbeitet, wir haben gut zusammengearbeitet. Die ›P. N.‹ sind eine gute Sache, und sie liegen uns beiden am Herzen. Ich kann mit Trautwein nicht länger zusammenarbeiten, aus vielen Gründen. Es geht nicht, es ist unmöglich. Begreifen Sie mich doch, und lassen Sie mich nicht im Stich.«

Er sprach dringlich, kläglich, gehetzt, seine Sätze hatten den Klang der Wahrheit. Er war sichtlich in einer Zwangslage. Es standen offenbar andere hinter ihm, die Trautwein verderben wollten, und diese andern mußten ihn fest in ihrem Griff haben. Beinahe hatte Heilbrun Mitleid mit Gingold.

Die Geschichte sah schwärzer aus, als er angenommen hatte. Vielleicht wird Gingold, wie die Dinge nun einmal liegen, auch auf ihn, Heilbrun, verzichten, ehe er Sepps Kündigung zurücknimmt. Aber Heilbrun hat sein Wort gegeben, er wird den Kampf durchführen. »Wenn Sepp Trautwein geht, gehe ich auch«, wiederholte er.

»Nein, nein«, zappelte Gingold sich ab, »ich will das nicht gehört haben«, und er hielt sich wahrhaftig die Ohren zu. »Treffen Sie jetzt keine Entscheidung. Überlegen Sie sich’s. Ich gebe Ihnen zwei Tage. Drei Tage. Lassen Sie mich nicht im Stich. Stellen Sie Forderungen. Überlegen Sie sich’s.« Und ehe Heilbrun noch etwas erwidern konnte, verließ er eilends das Büro.

Auch Heilbrun entfernte sich. Er fühlte sich müde, zerschlagen, alt. Er winkte einem Taxi und fuhr nach Haus. Er lehnte den großen Kopf zurück, die Hände hinterm Schädel verschränkt, schloß die Augen, ließ sich von der prallen Sonne bescheinen.

Der klägliche, gehetzte Ton Gingolds wollte ihm nicht aus dem Ohr. Ganz sicher ist es so, daß Gingold Sepp entlassen muß, ob er will oder nicht. Juristisch gesehen, dürfte Gingold in der stärkeren Position sein. Sepp, dieser Trottel, hat es ihm leicht gemacht. Folglich muß Sepp gehen. Folglich kommt die Sache an ihn. Folglich »ist der Bündnisfall eingetreten«, denkt er eine Wendung aus der Diplomatensprache. Folglich muß er selber gehen; denn selbstverständlich wird er sein Wort halten.

Eine idiotische Situation, in die er da hineingeschlittert ist. Weil Gingold und Sepp sich idiotisch benommen haben, muß er, Heilbrun, daran glauben.

Er sah auf den Zähler seines Taxi. Acht Franken fünfzig. Eigentlich müßte er brav mit der Metro fahren. Sechzig Jahre ist man alt, Reichstagsabgeordneter ist man gewesen, Chefredakteur der »Preußischen Post«, die Kartoffelschnapssteuer hat man durchgedrückt, bewirkt hat man, daß Millionen Menschen Jahre hindurch weniger haben hungern müssen, viele Dummköpfe und Schweinehunde hat man untengehalten, und vielen anständigen Kerlen hat man heraufgeholfen, gekämpft und geplagt hat man sich sein Leben lang, und jetzt muß man sich Vorwürfe machen, weil man, müde und verbraucht, ein Taxi nimmt und nicht die Metro. Der Dank der Welt. Und wenn es hochkommt, ist es Mühe und Arbeit gewesen.

Er lehnte zurück, erschöpft; die Sonne, die ihm zuerst wohlgetan hatte, begann ihn zu stören. Leicht wird er’s nicht haben, wenn er auf seine Bezüge aus den »P. N.« verzichten muß. Er wird den Riemen anziehen müssen. Zweihunderttausend werden es sein, die er jetzt schuldet. Egon Franck wird ihm vielleicht noch einmal fünfzigtausend pumpen. Aber eine angenehme Stunde wird es nicht sein, wenn er ihn darum angeht, und sie werden auch rasch alle sein. Ein Glück, daß sich wenigstens seine Frau allein durchschlägt und seine Hilfe ein für allemal abgelehnt hat. Aber seine Tochter Greta und das Kind kann er in London nicht ohne Zuschuß lassen; mit ihrem Mann, Doktor Kleinpeter, dem »Arier«, kann sie nicht zusammen leben, wenn er nicht seine Klinik verlieren soll, und er kann ihr aus Deutschland nichts schicken, wegen des Devisenausfuhrverbots. Was soll werden, wenn er die »P. N.« verliert? Und was soll aus den »P. N.« selber werden? Alles ist Bruch. Dieser Sepp mit seiner verdammten Disziplinlosigkeit.

Ein Zuchthaus und ein Irrenhaus ist diese Welt und einer der Folterknecht des andern. Gingold hetzt ihn, Gingold selber wird von einem andern gehetzt, dieser andere wahrscheinlich von einem dritten.

Heilbrun ist vor seinem Haus angelangt. Der Zähler zeigt elf Franken fünfzig. Wenn er dreizehn Franken zahlte, genügte es; aber wie der Chauffeur auf seine fünfzehn Franken herausgeben will, kann er’s nicht lassen, großartig abzuwinken. Er fährt hinauf zu seiner Wohnung, öffnet, betritt, leicht seufzend, das geräumige, angenehm dämmrige Wohnzimmer mit den alten, prunkvollen Berliner Möbeln. Er freut sich darauf, in der halbdunklen Stille dieses Raumes auf dem Diwan zu liegen, allein, sich zu entspannen, zu dösen.

Doch wie er eintritt, sitzt jemand auf dem Diwan und hebt sich auch schon hoch und geht auf ihn zu und hängt ihm um den Hals, groß, schwer, unheilvoll, hilfeflehend. Und da steht auch verschüchtert und zum Weinen bereit ein vierjähriges Kind in der Ecke, und: »Hilde, komm her und sag dem Großvater guten Tag«, befiehlt die Frau, mühsam ein aufkommendes Schluchzen bekämpfend, und es ist natürlich seine Tochter Greta mit ihrem Kind, und das hat gerade noch gefehlt.

Heilbrun hat seine Tochter Greta immer gern gehabt. Er hat sie getröstet, wenn ihre manchmal etwas bedenklichen Liebesabenteuer schief ausgegangen sind, und er hat sich gefreut, daß sie sich schließlich so stark und glücklich in ihren Doktor Kleinpeter verliebt hat. Dieser Kleinpeter ist ein richtiger Münchener, derb, saftig, etwas wurstig von Wesen, ein handfester, gediegener Arzt, der seine Klinik bemerkenswert gut ausgebaut hat und leitet. Es ist eine ausgezeichnete Ehe geworden, und Heilbrun hat seine Freude daran. Freilich wäre es ihm lieber, wenn sich seine Greta nicht so unbedingt an ihren Kleinpeter verloren hätte. Besorgt hat er erlebt, wie sie, die Berlinerin, läppischerweise anfing, den münchnerischen Tonfall und Dialekt ihres Mannes bis ins kleinste nachzuahmen. Es ist immer gefährlich, sein Dasein ganz auf einen Menschen zu stellen, das hat sie zu spüren bekommen, wie sie von ihm hat wegmüssen.

Da hängt sie jetzt an seinem Hals, ihr adrettes Reisekostüm steht in sonderbarem Kontrast zu ihrer inneren Auflösung, und sie erzählt wirr drauflos, unter Tränen. Auch das Kind flennt. Heilbrun war todmüde und gereizt, er hatte Mitleid mit seiner Tochter, doch beinah ebenso stark empfand er das Peinliche der Szene. Aber er wollte sich nicht gehenlassen. Zunächst galt es, zu ermitteln, was eigentlich los war. Er stellte klare, energische Fragen.

Ereignet aber hatte sich dies. Den Nazibehörden hatte es nicht genügt, daß Oskar Kleinpeter getrennt von seiner jüdischen Frau lebte. Man hatte ihn vor die Alternative gestellt, sich scheiden zu lassen oder seine Klinik aufzugeben. Greta, welche die Unternehmungslust des Vaters geerbt hatte, war in London in der Zwischenzeit nicht faul gewesen. Sie war mit ihrer etwas fülligen Damenhaftigkeit hübsch anzuschauen, sie verstand sich anzuziehen, und wenn es darauf ankam, geizte sie nicht mit Liebenswürdigkeiten. Sie hatte in London mit Hilfe eines türkischen Diplomaten erreicht, daß man ihrem Oskar eine Professur und die Einrichtung eines neuen Krankenhauses in Ankara anbot.

Nach einigem Hin und Her war denn auch Oskar Kleinpeter nach London gekommen, um die Angelegenheit mit Greta und dem Türken durchzusprechen. Er war nett und herzlich gewesen, zu ihr wie zu dem Kind. Sogar das Porträt des Vaters hatte er ihr mitgebracht, das berühmte Porträt, das seinerzeit, als Franz Heilbrun in Glanz und Ehren stand, der große Maler Max Liebermann gemalt hatte.

Oskar Kleinpeter war mehrere Tage in London geblieben. Man hatte hin und her geschwatzt, sie hatte ihn mit ihrem türkischen Diplomaten zusammengebracht, sie hatte ihm geschildert. wie großartig das Leben in Ankara werde und wie sehr er sich von neuem werde bewähren können, der Türke hatte es eindrucksvoll bestätigt, keine Minute hatte Oskar ohne das Kind Hilde sein können, und sie selber und das Kind und der Türke und Ankara und das neue Leben, alles hatte sichtlich Eindruck auf ihn gemacht. Er hatte auch hin und her gefragt und geredet, hatte über das Leben in Ankara genaue Erkundigungen eingezogen, hatte den vorgeschlagenen Vertrag zehnmal durchgelesen und daran herumgemäkelt und gebessert, jedermann mußte zu der Überzeugung kommen, dieser Oskar Kleinpeter werde sich niemals von seiner Frau und seinem Kinde trennen. Ein klares, entschiedenes Ja freilich hatte sie aus ihm nicht herausholen können.

Heilbrun kannte Kleinpeter und sah deutlich vor sich, wie das zugegangen war, was Greta da erzählte. Er konnte sich jede Einzelheit ausmalen, wie der schwerfällige Mann in London angerückt kam, unbehaglich, und wie er herumdruckste und das endgültige Wort nicht fand. Kleinpeter, das war kein Zweifel, liebte auf seine phlegmatische Art Greta und die kleine Hilde. Aber bestimmt auch liebte er seine Klinik, seinen Beruf, sein München. Er hatte sich an beides gewöhnt, an seine Familie und an seinen Beruf, er hielt das eine fest und konnte das andere nicht lassen und schob die Entscheidung, worauf er verzichten sollte, stets von neuem hinaus. Sicher war es ihm, solang er in London war, ganz unmöglich vorgekommen, sich von Greta und dem Kind für immer zu trennen. Aber ebensowenig konnte er sich von seinem Krankenhaus trennen, sowie er erst wieder dort herumwerkelte und Greta nicht mehr leibhaft gegenwärtig war. Das hatte Greta auch gefürchtet, und darum hatte sie alles darangesetzt, in London von ihm ein endgültiges Ja zu bekommen, die Unterschrift unter den türkischen Vertrag. Doch dazu hatte sie ihn nicht bewegen können; er hatte sie mit einer halben Zusage vertröstet, hatte bald die Ausrede gehabt, bald jene, schließlich hatte sie ihn unverrichteterdinge nach Dover bringen müssen, ans Schiff.

Erst auf der Rückfahrt nach London war ihr alles klargeworden. Oskar hatte diese seine Londoner Reise von vornherein als einen Abschiedsbesuch angesehen und nur nicht den Mut aufgebracht, es ihr zu sagen. Schon an seiner brummigen Zärtlichkeit hätte sie das erkennen müssen. Wenn er sich nämlich für Ankara entschieden hätte, dann hätte ihn die Tatsache, daß er für sie ein solches Opfer auf sich nahm, grantig und schwierig gemacht, und er hätte über alles geraunzt. Ein noch viel schlimmerer Beweis aber war das Liebermann-Porträt. Der bequeme Mann scheute es, sich auf Reisen zu belasten. Hätte er die Absicht gehabt, den türkischen Vertrag anzunehmen, dann hätte er das Bild einfach mit dem andern Übersiedlungsgut nach Ankara gehen lassen. Daß er die Mühe nicht gescheut hatte, das Porträt in eigener Person über zwei Zollgrenzen zu schleppen, bewies schlagend, daß er von vornherein entschlossen gewesen war, in München zu bleiben. Er hatte sich für seine Klinik entschieden und gegen sie. Völlig verzweifelt war Greta nach dieser Erkenntnis wieder in London angekommen, hatte das Nötigste gepackt, und da war sie.

Heilbrun hörte sich den trübseligen Bericht an; Gretas Sprechweise, das breite Münchnerisch, das sie ihrem Mann zulieb angenommen hatte, klang ihm jetzt doppelt sinnlos und erbärmlich. Stumm saß er da, wie Greta zu Ende war, und nur mit Mühe fand er ein paar lahme Worte des Trostes.

Wie er dann, endlich, allein war, fühlte er sich krank vor Müdigkeit. Das auch noch. Er hat den guten Willen gehabt, sich vor Trautwein hinzustellen, ein dürftiges Alter auf sich zu nehmen, seine Pflicht zu tun. Aber was ist seine Pflicht? Wenn Greta jetzt den Mann verliert und an ihrem Vater keine Stütze hat, geht sie dann nicht vor die Hunde? Und ist es nicht seine Pflicht, das zu verhindern?

Er weiß es nicht. Er will jetzt auch nicht darüber philosophieren. Er wird seinen müden Kopf auf ein Kissen legen und schlafen. Entscheiden wird er sich morgen.

Er geht zu Bett. Aber er ist übermüdet und übererregt, er findet keinen Schlaf. Er nimmt ein starkes Beruhigungsmittel, und allmählich spürt er auch, wie es wirkt. Er wird jetzt schlafen, lange, und morgen wird er sich entscheiden.

Während er aber darauf wartet, endgültig zu versinken, weiß er, daß er sich selber was vormacht und daß er sich schon längst entschieden hat. Er, der hier liegt und gleich schlafen wird, hat sich und die »P. N.« aufgegeben. Er, vor wenigen Stunden noch zu drei Vierteln ein Held, ist jetzt ein ganzer Lump.

# 

# Drittes Buch

# Der Wartesaal

*Und die Menschen werden verschmachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die da kommen sollen.*

Lukas der Evangelist

## 

## 1

## Der blaue Brief und seine Folgen

Sepp hatte das Haus der »P. N.« noch nicht verlassen, als er seine Voreiligkeit schon bereute. So fest hatte er sich vorgenommen, auf keine Herausforderung dieses hinterfotzigen Gingold zu reagieren, und dann, gleich, nach wenigen Minuten schon, hatte er ihm seine Stellung hingeschmissen. Natürlich war es ein ungeheurer Spaß gewesen, eine rechte Herzenslabung, wie er dem Hundsknochen, dem damischen, großkopfig erklärt hatte: »Ich geh.« Aber diese Herzenslabung war zu teuer erkauft; wenn man sie maß an dem Unheil, das er dadurch über sich und Anna heraufbeschworen hatte, dann war sie zehnmal überzahlt.

Während des ganzen Nachhausewegs plagte ihn das schlechte Gewissen. Da hatte er Anna protzig erklärt, wie fest er in der Redaktion sitze. Jetzt war die Bescherung da. Schneidig, mit einem stolzen Hieb, hatte er den Ast abgehaut, auf dem er gesessen war.

Es war ungewohnt früh, als er ins Aranjuez kam, und weder Anna war zu Hause noch der Bub. Erfüllt von Unmut hockte er in dem neuüberzogenen Sessel; Grimm über die eigene Torheit fraß sich immer tiefer in ihn ein. Er ist einfach lebensunfähig, er wird niemals mehr gescheit. Immer muß er den eigenen Kopf durchsetzen, statt daß er auf Anna hört. Zuerst hat er ihr durch seine Bockbeinigkeit ihr London vermasselt, und nun schlägt er sich noch selber die jämmerliche Stellung bei den »P. N.« kaputt. Jetzt kann Anna zusehen, wie sie sich und ihn und den Buben über Wasser hält.

Er stellt sich vor, wie er, wenn er seine Eselei nicht begangen hätte, jetzt auf der Redaktion säße, die fingierte Wagner-Rede ein letztes Mal überfeilte und Erna die endgültige Fassung diktierte. Er ist voll von Wut, daß diese Rede nun überhaupt nicht erscheinen soll. »Da stinkt er mir, da raucht er mir«, sagt er vor sich hin, absichtlich vulgär, und schaut mit bösem Blick auf die schöne Wanduhr, deren Ticken ihn heute so verdrießt, wie es ihn sonst anregt.

Das ist ja alles nicht wahr, zuckt plötzlich sein eingeborener, leichtfertiger Optimismus auf. Das ist ja alles bloß Kasperltheater. Unmöglich können sie so ein unbedachtes Wort als eine endgültige Kündigung betrachten. Das wäre ja noch schöner. Damit käme auch der Gingold vor keinem Gericht durch. Was ich gesagt habe, das war eine façon de parler, kein Rechtsakt. Heilbrun wird die Geschichte im Handumdrehen einrenken, vielleicht hat er’s schon getan!

Damit beruhigt er sich und sieht auf einmal nur mehr die guten Seiten dessen, was sich heut ereignet hat. Er hat einfach unvermutet ein paar Stunden Freizeit bekommen. Er freut sich, wie er sich als Bub über eine Hitzvakanz gefreut hat. Er setzt sich ans Klavier. Jetzt ist er gut in Form, jetzt hilft ihm das Ticken der Uhr, Musik kommt ihm, die Melodie, endlich die rechte, für eines der Lieder Walthers von der Vogelweide, eine Melodie, die ihm schon ewig im Kopf herumgeht. Er lacht verschmitzt. Er hat sich einfach auf schlaue Art einen halben Tag für seine Musik frei gemacht, das ist alles. Ja, sein Instinkt, der ist schon recht.

Die Verse, die dem Vogelweider da eingefallen sind, die haben es in sich, die sind ihm aus dem Herzen gesprochen, und es ist fein, daß er seine Musik jetzt zu Papier bringen kann. Leise vor sich hin krächzt er die Verse:

»Ja, wenn Herr Walther kröche,

Wie er euch dann willkommen wär.

Was gäbet ihr ihm dann an Ehr.

Allein er fragt nicht, ob es lohnt.

Und reimt sich’s auch wie Arsch und Mond:

Herr Walther singt doch, was er will.«

Ja, so wie Herrn Walther geht es allen; wenn man nicht kriecht, kommt man zu nichts. Aber es bleibt halt das einzig Wahre, das zu singen, was man will: »Das Lied, das aus der Kehle dringt.« Sepp bleibt stehen, nachdenklich, die Lippen verpreßt, so daß der zusammengekniffene Mund angestrengt und ein wenig komisch ausschaut; dann wieder läuft er hin und her. Er tastet sich am Klavier seine Melodie zusammen, schreibt, krächzt, ist ungeheuer vergnügt.

So findet ihn Anna. Er erwartet, sie werde ihn fragen, warum er schon so früh zu Hause sei. Aber sie ist einsilbig, versponnen in ihre eigenen Gedanken. Das ist selbstverständlich; es muß ihr natürlich nahegehn, daß ihr geliebtes Londoner Projekt geplatzt ist. Wie bringt er ihr die Geschichte mit Gingold am besten bei? Vielleicht, nachdem sie ihn nichts fragt, ist es das klügste, er erzählt ihr gar nichts. Sie ist geneigt, die Dinge schwarz zu sehen und sich überflüssige Sorgen zu machen; dabei ist der Zwischenfall wahrscheinlich schon beigelegt. Wozu sie noch damit behelligen?

Seine Laune, durch solche Erwägungen vorübergehend getrübt, hellt sich wieder auf. Er hat ein kleines Schuldbewußtsein vor ihr, er möchte nett zu ihr sein, und trotz ihrer Einsilbigkeit schwatzt er vergnügt drauflos. Noch warm von der Arbeit, spielt und krächzt er ihr seinen neuen Walther von der Vogelweide vor. Er weiß genau, wie diese Lieder werden müßten, aber bisher ist ihm noch keines recht geglückt. Dieses Lied endlich ist ungefähr das geworden, was er sich vorgestellt hat, es ist stolz, kühn, lustig, frech. Fertig ist es natürlich nicht, Sepp ist ein umständlicher Arbeiter, aber soviel steht fest, es ist geglückt.

Anna hört zu. Sie hat Ohr, vor allem für die Musik ihres Sepp, und genauso wie sie damals, vor ein paar Wochen, erkannt hat, daß die andern Walther-Lieder nicht »gekommen« waren, so hört sie jetzt, wie gut dieses Lied geworden ist. Auch was noch daran fehlt, hört sie. Hätte er ihr das Lied ein andermal vorgespielt, das Herz hätte sich ihr gehoben, sie hätte gejubelt. Dann freilich hätte sie Einwände vorgebracht und Ratschläge gegeben. Vielleicht, wahrscheinlich hätte es Streit gesetzt, sie hätten sich erhitzt, aber zuletzt hätten sie sich verstanden; denn, er weiß es, niemand auf der Welt versteht besser, was an seiner Musik gut ist, als sie. Allein heute kann sie nicht so zu ihm sein wie früher, seine törichte Ablehnung ihres Londoner Planes hat sie zu tief getroffen. Sie ist kein Engel, sie kann nicht tun, als wäre nichts gewesen. Sie findet Worte der Anerkennung für das Lied, aber sie klingen matter als sonst, und sie hat nicht die Kraft, Ratschläge vorzubringen, den Empfindlichen durch Kritik zu reizen. Er drängt, sie möge sagen, was sie lahm finde, noch nicht gefüllt; doch sie will nicht, sie gibt halbe Antworten, sie ist zu müde. Seine Begeisterung sackt zusammen, er ist gekränkt.

Es trifft sich, daß der darauffolgende Tag ein Sonntag ist.

In Deutschland war der Sonntag für Anna kein angenehmer Tag gewesen; die Geschäfte waren geschlossen, Theater und Kinos überfüllt, die Dienstmädchen hatten Ausgang. Hier in Paris hatte Anna gelernt, was ein Feiertag ist. Sie kann ausschlafen, Sepp hat nur jeden zweiten Sonntag Dienst, sie hat an diesem Tag viel mehr von ihm und dem Jungen. Erst in der Emigration hat sie erfahren, was für ein Glück es ist, Zeit zu haben.

Dieser Sonntag aber wird grau für beide. Sepp ist von Natur offenherzig, es drückt ihn, daß er Anna nicht doch von der Geschichte mit Gingold erzählt hat. Er fragt sich, ob er’s nicht nachholen soll. Er möchte es tun, aber, er weiß nicht warum, er bringt einfach die Lippen nicht auf. Er macht sich allerhand vor. Nachdem er gestern geschwiegen hat, kann er nicht jetzt auf einmal damit herausrücken. Das sähe aus, als hätte er ein schlechtes Gewissen, und dadurch erst gäbe er der Sache eine Wichtigkeit, die sie nun einmal nicht hat. Er schweigt also weiter, unbehaglich, und die läppische Geschichte steht zwischen ihm und ihr.

Wenn Anna in der ersten Stunde, beschäftigt mit sich selber, nicht auf seine Befangenheit und erkünstelte Munterkeit geachtet hat, allmählich merkt sie natürlich, daß was los ist. Sie führt sein sonderbares Wesen darauf zurück, daß er es nun doch bereut, ihre Londoner Pläne mit so kindischer Heftigkeit zerschlagen zu haben. Sie hat diese Reue vorausgesehen. Aber die Einsicht ist ihm diesmal wie stets zu spät gekommen. Sie hat den Bescheid an Wohlgemuth nach Möglichkeit hinausgezögert, aber schließlich hat er gedrängt, sie hat ihm ihr Nein sagen müssen, und jetzt ist nichts mehr zu machen.

Übrigens hat sich Wohlgemuth höchst anständig benommen. Nicht nur hat er ihr Gehalt bis zum Vierteljahresende zugesichert, sondern darüber hinaus eine ansehnliche Gratifikation. Er war natürlich froh, daß sie nicht nach London ging, so daß er Elli Fränkel mitnehmen durfte. In all ihrer Trübsal hat sie es beinah rührend gefunden, wie er sich bemüht hat, ihr seine Freude über ihr Nein nicht zu zeigen.

Sie hätte Sepp das alles gern erzählt und mit ihm darüber gesprochen. Aber sie fürchtet, wenn sie das Thema London erst anschneidet, dann geht ihr Unmut durch über seine unbegreiflich dumme Halsstarrigkeit, sie kennt sich, und sie kennt ihn, und es gibt nur Zank. Hin ist hin, und vorüber ist vorüber. Wozu sich gegenseitig böse Dinge sagen? Sie schluckt also ihren Groll hinunter. Freilich sich darüber noch ein freundliches Gesicht abzwingen, das kann sie nicht.

Es richtete sich aber das, was er ihr verschwieg, und das, was sie ihm nicht sagte, wie eine Wand zwischen ihnen auf, es wurde ein trister Sonntag, und beide waren froh, als er vorbei war.

Am Montag früh ging sie an ihre Arbeit, Hanns in sein Lyzeum, Sepp blieb allein zu Hause.

Er beschloß, in die Redaktion zu gehen wie immer und zu tun, als wäre nichts vorgefallen. Er wird sich mit Heilbrun aussprechen. Der wird ihm Vorwürfe machen, er wird sie ohne Widerrede hinnehmen, er hat sie verdient. Er hat ernstlich beschlossen, sich zu bessern.

Als er im Begriff war, das Zimmer zu verlassen, kam der Briefträger. »Eine Unterschrift, bitte«, sagte der Mann und händigte ihm einen eingeschriebenen Brief aus. Auf dem Umschlag waren als Absender die »P. N.« angegeben.

Sepp hielt den Brief in der Hand, zögernd, unlustig erstaunt. Ist man ihm noch Geld schuldig? Will man ihm mitteilen, daß man sein Gerede nicht ernst nehme und daß man auf seine weitere Tätigkeit rechne? Aber wenn ihm die »P. N.« etwas zu sagen haben, warum telefonieren sie ihm nicht?

Wozu grübelt er so lange darüber nach, was der Brief enthalten mag? Er braucht ihn doch nur zu lesen.

Allein er öffnet ihn nicht, er stand da, in sich gekehrt, in unschöner Haltung, beschaute den graubläulichen Umschlag und dachte: Was für ein häßlicher Aufdruck. Man könnte für das gleiche Geld etwas viel Schöneres haben. Merkwürdig, daß sie mir schreiben.

Endlich, mit plötzlicher Ungeduld, riß und schnipfelte er den Umschlag auf. Der Brief lautete: »Sehr geehrter Herr Professor. Der Ordnung halber beehren wir uns, Ihnen schriftlich zu bestätigen, daß wir Ihre Kündigung, ausgesprochen am 8. August d. J., zur Kenntnis genommen und angenommen haben. Ihre Bezüge, berechnet bis zum 31. August d. J., gestatten wir uns, Ihnen gleichzeitig anzuweisen. Sie belieben sie an unserer Kasse in Empfang zu nehmen oder uns mitzuteilen, wohin Sie sie gesandt wünschen. In vorzüglicher Hochachtung Verlag und Redaktion der ›Pariser Nachrichten‹, gez. Gingold, Heilbrun.«

Sepp las, langsam, ohne daß das Gelesene ihm recht ins Bewußtsein drang. Er beschaute die Unterschriften, die kaufmännische, steife Gingolds und die schwungvolle, fahrige Heilbruns. »Hm, hm«, sagte er vor sich hin, und: »Da schau her.« Er las nochmals. »Das ist aber eine Überraschung«, sagte er. Jetzt hatte er begriffen, was in dem Brief stand, aber er wollte es nicht wahrhaben, er glaubte es nicht.

Am meisten quälte und bedrückte ihn die Unterschrift Heilbruns. Vielleicht ist sie gefälscht. Natürlich, so ist es, der Gingold hat die Unterschrift Heilbruns einfach nachgemacht. So einem Schieber und Halunken ist alles zuzutrauen. Sepp kannte die Unterschrift Heilbruns, er prüfte die des Briefes. Sie war gut nachgemacht.

Merkwürdig. Merkwürdig, daß ihn der Heilbrun im Stich gelassen hat. Er hätte Hals und Bein verschworen, daß der Heilbrun zu seinem Wort steht. Er ist ein Saujud, der Heilbrun. Solche Juden haben’s möglich gemacht, daß der Hitler hochkam. »Solche Saujuden«, sagt er auf einmal laut, und denkt an Gingold und Heilbrun, und nochmals, ingrimmig: »Solche Saujuden.«

Er fühlt sich plötzlich furchtbar müd, er kann sich kaum aufrecht halten, er setzt sich in den Wachstuchsessel. Auf dem Tisch drüben liegt der Brief, graubläulich, ein unansehnliches Stück Papier. Der blaue Brief, denkt er; es waren aber die Briefe, auf denen Behörden zu Zeiten des Kaiserreichs Entlassungen mitzuteilen pflegten, auf blaues Papier geschrieben gewesen, und die Wendung »der blaue Brief« hatte sich bis ins Dritte Reich erhalten. Jetzt ist also alles aus, denkt er weiter, jetzt kann ich mir nichts mehr vormachen. Anna hat wieder einmal recht gehabt. Sie hat halt immer recht. Es ist ein Saustall. Wie ich vor Anna dastehe.

Ob sie es vielleicht deichseln kann, daß man doch noch nach London geht? Sie ist so tüchtig. Einen Schmarrn. Es ist zu spät. Sie hat mir lang und breit erzählt, warum man sich gerade vor ein paar Tagen hat entschließen müssen. Jetzt kann auch sie es nicht mehr schaffen. Ich habe mich benommen wie ein Hornochs.

Wirtschaftlich ist es das Ende, soviel steht fest. Jetzt geht es bergab, unaufhaltsam. Man proletarisiert. Und wenn man proletarisiert, ist da was dabei? Man wird, wie Tschernigg war oder Harry Meisel. Macht das was? Tschernigg hat gute Verse geschrieben in all seinem Dreck und Speck, und das »Sonett 66«, das hat sich gewaschen, das ist nicht von Pappe. Da könnte ich mich vom Schreiben [ernähren], auch als Proletarier, wenn ich so was fertig brächte. Was man alles zusammenspinnt. Dabei ist das Resultat klar wie Kletzenbrühe: es ist alles hin.

Wenn ich bis jetzt einen schlampigen Anzug getragen habe, dann hab ich’s mir leisten können, weil Anna hinter mir stand und eine Stellung und ein bißchen Geld. Wenn ich mich nicht anständiger angezogen habe, dann einfach, weil es mir zuviel Mühe gemacht hat, und etwas Snobismus nach unten war wahrscheinlich auch dabei. Von jetzt an kann ich’s mir nicht mehr leisten. Von jetzt an muß der Sepp Trautwein repräsentieren, wenn er noch einen Hund hinterm Ofen vorlocken will.

Er stand auf, mit langsamen, automatischen Bewegungen, wie getrieben oder wie im Traum. Es war ein Glück, daß Anna nicht da war, als der Brief kam. Er hätte einfach nicht gewußt, wohin schauen, so hätte er sich geschämt. Er weiß auch jetzt nicht, wie er ihr unter die Augen treten soll.

Er ging ins Badezimmer. Rasierte sich, sorgfältig, langsam, mit merkwürdig abwesenden Bewegungen. Dann zog er sich aus, und während er sonst Kleider und Wäsche achtlos auf einen Stuhl oder sonstwohin zu werfen pflegte, faltete er diesmal alles säuberlich zusammen und brachte es dort unter, wo es hingehörte. Dann zog der sich von Kopf zu Fuß neu an, mechanisch.

Dann verließ er das Hotel Aranjuez, um in der heißen Stadt Paris herumzugehen, ohne Ziel und ohne Zweck.

Anna kam früher nach Haus als sonst. Wohlgemuth hatte ihr den Nachmittag freigegeben, damit sie sich nach einer neuen Stellung umschauen könne. Sie hatte bei einem Komitee für Emigrantenhilfe vorgesprochen, mit Monsieur Pereyro telefoniert, sich bei einem Rechtsanwalt und bei einem Geschäftsmann vorgestellt. Man hatte Bereitwilligkeit gezeigt, sie zu engagieren, aber Bedenken wegen der fehlenden Arbeitskarte. Sie war dann, wegen der Arbeitskarte, schnell noch einmal auf die Präfektur gefahren. Doch sie hätte sich nicht abzuhetzen brauchen; sie hatte endlos lang herumstehen müssen, um schließlich einen nichtssagenden Bescheid zu erhalten.

Die Lauferei und Fahrerei durch die heiße Stadt, das Gewarte auf dem Polizeibüro, die ständige, angespannte Bemühung um eine liebenswürdige Miene, die Sinnlosigkeit dieses ganzen Treibens, das nahm einen mehr her als angespannte Arbeit. Erschöpft kam Anna im Aranjuez an. Sie riß ihr Kleid herunter, schloß die Fensterläden, warf sich aufs Bett.

Das Zimmer war schwül, und wenn man das Fenster öffnete, wurde es nur schlimmer. Sie lag nackt auf dem Bett und döste, ihr war heiß und ungemütlich. Endlich schlief sie ein, doch es wurde kein wohltätiger Schlaf.

Sie war in Deutschland. Sie ging zu ihrer Mutter, mit Sepp. Mutter konnte Sepp nicht leiden, auch war sie schon lange tot. Allein es blieb ihnen nichts übrig, als zu Mutter zu gehen, überall sonst hätten die Nazi sie gefunden, aber bei Mutter haben sie schon gesucht und werden also kein zweites Mal suchen. Sie nahmen die Straßenbahn. Jetzt war es gut, daß Sepp so dreckig und schlampig angezogen war, da kamen viel weniger Leute darauf, daß er Sepp war, und es erkannte ihn auch niemand. Dann mußte man umsteigen, in die 24. Da war neue Gefahr, an der Haltestelle sind immer so viele Leute, man kann leicht erkannt und geschnappt werden. Und die 24 kam nicht, und wenn die Mutter nicht allein ist, dann ist es gefährlich, schon Lene, das Mädchen, ist gefährlich. Und dann standen sie vor der Wohnungstür. Aber Sepp sagte auf einmal, das sei alles ganz gehirnrissig, und jetzt kehre er um und fahre ins Odeon und gehe in seine Klasse. Sie war verzweifelt und beschwor ihn und schüttete einen ganzen Sack von Argumenten vor ihm aus. Aber da hatte er den Lift schon heraufgeholt, sie drückte gleich auf den Knopf und schickte, ehe er einsteigen konnte, den Aufzug zurück. Er lachte nur hämisch und begann, die Treppe zu Fuß hinunterzugehen. Es ist zum Verzweifeln, er bleibt immer der gleiche Dickschädel. Und jetzt, sie hat es ja gewußt, kam ihm auch einer auf der Treppe entgegen und sagte: »Ah, da sind Sie ja, Herr Professor.« Es war ein Schüler von ihm, sie kannte ihn, aber an seinen Namen konnte sie sich nicht erinnern. Und jetzt kamen sie wieder herauf, und der Schüler, Holzmann oder so hieß er, da war es ihr also doch eingefallen, zwinkerte ihr und Sepp frech, vertraulich und gemein zu und sagte: »Ich kann mir schon denken, was los ist; aber haben Sie keine Angst, ich verpetze Sie nicht.« Allein sie wußte, das war nur eine Falle. Da ging auch schon wieder der Lift, und jetzt kommen sie sicher und holen ihn. Der Lift hielt mit einem dumpfen Geräusch, die Tür ging auf, und sie erwachte, schwitzend.

Sie schaute um sich und stellte aufatmend fest, daß sie im Hotel Aranjuez war, in der Stadt Paris, und nicht im Dritten Reich, und daß sie keine Angst zu haben brauchte, wenn der Lift ging. Solche Träume, man sei in Deutschland und verfolgt von den Nazi, suchten sie oft heim, und fast alle Emigranten erzählten ihr von ähnlichen Träumen. Dies gehörte zu den guten Augenblicken der Emigration – es waren ihrer nicht viele –, daß man aufwachte und feststellte, man sei nicht in der Heimat.

Sie machte die Fensterläden auf. Jetzt, am Abend, bekam man doch etwas mehr Luft. Sie schickte einen hausfraulichen Blick durchs Zimmer. Sepp hatte eine so unglaubliche Neigung, alles in Unordnung zu bringen. Der Schreibtisch war überladen wie stets, sie pflegte dort nur sehr behutsam Ordnung zu machen, um ihm nichts zu verräumen. Das graubläuliche Kuvert mit dem Aufdruck »Pariser Nachrichten« konnte sie ruhig in den Papierkorb werfen. Oder hat sich Sepp eine Notiz darauf gemacht? Nein. Der dazugehörige Brief lag offen da. Sie nahm ihn, sie las, unwillkürlich, ohne Neugier; Sepp hatte vor ihr keine Geheimnisse.

Sie las, sie begriff.

Sie hat immer gewußt, untrüglich, daß es so kommen wird. Dennoch, wie es jetzt dasteht, mit der Maschine geschrieben, erschrickt sie, daß ihr die Knie zittern. Sie lehnt am Schreibtisch, die Hand mit dem Brief hat sie sinken lassen, sie denkt nicht daran, sich zu setzen. »Ich hab es ja gewußt«, konstatiert sie, und in all ihrer Verzweiflung ist eine kleine, triste Genugtuung, daß sie recht gehabt hat.

Jetzt ist also alles aus, stellt sie fest, sachlich.

Dann aber bäumt sie sich auf, sie will nicht klein beigeben. Wieso denn alles aus? Es ist noch Geld da von dem Honorar der Rundfunkaufführung, die Gratifikation von Wohlgemuth steht auch noch aus, bis zum Winter kommt man bequem durch, und bis dahin hat sie bestimmt eine neue Stellung gefunden.

Schön und gut. Ginge es nur um sie und Hanns, dann hätte sie auch keine Angst. Aber mit Sepp ist es so ungeheuer schwierig. Er sträubt sich gegen jede vernünftige Regelung, er verdirbt alles, es steckt in ihm ein unheimlicher Zerstörungstrieb, gegen den man nicht ankommt. Daß er so verschlampt und verdreckt, daß er nicht nach London will, daß er sich Freunde aussucht wie Tschernigg und Harry Meisel und Ringseis, das alles kommt aus der gleichen, finsteren Tiefe. Angefangen hat es, als er Deutschland verließ, als es ihn aus München forttrieb. Er läßt sich fallen, er will fallen. Es ist, als hätte man ihm mit seinem München die Wirbelsäule fortgenommen, und nun sackt er in sich zusammen.

So spürt es Anna, sie spürt es mehr, als sie es denkt, aber diese Gefühle fallen sie tiefer und gefährlicher an als Gedanken. Wie wohl einer zunächst standhält und später erst, wenn der Stoß lange vorbei ist, zu zittern beginnt, so packt sie erst jetzt die ganze Wut und Trauer über das Geschehene.

Mühsam schleppt sie sich zu ihrem Bett, da hockt sie, vornübergebeugt, ausgeleert. Sie starrt vor sich hin auf den schäbigen Bodenbelag. Das große Loch in dem Belag ist noch immer nicht geflickt und die Holzplanke darunter nicht ausgebessert. Sie hat es Herrn Mercier schon fünf- oder sechsmal gesagt, aber er rührt sich nicht, er wird es nicht reparieren lassen, ehe sich nicht einer einmal den Fuß gebrochen hat.

Der Brief ist heute morgen angekommen. Heute haben wir Montag. Gestern, Sonntag, war Sepp nicht auf der Redaktion. Den Krach muß es also schon Sonnabend gegeben haben, schon Sonnabend muß er seine Stellung hingeschmissen haben. Darum also war er die ganze Zeit über so sonderbar. Aber warum hat er ihr nichts gesagt? Was ist das für eine feindselige Verstocktheit? Wie hat er es fertiggebracht, die ganzen, endlosen eineinhalb Tage und zwei Nächte neben ihr her zu leben, zu sitzen, zu liegen, zu schwatzen, zu schlafen, zu essen: und nichts zu sagen? Dieses Wichtigste vor ihr zu verstecken, trotzig, bösartig? Gibt es denn nichts Gemeinsames mehr zwischen ihnen? Sind sie so weit auseinander? Sind sie Feinde?

Das ist ja nicht mehr menschlich, wie er sie behandelt. Hat er, wie er den Krach gemacht hat, mit keinem kleinen Gedanken an sie gedacht? Er hat doch wissen müssen, wie furchtbar sie das treffen muß, was er da angerichtet hat. Vielleicht hat er es sogar ihr zum Trotz getan. Sind die vielen Jahre, die man zusammen gelebt hat, gar nichts mehr, nur weil man nicht mehr in München ist, sondern in Paris?

Heute früh hat er diesen Brief bekommen. Warum hat er auch dann noch nicht den Mund aufgemacht? Warum hat er sie nicht angerufen, sich mit ihr zu beraten? Wenn er schon den Sonnabend und den Sonntag über geschwiegen hat, wie hat er es über sich gebracht, noch nach diesem Brief sein niederträchtiges Versteckspiel fortzusetzen? Will er ihr zeigen, daß sie nicht mehr zu ihm gehört, daß er mit seinen Sachen allein fertig wird?

Sie wird heute noch einmal mit Herrn Mercier sprechen. Er muß diese Holzplanke richten lassen. Es ist ein Skandal, wie alles verlottert und wie man herunterkommt. Die Holzplanke. Der Bodenbelag. »Sie werden’s auch noch billiger geben, Frau Kohn.«

Simmels sind auch nicht mehr da. Scheußlich allein ist man. Niemand ist da, mit dem man reden könnte. Soll sie vielleicht mit Elli Fränkel reden?

Wahrscheinlich hat Sepp recht, sie gehören nicht mehr zusammen, sie zerreiben sich nur einer am andern, und einer schwächt und schädigt den andern. Sie hätte Wohlgemuths Angebot annehmen und allein nach London gehen sollen. Sie versteht Sepp nicht mehr und der nicht mehr sie.

Wie hängt das alles zusammen? Wie kommt sie in dieses schäbige Hotel Aranjuez? Warum muß sie sich mit diesem schofeln, widerwärtigen Herrn Mercier herumstreiten um die Holzplanke? Sie gehört doch nicht hierher, sie gehört nach Deutschland. Wenn sie Sepp nicht getroffen hätte, ob sie dann wohl in Deutschland geblieben wäre? Quatsch. Ausgestoßen ist man von da, wo man hingehört, ob mit Recht oder Unrecht, das ist gleich. Es ist so, wie es ist, fürs Gehabte gibt der Jud nichts.

Drei Minuten vor halb neun. Wie schnell dieser Abend vergangen ist. Es ist noch ganz hell, es ist eine unangenehme Helle, und kühler wird es auch nicht. Die Uhr ist schön. Sie ist das einzige, was einem geblieben ist.

Wenigstens telefonieren hätte er ihr können. Was er wohl die ganze Zeit tut? Wo er sich herumtreibt? Vermutlich erzählte er seinen Freunden von dem, was ihm zugestoßen ist. Möglich sogar, daß er den Pfau macht und ihnen vorspielt, wie er es dem Gingold gegeben hat. Zu andern läuft er, zu Tschernigg, zu Ringseis. Oder auch zu seiner Erna Redlich. Ihr hat er nicht einmal telefoniert. Es ist eine Gemeinheit. Und sie hat Tschernigg wieder zu einem Menschen gemacht, nur um Sepps willen.

Hat sie schuld, daß alles so gekommen ist? Sie hat sich immer anständig gehalten, sie kann sich keine Vorwürfe machen. Seitdem es schlecht geht, hat sie den größten Teil auf sich genommen, das darf sie ruhig behaupten, und sie hat nicht geklagt, vor ihm nicht und nur selten vor sich selber. Warum behandelt er sie so? Sie ist der einzige Mensch, der weiß, was in ihm steckt, und der einzige, auf den er sich verlassen kann. Alle andern sind lau. Glaubt er vielleicht, wenn es darauf ankommt, dann wird Tschernigg zu ihm halten? Oder diese Erna Redlich? Jetzt hat er es ja zu spüren gekriegt, wieviel Verlaß auf Menschen ist. Stein und Bein hat er auf seinen Heilbrun geschworen: da liegt seine Unterschrift. Es gibt niemand, der zu ihm hält, nur sie. Und dann telefoniert er ihr nicht einmal.

Sie will nicht selbstgerecht sein, sie will ihm nicht unrecht tun. Es sind die Verhältnisse, an denen ihre Beziehungen kaputtgegangen sind. Kunst braucht Zeit. Kunst geben braucht Zeit, und Kunst nehmen braucht Zeit, Zeit und einen freien Kopf. In Deutschland haben sie Zeit und einen freien Kopf gehabt, darum ist alles zwischen ihnen gut gegangen. Jetzt, im Exil, haben sie weder Zeit noch den freien Kopf. Es ist das Exil, das ihre Liebe kaputtgeschlagen hat.

Auch wenn Sepp zu seiner Musik zurückgekehrt wäre, sie wäre nicht mehr die Rechte für ihn gewesen. Ihr Betrieb, ihr blöder, kleiner Betrieb hat sie aufgefressen, auch innerlich. In Deutschland sind ihr die Sorgen des Alltags so erschienen, wie sie waren, in ihrer ganzen Winzigkeit und Erbärmlichkeit: im Exil haben sie sich ihr vergrößert und ihr schließlich keinen Raum mehr gelassen für anderes. Natürlich ist das Lied, das Sepp vorgestern gemacht hat, wichtiger als der ganze Wohlgemuth und Gingold und Heilbrun zusammen, das hat sie auch gespürt. Aber sie hat es ihm nicht sagen können, gerade damals nicht, sie war da zu abgehetzt und vertan, es war zuviel über ihr zusammengeschlagen.

»Mächtige Reiche vergehen, aber ein Homer-Vers lebt ewig«, dieses Wort eines großen Deutschen hat Sepp ihr gerne zitiert, und in Deutschland hat sie es verstanden. Jetzt ist ihr eine Arbeitskarte wichtiger als Mozart und Beethoven zusammen.

Sie spürt auf einmal schrecklichen Hunger. Sie ist den ganzen Tag auf den Beinen gewesen und hat lange nichts gegessen. Vielleicht sind es nur Hunger und Schwäche, die sie alle Dinge so schwarz sehen lassen. Auf alle Fälle wird sie jetzt etwas essen.

Sie geht in die Küche, schlägt sich zwei Eier auf, nimmt Milch und Butter. Die Milch hat umgeschlagen. Madame Chaix hat wieder einmal die neue Milch zur alten geschüttet. Für ihr Rührei wäre damit nichts verloren; trotzdem packt sie eine sinnlose Wut. Warum hat sie die Person nicht hinausgeworfen? Sie zittert vor Grimm, vor einem maßlosen, ohnmächtigen Grimm gegen Sepp, gegen Madame Chaix, gegen Hanns, gegen Hitler, gegen sich selber. Sie läßt in der Küche alles stehen und liegen, geht zurück, wirft sich auf ihr Bett, weint.

Sie hat zwei Jahre durchgehalten. Ein Tag war schlimmer als der andere und eine Nacht schlimmer als die andere, sie ist in diesen zwei Jahren zu einer Parodie der früheren Anna geworden, aber sie hat sich nicht gehenlassen, sie hat durchgehalten. Jetzt kann sie es nicht mehr. Sie will auch nicht mehr. Fast wollüstig merkt sie, wie ihre Energie zusammenbricht. Es war eine künstliche Fassade, und was dahinter ist, das ist eine Frau, hilflos, keiner Anstrengung mehr fähig, weinend, verströmend.

Es dämmert stark, es ist schon fast dunkel, und das tut wohl. Es war ein langer Tag, so lang wie böse. Jetzt, man kann die Uhr gerade noch erkennen, ist es zehn Minuten vor neun. Was wohl Sepp jetzt treibt? Wahrscheinlich sitzt er mit seiner Erna Redlich zusammen in irgendeinem Bistro und ißt und hält große Reden. Um halb zehn ist es bestimmt vollends Nacht. Wenn es vollends Nacht ist und wenn er dann nicht zu Hause ist, wenn er um halb zehn nicht zu Haus ist, dann …

Was dann?

Die Uhr muß heute aufgezogen werden. Es ist eine schöne Uhr, und sie ist stolz darauf, daß sie sie gerettet hat. Aber wenn sie genau gehen soll, muß man sie pflegen, man muß sie alle acht Tage aufziehen. Das wäre ein böser Witz, wenn sie vor halb zehn Uhr stehenbliebe. Sie kramt den Schlüssel heraus, steigt auf einen Stuhl, zieht die Uhr auf. Einmal muß es das letztemal sein.

Wieder vom Stuhl herunterzusteigen kostet Mühe. Dieser Tag hat sie hergenommen. Soll sie sich doch noch die Rühreier machen? Sie ist zu erschöpft. Sie wirft sich aufs Bett, längelang, und nun gelingt es ihr, sich zu entspannen: ihre Müdigkeit tut nicht mehr weh, sie spürt die Lust des Liegens, der Ruhe.

Sie hat lange genug die Ohren steifgehalten, jetzt darf sie sie hängenlassen. Sie hat ihre Pflicht getan, jetzt ist Feierabend. Feierabend. Sie hat ein Recht darauf. Leider hilft einem das wenig. Wenn sie alles hätte, worauf sie ein Recht hat, dann säße sie jetzt nicht hier in diesem finstern Hotel Aranjuez, sondern in Deutschland, in ihrem schönen Haus und in tiefem Behagen. Es kommt nicht aufs Recht an und nicht auf die Anständigkeit und nicht auf die Pflicht. Wenn es darauf ankäme, dann wäre Elli Fränkel an ihrer Stelle, und sie, Anna, ginge nach London. Nicht das Recht regiert, nur das Glück, der nackte Zufall.

Sie will jetzt nicht räsonieren, sie will schlafen. Sie wird sich eine Schafherde vorstellen, die über eine Hürde springt, ein Schaf nach dem andern, oder sie wird bis tausend zählen, dann kommt der Schlaf.

Zweihundertachtundsiebzig, zweihundertneunundsiebzig, zweihundertachtzig. Vor fünf Minuten ist es ihr unglaubhaft vorgekommen, daß Müdigkeit wohltun kann und nicht weh. Ausruhen. Feierabend. Ferien machen. Die Sommerferien, das war ihre Sehnsucht, das war ihr großes Glück, wie sie ein Kind war. Jetzt kommen sie, die großen Sommerferien. Es war ein schlimmes Schuljahr, und sie hat ein schlechtes Zeugnis bekommen. Ein ungerecht schlechtes Zeugnis. Aber darauf kommt es jetzt nicht an. Sie weiß, sie hat das Ihre getan, das Zeugnis ist ungerecht, und jetzt sind Ferien, das ist die Hauptsache.

Wer hat das bewirkt, daß das Schuljahr so schlecht und das Zeugnis so ungerecht war? »Gott ist die Summe mehrerer psychologischer Tatbestände«, pflegt Sepp zu sagen. Wenn Sepp ein solches Zeugnis bekäme, dann würde er denken: Leckt mich am Arsch.

Fünfhundertdreizehn, fünfhundertvierzehn, fünfhundertfünfzehn. Großartig ist es, hier zu liegen. »Der kranke Mann stirbt, und der starke Mann ficht.« Wie schön, daß sie kein starker Mann ist. Wie schön, daß sie liegen und schlafen darf. Wenn es noch stiller wäre, wäre es noch schöner. Wenn sie das Fenster zumachte, dann wäre es noch stiller. Aber sie ist zu müde, das Fenster zuzumachen.

Es ist schon das Richtige. Wenn Sepp nach Hause kommt, dann gibt er keine Ruh, dann muß er sich mit ihr auseinandersetzen. Dann wird er ihr lang und breit erklären, warum es den Krach mit Gingold gegeben hat und daß er so und nicht anders handeln mußte und daß es so auch gut für sie beide ist. Und er wird furchtbaren Unsinn reden, und sie, wenn sie auch weiß, daß es zwecklos ist, und wenn sie sich auch noch so fest vornimmt, seinen Unsinn zu schlucken, sie wird es nicht können, sie wird erwidern, und das alles kostet Kraft und zerrt schmerzhaft an den Nerven, und sie hat es zwei Jahre mitgemacht, und nun will sie es nicht länger.

Sie hat ihre Pflicht getan, und jetzt will sie Ruhe haben. Ruhe vor Sepp, Ruhe vor der Welt, Ruhe vor Hitler, Ruhe vor Gott, Ruhe vor sich selber. Sie spielt nicht mehr mit, sie will nicht mehr.

Neunhundertvierzehn, neunhundertfünfzehn, neunhundertsechzehn. Sie liegt da mit geschlossenen Augen. So lange hat sie darum gekämpft, glücklich zu sein, und es ist nichts geworden: jetzt, wo sie es aufgegeben hat, wo sie nicht mehr kämpft, jetzt ist sie glücklich. Arme Anna, schöne Anna, dumme Anna, tapfere Anna, so sinnlos war deine Tapferkeit, so idiotisch war dein Kampf, erst jetzt, mit achtunddreißig, bist du gescheit geworden.

Über ihr müdes, entspanntes Gesicht geht ein leises, listiges Lächeln, die Idee eines Lächelns.

Jetzt ist es vollends dunkel. Ob es wohl schon halb zehn ist?

Wenn es halb zehn ist, und er ist nicht da, dann wird sie es tun. Sie kann die Uhr nicht mehr erkennen und hat Angst davor, Licht zu machen. Und wenn Sepp jetzt nach Hause kommt? Dann hätte sie das Spiel verloren und dürfte es nicht mehr tun. Es wäre eine schreiende Ungerechtigkeit und ein furchtbares Pech, wenn er käme. Gott, die Summe mehrerer psychologischer Tatbestände, darf das nicht zulassen. Nein, nein, es wird auch keiner kommen. Der Junge ißt auswärts, und Sepp sicher auch, sonst wäre er schon lange da.

Eigentlich sollte sie für Sepp noch was aufschreiben. Schließlich hat er sie geliebt, es wird ihn erschüttern, daß sie das tut, und was sie ihm für diese Stunde der Erschütterung aufschreibt, wird auf ihn wirken. Das Wichtigste wäre, daß er von seiner Politik abläßt. Sie ist überzeugt, daß er von praktischer Politik nichts versteht. Er bringt für seine Politik nichts mit als den dumpfen Willen zum Guten und die Bereitschaft, zu helfen. Das ist nicht genug. Was ihm fehlt, ist die Technik, das Talent, die Skrupellosigkeit und Gemeinheit, die zur Politik gehören. Musiker ist er nicht nur von ganzem Herzen, sondern auch von ganzem Verstand. Das müßte sie ihm vielleicht noch aufschreiben. Aber sie hat es ihm so oft gesagt, und wenn er’s nicht geglaubt hat, solange sie es ihm mit ihrer Stimme sagte, die er liebte, dann wird er einem Fetzen Papier auch nicht glauben. Auch ist sie viel zu müde, um es in richtigen, wirksamen Worten aufzuschreiben.

Man darf sie nicht zu früh finden. Sonst bringt man sie ins Leben zurück, und alles wäre umsonst gewesen, und das Schreckliche finge von neuem an. Wie soll sie es machen? Wenn sie den Schlauch in den Mund nimmt, dann geht es schneller, dann findet man sie schon nicht zu früh. Hanns kommt sicher nicht vor Mitternacht nach Haus. Er murkst jetzt an irgendeiner politischen Sache herum und steckt, wenn er ausgeht, endlos mit seinen Freunden und Genossen zusammen. Vielleicht ist er auch bei seiner saubern Madame Chaix. Sie sind Herumtreiber, ihre beiden Männer. Um Hanns hat sie keine Sorge. Der wird fertig mit dem Leben. Anders fertig als sie.

Leid ist ihr, daß sie ihr Haar nicht noch einmal hat auffärben lassen. Sie möchte, daß sie gut ausschaut, wenn Hanns sie zum letztenmal sieht. Er ist ihr ganz fremd geworden, er hat sich ganz von ihr getrennt. Sie möchte ihm schrecklich gern noch einmal über den Kopf streichen. Es ist also wirklich das letztemal gewesen damals, wie sie gedacht hat: Einmal muß es das letztemal sein.

So, jetzt wird sie aufstehn. Das Licht tut wirklich schrecklich weh; sie blinzelt so, daß sie die Uhr kaum erkennt. Sieben Minuten nach halb zehn. Sie darf es tun.

Sie schließt das Fenster. Sie muß überhaupt noch Ordnung machen, vorher. Man soll nicht sagen, sie sei fortgelaufen wie das Schwein aus dem Stall. Es war ein guter Gedanke, daß sie die Uhr schon aufgezogen hat; so kann sie sich die Arbeit jetzt sparen.

Sie geht ins Badezimmer. Sie stellt die Eier und die Pfanne wieder zur Seite, es sieht ganz ordentlich aus. Es ist gut, daß sie nichts gegessen hat; da wird ihr weniger leicht übel.

Sie läßt Wasser in die Badewanne laufen. Ja, der Schlauch reicht bequem hinüber. Herr Mercier wird Sepp bestimmt mindestens das Doppelte zuviel aufrechnen für das Gas. Aber darum kann sie sich jetzt nicht kümmern. Es tut wohl, zu hören, wie das Wasser plätschert. Das hat sie immer gern gehabt.

Sie nimmt die Schachtel mit den Schlafpillen. Wie viele soll sie nehmen? Sedormit-Tabletten sind leicht, aber sie wird doch nur drei nehmen, höchstens vier, sonst kann sie sie nicht vertragen und muß sich übergeben. Sie löst sie in einem Glas Wasser auf. Langsam und ordentlich rührt sie herum, bis sie sich ganz gelöst haben, dann trinkt sie. Es schmeckt bitter. Sie will nicht diesen schlechten Geschmack im Mund behalten. Es ist noch Rotwein da, eine angebrochene Flasche. Sie trinkt einen Schluck, setzt ab, lächelt, trinkt mehr, das darf sie sich heute gönnen. Dann, säuberlich, spült sie das Weinglas, auch das Glas, in dem sie das Schlafmittel genommen hat, und den Löffel, und stellt alles zurück, wohin es gehört.

Sie geht wieder hinüber in die Stube. Mit der Schreibmaschine hapert es schon wieder. Dafür muß jetzt eben Hanns sorgen. Der graubläuliche Brief der »P. N.« liegt auf dem Boden, sie hebt ihn auf, faltet ihn, steckt ihn in ein Buch, so daß er gut sichtbar ist, aber nicht mehr herunterfallen kann. Das Buch da liegt aufgeschlagen. Sie hat schon vorhin das Bedürfnis verspürt, es zu schließen; Unordnung ärgert sie. Wieder hebt sie die Hand, das Buch zuzumachen. Dann unterläßt sie es, vielleicht hat es Sepp mit Absicht offen liegenlassen.

Sie schaltet das Radio ein. Sie muß ein bißchen suchen, ehe sie was Anständiges findet. Aber da kündigen sie Mozarts »Kleine Nachtmusik« an, und sie ist glücklich. Sie schaltet das Radio auf große Lautstärke; denn sie muß die Tür zum Badezimmer schließen, und sie will die Musik durchhören.

Sie geht zurück ins Badezimmer. Nun ist die Wanne so gefüllt, wie sie sie haben wollte. Sie sieht ihr Bild im Spiegel. »Eine Parodie ihrer selbst?« So schlimm ist es doch nicht. Übrigens hat sie einmal gelesen, daß Tote, die sich mit Leuchtgas vergiftet haben, blühend ausschauen, unglaubhaft lebendig. Es wäre schön, wenn Hanns ein gutes Bild von ihr im Gedächtnis behielte. Er ist gutmütig, er wird sie schon nicht mit bösen Augen anschauen.

Sie dreht den Hahn auf, steigt in die Wanne, legt sich ins Wasser. Es ist recht heiß, ein bißchen schauert sie vor der Hitze. Aber dann wird ihr wohl, sie zieht die Knie hoch wie ein Säugling und entspannt sich.

Schön ist es, so zu kauern, halb liegend, und es quält einen kein Gedanke mehr: das solltest du heute noch tun, und das liegt morgen vor dir, und überhaupt mußt du das tun und jenes lassen. Alles liegt hinter einem, und das Wasser ist angenehm warm. Es gibt nichts Schöneres, als so wohlig müde zu sein und ohne Verpflichtung.

Die ganze Zeit noch hat es so ausgesehen, als wäre sie stark und intakt. Alle haben sie darum gelobt, aber sie haben sich geirrt; diese zwei Jahre haben sie zermürbt, und es brauchte nur ein einziger starker Stoß zu kommen, da fiel das Ganze zusammen. Süßlich und widerwärtig ist dieser Geschmack, es kostet Überwindung, den Schlauch im Mund zu lassen. Am besten ist es, wenn sie ihn mit den Zähnen hält. Achtunddreißig Jahre, das ist viel, und das ist nicht viel, wie man’s nimmt. Was Sepp sagen wird? Er tut ihr leid, aber sie kann ihm nicht helfen. Sie hat ihn geliebt, soweit ein Mensch einen andern lieben kann. Und auch er hat sie »gemocht«. Sie ist nicht schuld, er ist nicht schuld. Es sind die Verhältnisse. »Doch die Verhältnisse, die sind nicht so.«

Sie hat Mitleid mit sich. Ist das sentimental? Wenn es sentimental ist, dann erlaubt sie sich eben, sentimental zu sein.

Die nebenan klopfen, auch die unten, wahrscheinlich weil ihnen das Radio zu laut ist. Dabei ist die »Kleine Nachtmusik« gar nicht laut; schön ist sie und gerade recht in der Tonstärke, so wie sie sie hier drin hört.

Aber es ist gar nicht die »Kleine Nachtmusik«, es ist Sepps Walther-Lied. Sie hört es ganz genau. »Ja, wenn Herr Walther kröche, wie er euch dann willkommen wär. Herr Walther singt doch, was er will.« Jedes Wort, jeden Ton hat sie im Ohr, wie er ihr’s vorgespielt und vorgekrächzt hat. Sie lächelt. Es ist ein guter, allerbester Sepp Trautwein. Es ist das letzte, was er ihr vorgespielt hat. Einmal muß es das letztemal sein. Sie hat ihn zuwenig gelobt. Ein Künstler braucht Lob. Wenn er wüßte, daß ihr jeder Ton im Ohr geblieben ist und im Herzen, das würde ihn freuen. Eigentlich sollte sie es ihm noch aufschreiben, daß das ein sehr gutes Lied geworden und daß ihr vom ersten Hören jeder Ton geblieben ist. Aber es ist zu schwer, aus der Wanne herauszusteigen. Sie lächelt, sie lächelt immer stärker.

Die unten klopfen noch immer. Sie braucht sich nicht mehr darum zu kümmern. Sollen sie sich morgen bei Herrn Mercier beschweren.

Ob das Sünde ist, was sie tut? Sie ist gerichtet. Ist gerettet. Zur letzten Berliner Aufführung des »Faust« hat Sepp die Musik geschrieben. Es war herrlich, wie ihm das »Ist gerettet« geglückt ist. Es kommt strahlend und doch so gar nicht wie in der Kirche und gar nicht pathetisch und gar nicht sentimental. »Ist gerettet.«

Da können die lange klopfen.

Die Nachbarn klopfen denn auch lange, von nebenan, von unten, von oben. »Die kleine Nachtmusik« war längst vorbei, und das Radio ging noch immer. Es verkündete Nachrichten, gab meteorologische Informationen, hielt einen politischen Vortrag, sang Arien aus italienischen Opern und spielte Tanzmusik, alles in der gleichen Tonstärke. Das Radio spielte noch, als Sepp nach Hause kam.

## 

## 2

## »Sie hat den Löffel weggeworfen«

Sepp war, nachdem er Gingolds Brief gelesen und das Hotel Aranjuez verlassen hatte, in der heißen Stadt Paris herumgegangen. Zuerst ging er das linke Seine-Ufer entlang, zu Boden schauend, die Füße nach einwärts, in Gedanken, manchmal auch mit sich selber sprechend; dann ging er wieder zurück, dann, mechanisch, über eine Brücke, ein gutes Stück die Kais entlang, wieder zurück, wieder über eine Brücke, er geriet auch auf die Insel.

Er dachte vielerlei durcheinander, aber immer wieder kehrten seine Gedanken zurück zu dem bevorstehenden Gespräch mit Anna. Im Geist haderte er bereits mit ihr. Mit vielem hatte sie recht, aber er gab sich selber nicht preis. Er bemühte sich, ihr zu erklären, wer oder was das sei, dieses einmalige Wesen Sepp Trautwein, gemischt aus vielen dunklen und vielleicht bösen Süchten und einigen wenigen richtigen Gedanken, gemischt aus dem Niederschlag der Erlebnisse vieler Münchener Geschlechter, gemischt aus zahlreichen Schwächen und einigen Tugenden, und mit einem dicken Bodensatz Musik und guten Willens. Entschlossen, sich zu verteidigen, nahm er sich trotzdem vor, ihre Argumente sachlich anzuhören und zu erwägen. Wenn er sich frisch und sauber angezogen hatte, dann deshalb, weil er ihr beweisen wollte, daß ihr Tadel über seine Schlamperei nachwirkte, weil er seinen ernsthaften Willen zeigen wollte, alles einzurenken und wiedergutzumachen. Jetzt also zog er sich gewissermaßen auch innerlich anständig an und säuberte sich für die große Aussprache.

Übrigens müßte eigentlich gerade Anna froh sein, daß alles so gekommen ist. Hat sie ihm nicht immer zugeredet, seine Politik aufzugeben, damit er Zeit freikriege für seine Musik? Übrigens bedeutet ihm selber der Gedanke, daß er jetzt für ein paar Wochen keine Politik machen muß, in seinem heimlichsten Innern eine Erlösung. Hat er vielleicht deshalb den neuen Anzug angezogen, weil jetzt der alte Sepp hin ist?

Es war inzwischen Mittag geworden, er war lange herumgelaufen, die Gemeinheit Gingolds und die Treulosigkeit Heilbruns hatten ihn arg mitgenommen, er fühlte sich hungrig. Er setzte sich auf den Perron einer Kneipe, aß, in Gedanken, schlecht, mit gutem Appetit.

Hernach ging er wieder durch die Straßen, ruhelos. Um die Mitte des Nachmittags sah man ihn im Garten des Luxembourg sitzen, immer sinnierend, abwesenden Gesichtes. Es war ihm die Idee gekommen, daß er eigentlich Anna anrufen könnte. Er fühlte sich jetzt gerüstet, ihr zu erklären, warum er so scheinbar unverständlich gehandelt hatte. Es war eben nicht unverständlich, und es mußte ihm gelingen, ihr das begreiflich zu machen. Dann wieder glaubte er, es sei doch besser, zuerst andern davon zu erzählen, Tschernigg, Ringseis oder Erna Redlich. Wenn er gesehen haben wird, wie die auf seinen Bericht reagieren, dann wird er besser vor Anna bestehen können; er wollte vor ihr keinen Fehler machen. Er rief Erna Redlich an und verabredete mit ihr ein Zusammentreffen für den Abend. Mit Anna wird er sich morgen früh aussprechen, wenn er sich alles noch einmal gut überlegt und die Ansicht anderer gehört hat.

Eine kurze Weile dachte er daran, auf die »P. N.« zu gehen und Heilbrun seine Meinung zu sagen. Dann verschob er es; solange er so wütend ist, wird er höchstens eine neue Dummheit machen. Er wird lieber den alten Ringseis aufsuchen. Der hat etwas wohltuend Ruhiges und betrachtet Menschen und Dinge mit der notwendigen Abgeklärtheit.

Geheimrat Ringseis wohnte sehr weit draußen, in Belleville. Es war eine große Mietskaserne, in der er hauste, Sepp hatte Mühe, ihn aufzustöbern. Sein Zimmerchen lag hoch oben, unterm Dach.

Sepp fand den Alten zu Bett. Die winzige Kammer war schwül und voll Schweißgeruch. Er leide jetzt immer stärker an Rheumatismus, erzählte Ringseis, und er äußerte in umständlichen Worten seine Freude über Sepps Besuch. Dann aber bekam er wieder Schmerzen, das blasse, große, faltige Gesicht im Rahmen des Schifferbarts verzog und verzerrte sich bitterlich. Sepp hielt es für besser, nichts zu sagen, er saß still da und schaute auf den kranken Mann. Der lag eine Weile, beschäftigt mit seinen Schmerzen. Dann war offenbar das Schlimmste vorbei, er kehrte zurück aus dem Bereich seines Leidens, schaute den Besucher aus seinen großen, vorquellenden Augen herzlich an und bat ihn, er möge ihm von sich selber berichten.

Sepp erzählte, was ihm zugestoßen war. Ringseis hörte aufmerksam zu. »Es ist schade«, sagte er schließlich, »daß man nur Worte vermitteln kann, nur die Namen und Bezeichnungen einer Erkenntnis, einer Erfahrung, eines Wissens, nicht das Wissen selbst. Das ist zum Beispiel die Wissenschaft vom Warten. Wer Warten gelernt hat, dem kann nichts und kann keiner mehr an. Daß ich es Ihnen offen gestehe«, fuhr er fort, geheimnisvoll, mühsam, »ich selber, nachdem ich Deutschland hatte verlassen müssen, war eine ganze Weile unruhig, ich möchte beinahe sagen, unglücklich. Es war mir vor allem um ein bestimmtes Manuskript leid.« Und da er einmal in Fahrt war, erzählte er ausführlich: »Ich hatte es nämlich übernommen, für die Realenzyklopädie den Artikel über Xanthippe zu schreiben. Ich habe seit zwanzig Jahren zusammengetragen, was darüber zu finden war, und ich bin auch zu neuen, schlüssigen Ergebnissen gekommen, geeignet, den Ehrenrettern der Xanthippe recht zu geben. Die Welt ist schmähsüchtig, und in zweitausenddreihundert Jahren kann man viel Böses zusammentragen, um es einer wackeren toten Frau anzuhängen. Mir gefiel das nicht, es gefällt mir auch heute nicht. Ich war also, wie sich denken läßt, froh an meinem Material, und es hat mir leid getan, daß es im Seminar in Schrank 6 bei den alten Akten zurückgeblieben ist.« Er schwieg, dann breitete sich langsam ein verschmitztes Lächeln über sein großes, farbloses Gesicht. »Aber sehen Sie«, berichtete er weiter, »wie ich jetzt sozusagen neu habe anfangen müssen mit dem Material zu Xanthippe, da habe ich zu einem gewissen Scholion eine Konjektur gemacht, eine sehr einleuchtende und für meine Zwecke sehr wichtige Konjektur, die entscheidende geradezu. Wenn ich aber mein altes Material einfach hätte übernehmen können, dann hätte ich die Stelle gewiß nicht noch einmal bedacht und wäre nicht auf meine Konjektur gekommen. Es war also übereilt, daß ich mich geärgert hatte, und es ist von vornherein töricht gewesen. Denn, sehen Sie, das Ganze hatte keine Eile und hat sie auch jetzt noch nicht. Wie ich fortging, standen wir in der Realenzyklopädie bei dem Buchstaben T, bei dem Band Taurisci-Thapsis, und zwölf Jahre dauert es also noch im günstigsten Fall, bis wir bei dem Buchstaben X und bei Xanthippe sind. Bis dahin wird Odysseus längst zurückgekehrt und über unsere Barbaren wird da schon viel Gras gewachsen sein. Aber ich wollte nicht von mir sprechen, mein lieber Sepp«, entschuldigte er sich, »sondern von Ihnen. Sich innerlich vorbereiten, darauf kommt es an. Es gibt wenig Dinge, die nicht morgen besser getan werden können als heute.« Das waren Kalenderweisheiten; dennoch sänftigten sie Sepp und halfen ihm über eine böse Stunde fort.

Dann kam der Abend, und er ging in das Restaurant, wo er sich mit Erna Redlich verabredet hatte. Er langte früher an als zu der festgesetzten Stunde, auch sie kam früher. Sie war erregt. Eifrig erzählte sie, welche Wirkung die Vorgänge um Sepp in der Redaktion getan hätten. Es sei heute, um Sepp zu ersetzen, Hermann Fisch in der Redaktion erschienen, Sepp wisse, der Fisch, der früher am »Berliner Tageblatt« war. Ja, Sepp kannte ihn, Hermann Fisch war ein guter Journalist, aber politisch farblos, ein Schisser. Ja, und das also ließen sich die andern nicht bieten. Sie bestünden darauf, daß Sepp seine Redaktionstätigkeit wiederaufnehme und daß sein Artikel, die fingierte Führerrede, erscheine. Da seien sie alle solidarisch.

Das also erzählte Erna, übersprudelnd vor Eifer. Die etwas rührseligen Augen strahlten, das kindliche, offene Gesicht war überrötet, gegen ihre Gewohnheit fuchtelte sie mit den Kinderhänden vor Sepp herum. Dann erst machte sie ihm Vorwürfe, daß er zwei Tage habe vergehen lassen, ohne ihr etwas mitzuteilen. Sie habe geglaubt, sie seien befreundet: und dann müsse sie so wichtige Dinge auf der Redaktion erfahren, von Dritten, nicht von ihm.

Sepp war angerührt von ihrem Eifer, und ihre Mitteilungen bewegten ihm das Herz. Er hatte ja gewußt, daß sich die andern vor ihn hinstellen würden. Schon war er wieder ganz und gar Zuversicht. Wie gut, daß er gewartet hatte, ehe er sich mit Anna aussprach. Er hätte sich unnötig gedemütigt. Jetzt, wenn er morgen mit ihr redet, hat er viel festeren Boden unter den Füßen.

Er schwatzte noch lange mit Erna Redlich, er begleitete sie ein gutes Stück Weges und ging dann selber vergnügt und aufgefrischt nach Hause.

Das Gas schlug ihm entgegen, verschlug ihm den Atem. Er riß das Fenster auf, lief ins Badezimmer, den Hahn zu schließen. Sah Anna liegen im Wasser der Wanne; ihr Körper war tiefer herabgesunken, doch lag sie noch halb sitzend, das Wasser reichte ihr bis an den Mund. Aber sie sah frisch aus, die Farbe ihrer Haut war kräftig, die Lippen rot. Gott sei Dank, sie lebte.

Er rührte sie an, sie fühlte sich kalt an, kälter als das Wasser. Er versuchte sie hochzuziehen, der Körper war schwer, leblos. Für einen Augenblick ließ er von ihr ab, atmete stark, gewahrte den Schlauch, der neben ihr in der Wanne lag. Mühte sich von neuem, sie aus dem Wasser zu ziehen. Schließlich, mit großer Anstrengung, brachte er es zustande. Schleifte sie hinüber, zum Bett; der Körper troff Wasser über den ganzen Boden, übers Bett, Sepp selber war ganz und gar durchnäßt.

Er lief ins Stiegenhaus, klopfte an den Türen nebenan. »Einen Arzt, einen Arzt«, schrie er, sinnloserweise auf deutsch. Ein Kopf steckte sich durch eine geöffnete Tür. »Was ist denn passiert?« fragte es. »Einen Arzt, einen Arzt«, wiederholte Sepp, jetzt auf französisch, »ein Unfall.«

Er lief wieder ins Zimmer. Ungeschickt versuchte er, Anna ins Leben zurückzurufen, indem er ihre Arme gleichmäßig streckte und hob. Das ist doch alles nicht wahr, dachte er dabei. Das ist alles nur Einbildung. Ich bin ja verrückt. Das kann sie doch nicht getan haben. »Anna, Anna«, rief er sie an und starrte ihr ängstlich ins Gesicht, erwartend, daß sie erwidere; aber ihr Kiefer war heruntergefallen, und der Mund mit den großen, weißen Zähnen stand grotesk und schauerlich auf.

Das Radio spielte noch immer. Er schaltete es aus. Dann, hastig, mit wildem Eifer, fuhr er fort, ihre Arme zu beugen und zu strecken. Ich hab mich eigens anständig angezogen für sie, dachte er, zerrüttet. Das muß sie doch gemerkt haben. Daran muß sie doch gemerkt haben, wie gut ich es mit ihr meine. Und woher überhaupt soll sie was von meiner Sache mit Gingold gewußt haben? Ich hab ihr doch gar nichts gesagt. Nein, nein, das ist alles nicht wahr.

Jemand kam herein, es war Hanns. Nach dem ersten maßlosen Schreck begriff er, viel schneller als vorhin Sepp. Bis der Arzt kam, bemühte er sich zusammen mit dem Vater um Anna, gab kurze, sachliche Weisungen; sonst wurde nichts gesprochen.

Dann, begleitet von Herrn Mercier, kam der Arzt, mit einem Sauerstoffapparat, auch ein Polizeibeamter. Nach kurzer Untersuchung stellte man fest, daß nichts mehr zu machen sei, und die Männer zogen sich zurück.

Erst jetzt kam Sepp zum richtigen Bewußtsein dessen, was sich ereignet hatte. Hanns, selber außer Fassung, sah entsetzt, wie der Vater verfiel. Hilflos hockte Sepp da, still weinend, kindlich, endlos. Mit Mühe bewog ihn Hanns, den immer noch feuchten Anzug auszuziehen.

Dann saßen die beiden in dem überstopften Zimmer, allein mit der Toten. Die Fenster waren weit offen, trotzdem wollte der leise, süßliche Geruch des Gases nicht aus dem Raum weichen. Dabei machte die zunehmende Frische von außen die beiden in ihrer Müdigkeit beinahe frösteln.

Sepp hockte da, unordentlich, das Bein des Schlafanzugs war ihm hinaufgerutscht, und Hanns starrte unwillkürlich auf die schmutzigweißen Haare am Bein des Vaters. Der schwatzte, manchmal viele Sätze hintereinander, dann wieder machte er lange Pausen. Zuweilen sprach er Hanns geradezu an, zuweilen sprach er wohl nur mit sich selber und erwartete keine Antwort.

Er hatte das Bedürfnis, sich vor dem Buben und vor sich selber zu rechtfertigen. Es quälte ihn, daß er so oft zu Anna grantig und ungerecht gewesen war, es quälte ihn, daß er damals so kindisch »niemals, niemals, niemals« geschrien hatte. Auch reute es ihn, daß er ihr die Kündigung verschwiegen hatte und daß er heute abend so lange mit Erna zusammengesessen war. Das alles war nicht recht von ihm, aber das sind natürlich auch nicht die wahren Gründe gewesen dessen, was sie getan hat. Die lagen tiefer, sie lagen nicht bei ihm, und kann er dafür, daß alles in der Emigration so klein, elend und kümmerlich geworden ist? Einmal heroisch zu sein und zweimal oder dreimal, das ist kein Kunststück: die nie abreißenden Widerwärtigkeiten und Reibereien des Alltags zu ertragen, das ist viel schlimmer. Und weil dieser ständige kleine Dreck Anna ganz anders hergenommen hat als ihn selber, hat sie jetzt den Mut und den Glauben verloren. »Jetzt hat sie halt den Löffel weggeworfen«, sagt er, und er wiederholt den sonderbaren Satz mehrmals.

An Hanns zerrt und reißt das Furchtbare, das er da erlebt. Sosehr er sich zusammennimmt, die Gedanken gehen ihm wüst durcheinander und laufen ihm davon. Er versucht sich zurechtzulegen, was eigentlich die Mutter in den Tod getrieben hat. Langsam werden ihm aus Sepps Reden die Zusammenhänge klar. »Bin ich also schuld? Bin ich schuld?« verlangt Sepp zu wissen. Hanns ist geneigt, die Schuld immer eher den Verhältnissen zuzuschreiben, aber verbrecherisch leichtsinnig hat sich Sepp schon benommen, das ist nicht zu leugnen, und wenn Hanns jetzt auf Sepps Frage »nein, nein« erwidert, so kommt dieses Nein schwunglos und nicht sehr überzeugend.

Stunden laufen ab, schon kommt eine fahle Dämmerung herauf. Sepp grübelt stumm vor sich hin. Er hat gut gehört, wie lahm und zögernd Hannsens »Nein« kam, das trifft ihn. Er hadert mit sich, er hadert auch mit Anna. Sie hat recht gehabt, er taugt wahrscheinlich wirklich nicht zum Politiker, er versteht nichts als seine Musik. Aber er hat halt nun einmal eine lange Leitung, und darum hätte sie ihm Zeit lassen müssen zum Kapieren, sie hätte warten müssen und hätte nicht gleich den Löffel wegwerfen dürfen. Sie hat ihm viel geholfen, sie war, bis er selber seine Kunst im Stich ließ, sein musikalisches Gewissen, und vielleicht wäre er ohne sie auf dem Weg steckengeblieben. Aber sie hat auch oft eine unangenehme Art gehabt, eine unleidliche, sie hat alles zwanzigmal gesagt und keine Ruh gegeben, und ihr ewiges Begen und Benzen ist einem manchmal zum Hals herausgewachsen; auf die Dauer hält man es nicht aus, wenn einer tagaus, tagein das Höchste von einem verlangt. Und wenn sie mit ihrem Tadel freigebig war, so war sie um so geiziger mit ihrem Lob. Wie er ihr das Walther-Lied vorgespielt hat, zuletzt, da hat sie kaum ein paar gute Worte dafür gehabt. Nach all dem Unguten, was sie ihm gesagt hat, hätte sie sich da schon ein bißchen mehr anstrengen können; denn das Lied taugt wirklich was. Wenn er ehrlich sein will, dann hat es ihn zuweilen beinahe gefreut, daß sich Anna in der Emigration nicht mehr recht an seiner Arbeit hat beteiligen können.

Es ist gemein von ihm, daß er jetzt solche Sachen zusammendenkt. Er tut es nur, weil er ein schlechtes Gewissen hat. Er hat ihr das Gute nicht heimgezahlt, was sie an ihm getan hat.

Und wieder beginnt er zu sprechen. Wenn es Meinungsverschiedenheiten gegeben hat, setzt er Hanns auseinander, und er bemüht sich, seine krähende Stimme zu dämpfen, so daß sie heiser und monoton klingt, dann hat Anna fast immer recht gehabt. Aber auch er ist guten Willens gewesen, und zuletzt ist man auch gewöhnlich zusammengekommen. Man hätte sich auch diesmal verständigt, da gibt es keinen Zweifel. Er hat sich eigens sauber und sorgfältig angezogen für diese Aussprache mit Anna. Das betont er immer wieder, zu Hannsens Verwunderung. Der muß ihm ausdrücklich bestätigen, daß er ihn in dem guten, neuen Anzug vorgefunden hat, wie er nach Hause gekommen ist. »Das ist sehr wichtig«, sagte Sepp, auch das sagt er mehrere Male.

Hanns begreift nicht, was Sepp eigentlich will. Aber er denkt nicht darüber nach, er ist zu voll von seinen eigenen Gedanken. Nicht nur Sepp, auch er selber hätte sich anders benehmen müssen gegen diese tote Frau. Er spürt ihre Hand, wie sie ihm über den Kopf gestrichen hat; sie hat es oft getan, aber er weiß genau, wann es das letztemal war. Und daß er ihr die zweihundertfünfzig Franken angeboten hat, das war auch ganz dumm und roh. Sie haben sich in der letzten Zeit nicht mehr recht verstanden, er und die Mutter, sie hat von seiner neuen Welt nichts gewußt und nichts wissen wollen. Aber trotzdem hat sie alles für ihn getan, was ein Mensch für einen andern tun kann. Er wird es oft und hart merken, daß sie nicht mehr da ist. Zu blöd, daß er sich darauf eingelassen hat, dieses überflüssige Bachot zu machen. Sonst hätte er früher Geld verdienen können, dann hätte sie sich nicht so abschinden müssen, und dann wäre alles anders gekommen.

Seine Mutter, nun sie tot ist, hat eigentlich ein ganz andres Gesicht, ein strengeres, schöneres, als er es an der lebendigen gesehen hat. Oder hat er falsch gesehen? In diesen letzten Monaten war die Mutter für ihn nichts als eine immer geschäftige Hausfrau. Jetzt, nach langer Zeit zum erstenmal wieder, erinnert er sich, daß er sie nicht immer nur als die Frau gekannt hat, die mit ihm das Geschirr abwusch. Er bemüht sich, Bilder aus seiner Erinnerung auszugraben. Wie er noch ganz klein war, da war sie eine junge Frau in einem ausgeschnittenen Ballkleid, er sieht ihren Rücken, ihre strahlend schönen Augen. Ihr Gesicht, zart und doch frisch von Farben. Und dann stellt er sie sich vor, später, auf der Reise nach Paris, tätig, energisch, in einem Pelzmantel, sehr anders als diejenige, die er damals als kleines Kind gesehen hat, als die Frau im Abendkleid und mit dem nackten Rücken, sehr anders aber auch als die Frau an der Abspülschüssel. Das sind eigentlich lauter ganz verschiedene Frauen, und doch sind sie alle seine Mutter. Wie wenig weiß er von ihr, wie wenig hat er über sie nachgedacht.

Sepp steht unvermittelt aus seinem Wachstuchsessel auf. Es ist ihm das Ticken der Uhr zu Bewußtsein gekommen, es ist ihm aufgefallen, daß es schon Dienstagmorgen ist, und die Uhr muß doch am Montagabend aufgezogen werden. In seinem heimlichen Innern froh darüber, etwas tun zu müssen, was ihn von seinen dumpfen Gedanken abzieht, steht er auf, alle Glieder tun ihm weh, und der verblüffte Hanns sieht, wie er auf einen Stuhl steigt, um die Uhr aufzuziehen.

Der Schlüssel läßt sich nur ein unmerkliches Stück vorwärts drehen: die Uhr ist aufgezogen. Anna hat sie, bevor sie »das« tat, aufgezogen.

Mit einemmal überwältigt es Sepp. Mit einemmal weiß er, daß sie bis zuletzt an ihn gedacht hat, nur an ihn. Sie hat nur wenig Worte gehabt für das Walther-Lied, trotzdem wird es niemals mehr einen Menschen geben, der seine Musik so innig hört und versteht, wie sie sie gehört hat. Und auf einmal sieht er, beinahe gegenständlich, alles, was sie für ihn getan hat, ihre ewige große Liebe und ihre tägliche kleine Fürsorge, und was sie alles für ihn gelassen, wie sie sich ganz für ihn aufgegeben hat. Er sieht das alles in einem, hundert verschiedene Annas, die nur eine Anna sind. Er sieht die Anna, die todmatt und lächelnd und blutig nach der Geburt des kleinen Hanns dagelegen war, und die Anna, die am Flügel gestanden war, nachdem er ihr zum erstenmal die Siebenunddreißigste Horaz-Ode vorgespielt hatte, und die Anna, die, zusammen mit ihm, den sinnlosen, unmotivierten und doch so sinnvollen Lachkrampf bekommen hat, unmittelbar bevor der Minister ihm die Auszeichnung überreichte, und die Anna, die auf der Wiese lag, im Böhmerwald, mit den Sonnenflecken auf dem Bauch.

Da, plötzlich, in dieser fahlen Morgendämmerung, tat Sepp von neuem den Mund auf und begann seinem Buben zu erzählen. Er erzählte ihm von der jungen Anna, wie strahlend frisch sie gewesen sei und wie voll Humor und was für ein guter Kamerad, und wie sie nichts krummgenommen habe, keinen dummen Witz und keine böse Laune. Er erzählte, wie sie gewesen war, noch bevor Hanns auf der Welt war. Hanns, der sie mit Bewußtsein und Urteil erst in diesen letzten Jahren gesehen habe, könne nicht ermessen, welch ein Unterschied gewesen sei zwischen der Anna dieser letzten Jahre und der Anna von vor zwanzig Jahren. Ja, Sepp mußte den Ruhm dieser Toten verkünden, er mußte ihr ein Totenlied singen, eine Nänie, und er ließ sich gehen und schilderte das Mädchen Anna, wie sie gewesen war mit achtzehn und mit neunzehn Jahren, er schilderte ihren Körper mit Einzelheiten, von denen er dem Buben sonst niemals erzählt hätte. Er mußte es jetzt heraussagen, wie schön diese tote Frau gewesen war in der Zeit ihrer Blüte.

Hanns hörte zu, erschreckt, gelockt, unbehaglich. Da bekommt er zu hören, wie seine Mutter früher gewesen ist. Schließlich ist er ein Stück von ihr, das einzige, was von ihr bleibt, das Gefühl, daß er sie fortsetzt, ist stark in ihm, und er hat somit Anspruch darauf, zu wissen, wie sie gewesen ist. Trotzdem ist er geniert durch Sepps schamlose Beschreibung, ja er wird ganz rot und wagt nicht, dem Sprechenden ins Gesicht zu schauen.

Sepp kommt wieder auf anderes zu reden, fährt fort in einem endlosen, zusammenhanglosen Monolog. Hannsens Gedanken gleiten ab. Die Mutter hat einer unseligen Generation angehört, einer Generation, die zum Untergang bestimmt war, der Generation, die den frechen, dummen, imperialistischen Krieg gemacht hat und die jetzt in scheußlichen Krämpfen und Verrenkungen kaputtgeht. Die Mutter hat das gespürt, stärker gespürt als Sepp, und sie hat »den Löffel weggeworfen«. Hanns selber begreift nicht, wie jemand kampflos kapituliert. Aber einem aus der vorigen Generation wie der Mutter kann man schwerlich einen Vorwurf daraus machen, wenn er desertiert.

Sepp verstummte allmählich, diesmal endgültig. Die beiden hockten zusammen, am Fenster, im beginnenden Morgen. Sepp döste vor sich hin, stur, ausgeleert. Auch Hanns spürte jetzt, wie erschöpft er war. Er hatte einen erfüllten Tag hinter sich, er war schon müde nach Hause gekommen, das schreckliche Ereignis hatte ihm die Müdigkeit genommen, jetzt kehrte sie um so stärker zurück; er spürte, daß er erledigt war.

Die arme Mutter. Ein tiefes Mitleid füllte ihn. Wie schauerlich wäre es, wenn man selber einer solchen Generation angehörte. Das mit den zweihundertfünfzig Franken hätte er seinerzeit nicht machen sollen. Jetzt wird er sein Bachot doch besser aufgeben. Schwer macht es einem die verrottete alte Welt, das zu tun, wozu man geschaffen ist, das Natürliche, Vernünftige. Er selber hat Jahre verloren dadurch, daß er für sein Bachot büffelte. Sepp sollte Musik machen und schreibt statt dessen politische Artikel. Darüber ist die Mutter gestorben. Wenn wir einmal daran sind, wir werden das besser einrichten. Es wird eine Welt sein, in der es kein Exil mehr gibt. Es wird eine Welt sein, in der man keine überflüssigen Prüfungen macht und in der einem keiner sein Segelboot wegstiehlt. Die arme Mutter. Die verlorene Generation.

Die Augen fielen ihm zu. Er schlief ein, unbehaglich auf seinem Stuhl hockend. Dennoch schlief er einen gesunden, traumlosen Schlaf, einem Tagewerk entgegen, von dem er wußte, daß es nicht verloren sein wird.

## 

## 3

## Solidarität

Heilbrun hatte am Sonntag tief in den Vormittag hinein geschlafen; als er erwachte, schien ihm seine Lage weniger hoffnungslos. Beim Mittagessen, vor Greta, gab er sich heiter, tröstlich, väterlich und schon wieder ein bißchen großspurig.

Nachmittags, im Klub, traf er Egon Franck, und da er sich gut in Form fühlte, nahm er ihn gleich beiseite und brachte sein Anliegen vor. Egon Franck war nicht entzückt, doch nach einigem Hin und Her sagte er ihm das Geld zu, und Heilbrun war erleichtert.

Am Abend war er mit sich einig. Es war ihm leid um Sepp Trautwein, aber er hatte verboten dumm gehandelt, und wenn seine Sache schiefgegangen war, auf ihn, Heilbrun, durfte er die Folgen nicht abwälzen. Seine Verpflichtungen gegen seine Tochter Greta und deren Kind gingen vor. Als ihn Gingold anrief und sich mit betont gleichmütiger Stimme, der man die ängstliche Spannung kaum anmerkte, nach seiner Entschließung erkundigte, gelang es ihm, mit nicht sehr schlechtem Gewissen und vielen großartigen Worten ja zu sagen.

Er hatte sich darauf vorbereitet, daß man ihm auf der Redaktion wegen Sepp Trautweins Entlassung mächtig zusetzen werde, und hatte sich seine Antwort gut zurechtgelegt. So saß er denn, als wirklich die Kollegen Pfeiffer und Berger, offenbar im Namen auch der andern, anrückten und sich beunruhigt erkundigten, was mit Sepp los sei, prächtig da, seiner Sache sicher, dabei aber auch höchst menschlich. Selbstverständlich, erklärte er, denke er gar nicht daran, auf Sepp zu verzichten, habe doch er selbst Sepp hier hereingebracht, und Sepp werde auch weiter an der »P. N.« mitarbeiten. Formaljuristisch indes sei gegen die von Gingold ausgesprochene Kündigung wenig zu machen. Darin ein politisches Manöver Gingolds zu sehen sei glatter Nonsens. Da werde man was erleben, wenn Gingold dem alten Heilbrun einmal mit so etwas kommen sollte.

Aber die andern gingen darauf nicht ein. Sie bestanden auf klipp und klarem Bescheid, ob er, wie Gingold erkläre, zu Sepps Entlassung seine Zustimmung gegeben habe oder nicht. Da verging ihm allmählich Jovialität und Großartigkeit, und er mußte, sich windend, zugeben, daß er nicht nein gesagt habe. »Das genügt«, beendete trocken Redakteur Berger die Aussprache, und die Herren entfernten sich mit finstern, unheildrohenden Gesichtern.

Heilbrun blieb in großer Not zurück, die Stirn unter dem eisengrauen Stichelhaar war ihm feucht. »Das genügt«, klang es in ihm nach. Er war im Grund ein anständiger Mensch, und er gab im Innern zu, sie hatten recht, die Berger, Pfeiffer und die andern. Er hatte nicht nein gesagt, das genügte, und seine Tochter Greta war höchstens ein mildernder Umstand und sprach ihn nicht frei.

Draußen standen die Redakteure zusammen, voll Grimm, daß ein so fähiger, grundehrlicher Kollege wie Sepp so schnöd auf die Straße gesetzt wurde, das durfte man nicht stillschweigend mit anschauen, das konnte man dem Gingold nicht so glatt durchgehen lassen. Sepp hatte seine Musik an den Nagel gehängt, um mit ganzer Kraft den Kampf um Friedrich Benjamin zu führen, aus Kameradschaft, aus Solidarität. Wenn man auf den verlassenen, abgenutzten Schreibtisch schaute, an dem früher einmal Friedrich Benjamin und an dem zuletzt Sepp Trautwein gearbeitet hatte, dann stieg einem eine heiße Wut hoch. Nein, man durfte diesen Mann nicht im Stich lassen. Es ging in diesem Falle Sepp Trautwein geradezu um die Idee, um den Bestand der »P. N.«. Zwar sprachen die Redakteure mit wegwerfender Ironie von diesem kleinen Dreckblatt und von der eigenen Arbeit. Aber im Innern waren sie doch ein jeder überzeugt, daß es gute Arbeit sei. Arbeit für eine gute Sache. Man hätte, wenn man seine Arbeit nicht für sinnvoll hielte, dieses jämmerliche Dasein nicht weiterschleppen können. Waren aber die »P. N.« noch eine sinnvolle Sache, wenn sich Dinge ereignen konnten wie der Hinauswurf Sepp Trautweins? War das Blatt allen hochtönenden Versicherungen Heilbruns zum Trotz nicht doch zumindest in Gefahr, morgen ein schieres Profitunternehmen des Herrn Louis Gingold zu werden?

Sie standen zusammen, die Redakteure, voll von Unbehagen und Unmut. Da war der dicke Bernhard Pfeiffer, phlegmatisch, asthmatisch, um die Fünfzig herum. Er war jetzt länger als drei Jahrzehnte Journalist, er hatte viel erlebt, es eignete ihm eine breite, Vertrauen einflößende Behäbigkeit, er war gewohnt, jede Erregung zu neun Zehnteln dem Schock der ersten Erfahrung zuzuschreiben, »immer mit der Ruhe«, war seine Lieblingswendung. Heute aber gebrauchte er sie nicht. Da war der dürre, lange Georg Berger, gallig, skeptisch, trocken und präzis, sehr bedacht, stets die juristischen Formen zu wahren. Aber heute äußerte er keine solchen Bedenken. Da war der kleine, fixe, geschäftige H. B. Weißenbrunn, olivfarbener, gutgemeißelter Kopf auf zierlichem, schlankem Körper, frech, betriebsam, voll Vorliebe fürs Sensationelle. Heute aber hielt er sich zurück, das Vorgefallene sprach für sich und bedurfte keiner Aufmachung. So verschieden die Redakteure waren, jetzt waren sie einer Meinung. Sie wußten, was heute Sepp passiert ist, kann morgen einem selber geschehen. Die Niedertracht Gingolds richtete sich gegen sie alle, sie richtete sich gegen alles, was Sinn und Wesen der »P. N.« war, gegen die ganze deutsche Emigration. Wenn sie sich mit Sepp solidarisch erklärten, dann taten sie das als Wortführer der gesamten deutschen Emigration.

Vorläufig indes blieb es bei einer dumpfen Entrüstung, die sich nicht zu einem klaren Entschluß oder zu einer bestimmten Aktion verdichtete. So weit kam es erst, als Peter Dülken zu ihnen stieß, der Volontär.

Der junge Mensch, lang, hager, fleischloser, scharfnasiger Kopf mit braunem, eigenwillig langem Haar, kam spät heute. Er kam oft spät, wiewohl er bei aller Schlacksigkeit keineswegs faul war. Heute war er bei einem Antiquar gewesen, der ihm den Erstdruck eines Musikstücks von Haydn angeboten hatte; Peter Dülken sammelte mit Leidenschaft Manuskripte und Erstdrucke klassischer Musik. Die andern machten sich oft lustig über seine Passion und stellten fest, daß ihm die kritische Untersuchung und Herausgabe klassischer Musik viel mehr am Herzen liege als sein Journalismus. Dabei aber nahm er seine Tätigkeit an den »P. N.« sehr ernst. Seine Funktionen waren nicht genau umgrenzt, aber er machte sich überall nützlich, und wiewohl die andern zuweilen gutmütig über seine Tätigkeit spöttelten, ging er jedem ab, wenn er einmal nicht da war.

Peter Dülken, Pitt, wie man ihn allgemein nannte, hatte sogleich, nachdem die Barbaren über Deutschland gekommen waren, die Heimat verlassen, gegen den Willen seiner Eltern und ohne daß er dazu gezwungen gewesen wäre. Die Interessen des jungen Menschen hatten in Deutschland nicht der Politik gehört, sondern ausschließlich der Musik. Zuerst hatte er Lieder geschrieben und einige Sonaten, nicht ohne einen gewissen Erfolg, aber da er das Gefühl hatte, er werde das letzte, was ihm vorschwebte, doch nie erreichen, hatte er sich darauf verlegt, gewisse Partituren der Meister in ihrer ursprünglichen Reinheit wiederherzustellen. Er litt darunter, daß viele Werke der Klassiker durch Schreib- und Druckfehler, die sich in die Partituren eingeschlichen hatten, entstellt waren, heillos entstellt, wie ihm schien, und er führte einen zähen Kampf, durch Tilgung dieser Fehler die urtümliche Reinheit und Harmonie wiederherzustellen.

Damit also hatte der jetzt Neunundzwanzigjährige seine Zeit in Deutschland verbracht. Nun aber, seitdem er in Paris war, betrieb er seine Passion nur mehr nebenher, seine Haupttätigkeit jetzt galt dem Kampf gegen die Nazi, der Mitarbeit an den »P. N.«. Seine Eltern, reiche Kölner Juden, flehten ihn an, davon abzulassen. Sie baten, sie drohten, ihm seine Bezüge zu sperren. Sie taten ihm leid, aber er konnte ihnen nicht helfen. Übrigens wiesen sie ihm trotz ihrer Drohungen nach wie vor auf dem Umweg über ausländische Verwandte eine Monatsrente an und mühten sich auch, ihm seine Sammlung von Manuskripten und Erstdrucken aus Deutschland stückweise und nicht ohne Gefahr nachzuschicken.

Pitt war ihnen dankbar. Hätten sie indes ihre Drohung ausgeführt, so hätte er sein Verhalten auch nicht geändert. Er lebte, wie es ihm gefiel und wie es ihm gemäß war. Alles, was er tat, war selbstverständlich. Inmitten von Menschen, die sich binden ließen durch tausend alte und neue Konventionen, benahm er sich als einziger natürlich; infolgedessen wirkte er unnatürlich, als Ausnahme. Doch da er keinem zur Last fiel, ließ man ihn gelten, wie er war, und er war beliebt, wohin er kam.

Mit Sepp Trautwein hatte er sich sehr angefreundet. Zwar nahm Sepp Trautwein seinen Kampf für die Herstellung der ursprünglichen Reinheit der klassischen Musik nicht so ernst, wie er selber es tat, aber Peter Dülken spürte, wieviel Musik in Sepp war. Pitt glaubte an ihn, er erwartete Großes von ihm, aber er verstand aus eigenem Erleben heraus, warum sich Sepp trotzdem von seiner Musik ab- und dem Kampf gegen die Barbaren zugekehrt hatte. Er hielt weit über alle Kollegialität hinaus gute Freundschaft mit Sepp, eine Freundschaft, deren Herzlichkeit sich dieser mehr gefallen ließ, als daß er sie erwiderte.

Als Peter Dülken jetzt hörte, was sich ereignet hatte, machte er keine langen Worte. »Das ist stark«, war alles, was er sagte. Dann ging er in dem großen Redaktionsraum herum, nachdenklich, manchmal die braunen Haare aus der Stirn schüttelnd, wie immer, wenn ihn was bewegte. Dann stieß er wieder zu den andern. Auf seine schlacksige Art, doch sehr bestimmt, stellte er fest, es sei ausgeschlossen, daß man in Güte etwas von Gingold erreichen könnte. Mit allgemeinen Reden aber sei nichts getan. Die gesamte Redaktion müsse sich entschließen, zu streiken, wenn nicht binnen vierundzwanzig Stunden die Entlassung Sepps rückgängig gemacht sei. Ein anderes Mittel gebe es nicht.

In ihrem Innern hatten sie alle gewußt, daß das der einzige Weg war, aber keiner hatte den Mut gehabt, es laut zu sagen. Wie jetzt Peter Dülken in seiner etwas pomadigen und doch sehr bestimmten Manier das Wort Streik aus seinem großen Jungensmund herausließ, erhob sich in den Redakteuren die Furcht vor den Fährnissen, die sie mit dem Beschluß des Streiks auf sich nahmen. Grau und groß stellte sich vor den dicken Redakteur Pfeiffer die Sorge, was aus ihm, seiner Frau und seinen Kindern werden sollte, wenn seine Bezüge aus den »P. N.« wegfielen. Schwitzend und unbehaglich dachte Redakteur Berger an die Wege, die er werde laufen müssen durch die heiße Stadt Paris, auf müden Füßen, um etwas wie Arbeit und ein paar Franken aufzustöbern, und selbst der hurtige, betriebsame H. B. Weißenbrunn hatte Bange vor den Folgen.

Dieser Pitt hat es leicht, dachten sie, er hat seine Rente: aber was wird aus uns? Gleichzeitig aber waren sie überzeugt, ihm unrecht zu tun; sie wußten, er hätte auch vor dem nackten Nichts genauso gesprochen. »Streik, Pitt«, sagte endlich der dicke Pfeiffer und wiegte den mächtigen Kopf, »das ist ein großes Wort. Und wer sagt Ihnen, daß wir nicht gerade dadurch nur die Geschäfte des Herrn Gingold besorgen? Wenn er wirklich die politische Linie des Blattes ändern will, tun wir ihm doch nur einen Gefallen, wenn wir die Arbeit hinschmeißen. Dann wird er einfach die Gelegenheit beim Schopf packen, uns auf gute Art loszuwerden.«

Er wußte, daß das stimmte und doch nicht stimmte. Aber ehe sie noch das Für und Wider erwägen konnten, betrat ein dicklicher, bläßlicher Herr in einem etwas abgetragenen, feierlich langen, schwarzen Rock den Redaktionsraum. »Tag, meine Herren«, sagte er, ein bißchen unsicher, doch mit liebenswürdigem Lächeln. »Da wäre ich also, und ich hoffe, wir arbeiten gut zusammen. Wo darf ich mich hinsetzen?« Und Herr Hermann Fisch, der Neue, der Mann, der bestimmt war, an Sepp Trautweins Stelle zu treten, schaute freundlich von einem zum andern.

Ja, Herr Gingold war nicht faul gewesen, er hatte seinen Sonntag gut ausgenützt, er hatte alles mit Hermann Fisch abgesprochen, und da war er also, dieser Hermann Fisch.

»Ich denke«, meinte er, da er bei den andern auf feindliche Zugesperrtheit stieß, »ich werde erst einmal dem alten Heilbrun guten Tag sagen.« – »Das tun Sie, das ist recht«, ermunterte man ihn, und, etwas betreten, verschwand er in Heilbruns Kabinett.

Die andern mittlerweile schauten sich an. Das Erscheinen Hermann Fischs verschärfte die Lage. Wenn Gingold wirklich die Absicht hatte, sie, einen nach dem andern, durch Leute zu ersetzen, die ihm mehr genehm waren, dann vereitelte man das am besten, indem man ihm sogleich ultimativ den Streik ankündigte. Wenn alle die Arbeit niederlegten, dann blieb ihm nur die Wahl, ihre Forderungen anzunehmen oder das Erscheinen der »P. N.« einzustellen; denn mindestens zwei oder drei Wochen brauchte er, ehe er eine halbwegs taugliche Redaktion neu zusammengestellt hatte, und eine so lange Unterbrechung erledigte das Blatt ein für allemal.

Pitt und Weißenbrunn wären Gingold am liebsten noch heute mit dem Ultimatum gekommen. Doch Pfeiffer und Berger verlangten, daß man die Entscheidung bis morgen vertage.

Von den Leuten der »P. N.« schlief keiner gut in dieser Nacht vom Montag zum Dienstag. Sie mußten solidarisch sein; es wäre eine Lumperei, Sepp im Stich zu lassen. Traten sie aber in Streik, so war damit zu rechnen, daß der eigensinnige, rachsüchtige Gingold das Blatt eingehen ließ, und dann sah es bös aus, zumindest um ihre nächsten Monate.

Zwiespältigen Gefühls erschien man am Dienstag in der Redaktion; man wünschte den Streik und fürchtete ihn. Da traf die Nachricht ein von Annas Tod. Jedem einzelnen war, als trage er Mitschuld an diesem Tode, weil man gezögert hatte, zu handeln. Jetzt war es entschieden, darüber waren sich alle einig: jetzt wird man, und zwar sofort, Gingold das Ultimatum stellen.

Der bedächtige Pfeiffer gab zu erwägen, ob man nicht Heilbrun vorher benachrichten solle. Man überlegte. Peter Dülken drängte, man habe keine Zeit zu langen Verhandlungen, man solle Heilbrun vor vollzogene Tatsachen stellen, genau wie er es ihnen gemacht habe. Schließlich gingen Pfeiffer, Berger und Weißenbrunn zu Gingold; Pitt nahmen sie mit.

Herr Gingold hatte zwei Tage der Hoffnung hinter sich. Die Dinge schienen sich einzurenken. Heilbrun hatte sich in Sepps Entlassung geschickt, und Hermann Fisch hatte Gingolds leise Andeutungen sogleich begriffen, er war ein Mann, mit dem man arbeiten konnte. Auch der Kritiker Sahling hatte sich bereit erklärt, an Stelle Sepps die Berichterstattung übers Musikalische zu übernehmen. Sehr bald wird Herr Gingold seinen Auftraggebern berichten können, daß Trautwein abgesägt ist und daß an seiner Stelle ein verlässiger, gemäßigter Mann sitzt. Die Urbösen greifen zwar rasch zu und lassen nur langsam locker, aber bisher, man muß gerecht sein, haben sie ihre Verpflichtungen eingehalten, und sie haben noch immer Interesse an der Zähmung der »P. N.«. Wenn Leisegang sieht, daß alles stimmt, dann, in ein paar Tagen, in einer Woche, spätestens in zwei Wochen, wird sein Hindele frei sein.

In solchen Hoffnungen hatte sich Gingold gewiegt, als die Meldung eintraf vom Tod Anna Trautweins. Er erschrak bis ins innerste Herz. Das warf alle seine neuen Entwürfe über den Haufen. Das hatten diese Trautweins nur ihm zum Tort getan, damit sein Kind, sein Hindele in den Klauen der Urbösen bleibe. Nimm dich zusammen, ermahnte er sich auf jiddisch. Denk scharf nach, streng deinen Kopf an. Du darfst nicht nochmals einen Fehler machen. Du darfst dir vor ihnen keine Blöße geben, vor diesen Frechgesichtern. Du mußt sie zähmen, mit List, mußt ihnen schöntun und ihnen um den Bart gehen, so lange, bis dein Kind, bis Hindele frei ist. Sollen sie dann tun, was sie wollen. Sollen dann die »P. N.« zusammenkrachen, soll mein Ruf als guter Jude verloren sein. Sollen meine Geschäfte in Deutschland kaputtgehen, sollen mir die Urbösen alles stehlen, was ich noch dort habe. Wenn erst mein Kind wieder frei ist, dann wiegt das wie eine Feder, und ich singe Dank und Segen dem Allmächtigen, gelobt sei sein Name.

Das waren die Gedanken Louis Gingolds, als die Deputation der Redakteure zu ihm kam. So drohend sie anrückten, er war außerordentlich höflich zu ihnen. Sogleich begann er von dem schweren Schlag zu sprechen, der unsern lieben Freund und Kollegen, den Professor Trautwein, betroffen hatte. Der Professor hatte ihm schon die ganzen letzten Wochen nicht gefallen. Er war so aufgeregt gewesen, so übernervös. Gingold hatte Schlimmes für ihn befürchtet, besonders als er ihm zuletzt noch gar sein Amt vor die Füße geworfen hatte.

»Ja, es ist wegen Sepps, daß wir zu Ihnen kommen«, erklärte, da die andern keinen Anfang fanden, trocken Peter Dülken, und Gingold, trotz seines Willens zur Bedachtsamkeit, konnte nicht umhin, dem vorlauten Lausejungen unter der Brille weg einen seiner spähenden, bösen Blicke zuzuschicken. Doch bevor er erwidern konnte, hackte Weißenbrunn ein. »Wir finden das, was Sepp zugestoßen ist, nicht nur traurig«, ging er zum Angriff vor, »wir finden es empörend.« – »Ja«, erwiderte Herr Gingold, »sie sind Verbrecher, die Nazi, die uns das alles aufgezwungen haben.« – »Die Empörung«, antwortete mit gelassener Stimme Peter Dülken, doch seine Augen blickten heftig, »gilt diesmal nicht den Nazi, sie gilt andern, Herr Gingold.«

Gingold saß da und strähnte den grauschwarzen, viereckigen Bart. Er muß diese Leute, die sein Hindele von neuem gefährdeten, zu besänftigen suchen, er muß ihnen gut zureden. »Sprechen Sie sich ruhig aus, meine Herren«, bat er höflich. »Ich möchte nicht, daß in dieser Sache das geringste Mißverständnis zwischen uns bestehenbleibt. Erklären Sie sich. Machen Sie sich deutlich.«

»Das wollen wir«, antwortete mit seiner galligen Stimme Redakteur Berger, auf Präzision bedacht wie stets. »Sie behaupten, Professor Trautwein habe Ihnen sein Amt hingeschmissen. Wir glauben nicht, daß der Hergang so eindeutig war, wie Sie ihn hinstellen. Aber ob nun die Entlassung Sepps formal zu Recht erfolgt ist oder nicht, wir, die gesamten Angestellten Ihrer Redaktion, weigern uns, die Arbeit weiterzuführen ohne den Kollegen Trautwein. Wir stellen an Sie die Forderung, Herr Gingold, daß Sie Professor Trautwein bewegen, sein Amt weiterzuführen oder, wenn Sie wollen, es von neuem zu übernehmen. Wenn wir nicht bis morgen abend Garantien dafür haben, das Sepp Trautwein von übermorgen früh an wieder als festangestellter Redakteur an den ›P. N.‹ mitarbeitet, dann legen wir geschlossen die Arbeit nieder.«

Die »P. N.« dürfen jetzt nicht zusammenkrachen, überlegte Gingold, jetzt nicht. Nicht jetzt. Wenn sie jetzt zusammenkrachen, haben die Urbösen kein Interesse mehr, mir einen Gefallen zu tun, und halten mein Kind fest in ihrem Konzentrationslager und drangsalieren es, bis es zugrunde geht; denn sie sind rachsüchtig. In seinem Innern kochte es wie in einem Samowar, aber: Ruhig, ermahnte er sich, denk scharf nach, laß deine Wut und deinen Jammer nicht durchgehen. Einen Gedanken, großer, guter Gott, jetzt gib mir einen Gedanken, eine gute Idee. »Aber meine Herren«, sagte er besänftigend, beschwörend. »Warum denn gleich so hitzig? Warum denn gleich Forderungen, warum nicht erst Vorschläge? Über Vorschläge läßt sich reden, man muß doch nicht alles übers Knie brechen. Vor allem nicht, wenn es sich um so delikate Dinge handelt. Wir haben so lange gut zusammengearbeitet: lassen Sie uns friedlich und konziliant nachdenken, bis wir eine Lösung finden. Glauben Sie, Professor Trautweins Unglück geht mir nicht nahe? Ich werde Ihre Anregungen bedenken. Sicher läßt sich darüber reden.« Ich werde mir Heilbrun und Hermann Fisch vornehmen, dachte er währenddessen, er dachte hastig, folgerichtig. Wenn Heilbrun und Hermann Fisch mir den Laden weitermachen, dann ist das Schaufenster gewahrt, ganz wie die Urbösen es wollen. Dann müssen die Urbösen mich loben, dann wird mein Hindele noch diese Woche frei. Geb es Gott, geb es Gott.

»Reden Sie ruhig, Herr Gingold«, sagte Peter Dülken, »aber reden Sie, wenn ich Ihnen raten darf, vor allem mit Sepp. Wenn wir morgen abend nicht die verlangte Zusicherung haben, dann werden Sie viel länger reden müssen.« Gingold wollte aufbrausen. Was erlaubte sich die Rotznase? Die Kränke soll er kriegen. Aber wieder sagte er sich: Ich muß sie hinhalten, die Frechgesichter. Ich darf ihre Frechheiten nicht hören. Sie sind verblendet, sie haben keine Augen und keinen Verstand. Sie machen keinen Unterschied zwischen dieser Frau Trautwein und meinem Hindele. Ihnen scheint es schon etwas Schreckliches, daß diese Frau Trautwein gestorben ist. Sie wissen nichts von meinem Hindele im Konzentrationslager. Sie wissen nicht, was schrecklich ist.

Laut sagte er: »Bitte, meine Herren, bemühen Sie sich, ruhig und gerecht zu bleiben. Ich bemühe mich auch. Ich habe Ihre Vorschläge gehört, ich werde sie überdenken. Professor Trautwein hat mich sehr schlecht behandelt, aber ich bin bereit, nochmals mit ihm zu reden, vielleicht macht er uns die Musikberichterstattung weiter. Obwohl wir Sahling haben könnten, meine Herren. Vielleicht läßt sich ein Kompromiß finden. Sicher läßt sich ein Kompromiß finden. Aber bitte, sprechen Sie von Vorschlägen und steigern Sie sich nicht in ›Forderungen‹ hinein, die man nur annehmen oder ablehnen kann. Später würde Ihnen das vielleicht selber leid tun. Und, vor allem, gönnen Sie mir Zeit. Gönnen Sie mir fünf Tage, drei Tage. Wie soll man Angelegenheiten von solcher Tragweite in so kurzer Frist ordentlich entscheiden und erledigen? Gott der Allmächtige hat zur Erschaffung der Welt sechs Tage gebraucht.« Ich muß mit Heilbrun reden, dachte er, ich muß mit Hermann Fisch reden. Es ist ein gutes Zeichen, daß Heilbrun nicht mit ihnen ist. Ich muß ihm mehr Geld bieten.

»Wir sind keine Helden, Herr Gingold«, erwiderte mittlerweile der dicke Pfeiffer, »aber wir sind auch keine Händler. Wir haben Ihnen keine Vorschläge unterbreitet, wir haben Ihnen eine Forderung gestellt, eine überlegte Forderung, und wir lassen nicht daran deuteln.« – »Sie setzen mir also sozusagen den Revolver auf die Brust?« fragte Herr Gingold zurück mit einem gewaltsamen Lächeln. »Wir stellen Ihnen ein Ultimatum, Herr Gingold«, bestätigte mit seiner hohen Stimme, phlegmatisch, Peter Dülken, »es läuft morgen abend um acht Uhr ab.«

Franz Heilbrun unterdes saß in seinem mit dürftiger Pracht eingerichteten Büro. »Das genügt«, hatte der dürre Berger zu ihm gesagt. Aber es hatte nicht genügt, erst hatte Anna Trautwein noch den Gashahn aufdrehen müssen. Jetzt genügte es. Jetzt saß er da, erledigt vor der Welt und vor sich selber.

Sein Gesicht mit der hängenden, vollen Unterlippe war zerrüttet, sein Mund etwas verzerrt. Was die draußen wohl tun werden? Er kann sich vor ihnen verstecken hinter seiner gepolsterten Tür, doch er kann nicht hindern, daß ihre Verachtung durch diese gepolsterte Tür dringt. Auch das wäre nicht das Schlimmste. Das Schlimmste ist, daß jetzt er selber noch genauer als die andern weiß, was er getan hat und was er hätte tun sollen. Das mit seiner Tochter Greta, der mildernde Umstand, das ist einfach Humbug gewesen, den er sich vorgemacht hat. Er hat genau Bescheid gewußt auf der Skala der Werte und Pflichten und hat mit Absicht, aus Bequemlichkeit, geblinzelt und getan, als sähe er nicht gut. Jetzt hat er seine Lektion weg. »Das genügt.«

Hermann Fisch kam herein. Er hatte Wind bekommen von der Streikdrohung der andern und kam zu Heilbrun als zu einem gegebenen Bundesgenossen.

Zwei Tage vorher hätte Heilbrun einfach gelacht, wenn ihm jemand gesagt hätte, seine Redakteure würden über seinen Kopf hinweg Beschlüsse fassen. Jetzt war seine Selbstachtung schon so weit weggeschmolzen, daß ihn Hermann Fischs Nachricht kaum noch tiefer erschüttern konnte. Höchstens schämte er sich vor sich selber, daß er jetzt gerade mit diesem verbunden war gegen die andern, die Anständigen. Übrigens fand auch Hermann Fisch die Situation mulmig. Ihm schwante, daß er da in eine faule Sache geraten war. Dieser Heilbrun war auch nur mehr ein Wrack, ein Kettenbruder, der einen mehr belastete, als daß er einem half. Die beiden hockten beieinander wie Hühner im Regen.

Gingold kam. Er hatte sich zusammengerissen. Wenn er Heilbrun und Hermann Fisch herumkriegen wollte, dann galt es vor allem, Zuversicht zu zeigen. Sachlich kühl berichtete er von dem Ultimatum der Redakteure; vor der Verzagtheit der beiden andern wirkte er doppelt entschlossen. Wenn man es klug anpackte, erklärte er, dann werde das, was die Redakteure als tödlichen Schlag gegen die »P. N.« geplant hätten, diesen nur nützen. Denn er habe schon seit langem beabsichtigt, im Personalbestand Änderungen vorzunehmen, und so komme ihm das Ultimatum geradezu gelegen. Alles hänge jetzt von der Haltung der Herren Heilbrun und Hermann Fisch ab. Und er rückte mit seinem Angebot heraus, Heilbrun möge, dem Widerstand der andern zum Trotz, die Chefredaktion weiterführen. Mit Hilfe des geschickten, verständigen Hermann Fisch werde er sicherlich in kürzester Frist einen Stab fähiger Redakteure zusammenbringen, und es sei für alle nur ein Vorteil, wenn man erst die ewigen Stänker und Meckerer los sei. »Wer allen Leuten den Mund stopfen will«, sagte er, etwas unzusammenhängend, »muß viel Brot haben, mehr jedenfalls als der alte Gingold.« Versagten sich freilich die Herren Heilbrun und Fisch, fuhr er fort, dann gebe es schwerlich ein Mittel, die »P. N.« durchzuhalten. Und wenn er wirklich genötigt sei, das Erscheinen der »P. N.« einzustellen, in was für einen Jubel würden dann die Nazi – Herr Gingold sagte in der Eile »die Urbösen« – ausbrechen. Er bitte also die beiden Herren gewissermaßen im Namen der gesamten Emigration, zu verhindern, daß in dieser kritischen Zeit das Erscheinen der angesehensten Zeitung der deutschen Opposition unterbrochen werde.

Hätte ihm Gingold sein Angebot nicht in Gegenwart Hermann Fischs gemacht, dann hätte Heilbrun wohl ohne Zögern und sehr bestimmt abgelehnt. Es »genügte«, er wollte keine neuen, faulen Kompromisse schließen. So aber kam er zunächst gar nicht zu Wort. Vielmehr begann Hermann Fisch sogleich Pläne zu entwickeln, wie man das Blatt über die Zeit des Übergangs wegbringen könne, er nannte Namen, ging ins einzelne, und während dieser seiner langen Rede begann Heilbrun wieder zu zweifeln. Macht er etwa das Geschehene gut, wenn er sich jetzt von allem Weiteren schmollend fernhält? Gingold ist ein Jobber, und wenn er ihn zum Bleiben überreden will, dann sicherlich um dunkler Geschäfte willen. Aber damit hat der alte Gauner recht: wenn die »P. N.« nicht mehr erscheinen, dann ist der ganzen deutschen Opposition ihre Stimme genommen, vielleicht für immer. Darf Heilbrun durch Passivität dabei mithelfen? Handelt er nicht vorschnell, wenn er jetzt stolz und selbstgerecht sagt: Ich mache da nicht mit. Tut, was ihr wollt? Ist das nicht ebenso unvernünftig wie das, was Sepp gemacht hat? Er schwankte. Eine Stimme in ihm sagte: Tu’s, eine noch tiefere, heimlichere sagte: Tu’s nicht.

Dann war Hermann Fisch zu Ende, beide, Gingold und Fisch, schauten auf ihn, und ihm wurde klar, daß das weitere Schicksal der »P. N.« und damit ein wichtiger politischer Besitz der deutschen Emigration jetzt von seinem Entschluß abhing. Für einen Augenblick gab ihm dieses Bewußtsein die alte Sicherheit zurück, und er wurde wieder der Grandseigneur von früher. Mit der gewohnten weitausholenden Jovialität erklärte er, die Frage, um die es gehe, sei zu wichtig, als daß er sich im Augenblick entscheiden könnte. So dringlich Eile geboten sei, er müsse Gründe und Gegengründe sorgfältig abwägen und könne vor dem Abend keinen Bescheid geben. Er erklärte das mit solcher Bestimmtheit, daß sich jede Widerrede verbot, und mit sorgenvoller Spannung sah Gingold den Mann abziehen, in dessen Händen jetzt sein und seines Kindes Hindele Schicksal lag.

Heilbrun fuhr nach Hause. Greta war mit dem Kind spazierengegangen. Ihm war es recht, daß er sie jetzt nicht zu sehen brauchte. Er lag auf der Couch, im verdunkelten Zimmer, die Zigarre im Mund, sie war ihm wahrhaftig ausgegangen, und sinnierte. Wenn die »P. N.« nicht mehr erscheinen, dann schadet dieses Verschwinden den Emigranten und ihrer Sache mehr, als ihnen das Blatt während der ganzen zwei Jahre seiner Existenz genützt hat. Überdies verliert er dann das letzte Restchen äußeren Behagens, er proletarisiert, und mit ihm Tochter und Enkelkind. Wenn er aber Gingolds Angebot annimmt und mithilft, daß die »P. N.« weitererscheinen, dann wird das eine flaue, bedenkliche Sache, und er, der dafür verantwortlich ist, wird keinem anständigen Menschen mehr in die Augen schauen können.

Die Haushälterin meldete, man wünsche ihn am Telefon zu sprechen. »Lassen Sie mich in Ruhe«, knurrte er verdrossen. Aber: »Es ist die gnädige Frau«, bestand die Haushälterin, »sie will Sie sprechen oder Frau Greta.« Heilbrun fuhr hoch. Er wußte nicht, ob er sich freuen oder ob er bedauern solle, daß Brigitte plötzlich einmal wieder in Paris war. Sie lebte in Wien, wo sie ein großes Schreib- und Übersetzungsbüro aufgemacht hatte, er hatte sie lange nicht gesehen, sie pflegte von Zeit zu Zeit unvermutet aufzutauchen, um sich nach ihm und nach Greta umzuschauen. Daß sie jetzt kam, geschah wohl wegen Gretas Unglück. Er hatte Furcht vor Brigitte und freute sich auf sie. Sie war energisch und geradezu, sie durchschaute einen und wußte das Geheimste aus einem herauszuholen. Er hatte Angst vor ihr und sehnte sich gleichzeitig, sich vor ihr auszuschütten.

In einem kleinen Schrecken also und mit viel Freude hörte er ihre Stimme im Apparat. »Was ist denn los?« fragte sie sogleich, streng, und: »Wieso bist du denn nicht auf der Redaktion? Und ist es wahr, daß Greta bei dir ist? Ihr scheint hier ja hübsche Geschichten zu machen. Es muß sich offenbar wieder einmal ein vernünftiger Mensch nach euch umsehen.« – »Das mag schon sein, Brigitte«, erwiderte er mit einem matten Versuch, zu scherzen. »Aber wollen wir das nicht lieber von Angesicht zu Angesicht besprechen?« Und man vereinbarte, daß sie bei ihm zu Mittag essen werde.

Merkwürdigerweise war er von dem Augenblick an, da er Brigittens Stimme hörte, fest entschlossen, Gingolds Angebot abzulehnen, ja er wollte nicht einmal wahrhaben, daß er jemals geschwankt hatte. Wenn er Gingold nicht sofort nein gesagt hat, dann nur deshalb, weil er sich’s gerade nach der Unüberlegtheit Sepp Trautweins zum Prinzip gemacht hat, in wichtigen Angelegenheiten immer ein paar Stunden verstreichen zu lassen, bevor er sich endgültig festlegt.

Brigitte kam. Aufgeräumt begrüßte Heilbrun seine »Jantje in Grün«. Jantje in Grün nannte er sie nach einer lustigen, blonden Frau mit einem großen, etwas verwaschenen, ältlichen Gesicht, einer Figur aus einem in Berlin hängenden Gruppenbild, einem zweifelhaften Frans Hals. Brigittens Antlitz, in ihrer Jugend strahlend heiter, hatte von Anfang an sozusagen unterirdisch die Züge dieser Jantje in Grün getragen, Heilbrun hatte sie oft damit geneckt, und er sah mit einer Art mitleidig spaßhafter Genugtuung, wie sich diese Züge jetzt immer mehr herausarbeiteten.

Brigitte erkannte bald, daß Heilbrun nicht allein um Gretas willen so bedrückt und verfallen war, und mit klugen, zielbewußten Fragen erkundete sie, was sich ereignet hatte. Er berichtete, etwas großartig zunächst, aber bald gab er seine Beschönigungsversuche auf. Und selbst als sie ihm auf den Kopf zusagte, er sei keineswegs von vornherein bereit gewesen, Gingolds Vorschlag abzulehnen, wehrte er sich nur schwach. Er atmete auf, als sie schließlich feststellte, die Hauptsache bleibe, daß er nur am Ende nein sage.

Dann kam Greta, und Frau Brigitte behandelte auch sie nicht eben sanft. Sie begriff nicht, wie Greta nur einen Augenblick daran hatte zweifeln können, daß ihr Oskar Kleinpeter sie zuletzt werde sitzenlassen. Besonders falsch war, daß Greta auf der Londoner Reise ihres Oskar bestanden hatte. Was sonst konnte bei dieser Reise herauskommen als eine Quälerei für beide Teile? Das Geld hätte man wahrhaftig besser für Besseres verwendet.

Nach dem Mittagessen zog sich Greta zurück, etwas gekränkt, aber doch eher aufgefrischt durch die harte, nüchterne Art, wie die Mutter die Dinge ansah, und Heilbrun und seine grüne Jantje blieben wieder allein.

Eigentlich war sie gekommen, weil sie, zum erstenmal seit Jahren, seine oft angebotene Hilfe in Anspruch nehmen wollte. Man hatte ihr vorgeschlagen, ihr Wiener Büro mit einem andern, ähnlichen, größeren zu fusionieren, zu Bedingungen, die ihr günstig schienen, aber sie brauchte einen Kapitalzuschuß. Sie hatte gehofft, Franz werde ihr aushelfen können, aber sie war offenbar im unrechten Moment gekommen.

Sie sieht ihn sitzen, müd, alt, zu seinen Häupten hängt das Liebermann-Porträt, das einzige, was Greta aus dem Kleinpeterschen Familienbesitz geblieben ist. Brigitte hat bisher in ihrem Franz, ob sie mit ihm zusammen lebte oder vom ihm getrennt war, immer den Grandseigneur dieses Porträts gesehen, den stolzen, jovialen, selbstsicheren, großspurigen Herrn, liebenswert in seinem ewigen Optimismus, liebenswert, gerade weil er sich und andern immer so impulsive, unhaltbare Versprechungen macht. Was aber jetzt da vor ihr hockt, dieser Mann mit den müden, blutunterlaufenen Augen, mit den großen, schlaffen Händen, ach, dieser Mann, dem der stichelhaarige Kopf so weiß und erschöpft vornüberhängt, hat wenig mehr gemein mit dem Mann des Porträts. Beinah erschüttert sie die Erkenntnis. Sie liebt den Mann darum nicht weniger; im Gegenteil, daß er sich heute vor ihr so klein gibt und nicht wie sonst hundert prunkvolle Pläne vor ihr ausbreitet, erfüllt sie mit Mitleid und ungewohnter Zärtlichkeit. Mit einem grimmigen innern Lächeln stellt sie fest, daß es sinnlos wäre, von ihrem Anliegen überhaupt nur zu beginnen; er ist zur Genüge zerzaust und zerrauft, sie will ihn nicht noch mehr beschämen.

Man hat nicht mit ihm auskommen können wegen seiner großspurigen Art, und weil er auf jeden neuen Regenbogen hereinfiel und ihn mit ungeheurem Elan hat beschreiten wollen. Aber gerade darum hat sie ihn geliebt. Jetzt, da er sich offenbar geändert hat, steigt eine große Hoffnung in ihr hoch; vielleicht wird man doch wieder zusammen leben können, ein prächtiger Franz Heilbrun, aber gedämpft, weil er was abgekriegt hat, und eine energische Jantje in Grün, die ihm zuweilen unbequem wird, aber auf die er hört.

Sie sieht die alten, vertrauten Möbel, in denen sie so viele Jahre ihres Lebens verbracht hat, und das Herz wird ihr warm. Aber dann ruft sie sich energisch zurück. Wie oft hat sie geglaubt, er habe sich geändert, aber es hat immer nur Enttäuschungen gegeben. Nun, da sie endlich klug geworden ist, darf sie nicht rückfällig werden; sie weiß, daß ein neuer Versuch eines Zusammenlebens nicht gut ausgehen würde.

Seufzend beschied sie sich. Was sie im Augenblick tun kann, ist einzig und allein, dem arg zerrütteten Mann gut zusprechen. So wie er jetzt ist, kann sie ihn nicht sitzenlassen. Da wäre es besser, er machte den Pfau vor ihr wie früher. Auf vorsichtige Art also, Tadel und Zuversicht geschickt dosierend, suchte sie ihm aus seinem Zusammenbruch aufzuhelfen.

Bald gewann er auch wieder ein bißchen von der alten Frische zurück. Spielte sich vor Brigitte auf. Machte sich daran, in ihrer Gegenwart Gingold Bescheid zu sagen. Hob den Hörer ab, verlangte Gingold. Kaum hatte der erkannt, wer am Apparat war, da begann er schon mit hastiger, häßlicher Stimme: »Endlich. Also, Sie nehmen an. Ich habe ganz vergessen: ich bin natürlich bereit, Sie für die Mehrleistung gebührend zu entschädigen. Ich schlage Ihnen eine Gehaltserhöhung von dreißig Prozent vor. Sie sagen ja, lieber Heilbrun?« – »Ich sage nein«, antwortete Heilbrun kräftig und nicht einmal besonders großartig, »ich schließe mich dem Ultimatum der andern an.« Und er hängte ein, ehe Gingold erwidern konnte.

»Na, Jantje in Grün«, sagte er dann zu Brigitte und faßte sie um die Taille, gutmütig, vertraut und voll skeptischen Wissens um sich selber. Sie aber schaute von dem Franz Heilbrun in Fleisch und Blut auf den Mann des Liebermann-Porträts, und schon schien ihr der Unterschied geringer.

## 

## 4

## Ein Husarenstreich

Die Herren Pfeiffer, Berger und Peter Dülken hatten, einander ablösend, alles vorgebracht, was zur Beurteilung ihrer juristischen Situation wichtig sein konnte. Nun schauten sie auf Justizrat Zarnke, gespannt, was der ihnen sagen werde.

Zarnke war auf und ab gegangen, gut zuhörend, Zigarrenasche achtlos auf den Teppich streuend; manchmal war er unvermittelt stehengeblieben und hatte dem jeweils Sprechenden mit seinen großen, aufmerksamen, braunen Augen ins Gesicht gestarrt. Jetzt ging er an den Kaffeetisch, goß sich einen Kirsch ein, trank, faßte zusammen: »Die ganze Angelegenheit liegt offenbar so, daß ihr moralisch im Recht seid, der alte Gingold aber juristisch.« – »Genauso habe ich mir’s auch gedacht«, meinte melancholisch Berger. Aber: »Gerade darum sind wir ja hier«, erklärte Peter Dülken und schaute, verschmitzt lachend, dem Justizrat ins Gesicht. »Der gute Anwalt ist dazu da, der guten Sache gegen die schlechten Gesetze zum Recht zu verhelfen. Recht ist, was dem alten Gingold schadet.«

Zarnke lachte. Die Unterredung wurde behaglich geführt und keineswegs wie eine ernsthafte Konferenz; der Justizrat liebte es, den Besprechungen mit seinen Klienten den geschäftlichen Anstrich zu nehmen. Man saß behaglich beim Kaffee, auch Zarnkes Kusine Sofie war da, vor der er keine Geheimnisse hatte. Die Besprechungen mit Zarnke pflegten lange zu dauern, er liebte Umwege, Abschweifungen, erzählte Anekdoten; »mir liegt am Saft mehr als am Braten«, pflegte er zu sagen. Doch auch die Eiligen nahmen diese seine Launen hin; er war nicht nur ein ausgezeichneter Jurist, sondern wußte häufig darüber hinaus guten, schlauen Rat und verstand es, am Schluß langwieriger, unsachlicher Unterredungen die Sachlage mit Präzision zu resümieren.

So auch heute. »Ihre Verträge«, erklärte er, »sind natürlich erloschen von dem Augenblick an, in dem Sie in den Streik treten. Wenn ich Sie recht verstehe, nehmen Sie es in Kauf, sich formal ins Unrecht zu setzen.« – »Ja«, erwiderte Pfeiffer.

Zarnke wiegte den fleischigen Kopf mit dem dicken Schnurrbart, dessen starke Schwärze durch Kunst hergestellt schien, und schaute die drei Herren an. Doch so zweifelnd und besorgt seine Geste war, die vollen Lippen lächelten. Er begann, der kleine, geschwinde, betuliche Herr, wieder auf und ab zu laufen, auf sehr platten Füßen, er versank in dem dicken, mit Asche überstreuten Teppich, er ruderte mit den Armen, es war wie Wassertreten. Die Sache der Redakteure gefiel ihm. Die Emigration hatte etwas Resigniertes, Stagnierendes; es tat wohl, auf Menschen zu stoßen, die handelten, die zum Angriff bereit waren.

Julian Zarnke hatte nur wenig politische Interessen, aber er war voll von einem saftigen Haß gegen die Nazi. Er hatte Grund dazu. Er selber war der Sohn eines »arischen« Vaters und einer jüdischen Mutter und durfte, seitdem die Nazi an der Macht waren, als »Mischling« nicht mehr vor Gericht plädieren. Wohl aber durfte das sein Sohn Robert, den er als Sozius in seine Kanzlei aufgenommen hatte; denn der hatte nur einen einzigen jüdischen Großelternteil, nämlich Julian Zarnkes Mutter, und galt daher dem Dritten Reich bereits als »Dreiviertelarier«. Nun hatte aber Vater Zarnke die Begabung, Zarnke junior nur das fast richtige Blut. In der ersten Zeit hielten sie es so, daß Julian Zarnke die Plädoyers ausarbeitete und den Sohn auch sonst beriet, und wenn sein Robert plädierte, dann war Julian häufig in Moabit, dem Zentrum der Berliner Justizpflege. Er liebte die Luft Moabits.

Nun war aber der Verkehr des jungen Zarnke, des beamteten »Fast-Ariers«, mit seinem Vater, dem »Nichtarier«, den Behörden des Dritten Reichs unerwünscht. Robert Zarnke legte also seinem Vater nahe, sich nicht in Moabit zu zeigen, wenn er plädierte. Doch Julian Zarnke hörte schlecht auf diesem Ohr, er liebte sein Moabit, er konnte ohne die Luft von Moabit nicht leben. Es kam zu Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn. Der törichte Sohn setzte dem begabten Vater immer heftiger zu, seine unwillkommenen Besuche im Gerichtssaal zu unterlassen. Vater Zarnke war ein weiser Mann, er hatte, der große Anwalt, tief in das Getriebe menschlicher Torheit hineingeschaut, er hatte Sinn für den Ehrgeiz seines Jungen. Wenn ihn der aus Karrieregründen verleugnet hätte, das hätte er hingenommen; aber Robert Zarnke verleugnete den Vater weit über die Notwendigkeit hinaus, er wollte ihn verstecken, aus der Öffentlichkeit vertreiben, in die Hinterstube zwingen. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn wurde absurd, Julian Zarnke hielt es für geraten, Berlin zu verlassen.

Jetzt also lebte er in Paris, äußerlich nicht schlecht, denn er hatte einen Teil seines Vermögens rechtzeitig in Sicherheit gebracht. Er tat, als fühlte er sich wohl. Aber glücklich waren beide nicht, Julian nicht in Paris und Robert nicht in Berlin. Der Junge fühlte sich den Aufgaben seiner Kanzlei nicht gewachsen und entbehrte bitter die Ratschläge des Vaters. Julian Zarnke entbehrte die Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu zeigen im Ersinnen juristischer Drehs, in der Behandlung von Richtern und Parteien, er entbehrte Berlin, sein Moabit.

Die Sache der »Pariser Nachrichten« war ein Fall nach seinem Herzen. Hier konnte man einer Partei, die das innere Recht für sich und den Buchstaben des Gesetzes gegen sich hatte, zum Sieg verhelfen, sympathischen Leuten gegen einen Gauner und Widerwart; vor allem dieser junge Mensch, dieser Peter Dülken, mit seiner lockern, unsentimentalen Auffassung von Realität, gefiel ihm.

»Und wenn Gingold das Ultimatum nicht annimmt und die ›P. N.‹ eingehen läßt?« fragte er interessiert. »Was wollen Sie dann tun?« – »Dann müßten wir versuchen, ein eigenes Blatt aufzumachen«, meinte ächzend Pfeiffer, und Zarnke wußte nicht, ob er das Ächzen auf das Asthma des Mannes oder auf sein Unbehagen vor der schwierigen Aufgabe zurückführen sollte. »Nicht gerade erbaulich, ein solcher Zwist in der Emigration«, erwog Zarnke. »Ein Fressen für die Nazi. Übrigens auch reichlich kostspielig.« Berger, trüb, stellte fest: »Gingold hat die Produktionsmittel, wir haben die Menschen.« – »Da muß man ihm eben die Produktionsmittel nehmen«, faßte sachlich und frech Peter Dülken zusammen, stand seinesteils auf und lief hin und her, schlacksig, die störenden Haare aus der Stirn werfend, voll verbissenen Nachdenkens. »Eine ausgezeichnete Idee«, höhnte Berger. »Wir brauchen Hitler nur das Dritte Reich zu nehmen, dann ist der Nationalsozialismus erledigt.« – »Ich denke mir das so«, erklärte Pitt seinen Plan, ohne auf Bergers Spott einzugehen. »Wir führen das Blatt auf eigene Rechnung weiter, unter leicht verändertem Titel. Die Abonnentenlisten haben wir. Der Druckerei ist es bestimmt gleichgültig, für wessen Rechnung sie druckt, wenn der Auftraggeber nur zahlt. Die Abonnenten werden weiter beliefert; die kümmern sich bestimmt nicht darum, wer der Besitzer des Blattes ist, das Konsortium Gute Hoffnung oder die Verlagsgesellschaft Rebbach. Unsere neuen ›P. N.‹ oder ›P. P.‹, oder wie immer wir sie nennen wollen, sitzen bestimmt nach zwei Nummern so fest im Sattel, daß man gar nicht mehr daran denken wird, daß sie einmal ›P. N.‹ geheißen haben.«

Berger und Pfeiffer grinsten ironisch. Der Justizrat war bekannt wegen seines Sinnes für die Wirklichkeit, die beiden freuten sich schon darauf, wie saftig er den kleinen Pitt und sein albernes Projekt abtun wird. Aber: »Das wäre ein Husarenstreich«, meinte lediglich Zarnke, blieb vor Pitt stehen und schaute ihm, den dicken, schwarzen Schnurrbart mechanisch streichend, nachdenklich in die Augen. Dann begann er zu lächeln und erzählte eine seiner Anekdoten. »Kam da einmal in Czernowitz ein alter Jud mit einem mächtigen weißen Bart an die Theaterkasse, legte den Arm vor seinen Bart und verlangte: ›Geben Sie mir eine Studentenkarte.‹« – »Und?« fragte erwartungsvoll Pfeiffer. »Er hat sie gekriegt«, schloß Zarnke.

Alle lachten. »Die Hauptfrage bleibt«, sagte Zarnke, »wo nehmen Sie das Geld her?«

»Etwas Geld könnte ich beschaffen«, erklärte nach einigem Nachdenken Pitt. »Es ist ein Interessent da für mein Händel-Manuskript. Da wäre Zaster zu holen. Ich müßte mich dann eben für meine Arbeit mit einer Photographie begnügen; andere müssen das auch.« Pfeiffer und Berger schauten freundlich bewegt auf Pitt. Sie machten sich oft lustig über seine Passion, aber sie wußten, es kostete ihn Herzblut, die Händel-Urschrift herzugeben. Dem Justizrat hatte das lockere, flachsige, pomadig energische Wesen Peter Dülkens, seine treuherzige Verschlagenheit von Anfang an gefallen; seine Opferbereitschaft gewann ihn vollends. »Auch ich«, versprach er, »werde mich bemühen, Geld zu beschaffen.«

»Willst du noch eine Tasse Kaffee?« mischte sich jetzt energisch die Kusine ein, die bisher stumm, aber aufmerksam zugehört hatte. Zarnke hatte Kusine Sofie zu sich genommen, daß sie ihn betreue und vor Unbesonnenheiten zurückhalte. Zarnke war gutartig und leicht entzündlich, er sagte schnell ja, und außerdem liebte er es, sein schnoddriges Mundwerk achtlos spazierengehen zu lassen. In solchen Fällen mußte ihn Sofie mahnen. Manchmal glückte es, aber häufiger erwiderte er: »Ich sehe schon, Sofiechen, ich bin wieder im Begriff, eine Dummheit zu machen, aber dies eine muß ich doch noch sagen«, worauf er die Dummheit sagte.

Heute lächelte er nur und antwortete schmunzelnd: »Nein, Sofie, danke, keinen Kaffee mehr.« Dann aber, gerade weil Peter Dülkens Projekt ihn reizte, legte er nun, wo es an die Ausführung gehen sollte, sachlich alle Schwierigkeiten dar, auf die man stoßen mußte. Gingold hatte den Paragraphen für sich. »Wenn Sie die Geschichte starten, meine Herren«, setzte Zarnke auseinander, »dann müssen Sie sich darauf gefaßt machen, daß der Gerichtsbote bei Ihnen aus und ein geht. Herr Gingold wird Ihnen jeden Tag eine neue Verfügung hinpfeffern. Sie müssen gute Nerven haben, um das alles durchzustehen.« – »Ich denke, wir haben gute Nerven«, erwiderte Peter Dülken.

Pfeiffer und Berger waren sich der Gefahren des Unternehmens bewußt. Aber nun hatte man sich einmal feierlich und aus ehrlichem Herzen zur Solidarität mit Sepp bekannt, man konnte jetzt nicht mehr zurück und ihn verleugnen. Auch wenn man alt war, asthmatisch, ausgedörrt, bepackt mit Sorgen, man mußte sich mit dem jungen Pitt in eine Reihe stellen.

Zarnke hatte seine Klienten auf ihr Risiko hingewiesen und seine Pflicht getan. Wenn sie trotzdem das Unternehmen wagten, war es ihre Sache. Ihm gefiel es, und er half ihnen mit doppelter Beflissenheit. Obwohl ihm Sofie nochmals eine Tasse Kaffee anbot, erklärte er, er werde mit großer Wahrscheinlichkeit Geld auftreiben. Auch die Herren Pfeiffer und Berger ließen sich anstecken von der Stimmung der andern, das Abenteuerliche des Vorhabens lockte sie mehr und mehr. Spitzbübisch, verschwörerisch saßen die vier zusammen, Zigarrenasche verstreuend, bei Kaffee, Kirsch und Süßigkeiten, und bereiteten den Husarenstreich vor. Blieb die Frage, wie man es mit Heilbrun halten sollte. Zwar hatte er sich in der Sache mit Sepp schäbig benommen, aber es war schwer, auf die Dauer ohne seinen glänzenden Namen und seine große Erfahrung durchzukommen. Auch mußte man damit rechnen, daß Gingold versuchen werde, die alten »P. N.« weiterzuführen, und wenn er gar den Heilbrun für sich gewann, wäre ihr eigenes Unternehmen von Anfang an diskreditiert.

Pfeiffer und Berger entschlossen sich, mit Heilbrun zu verhandeln. Behaglich wird die Unterredung nicht werden. Man hat mit Heilbrun lange zusammengearbeitet, man kennt sich seit Jahrzehnten. Schließlich hat er die »P. N.« gegründet, und jetzt hat man ihn brüskiert und ihn wie einen Verbündeten des Gegners behandelt. Unter diesen Umständen ist es nicht angenehm, ihm einzugestehen, wie schwer entbehrlich er ist.

Allein Heilbrun machte es ihnen leicht. »Schön finde ich es natürlich nicht von euch«, fing er an, »daß ihr mir ein Mißtauensvotum erteilt habt. Aber ich kann es begreifen.« Eine tiefe innere Genugtuung erfüllte ihn, doch vermied er es, den Gekränkten zu spielen. »Tragen wir einander nichts nach«, sagte er, »betrachten wir lieber die Sachlage, wie sie ist. Unser Gingold hat mir angeboten, ich solle die ›P. N.‹ weiterführen und zusammen mit Hermann Fisch eine neue Redaktion aufziehen. Ich habe das natürlich abgelehnt. Trotzdem glaube ich nicht, daß Gingold klein beigeben wird.« Heilbrun schaute die beiden aus seinen blutunterlaufenen Augen an, nachsinnend. Ein peinliches Schweigen war. »Nachdem Sie abgelehnt haben, Heilbrun«, sagte Pfeiffer, »wird er nicht leicht einen richtigen Mann finden.« – »Wir leider auch nicht«, sagte gallig Berger. In seinem Innern atmete Heilbrun tief auf, aber er bemühte sich, bescheiden zu bleiben. »Wenn ihr wollt, da bin ich«, sagte er sanft.

Da hatte also ihr alter Chefredakteur glühende Kohlen auf ihr Haupt gesammelt. Nicht einmal in Wort und Geste war er großspurig gewesen. Pfeiffer und Berger standen beschämt.

Den ganzen Mittwoch, an dessen Abend das Ultimatum ablief, zeigte sich Gingold nicht in der Redaktion. Er saß zu Haus und versuchte fieberhaft, Leute zusammenzubringen, die ihm seine »P. N.« weitermachten.

Die Redakteure ihresteils stellten gewissenhaft die nächste Nummer der »P. N.« zusammen. Dann legten sie die Arbeit nieder, zogen in ihr neues Lokal und bereiteten die erste Nummer ihrer eigenen Zeitung vor, die den Namen »Pariser Deutsche Post« führen sollte.

Mit Feuer waren sie alle bei der Sache. Schon nannten sie ihre neue Zeitung nur mehr mit ihren Initialen: »P. D. P.«, und mit Spannung schauten sie dem Erscheinen der Nummer eins ihrer »P. D. P.« entgegen.

## 

## 5

## Die Versuchung

In diesen Tagen nach Annas Tod zeigte sich, daß Sepp mehr Freunde hatte, als er wußte. Monsieur Mercier sah verwundert, wie viele respektabel aussehende Leute vorsprachen, um ihre Teilnahme zu bekunden. Auch große Stöße Post kamen; selbst Leonhard Riemann, ohne Scheu vor Zensur und Staatspolizei, schickte einen freimütigen, freundschaftlich erschütterten Brief.

Sepp nahm all das hin, ohne daß es ihn sehr berührt hätte. In dem Lehnstuhl, den Anna für ihn hatte beziehen lassen, an den Füßen die Pantoffeln, die sie für ihn gekauft hatte, hockte er, trübselig, hadernd mit sich selber, voll Grimm gegen die Welt.

Er beschwor Annas Bild herauf, es gelang ihm, leibhaft sah er sie vor sich, er hörte ihre geliebte, klingende Stimme. Er erinnerte sich jener bösen Nacht, da sie ihn zum erstenmal angeschrien hatte. »Verrückt bist du«, hatte sie geschrien, und: »Laß deine dummen Hände von der Politik.« So deutlich hatte er ihre Stimme im Ohr, daß er den Kopf schüttelte, wie um einen Wassertropfen herauszubekommen.

Doch die Stimme schwieg nicht, und sie sprach ihm, die Stimme der toten Anna, seltsamerweise eindringlicher, als es jemals die der lebenden vermocht hatte. Und mit einemmal war ihm, als verstünde er jetzt den Sinn ihres Todes: weil sie ihn nicht hatte überzeugen können, deshalb war sie gestorben. Ihm klarzumachen, daß er für seine Politik nur den guten Willen mitbrachte und keinerlei Talent und daß er somit die Pflicht hatte, zu seiner Musik zurückzukehren, ihm das klarzumachen, dafür hatte sie das Höchste eingesetzt, was ein Mensch einsetzen kann, ihr Leben. Sinnlos wurde ihr Tod nur dann, wenn er dieses ihr Opfer nicht annahm.

Als er sich das zurechtlegte, spürte er eine große Erleichterung: jetzt hatte er die Erlaubnis, zu seiner Musik zurückzukehren. Ehrliche, tiefe Dankbarkeit für Anna füllte ihn an. Ja, jetzt kehrt er zu seinem wahren Beruf zurück, und er wird die lange, unnütze Unterbrechung einholen, er verspricht es ihr wie ein Schüler, der was falsch gemacht hat. »Jetzt kann kommen, was mag, Alte«, sagt er ganz laut, und er weiß nicht, ob er zu ihr spricht oder zu sich, »jetzt mach ich nur mehr Musik. Und du wirst sehen, es wird etwas, was sich gewaschen hat.« Und: »Fahr wohl, schöne Gegend«, sagt er, und er meint wohl die »P. N.« und seine ganze politische Schreiberei.

Das war am Vormittag. Am Nachmittag kam Peter Dülken und erklärte, er habe wichtige Dinge mit ihm zu besprechen. Sepp antwortete widerwillig, er habe jetzt nicht den Kopf für Berufliches. Aber Pitt, mit seiner gewohnten pomadigen Energie, bestand darauf, angehört zu werden, und berichtete ausführlich, was sich in der Redaktion ereignet hatte.

Was Sepp zunächst spürte, war eine große, unvernünftige Freude. Er hat also recht gehabt: die Welt besteht nicht aus lauter Gingolds. Alle, dieser Pitt, der Pfeiffer, der Berger, alle stellen sie sich vor ihn hin, nicht einmal der Heilbrun, der Lump, hat sich drücken können. Daß Anna das nicht erlebt hat, dachte er. Immer kommt alles zu spät. Genau wie Tüverlins Brief für Harry Meisel zu spät gekommen ist. Ringseis hat schon recht mit seiner Wissenschaft vom Warten.

»Ich muß Ihnen nicht erst sagen, Pitt«, krähte er seine Freude heraus, »was für eine Erleichterung mir das ist, was Sie mir da mitteilen. Wenn ihr mich hättet sitzenlassen, ich hätte es mein Lebtag nicht verwunden. Ich war schon ganz auf dem Hund. Ich sag es Ihnen, wie es ist: Ich hab von Heilbrun schon so was gedacht wie: Saujud. Jetzt steh ich da und kann mich vor Ihnen schämen. Sie sind ein großartiger Freund, Pitt, ihr seid alle großartige Burschen.« Und er packte Pitts Hand und drückte sie mächtig.

Pitt, um keine Sentimentalität aufkommen zu lassen, lenkte auf Sachliches ab. »Wir haben diese ›Pariser Deutsche Post‹ gegründet«, legte er dar, »weil wir auf Sie nicht verzichten wollen. Wir brauchen Sie, wir müssen Sie haben. Große Worte liegen mir nicht, aber Ihr Name, man kann das schwerlich anders ausdrücken, ist jetzt erst recht zu einer Fahne geworden. In der ersten Nummer, an der besten Stelle, bringen wir den Beitrag, der zu dem Krach mit Gingold geführt hat, diese fingierte Hitler-Rede über Richard Wagner.«

Sepp verdüsterte sich. Er hat wieder einmal eine Dummheit gemacht. Er hätte seine Freude nicht so laut hinauskrähen dürfen. Da muß der andere ja denken, er, Sepp, werde für alle Zukunft auf dieser verdammten Redaktion hockenbleiben. Ausgerutscht, Hochwürden. Der Sepp spielt nicht mehr mit. Der Sepp macht seine Musik, da kennt er jetzt nichts mehr. Und daß das sein fester, unwiderruflicher Entschluß ist, das wird er diesem Pitt gleich stecken, und sehr deutlich. Lieber zwei Minuten ein Grobian als ein ganzes Leben in der Scheiße.

»Hören Sie einmal zu, Pitt«, begann er und sprach besonders burschikos. »Sie sind ein gescheiter Bursch, und Sie verstehen was von Musik, und mit Ihnen kann ich offen reden. Es war natürlich fein, daß ihr euch mit mir solidarisch erklärt habt, aber eigentlich war es eine Selbstverständlichkeit.« Wenn ihr glaubt, dachte er, ihr könnt mich ein zweites Mal hereinlegen und ein zweites Mal einspannen für eure ›P. N.‹ oder ›P. P.‹ oder wie ihr euer Drecksblatt heißt, dann seid ihr geschlenkt. Mich kriegt ihr kein zweites Mal, da könnt ihr Gift drauf nehmen. Und laut und grimmig sprach er weiter: »Ich sag das bloß, damit ihr euch auf der Redaktion keine falschen Vorstellungen macht. Ich hab schließlich auch meine Musik schießenlassen für eure ›P. N.‹ und hab nicht erwartet, daß sich jemand dafür bedankt, und es hat’s auch keiner getan.« Er sprach verbissen, und seine bagatellisierenden, mundartlichen Redensarten unterstrichen seine Bitterkeit.

Pitt hörte zu. Er hielt den mageren, scharfnasigen Kopf ein wenig gesenkt, sein freimütiges, lebendiges Gesicht schien verlegen. Es wurde Sepp leid, daß er ihn so grob angelassen hatte. Er hielt nicht viel von Peter Dülkens Arbeit, es war subalterne Arbeit, »wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu tun«; immerhin, Pitt verstand etwas von Musik und hatte sich’s sicher genau überlegt, ehe er mit dieser Zumutung zu ihm kam. Verträglicher also, beinahe entschuldigend, sprach Sepp weiter: »Sie sind ein Moralist, Pitt. Sie haben sich sehr höflich ausgedrückt, aber es ist doch ein Privatissimum geworden über das, was Ihrer Meinung nach meine unabweisliche Pflicht ist. Soll ich Ihnen sagen, wie das, was Sie mir so behutsam gepredigt haben, lautet, wenn man es in richtiges Deutsch übersetzt?« Und er machte sich daran, Pitt seine Zumutung zu wiederholen, in seine, Sepps, eigene Sprache übertragen. »Die Welt geht unter«, krähte er, »und da glaubt dieser Malefizsepp, für ihn brate man eine Extrawurst, und er brauche nichts weiter zu machen als seine Musik. Was bildet sich der Kerl eigentlich ein? Kann man nicht vielleicht ein großer Künstler sein und daneben einen richtigen Beruf haben? Goethe, Shakespeare, Gottfried Keller, haben die immer nur gedichtet? Wahrscheinlich können Sie mir eine Menge Beispiele aufzählen. Und da kommt dieser kleine Sepp Trautwein und erklärt einfach: ich singe, wie der Vogel singt, und läßt uns allein schuften. So was Ähnliches haben Sie mir doch sagen wollen, Pitt? Geben Sie’s zu.«

Peter Dülken lächelte, immer noch verlegen; er sah knabenhaft aus, ein bißchen wie der junge Schiller, fand Sepp. Peter Dülken war einfühlsam, er fühlte aus dem, was Sepp sagte, dessen ganzen berechtigten Musikerhochmut heraus. Aber hab ich nicht selber, ging es ihm durch den Kopf, das Händel-Manuskript endgültig verkauft? Und das war auch kein Spaß. Gewiß, die Technik ist fortgeschritten, ich werde auch mit der Photographie arbeiten können, aber mit dem Originalmanuskript ist es doch etwas anderes, und für mich ist es etwas sehr anderes. Er hatte, bevor er das Manuskript zu dem Käufer trug, das vergilbte Papier gestreichelt, lange, jenes Papier, das Händel beschrieben hatte, sein Herz hing daran. Schön, dachte er weiter, Sepp ist ein schöpferischer Mensch, und das bin ich nicht. Aber wenn ich immer wieder einen Beethoven oder einen Mozart oder einen Haydn hören muß und merken, hier stimmt was nicht, hier haben ein paar alberne Schreib- oder Druckfehler den ursprünglichen Klang verpfuscht, und ich weiß, ich könnte die Fehler herausfinden, ich könnte die gestörte Harmonie wiederherstellen, die ursprüngliche Reinheit, und statt dessen sitz ich auf der Redaktion und schinde mich ab: tut mir das vielleicht nicht weh? Ich weiß auch, was es heißt, Opfer bringen. Und Sepp darf jetzt nicht ausspringen, das geht nun einmal nicht, er muß bei der Stange bleiben. Ich habe das Recht, ihm das zuzumuten, ich muß es. Es wäre einfach ein Verbrechen, wenn ich es nicht täte.

»Stimmt«, erwiderte er also mit seiner hohen Stimme und dehnte und schloß seine nervösen Klavierspielerhände, »so was Ähnliches hab ich mir wirklich gedacht. Vielleicht nicht ganz so anmaßend; ich weiß, was für ein Musiker Sie sind, und ich kann’s Ihnen nachfühlen, was es für Sie bedeutet, wenn Sie auf Ihre Arbeit verzichten sollen und statt dessen für unser klägliches Blättchen schreiben. Und ich bin nicht frech, und es kostet mich Überwindung, aber da steh ich und bitte Sie: halten Sie durch, arbeiten Sie weiter für uns.« Er sah Sepp dasitzen, die langen Lippen angestrengt zusammengepreßt, starke Falten in der Stirn, finster, und er kam sich brutal vor. Doch in gewissen Fällen ist Takt nicht angebracht und Brutalität ein Gebot der Menschlichkeit. »Ich kann mir vorstellen«, fuhr er fort, »was Sie sich jetzt denken, Sepp, wahrscheinlich so was wie: Leckt mich am Arsch, und ich nehm es Ihnen nicht übel. Denken Sie sich’s, denken Sie sich etwas sehr Bayrisches, sehr Grobes, aber bleiben Sie. Ich glaube, Sie werden sich nicht wohl fühlen, wenn Sie nicht bleiben.«

Die ganze Zeit über hatte Sepp beinah etwas wie Schadenfreude gespürt, wie er Pitt sich abarbeiten sah, und alle seine Argumente waren an ihm abgeprallt. Doch dieses letzte Argument, Pitts Satz, er werde sich selber nicht wohl fühlen, wenn er nicht bleibe, traf ihn. Hätte Pitt noch länger auf ihn eingeredet, dann hätte er wahrscheinlich nicht mehr standgehalten.

Allein Pitt konnte nicht mehr. Was er an Zudringlichkeit und an Überredungskunst besaß, war erschöpft. Und da Sepp schwieg, sprach er von anderem. »Geld haben wir für eine Weile«, erzählte er. »Justizrat Zarnke hat hunderttausend aufgebracht, und ich habe mein Händel-Manuskript verkauft, Sie wissen, Opus 59.«

Er sprach auf seine übliche Art, gedehnt, schlacksig, aber Sepp bewegten gerade diese einfachen Worte mehr als alles, was Pitt vorher gesagt hatte. Um ein Haar hätte er erwidert: Da haben Sie meine Hand, natürlich bleibe ich bei Ihnen. Aber: Holla, halt auf, dachte er, keine neuen Dummheiten, und er riß sich zurück und antwortete nur: »Ich danke Ihnen jedenfalls für Ihren Rat, Pitt.«

Verfinstert hockte er, als Pitt gegangen war. Die wären ja nicht weniger geschleckig. Es wäre ja verrückt, wenn er ihnen weiter den Hanswurst machte. Mit ihrem bißchen Solidarität und Kameradschaft glauben sie, ihn auf Lebenszeit eingefangen zu haben. Wozu ist Anna gestorben, wenn er jetzt nicht einmal mehr nach der Erkenntnis soll leben dürfen, die ihr Tod ihm gebracht hat?

Und wenn dieser Pitt ihm mit seinem blöden Händel-Manuskript kommt, dann ist das nichts als ein frecher Bluff. Es fällt ihm gar nicht ein, sich von so was imponieren zu lassen. Ein Manuskript, ein Stück Papier: und er, Sepp, soll seine Aufgabe, sein ganzes Leben opfern. So ein Vergleich ist einfach eine Ausgeschämtheit.

Er ist grimmig zufrieden, daß er sich nicht hat breitschlagen lassen. Dennoch ist die Freude auf seine Musik fort, die tiefe Freude, die ihn vor Pitts Besuch erfüllt hat. Er ruft Anna zu Hilfe. Aber es gelingt ihm nicht mehr, ihr Bild mit der rechten Deutlichkeit vor sich hinzustellen. Statt ihrer klingenden Stimme hört er nur mehr die gelassene, kölnische Peter Dülkens: »Und ich hab mein Händel-Manuskript verkauft, Sie wissen, Opus 59.«

Am andern Morgen dann bekam er zum erstenmal die »Pariser Deutsche Post« zu Gesicht. »P. D. P.« sagte er vor sich hin, erbittert, verächtlich, aber er machte sich dennoch, und sogleich, an die Lektüre. Zuerst las er mit erkrampfter Gleichgültigkeit, dann immer gieriger, mit fachmännischem Interesse. Er beschaute die Titelseite, den neuen Kopf. Er las die Notiz, welche die Titelveränderung des Blattes begründete. Sie war geschickt, sie sprach von Differenzen zwischen Verlag und Redaktion, polemisierte aber nicht gegen Gingold und gab dem keine Handhabe zum Eingreifen; auch war sie an unauffälliger Stelle gebracht, so daß wenige von den Abonnenten merken werden, daß es sich um eine neue Zeitung handelte. Dann las er seine »Führerrede« über Richard Wagner; die Burschen hatten sie wirklich derart plaziert, daß sie jeder lesen mußte. So las er die ganze Nummer durch, vom ersten bis zum letzten Buchstaben, nicht als Leser, sondern als Redakteur. Er war ganz bei der Sache, er stieß Ahas aus, schnalzte mit der Zunge, ärgerte sich, sagte vor sich hin: »Saubande, damische«, und: »Großartig«, und: »Da haben wir’s ihnen aber gegeben.«

Erst als er zu Ende war und das Blatt auf den Schreibtisch zurückwarf, merkte er, verwundert, erschreckt und mit Selbstverachtung, wie sehr die Lektüre ihn angezogen, wie tief er sich in seine Redaktionsarbeit verstrickt und verliebt hatte.

Das wird aber das letztemal gewesen sein. Damit ist er jetzt fertig, ein für allemal. Verbissen setzte er sich ans Klavier.

Machte sich an eines der Walther-Lieder. »O weh, wie sind verschwunden alle meine Jahr«, begann es, und es war ihm tief ins Herz gedrungen. »Die mir Gespielen waren«, hieß es weiter, »die sind träg und alt, versehret ist das Feld, verhauen ist der Wald, und nur das Wasser fließet, wie es weiland floß.« Ja, das ging ihn sehr an, und auch das: »Mich grüßet mancher träge, der mich eh kannte wohl«, ging ihn an, und auch jenes: »Immer mehr o weh«, mit dem das Gedicht schloß. Die Weise dazu ging ihm seit langem im Kopf herum, eine gute Weise, viel gemäßer und viel unmittelbarer als diejenige, die er seinerzeit zu der Horaz-Ode von den »flüchtigen Jahren« gefunden hatte. Aber heute fügte sich ihm nichts, nichts »kam«, alles blieb tot und kalt. Er war geradezu froh, als nebenan jemand mit ungelenken Fingern eine Mozart-Sonate herunterzuhämmern begann, so daß er einen innern Vorwand hatte, das Klavier aufatmend, mit Gedröhn, zuzuschlagen.

Er reckte die Arme, er hatte nein gesagt, er hatte sich nicht herumkriegen lassen, er gehörte jetzt seiner Musik. Das war gut, das war großartig, und wenn ihm sein Lied jetzt, des Morgens, nicht geglückt ist, dann wird es ihm eben am Nachmittag glücken.

Aber es glückte ihm auch am Nachmittag nicht und auch nicht am nächsten und nicht am übernächsten Tag. Er blieb unbeschwingt. Er sagte sich immer wieder, wie glücklich er sei, daß er Musik machen dürfe. Aber wenn er die »P. D. P.« sah, dann kam er sich vor wie ein Schüler, der die Schule schwänzt.

An diesem dritten Tag kam Tschernigg. Er war kein schlechter Freund, er war schon mehrere Male dagewesen. Bis jetzt hatte sich Sepp schweigsam gezeigt, ablehnend; heute empfing er Tschernigg voll gereizter, erbitterter Geschwätzigkeit, er ließ den Verdruß über sich selber an dem andern aus und suchte etwas, was den ärgern könnte. »Sie sind der einzige, Tschernigg«, erklärte er streitbar, »der nicht das Recht hat, mich zu bedauern. Haben nicht gerade Sie sich in höhnischen Strophen lustig gemacht über die spießbürgerlich armselige Bindung der Familie und die übelriechende Lauheit ehelicher Beziehungen? Wenn Sie mich jetzt beklagen, für was anderes soll ich es nehmen als für Ironie?« Und er zitierte Tschernigg Tscherniggs Verse.

»Es spricht für Sie, Professor«, anerkannte gelassen Tschernigg, »daß Sie meine Verse auswendig behalten haben. Mir selber sind sie etwas fremd geworden. Nicht daß ich sie verleugnen möchte, es sind ausgezeichnete Verse. Aber binnen sieben Jahren, steht irgendwo bei Strindberg, erneuern sich alle Zellen des Leibes, man wird von Grund auf ein anderer: ich bin meinen Versen einfach entwachsen. Ich bin Vitalist, wie Sie wissen«, fuhr er fort, sich vor Sepp zu rechtfertigen, »ich bin der Meinung, wer richtig leben und absolute Freiheit spüren will, muß alles auf sich nehmen, was es zu erleben gibt, er darf sich den Gefahren und Abgründen nicht nur nicht entziehen, er muß sie geradezu aufsuchen. Darum also habe ich die Sintflut auf mich genommen und das Risiko, darin zu verrecken. Ich habe die Sintflut erlebt, ich kenne sie: jetzt, mit zunehmendem Alter, hab ich genug davon, jetzt möchte ich auch die Arche erleben. Man ist ein sonderbares Gemisch, zuweilen ist man Faust, zuweilen ist man Mephisto, zuweilen ist man Herr Müller oder Herr Schulze. Ich bin zur Zeit Herr Schulze.« Und da Sepp statt aller Antwort nur hämisch grinsend schwieg, explizierte er weiter: »Heutzutage als Einzelgänger zu marschieren ist eine Kühnheit, die schon fast dumm ist, denn wer sich heute nicht einordnet, der kann es kaum vermeiden, daß ihn die Massen zertrampeln. Ich habe das genau gewußt und trotzdem den Mut aufgebracht, lange Jahre als Individualist zu leben, vermutlich als der letzte Individualist. Aber das ist abgelegt, Historie, vorbei. Es beweist Ihren zärtlichen Sinn fürs Historische, Professor«, schloß er höflich, »daß Sie an diesen Versen aus meiner individualistischen Zeit hängen.«

Sepp kratzte es, daß Tschernigg so ins bürgerlich Gemütliche abgerutscht war und überdies darin sein Behagen zu finden schien. Ist menschliche Art so unstet? Ist der Mensch nicht mehr der gleiche, wenn man ihm ein zweites Mal begegnet, sowenig man ein zweites Mal den Fuß in die gleiche Welle setzen kann? Doch der geheime Grund seines Unmuts lag tiefer. Er wollte jemand haben, bei dem er sich über sich selber beschweren konnte, auf daß man ihn tröste über die eigene Unbeschwingtheit und Leere. Aber vor dem Tschernigg, der da vor ihm saß, konnte er nicht reden. Das war nicht der Mann, der ihm seinerzeit seine Verse vorgelesen hatte im Café Zur guten Hoffnung. Mit diesem Tschernigg hatte er nichts mehr gemein.

Man kam auf das »Sonett 66« zu sprechen. Der beschäftigte Sepp hatte Tschernigg gewähren lassen; so war die Ausgabe von »Sonett 66« so geworden, wie der gewünscht hatte, kostbar in der Ausstattung und mit einer prätentiösen Einleitung versehen. Die Ereignisse der letzten Wochen hatten Sepp verhindert, Tschernigg zu sagen, wie zuwider ihm diese Aufmachung war. Heute war er in der rechten Stimmung für eine solche Meinungsäußerung. Er machte sich unsachlich und bösartig lustig über die Erlesenheit des Papiers, der Typen, des Einbands und zerpflückte kleinlich Tscherniggs einleitenden Essay. Sepp fand in der Erbitterung höchst kränkende Worte. Zuerst erwiderte Tschernigg duldsam, allmählich aber geriet auch er in Rage und suchte den andern zu verletzen. »Der hämische Ton, Professor«, sagte er und machte seine hohe Kinderstimme besonders sanft, »steht Ihnen gar nicht. Sie sind von Natur gutmütig, und wenn Sie bösartig werden, dann werden Sie bestürzend unsachlich. Sie sprechen längst nicht mehr über meinen Essay, Ihre Einwände richten sich gegen den ganzen Oskar Tschernigg von heute. Und auch diesen Tschernigg sehen Sie mit bedauerlicher Subjektivität. Sie sehen ihn nur deshalb so übelwollend, weil Sie mit sich selber so wenig einverstanden sind. Ich habe Ihnen einmal gesagt, es sei merkwürdig, wie man in jeder Lebenslage ein anderes feindliches Prinzip für das übelste hält. Damals sah ich meinen schlimmsten Feind in der Hausordnung des Asyls. Jetzt habe ich erkannt, daß der Erzfeind nicht in irgend etwas Äußerem steckt, sondern immer in einem selber. Mein erbittertster Feind ist nicht Hitler und die Dummheit, mein erbittertster Feind bin ich. Und was Ihnen heute so auf die Nerven geht, mein lieber Professor, das ist nicht Oskar Tschernigg und sein vortrefflicher Essay über Harry Meisel, das sind allein Sie selbst.«

Was Tschernigg sagte, traf Sepp, und lange noch, nachdem der Freund gegangen war, wälzte er es in seinem Innern. Trotzig füllte er sich mit dem süßen Gift der Tscherniggschen Verse, die ihrem Dichter jetzt gleichgültig geworden waren, und fast nicht minder als der Tschernigg von heute war der Sepp von heute ihm zuwider.

Dann setzte er sich ans Klavier und versuchte von neuem, den Unmut über seine beiden letzten Jahre, diese schlecht bedachten, verlorenen Jahre, einströmen zu lassen in die Walther-Verse: »O weh, wie sind verschwunden alle meine Jahr.« Aber nichts in ihm klang, alles blieb tot. Was er machte, war ebenso Gestümper wie das Klavierspiel nebenan. Er war ausgeschrieben, es war aus mit ihm.

Am Abend dieses Tages, zum erstenmal wieder seit Annas Tod, traf er sich mit Erna Redlich. Er sehnte sich danach, sich mit ihr auszusprechen, wie er es früher getan hatte. Sie war immer eine gute Hörerin gewesen; überdies hatte sie sich – er wußte das von Peter Dülken – tapferer- und unkorrekterweise, seinethalb natürlich, der Abonnentenlisten der »P. N.« bemächtigt und hatte deshalb sicherlich Scherereien mit den Behörden. Sie war die rechte Freundin, vor der er sprechen konnte, klagen, daß er fürchte, versiegt zu sein, und daß seine politische Schriftstellerei ihn seine Kunst gekostet habe. Er hoffte seine Ängste loszuwerden, indem er sie beim Namen nannte.

Allein sowie ihm Erna leibhaft gegenübersaß, verschlug es ihm die Rede. Die Vertrautheit, die sie früher verbunden hatte, wollte sich nicht einstellen. Es war, als vermöchten die Wünsche der toten Anna mehr über ihn als jemals die der lebendigen. Er begriff nicht mehr, wieso er sich früher vor diesem kleinen, törichten Mädchen ausgeschüttet hatte statt vor Anna, und es wurde ein frostiger Abend.

## 

## 6

## Der Wartesaal

Immer wieder in den nächsten Tagen versuchte er sich zur Arbeit zu zwingen. Aber statt der Walther-Verse hörte er die Worte Peter Dülkens, und nichts geriet. Niemals hatte er eine Zeit gehabt, in der er sich so unfruchtbar, so steril fühlte. Er war ausgeschrieben, »ein alter Krauterer«. Doch diese provinzielle Wendung schien ihm sein Elend zu bagatellisieren, und rasch verbesserte er sich: »Mein Daimonion schweigt.«

Bei diesem Wort Daimonion erinnerte er sich des alten Ringseis. Vor ihm, wenn vor irgendwem, kann er sich aussprechen. Daß er nicht sogleich an ihn gedacht hat. Er suchte ihn auf.

Ringseis lag noch immer in seinem winzigen, übelriechenden Zimmer, schlechtbesorgt, alt und verfallen. »Ein seltener Vogel«, rief er lateinisch, als Sepp eintrat; er war sichtlich belebt. »Hier im Hause«, erklärte er, »gibt es beinahe nur Einheimische, und mit denen bringe ich eine Unterredung kaum mehr zustande. Meine Diktion im Französischen und im Englischen war vermutlich niemals die gebräuchliche, immerhin gelang es mir bisher, mich auch den humanistisch nicht Gebildeten in diesen Sprachen verständlich zu machen. Jetzt aber läßt mein Gedächtnis nach, eine große Reihe notwendiger französischer und englischer Vokabeln sind mir entfallen, und halbwegs geläufig spreche ich nur mehr deutsch, Latein und griechisch. Da freut man sich, wie sich denken läßt, wenn ein deutscher Besucher kommt.«

Sepp sah bestürzt, wie Ringseis dahingeschmolzen war in den wenigen Tagen, da er ihn nicht gesehen. Trotzdem kam es, wie Sepp sich’s vorgestellt hatte: der Alte drängte ihn, zu berichten, und vor ihm konnte er reden. Er sprach von dem großen, verhängnisvollen Irrtum, den er begangen hatte, wie er sich verstrickt hatte in seine Politik, und wie Anna gestorben war, um diesen Strick zu zerreißen, und wie er auch zerrissen war, und wie er ihn dennoch spürte, so wie einem Amputierten das fehlende Glied noch weh tut. Er erzählte davon, wie er keine Musik mehr machen könne und fürchte, daß der Quell für immer versiegt sei. Er erzählte von seinen Zweifeln und Nöten, er unterschlug nichts, auch nicht, daß er sich vorkomme wie ein fauler Schüler. Er sprach aufrichtig, ein Mensch, der nichts beschönigen und der sich nicht schlechter machen will, als er ist.

Ringseis hörte zu. Groß und schwer lag sein Kopf mit dem Schifferbart auf den verdrückten, unsauberen Kissen. Er regte sich nicht, er schaute Sepp nicht an, mit seinen alten, farblosen, vorquellenden Augen schaute er zur Decke, sein Gesicht sah mild aus, ein wenig abwesend. Trotzdem war es Sepp, als redete er vor seinem Richter und als stünde es bei dem Alten, ihn freizusprechen oder ihn zu verurteilen.

»Ja, mein lieber Sepp«, sagte schließlich Ringseis, »da hat es also auch Ihre arme Anna nicht länger über sich gebracht, zu warten, sondern ist davongegangen, sie hat den Löffel fortgeworfen, wie Sie sich ausdrücken. Die Jungen haben es schwerer, weil sie ungeduldiger sind. Trotzdem ist es wohl nicht das schlechteste, wenn einer auf solche Art davongeht. Ein weiser Mann unter den Alten sagte, die Freiwilligkeit des Sterbens sei das Beste, was der Mensch habe, das Menschlichste, das einzige nämlich, was ihn vom Tier sowohl wie vom Gott unterscheide. Uns andern aber, uns Älteren, mir und wohl auch schon Ihnen, ist es auferlegt, weiter zu warten. Es wird Ihnen schwer gemacht, das Warten, zur Zeit. Sie nehmen wahr, mit Schrecken und mit Angst, daß Ihnen auf einmal die Klänge nicht mehr zu Gebote stehen wie früher, und dazu noch machen Sie sich Vorwürfe, daß in einem gewissen Betracht Sie selber daran die Schuld tragen. Das ist, wie sich denken läßt, ein leidiger, vertrackter Zustand. Aber es wird schon einen Sinn haben, daß Sie warten müssen und sich mit einer Arbeit abmühen, die Ihnen unnütz scheint. Glauben Sie das einem Alten, Sepp, lassen Sie sich’s nicht verdrießen. Warten können, das ist alles.«

Mehrmals schon hatte Ringseis Sepp diese seine Lehre vom großen Warten verkündet, in altmodischen, oberlehrerhaften Wendungen. Sepp waren seine Reden manchmal etwas abgeschmackt vorgekommen; heute aber, aufgelockert durch seine Erlebnisse und ihr Bekenntnis, war er empfänglich für die stillen Worte des Alten, und sie sickerten in ihn ein.

Er dachte an eine Wendung, an einen Ratschlag, den die Bauern seiner Heimat fast wie einen Gruß einander bei jeder Gelegenheit zu erteilen pflegten: »Zeit lassen.« Er dachte daran, wie sein Vater einmal ein Bauernhaus im Vorgebirge gekauft hatte und wie die Bewohner jener Gegend seinen Vater fortan niemals mehr bei seinem Namen Trautwein genannt hatten, sondern er war ihnen zum Bichler geworden, und er blieb ihnen der Bichler, weil das Haus, das er sich gekauft hatte, seit Urzeiten von einem Bichler bewohnt gewesen war, und wer immer es neu bezog, wurde zum Bichler. Der Bichler hatte Zeit, tausend Jahre hatte der Bichler. »Zeit lassen.«

Das war wohl die gleiche wackere Weisheit wie die des Alten; dennoch war, was Ringseis meinte, etwas anderes, Tieferes. Mit seinem innern Aug sah Sepp das »Warten«, von dem Ringseis sprach, er hörte es mit seinem innern Ohr. O Glück und Wunder. Mit einemmal war seine Taubheit fort. Es rief, es klang, er hörte Stimmen, Tonfolgen, er sah und hörte. Das Zimmerchen des Alten erweiterte sich ihm zu einem großen Raum. Es war ein kahler Wartesaal, ja es war ein Saal, er hatte bestimmt vier Wände, aber er war so ungeheuer weit, daß man diese Wände nicht sah. Der Raum war unendlich armselig, er glich den Baracken der Emigranten, und wiewohl durchgrellt von dem scheußlichen, kalkigen, erbarmungslosen Licht jener Baracken, blieb er schattenhaft in seinen Winkeln und von undeutlichen Grenzen. Es war aber dieser Saal erfüllt von einem Gewimmel von Menschen; nicht nur die Menschen unserer kümmerlichen deutschen Emigration waren darin, sondern alle Zeitgenossen Sepp Trautweins. Sie hockten da, auf verlumpten Bündeln und Koffern, mit sinnlos zusammengerafftem Hausrat, sie hockten und bewegten sich gleichzeitig, sie waren aufgeregt und resigniert in einem, es war Nacht, denn es brannte ja das kalkige Licht, es war aber auch Tag, es war Sommer, und es war Winter; man wartete schon so lange, daß es keine Jahreszeiten mehr gab und keinen Unterschied mehr zwischen Tag und Nacht. Die Menschen saßen da und gingen gleichzeitig herum, waren fieberisch erregt und gleichzeitig stumpf resigniert, wimmelten durcheinander und rührten sich doch nicht von der Stelle. Es ging keiner fort, und es kamen immer mehr, der Saal war überfüllt, und noch immer kamen neue, und es war ein Wunder, wie sie Platz fanden.

Es war ein Wartesaal und gleichzeitig ein Gefängnis. Klingeln schrillten, Signale gellten, Lokomotiven pfiffen, Lautsprecher klangen, Züge wurden ausgerufen. Aber die Züge, auf welche diese Menschen warteten, wurden nicht ausgerufen. Bei jedem neuen Aufruf horchten sie hoch, aber die Leute von der Direktion verhinderten, daß die Züge kamen, auf die sie warteten. Immer neue Züge ließen sie abgehen, aber die längst angekündigten Züge, auf die sie warteten, ließen sie nicht abgehen. Sie teilten auch mit, warum nicht; es waren immer fadenscheinigere Gründe, zuletzt wurden die Vorwände so aufreizend erbärmlich, daß auch die Dümmsten unter den Wartenden erkannten, wie zynisch sie waren. Aber was blieb ihnen übrig, als weiter zu warten? Sie waren Objekte einer Herrschaft, die angeblich sie selber ausübten; denn angeblich ließ die Direktion die Züge ja für sie gehen, für sie allein.

Diesen Wartesaal also sichtete Sepp Trautwein, während und nachdem Ringseis zu ihm sprach. Er sah den Wartesaal, aber mehr noch hörte er ihn. Er hörte, wie die Züge ausgerufen wurden, wie sie ankamen und leer wieder weiterfuhren, oder auch, wie sie durchfuhren, höhnisch langsam an den Wartenden vorbei, und er hörte den Jammer der Wartenden, ihre Verzweiflung, ihre Flüche, ihre Resignation, ihren Zusammenbruch und ihre, trotz allen Enttäuschungen, immer neue Hoffnung.

In dieser Stunde, in der kleinen, schlechtgelüfteten Kammer, während der alte Ringseis mild, sanft, in geduldigem, fast glücklichem Verfall dalag, einer letzten, kurzen, vorübergehenden Genesung entgegendösend, hier also und zu dieser Stunde hörte Sepp Trautwein zum erstenmal die Klänge jener Sinfonie, »Der Wartesaal«, die ihn berühmt machen sollte.

Stundenlang noch, nachdem er Ringseis verlassen hatte, lief er durch die Stadt Paris, erfüllt von seiner Vision. War er je in seinem Leben so glücklich gewesen? Ja, die Freude, daß er den strömenden Quell seines Ichs wiedergefunden, lohnte vielfach die Qual, die er die Tage hindurch gespürt hatte, als er ihn versiegt glaubte. Seine Musik trug ihn, hob ihn. Es gab keine Schwierigkeit, die er nicht hätte überwinden können.

Früher einmal hatte er sich mit der Idee getragen, ein Oratorium zu schreiben »Inferno«. Damals waren es Dantes Verse gewesen, die »es« in ihm hatten erklingen machen; wieviel weiter war er gekommen, daß es jetzt das Leben war, das aus ihm aufklang. Er hatte sich befreit von jenem etwas künstlichen und kalten Humanismus seiner früheren Jahre. Er brauchte für seine Kunst jetzt nicht mehr den Umweg über die Kunst anderer, er hatte in die Wirklichkeit hineingefunden; denn der Wartesaal war nichts anderes als das Inferno, aber viel wirklicher, viel mehr existent. Es war kein leeres Trostwort gewesen, was ihm Ringseis gesagt hatte. Der »leidige, vertrackte Zustand« dieser letzten Zeit, er hatte ihn nicht vergebens auf sich genommen.

So arm und leer er vor ein paar Stunden gewesen war, so reich war er jetzt. Er lief herum in der Stadt Paris, er hätte jetzt nicht zu Haus sein können, die Wände seines engen, stickigen Zimmers hätten ihn erdrückt. Er lief herum, lief weiter und weiter.

So geriet er hinaus in die Banlieue, in ein unbebautes Viertel. Zwischen großen, scheußlichen Mietskasernen hatten sich noch einzelne alte Villen erhalten; niedrig und gleichzeitig hochmütig reserviert, duckten sie sich zwischen den hohen, frechen, kahlen Häusern ringsum.

Es war spät in der Nacht, Sepp war ziemlich allein, seine Schritte tönten in der Stille.

Vor einer der Villen gewahrte er einen Menschen, der eifrig im Müllkasten wühlte. Der Mann sah hoch, schaute ängstlich und gespannt, ob Sepp vorbeigehe, stutzte dann, machte sich wieder über seine Abfälle her, um schließlich, als Sepp zwanzig oder dreißig Schritte weiter weg war, von dem Müllkasten abzulassen und Sepp zu folgen.

Dem war es unbehaglich, den verdächtigen Menschen hinter sich herstreichen zu spüren. Er beschleunigte den Schritt, auch der Verdächtige beschleunigte ihn. Die Beleuchtung war spärlich; überdies führte jetzt der Weg zurück zur Stadt durch einen öffentlichen Garten, in dem es recht dunkel war.

Mit einemmal hörte Sepp eine Stimme hinter sich: »Warum laufen Sie denn so, Herr Professor?« rief es, auf deutsch, und, mit einem unangenehmen Lachen: »Haben Sie vielleicht Angst?«

Sepp wandte sich um. In dem unsichern Licht kam ein Mensch auf ihn zu, der, je näher man ihn beschaute, um so abgerissener aussah. Hose, Jacke, Schuhe, alles zerfiel, überall kam die nackte Haut durch, der Mensch in diesen Lumpen war nackter als nackt. Aus einem rötlichblond überstoppelten Gesicht zwinkerten, ein bißchen verlegen und dennoch vertraulich, entzündete Augen. »Verstellen Sie sich nicht«, sagte der Kerl, scheu und frech zugleich. »Sie sind doch Professor Trautwein«, und er schaute auf ihn, als müßte ihn Sepp gut kennen.

»Natürlich bin ich der Sepp Trautwein«, erwiderte Sepp zufahrend, etwas mürrisch, und durchspähte vergebens sein Gedächtnis, wer der Mensch sein könnte. »Strengen Sie sich nicht an, Herr Professor«, sagte der mit beinahe gutmütigem Hohn. »Sie bringen’s doch nicht heraus. Ich bin nämlich Sigmund Manasse.«

Sepp durchfuhr es. Sigmund Manasse, der die große Monographie über Johann Stamitz geschrieben, der ein für allemal erwiesen hatte, daß dieser Stamitz der Schöpfer der modernen Instrumentalmusik und ein Genie gewesen war? Ja, es war kein Zweifel, es war Sigmund Manasse. Sepp hatte ihn ein paarmal getroffen: er war es.

»Wenn’s Ihnen vor mir nicht graust«, sagte Sigmund Manasse, »dann können wir ein paar Schritte zusammen machen. Ich habe lange nicht mehr deutsch gesprochen, ich möchte gern einmal wieder deutsch sprechen, man verlernt es sonst. Ich spreche überhaupt wenig«, schloß er.

Sepp Trautwein stand immer noch, die Füße nach einwärts gekehrt, in unschöner, krampfiger Haltung, und starrte den andern an. Sigmund Manasse, der? »Natürlich gehen wir ein Stück Wegs zusammen«, erklärte er, seine Stimme krähte laut und fremdartig durch die Einsamkeit der Nacht. »Dann begleiten Sie mich vielleicht bis dahin zurück«, bat der Zerlumpte, »wo ich Sie aufgepickt habe. Sonst kommen die Hunde, und ich hab das Nachsehn.«

Benommen ging Sepp neben dem andern her, durch die öden Vorstadtstraßen, und ließ sich erzählen. Sigmund Manasse erzählte, ohne zu klagen; wenn aus seinem Bericht Gefühl herausklang, dann höchstens grimmige Befriedigung, daß das Schicksal verdienten Leuten so mitspielte.

Er hatte als Sigmund Manasse, als »Nichtarier«, gleich zu Beginn der Naziherrschaft sein kleines Lehramt niederlegen müssen; privaten Unterricht geben durfte er auch nicht mehr. Er wanderte aus. Die Komitees unterstützten ihn zunächst, aber – geschickt war er nie gewesen – er konnte keine Arbeit, keine Stellung finden. Musikwissenschaft, vor allem diejenige, die er betrieb, war kein gesuchter Artikel. Und wenn er auch bereit war, aufzuspielen, wo immer man ihn haben wollte, dazu brauchte man eine Arbeitskarte, und die bekam er nicht. So ging es herunter, die Unterstützung der Komitees war befristet, eine Zeitlang baute er billige, komische Musikinstrumente für heitere Abende, zwei Wochen lang verkaufte er Juxartikel in Nachtlokalen, Kleider und Wäsche gingen zum Trödler, schließlich landete er in der Baracke, blieb, solange man ihn dort duldete, schlief unter den Seinebrücken, wurde nochmals für vierzehn Tage in der Baracke aufgenommen, allmählich zerfiel auch der letzte Anzug, und jetzt ist man eben von Beruf Clochard. »Manchmal«, berichtete er, »habe ich natürlich daran gedacht, Schluß zu machen. Ich bin froh, daß ich es nicht getan habe. Zuerst ist es nicht ganz einfach, Clochard zu werden. Wir haben auch unsern Stolz und unsere Zunft und unsere Gesetze, und man muß erst ein gewisses Tief erreicht haben, ehe wir einen aufnehmen und unter uns dulden. Aber wenn man das einmal erreicht hat, ist es nicht das schlimmste. Besonders nicht im Sommer. Dazu hab ich das Glück gehabt, diese Gegend zu entdecken, die von den andern übersehen worden ist, und jetzt hab ich einen gewissen Urheberanspruch. Die andern haben geglaubt, hier sei es aussichtslos, weil hier doch nur arme Leute wohnen. Aber ich habe Nase bewiesen. Die Villen dazwischen sind ganz ergiebig, man muß sie nur zu finden wissen. Vor allem Nummer 37. Ich sage Ihnen, Professor Trautwein, mindestens jede dritte Nacht fische ich da was aus dem Müllkasten. Kinder gibt es auch keine auf Nummer 37, Hunde auch nicht, fast die ganzen Reste fallen an mich.« Und er machte sich wieder über seinen Müllkasten her.

Er starrte das silberne Zwanzigfrankenstück an, das ihm Sepp gab. »Es gibt noch reiche Leute«, sagte er, »Reichlinge, Ricconi, Richards. Merkwürdig, daß es im Französischen Richards heißt«, und Sepp hatte auf dem ganzen Nachhauseweg sein verlegenes Lachen im Ohr und brachte auch nicht aus seiner Erinnerung den scheu und frechen Blick der entzündeten Augen, mit denen Sigmund Manasse, der Autor des Werkes über Stamitz, der Clochard, ihn angestarrt hatte.

Richard, dachte er, der Reichling, Clochard, der Strolch, der Vagabund, der Schlawiner. Es hat wohl nichts mit cloche, die Glocke, zu tun, es kommt wohl eher von clocher, hinken. Schlawiner kommt von Slowake. Hitler dürfte seiner Rasse nach ein Slowake sein, also ein Schlawiner. La comparaison cloche, der Vergleich hinkt. Wenn du aber gar nichts hast, o so lasse dich begraben, denn ein Recht zum Leben, Lump, haben nur, die etwas haben. Man sollte sich nicht zuviel einbilden. Il ne faut pas clocher devant le boiteux, vor dem Lahmen soll man nicht hinken. Und da will ich Musik machen. Und da will ich mich vor der »P. D. P.« drücken und Musik machen und den »Wartesaal« schreiben. Darf man Musik machen, solange die Sigmund Manasse zusammen mit den Hunden in den Müllkästen herumschnüffeln? Darf man den »Wartesaal« beschreiben, statt dafür zu sorgen, daß er verschwindet? Unmut, eine an Verzweiflung grenzende Resignation füllte ihn an, daß er die Kette trug und nicht davon loskam. Er war mit einemmal maßlos müde.

Alberne und verzweifelte Assoziationen suchten ihn heim: Clochard, der Strolch, clocher, hinken, la cloche, die Glocke. Die Glocke ruft einen. Man darf die Kirche nicht schwänzen. Wenn man die Kirche schwänzt, kommt die Glocke gewandelt. Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr, die Glocke kommt gewackelt.

Man muß das ändern, man muß. Man darf nicht schwänzen, man muß sich bequemen. Man muß Politik machen, es ist einem nichts anderes erlaubt. Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr, der »Wartesaal« muß warten.

Aber am andern Morgen, als er erwachte, widerrief er, entrüstet über sich selber, seine Beschlüsse von gestern abend. Daß er sich von dem Mitleid mit Sigmund Manasse hatte überrumpeln lassen, daran ist nur seine Müdigkeit schuld gewesen. Wenn er einem Peter Dülken hat standhalten können, dann wird er auch noch mit einem Sigmund Manasse fertig. Er hat sich alles klargemacht, er hat gute Gründe vor sich selber und vor den andern. Er ist dazu geboren, Musik zu machen, und nicht, die Welt zu ändern. Sollen das gefälligst diejenigen besorgen, die dazu das Talent haben.

Und ist es nicht eine Fügung, ein deutlicher Hinweis des Schicksals auf seine Bestimmung, daß die Quelle wieder fließt? Er setzte sich ans Klavier. Aber woran er sich machte, das war nicht »Der Wartesaal«, das war jenes Walther-Lied: »O weh, wie sind verschwunden alle meine Jahr«, und jetzt kam es, jetzt fügte es sich. Er arbeitete, er war glücklich. Während er bei der Arbeit saß, erhielt er unerwarteten Besuch: Ilse Benjamin.

Ja, es war Ilse, aber war sie es wirklich? Der wiederholte Wechsel von Hoffnung und Enttäuschung, die Gewißheit, daß sie eine Aufgabe hatte, die Vorstellung, wie ihr Fritzchen im Gefängnis der Nazi hockte, auf ein klägliches Ende wartend, nicht wissend, daß ein großer Teil der zivilisierten Welt aufgeboten war, ihm zu helfen, alle diese Erlebnisse hatten ihr ein neues Gesicht gegeben. Aus der kostbaren Puppe von vor einem halben Jahr war ein Mensch geworden. Manchmal, wenn sie in den Spiegel schaute, fragte sie sich verwundert: »Meine Güte, bin das ich?« Und das kleine Lächeln, während sie sich das sagte, und der sächsische Tonfall, das freilich war die frühere Ilse.

Die Nachricht von Annas Tod hatte sie erschüttert. Sie hatte die Gründe, welche die Frau getrieben haben mochten, nicht bis ins letzte durchschaut, aber sie wußte, daß die Änderung bei den »P. N.« und dieser Tod auf dunkle Art mit Sepps Redaktionstätigkeit und seinem Kampf für Fritzchen zusammenhing. Dadurch fühlte sie sich, wenn auch unwillentlich und unwissentlich, in Sepps Unglück hineinverstrickt.

Sie suchte ihn auf, um ihm zu zeigen, daß sie mit ihm leide.

Ihn verdroß die Störung seiner Arbeit. Sein erster Impuls war, sie durch mürrisches Gehabe rasch zu vertreiben. Als er jedoch ihr lebendiges Gesicht sah, ging ihm, zum erstenmal, ganz auf, wie sehr sie sich verändert hatte. Er sagte sich, er habe dieser Frau unrecht getan, und ließ von seinem Vorsatz ab.

Wortkarg indes blieb er, und auch sie sprach nicht viel. Sie saß da und rauchte – sie hatte sich in der letzten Zeit angewöhnt, immer zu rauchen –, und sie sagte etwa: »In Fällen wie in diesem erkennt man, daß wir Emigranten, ob wir wollen oder nicht, miteinander verknüpft sind. Was den einen trifft, trifft alle.« Auch sagte sie: »Keiner von uns ist unschuldig, wir sind alle schuld, alle an allem.« Und dann, noch später, sagte sie: »Manchmal spürt man, daß wir zu klein sind für unser Schicksal.«

Doch als sie dieses letzte sagte, war Sepp mit seinen Gedanken schon nicht mehr da, er nahm ihre Worte nur mit dem Ohr auf, sie drangen nicht mehr in sein Bewußtsein. Ilse hatte ihren Satz von der Schuld vor sich hin gesagt, vag, ohne an bestimmte Handlungen oder Reden zu denken, die er oder sie getan oder geführt haben könnten. Ihn aber hatten ihre Worte angerührt, sie hatten plötzlich einen Gedanken in ihm wach werden lassen, der die ganze Zeit her in ihm geschlummert und ihm das Leben in diesen letzten Tagen vergällt hatte.

Ja, ja, ja, er war schuldig. Nicht den Leuten von der »P. D. P.« war er verpflichtet, aber da war ein anderer, der was von ihm zu fordern hatte, dieser Friedrich Benjamin. Er hatte sich viele schöne Dinge vorgemacht, als er zu seiner Musik zurückkehrte, aber das war alles Humbug; um den eigentlichen Kern der Sache war er herumgegangen wie die Katze um den heißen Brei, und sein tiefes, besseres Ich hatte das von Anfang an gewußt. Er hatte einfach desertieren wollen, er war desertiert, aber jetzt hatte man ihn gefaßt. Er ist davongelaufen, mitten aus der Schlacht, er hat sich drücken wollen.

Ja, ja, ja. Und diese seine Schuld, die stammte nicht erst aus den letzten Tagen. Er hat sich’s bisher nicht eingestehen wollen, jetzt aber weiß er’s: Er war Deserteur geworden schon in dem Augenblick, als er die Meldung las von der ungünstigen Zusammensetzung des Schiedsgerichts. In jenem Augenblick hat ihn die Mutlosigkeit gepackt, da hat er die Flinte ins Korn geschmissen, da hat er in seinem geheimen Innern den Entschluß gefaßt, zu desertieren. Damals hat er innerlich den Kampf gegen die Nazi aufgegeben, mit einer gewissen Erleichterung, wie er sich jetzt einbekennt. Damals hat er Friedrich Benjamin und die Sache der Emigration im Stich gelassen, verraten. Alles wird ihm jetzt klar. Hätte er damals, in jenem Augenblick der Panik, nicht den Entschluß zur Feigheit gefaßt, dann hätte er sich anders verhalten vor Gingold, vor Heilbrun, vor Anna, vor sich selber. »Der schwache Mann stirbt, und der starke Mann ficht.« Er ist weder gestorben, noch hat er gefochten: Er, der feige Mann, hat andere für sich sterben lassen.

Die frühere Ilse, verwundert und vielleicht auch verdrossen über die Schweigsamkeit des Mannes, hätte ihn durch allerhand Kokettieren aus seiner Verstörtheit herauszureißen versucht; die Ilse von heut ahnte, was in ihm vorging, und ließ ihn bald allein.

Er blieb zurück in zorniger Verwirrung. Sehr anders als vor einer halben Stunde erschien ihm jetzt, was er in diesen letzten zwei Jahren getan hatte. Wie ein kleiner, streberhafter Schuljunge hat er sich vorgedrängt zu einer fakultativen Aufgabe, zu einer »Fleißaufgabe«, die ihn im ersten Augenblick gelockt hat, der er aber von Anfang an nicht gewachsen war. Und das, was er konnte, das, wozu er geboren war, hat er darüber preisgegeben, vielleicht für immer. Denn jetzt ist ihm gezeigt worden, daß es für ihn keinen Ausweg mehr gibt. »O weh, wie sind verschwunden alle meine Jahr«, das war vielleicht sein letztes Lied.

Jene dumme und beängstigend geisterhafte Erscheinung Friedrich Benjamins war plötzlich wieder da, höhnisch, jene kleine, geisterhafte Musik. Nein, mit diesem Fritzchen ist nicht zu spaßen, dieses Fritzchen läßt nicht mehr locker, dieses Fritzchen steht auf seinem Schein. Was für ein Narr ist er gewesen, daß er sich das eingebrockt hat mit dem Kampf um Friedrich Benjamin. Der hat ihn mitgenommen in sein verdammtes Beisel Coq d’Argent und hat ihm zu essen gegeben, es hat ihm nicht einmal besonders geschmeckt, und er, Sepp, hat seine Kunst und seine Freiheit verkauft für ein Linsengericht im Coq d’Argent.

Seit dem Besuch Ilses wußte er’s mit quälender Sicherheit: er kann nicht mehr los. Da hat er den Mut aufgebracht, Peter Dülken gegenüber zwei Minuten grob zu sein. Das war etwas, das hat Entschluß gekostet, aber leider ist dieser Entschluß zu spät gekommen. Damals, als Fritzchen was von ihm verlangte, damals hätte er den Schneid aufbringen müssen, nein zu sagen. Aber damals hat er’s nicht getan und hat sich dadurch selber eine gute, solide Kette angelegt für immer. Ein schönes Rindvieh ist er gewesen. Denn jetzt hält ihm Friedrich Benjamin seinen Schein vor, Tag und Nacht, und er muß sein Letztes für ihn hergeben. Wenn er das nicht täte und wenn Fritzchen dann umkommen sollte, dann wäre er schuld an seinem Untergang, und es wäre eine Schuld, die ihm sein ganzes späteres Leben keine ruhige Minute mehr ließe.

Er fragte sich, was es wohl sein mochte, was ihn mit diesem Friedrich Benjamin so unlöslich verband. Wie er darüber nachgrübelte, stiegen ihm gegen seinen Willen Erinnerungen auf, scheußliche Erinnerungen an die Front, Alpträume von Todesangst und Vernichtung. Er hatte, nachdem er aus dem Krieg zurückgekehrt war, diese wüsten Erinnerungen tief hinuntergedrückt, daß sie ihn nicht mehr behelligten. Friedrich Benjamin aber hatte seinen ungeheuern Haß gegen alles Militärische von der Front mit in die Heimat gebracht, hatte ihn konserviert, und in dem Kampf gegen das Absurde, Unmenschliche des Krieges, in dem Kampf für den ewigen Frieden sein Leben riskiert. Hatte, von Anfang an, wissend um den mikroskopisch kleinen Fortschritt, den da im besten Fall der einzelne erzielen kann, trotzdem sein Leben an dieses utopische Unternehmen gesetzt. Vielleicht war es deshalb, daß sich ihm Sepp so verschuldet fühlte.

Aus welchen Gründen immer, die Verpflichtung ist da, er kann sich nicht drücken, er wird nie mehr Musik machen können, wenn er sich jetzt drückt. Peter Dülken hat recht gehabt, als er ihm, wissend und mitleidig, geraten hat, bei ihnen zu bleiben. Es gibt keinen andern Ausweg.

Sepp beschloß, auf der Redaktion der »P. D. P.« zu arbeiten, bis der Fall Benjamin entschieden sei.

Am Abend dieses Tages, es war jetzt eine Woche nach Annas Tod, zog Sepp die Uhr auf, die schöne, aus München gerettete. Das war das letztemal, daß er Annas Bild leibhaft aus dem Nichts beschwören konnte. Von jetzt an wird ihm ihre Gestalt und ihre Stimme nichts mehr sein als Erinnerung.

Dann teilte er der Redaktion der »P. D. P.« telefonisch mit, er werde also von morgen an da sein wie gewöhnlich; er sagte das beiläufig, als ob es nichts bedeutete.

Dennoch verdroß es ihn, als die andern ihn am Vormittag darauf zwar herzlich begrüßten, aber nichts weiter von seinem Wiedererscheinen hermachten. Auch Peter Dülken begnügte sich, ihm die Hand zu drücken, und sagte nur. »Da sind Sie also, Sepp.«

Die neuen Räumlichkeiten der »P. D. P.« waren nicht so weit und leer wie seinerzeit die der »P. N.«, aber vielleicht noch nüchterner, trostloser. Sepp suchte mit dem Blick den abgenutzten Schreibtisch, an dem einmal Friedrich Benjamin und an dem zuletzt er gearbeitet hatte. Der Schreibtisch konnte natürlich nicht da sein, er war in den Räumen der »P. N.« verblieben, bei Gingold; Sepp war froh, daß er nicht da war, und gleichzeitig vermißte er ihn.

Heilbrun kam, um Sepp zu begrüßen. Er hatte seit seinem Verrat Sepp nur bei Annas Einäscherung gesehen; er hatte ihm damals die Hand gedrückt, Sepp hatte es geschehen lassen, so stumpf, daß Heilbrun nicht gewußt hatte, ob er ihn überhaupt wahrnehme. Jetzt wird es wohl zu einer Aussprache kommen. Heilbrun hatte Angst vor dieser Aussprache, gleichwohl wünschte er sie, ja, er sehnte sie herbei. Es drängte ihn, Sepp zu sagen, daß er mittlerweile eingesehen habe, was er ihm angetan, und daß er Schuld auf sich geladen habe; dabei bespöttelte er sich wegen dieser Dostojewskischen Anwandlung.

Heilbrun hatte jetzt oder er hatte zumindest heute etwas merkwürdig Gedämpftes, es war, als habe er eine Sordine aufgesetzt. »Ich hätte vielleicht schon früher mit Ihnen reden sollen, Sepp«, sagte er, »und Ihnen darlegen, wie das alles gekommen ist. Ich weiß jetzt, daß ich mich nicht richtig benommen habe.« – »Nicht richtig benommen haben Sie sich, Heilbrun«, erwiderte Sepp, bösartig trocken. »Aber es war gut für Sie, daß Sie nicht gekommen sind. Ich hätte Sie nämlich höchstwahrscheinlich hinausgeschmissen. Übrigens, ich sag es, wie es ist, ich hör es jetzt nicht sehr gern, wenn Sie mich Sepp nennen. Es gefällt mir nicht. Sagen Sie Trautwein zu mir, wie ich zu Ihnen Heilbrun sage.«

Daß Sepp so grimmig dahersprach, erleichterte Heilbrun. »Ich will keine langen Worte machen«, erwiderte er und vermied es, den andern Sepp oder Trautwein zu nennen. »Ich könnte sagen, daß auch Sie einen Teil der Schuld haben und daß das Ganze eher eine Verkettung ungünstiger Umstände war. Aber ich will mich nicht auf billige Art herausreden, das wäre schofel. Ich habe mich Ihnen gegenüber schlecht benommen, das tut mir leid, und ich bereue es. Und wenn ich jetzt in der gleichen Situation wäre, dann täte ich es kein zweites Mal. Aber vielleicht sind gewisse Umstände da, die meine Schuld geringer erscheinen lassen«, und er erzählte ihm die Geschichte von Greta.

»Wenn ich mich sehr anstrenge«, antwortete Sepp, »begreife ich Ihre Handlungsweise. Aber ich finde doch, sie war schlecht, sie war eine Schufterei. Alles begreifen heißt bei mir keineswegs alles verzeihn. Ich bin nicht rachsüchtig, aber ein Urchrist bin ich auch nicht. Ich habe eine Mordwut gegen Sie gehabt, darüber bin ich noch lange nicht hinweg, und es wäre ein Unrecht gewesen, wenn ich allein die ganze Zeche hätte zahlen sollen und Ihnen wäre alles gut hinausgegangen. Offen gestanden, es ist mir eine Genugtuung, daß auch Sie einiges Bittere zu schmecken bekommen haben. So, und nachdem wir uns jetzt über unser persönliches Verhältnis im klaren sind, gehen wir an die Arbeit.«

Und Sepp machte sich daran, seinen ersten Beitrag für die »P. D. P.« zu schreiben, einen grimmigen Artikel darüber, wie das Dritte Reich die Verhandlungen vor dem Schiedsgericht über den Fall Benjamin hinauszuzögern suche.

## 

## 7

## Telefongespräche in der Sommerfrische

Als Herr Gingold die erste Nummer der »P. D. P.« zu sehen bekam, verzerrte er sich, wütete, sank in stumpfe Verzweiflung, raste von neuem. Er verglich die Nummer der »P. D. P.« mit der Nummer der »P. N.«, die sein Hermann Fisch ihm zusammengestoppelt hatte. Wie dürftig sahen diese seine »P. N.« aus in ihrer neuen Aufmachung, wie gerupft, verglich man sie mit der »P. D. P.«. Ein Haufe uninteressanter, schlechtgeordneter, unrevidierter, kaum kommentierter Nachrichten, das war seine Zeitung. Das schiere Nichts. Es war zu Ende mit ihm. Das Erscheinen dieser »Pariser Deutschen Post« besiegelte die Vernichtung seines Kindes, seines Hindele.

Auf der kahlen Redaktion hatte er eine Unterredung mit Hermann Fisch. Der wollte aufgeben. Es war aussichtslos, den Laden unter diesen Umständen fortzuführen; man beschmutzte nur sich selber, wenn man sich weiter mit diesen anrüchigen »P. N.« abgab. Aber Herr Gingold redete auf ihn ein, er ließ nicht ab, in einem Atem überhäufte er Hermann Fisch mit Bitten und Beschimpfungen. Der mußte die »P. N.« weiterführen, die »P. N.« mußten diese freche, dumme, schamlose Konkurrenz kaputtmachen. »Strengen Sie sich an, mein lieber, guter, verehrter Hermann Fisch«, knarrte und winselte er auf ihn ein. »Sparen Sie nicht. Kaufen Sie sich jeden, der schreiben kann. Kein Geld ist mir zu teuer, diesen Dieben meine ›P. N.‹ wieder abzujagen.«

Dann fuhr er zu seinem Anwalt. Viele Maßnahmen wurden getroffen, Zivilverfahren angestrengt gegen die »P. D. P.«, gegen einzelne Redakteure und Angestellte, Betrugs- und Diebstahlanzeigen wurden erstattet, die Druckerei wurde bedroht und beschmeichelt, Herr Gingold tat, was getan werden konnte.

Dann, als er beim besten Willen keine Maßnahme mehr fand, die er hätte treffen können, fuhr er zurück in seine große Wohnung, die nun sehr still war; denn seine Kinder waren auf dem Land. Ein Augenblick vernünftiges Handeln ist besser als drei Tage Jammern, sagte er sich, aber das half ihm nichts. Allein, leer und erschöpft saß er, fühlte sich schwach, stöhnte vor sich hin. Die Nummern der »P. N.« und die »P. D. P.« hatte er mitgebracht, er verglich sie immer wieder, seine Blicke, hart, gierig, gehetzt, spähten durch die Brille von dem einen Zeitungsblatt zum andern. Er konnte die redaktionelle Notiz auswendig, durch welche die »P. D. P.« ihre Leser über die Gründe der Titeländerung informierte, er hatte sie mit seinem Anwalt geprüft und wieder geprüft, die Notiz war verflucht geschickt, von dieser Seite konnte man an die Frechgesichter nicht heran. Vergebens hatte er vor dem Anwalt getobt und lamentiert. Es war doch nicht möglich, daß ein hochgeachteter Geschäftsmann mitten in der Stadt Paris so vor aller Augen bestohlen werden konnte, öffentlich beraubt; das war ja schlimmer als Bolschewismus und Drittes Reich. Aber der Anwalt fand die juristische Situation keineswegs eindeutig, die Burschen hatten es schlau angepackt, es blieb fraglich, ob man ihnen die Zeitung wieder wird entwinden können. Herr Gingold war ein doppelt und dreifach geschlagener Mann; selbst wenn er im Prozeß über die Frechgesichter obsiegt, wird es vermutlich zu spät sein, er wird Hindele, sein Kind, nicht wiedersehen.

Solange er irgend etwas hatte unternehmen können, solang er vor dem Redakteur und dem Anwalt hatte Pläne aushecken, sich ereifern und sich ausschütten können, war es noch gut gewesen. Jetzt, allein, in der heißen Wohnung, matt, voll von Selbstvorwürfen, gequält von Gesichten, konnte er nichts tun als beten, warten, seine Wut in sich hineinfressen.

Es hielt ihn nicht auf seinem Sitz. Durch die großen, häßlichen Räume ging er, erst langsam, beinahe schleppend, später schnell, zuletzt lief er, er lief auf und ab, ein Tier im Käfig.

Nachum Feinberg kam. Seit Wochen beobachtete er die Selbstvernichtung seines Herrn, hin und her gerissen zwischen Grauen, Mitleid und einer immer stärker werdenden Kritik. War Louis Gingold wirklich der große Balzacsche Geschäftsmann, den er so lang in ihm gesehen hatte? Wenn Nachum Feinberg in diesen letzten Tagen etwas erfuhr, was seinen Chef von neuem treffen und verwunden mußte, dann schwankte er, ob er ihn schonen oder ob er’s ihm mitteilen sollte. Zuletzt entschloß er sich stets, Herrn Gingold zu informieren. Es war in dem belesenen und nach seelenkundlichen Erfahrungen jagenden Nachum Feinberg eine kleine, sträfliche Neugier, immer wieder mit anzuschauen, wie sein früher so gehaltener Herr verwildert war, wie hemmungslos er auf jede neue böse Nachricht reagierte. Nachum Feinberg ahnte natürlich die Zusammenhänge. Als er heute morgen die erste Nummer der »P. D. P.« zu Gesicht bekommen, hatte er sogleich herumgehorcht, wie sie aufgenommen wurde. Es hatte sich schon in diesen ersten Stunden erwiesen, daß der freche Streich der Redakteure geglückt und daß also Herrn Gingolds Geschäft mit den Nazi endgültig schiefgegangen war. Nachum Feinberg war voll ehrlicher Anteilnahme für seinen geschlagenen Herrn, aber der war ein Geschäftsmann und hatte somit Anspruch darauf, von seinem Sekretär über die Vorgänge auf dem laufenden gehalten zu werden. Er erstattet Herrn Gingold Bericht.

Herr Gingold hörte den Bericht, Herr Gingold sah das Exemplar der »P. D. P.« in der Tasche seines Sekretärs. Er hielt sich nicht mehr, er konnte Schmerz und Verzweiflung nicht mehr allein tragen, er weihte den treuen Feinberg in das Unheil ein.

Von dieser Stunde an entwand Nachum Feinberg auf eine stille, doch unwiderstehliche Art das Geschäft mit den Nazi den Händen Herrn Gingolds und nahm es in seine eigenen. So tief ihn das Unglück seines Herrn schmerzte, beinahe war es ihm eine Genugtuung, daß er sich jetzt bewähren konnte. Er hatte ja gewußt, daß es nicht gut ausgehen werde, wenn man Benedikt Perles nach Berlin schickte, und er hatte nach Kräften abgeraten. Jetzt, um glühende Kohlen auf das Haupt seines Nebenbuhlers zu sammeln, mühte er sich um so eifriger, ihm und seiner Frau aus der Hölle herauszuhelfen. »Man muß Schritte tun«, sagte er mehrmals jeden Tag, und er tat Schritte. Er lief zum schwedischen Konsul. Er veranlaßte, daß die Gesandtschaft bei den Berliner Behörden wegen der schwedischen Staatsangehörigen Ida Perles vorstellig wurde. Er verhütete, daß davon etwas in die Öffentlichkeit drang; denn das hätte ihr Los nur verschlechtert. Er machte, das war freilich nicht schwer, einflußreiche und korrupte Nazifunktionäre ausfindig und verhandelte mit ihnen, daß sie für Ida Perles intervenierten. Er ermittelte die Adresse Herrn Leisegangs, der in Sommerferien war. Er bewog Herrn Gingold, bei ihm anzurufen.

Diese telefonische Hilfsaktion allerdings war ein Fehlschlag.

Auch Herr Leisegang war von dem Erscheinen der »P. D. P.« unangenehm überrascht worden. Er verbrachte seine Ferien im Hotel Cap Martin. Eigentlich war das für ihn zu teuer, aber man tat es der Frau und den beiden gerade erwachsenen Töchtern zulieb, die dort, vor allem am Strand, Beziehungen anknüpfen konnten. Herr Leisegang selber war viel und gern in Menton oder Monte Carlo, es war seine schönste Zeit im Jahr. Und da mußten diese Saujuden ihre »P. D. P.« erscheinen lassen und ihm mit ihrem Mistblatt seine kurzen Ferien verhunzen.

Was sollte er tun? Wahrscheinlich war durch das Erscheinen der »P. D. P.« das ganze mühevolle, kostspielige und listige Unternehmen gegen die »P. N.« zu Fall gebracht. Aber wer kannte sich mit den Bonzen aus? Vielleicht werden die die Geschichte trotzdem weiterführen. Am liebsten hätte er Wiesener angeläutet und ihn um Verhaltungsmaßnahmen gebeten. Schon hatte er die Verbindung verlangt, aber dann bestellte er sie wieder ab. Wenn etwas schiefging, dann bekam man von den Oberen selten vernünftige Weisungen zu hören, gewöhnlich nur ödes Geschimpfe. Herr Leisegang kannte die Methoden der Nazihierarchie. Es wird diesmal so kommen wie immer. Berlin ärgert sich, erteilt Heydebregg eine sanfte Rüge, der gibt sie verstärkt an Wiesener weiter, und das richtige Donnerwetter geht dann auf ihn nieder, auf Leisegang, auf denjenigen, der die ganze Arbeit geleistet hat. Dabei war es gute Arbeit, das darf er behaupten. Wenn es trotzdem eine solche Prima-Pleite wurde, dann deshalb, weil, was wirklich kein Mensch hatte vorhersehen können, diese Schmöcke von Emigranten Überzeugungen hatten und keine realistische Vernunft wie die Nazi.

Im stillen hatte er den ganzen Tag gehofft, daß sich Wiesener vielleicht doch mit ihm beraten und ihm Weisungen geben werde. Als man ihn des Abends wirklich aus Paris am Telefon verlangte, eilte er also wichtig und gespannt in die Zelle. Um so peinlicher enttäuscht war er, Herrn Gingolds Stimme zu hören.

Da also stand Gustav Leisegang, blond, sonngebräunt, glatt und rundlich in der Telefonkabine des Hotels Cap Martin, und am Schreibtisch seiner Wohnung in der Avenue de la Grande Armée saß Louis Gingold, dürr, kalt schwitzend, die Augen flackerig erregt. Gingold entschuldigte sich zunächst, daß er Herrn Leisegangs sicher wohlverdiente Ferienruhe störe. Er bemühte sich, der Stimme die geübte kommerzielle Höflichkeit zu geben; was herauskam, war eine gepreßte, verzweifelte Schalkhaftigkeit, die dem zuhörenden Nachum Feinberg das Herz bewegte. Aber, fuhr Herr Gingold fort, es sei leider so gekommen, wie er gefürchtet habe, als ihn Herr Leisegang zu so großer Eile antrieb. Es habe sich in der kurzen Frist die reibungslose Umwandlung der Redaktion nicht durchführen lassen, das Personal habe gemeutert und, wie Herr Leisegang vielleicht schon erfahren habe, ein eigenes Blatt gegründet. Herr Gingold werde natürlich versuchen, den Laden weiterzuführen. Es bringe sogar gewisse Vorteile mit sich, daß die Dinge diese Wendung genommen hätten; denn jetzt hätten die Hetzer sich selber ausgeschaltet, und so werde es viel leichter sein, die maßvolle Grundhaltung zu sichern, die Herrn Leisegangs Auftraggeber von den »P. N.« verlangten. Andernteils fürchte er, die Gründung des neuen Organs könnte Herrn Leisegangs Auftraggeber zu Mißverständnissen verleiten. Um das zu verhüten, habe er sich gestattet, Herrn Leisegangs Ferienruhe zu stören. Er bitte dringlich, aus der Anmaßung der Redakteure nicht etwa Folgerungen auf seine, Gingolds, Haltung zu ziehen. Er bitte dringlich, ihn, den völlig Unschuldigen, nicht entgelten zu lassen, was andere gesündigt hätten.

Herr Leisegang freute sich, jemand zu haben, an dem er seinen Verdruß über Wieseners bedrohliche Schweigsamkeit auslassen konnte. Seine Stimme war gar nicht mehr sanft, sondern recht scharf, als er erwiderte. Was bilde sich Herr Gingold eigentlich ein? Was für eine Insolenz, was für eine, er müsse schon sagen, jüdische Frechheit, ihm in seinen Ferien mit solchen Lappalien zu kommen. Wenn er aus purer Gefälligkeit Herrn Gingold Ratschläge gegeben habe, so berechtige das diesen Herrn noch lange nicht, ihm gewissermaßen Verantwortlichkeiten aufzuladen und ihn mit seinen Zudringlichkeiten bis hierher in sein Ferienhotel zu verfolgen. Wenn Herr Gingold die Geschichte falsch angepackt habe, so möge er sie gefälligst allein wieder ins Lot bringen und ihn ungeschoren lassen.

Da Bitten nichts fruchteten, versuchte es Herr Gingold mit sanften Drohungen. Er sprach von dem Unwillen, den die Angelegenheit seiner Tochter bei den schwedischen Behörden erregt habe, und wie er bemüht gewesen sei, zu verhüten, daß davon etwas in die Öffentlichkeit dringe. Da aber kam er bei Herrn Leisegang schön an. Schweden, dachte der, erfüllt von beinah heiterer Verachtung über soviel Unvernunft, Schweden, ein Land von sechs Millionen und demokratisch, und wir haben siebzig Millionen und einen Führer. Da hatte ich mir immer eingebildet, dieser Gingold habe Grips, und jetzt sagt er: Schweden. »Sind Sie des Teufels, Mensch?« rief er laut und scharf in den Apparat. »Haben Sie sich einen Sonnenstich geholt? Ich bin Herr Leisegang, Vertreter von Gellhaus & Co., Geschäftsmann, kein Rechtsanwalt oder Polizeikommissar. Ich habe mich bei unsern Verhandlungen nicht darum gekümmert, ob Ihre werten Familienangehörigen Heilige sind oder Kinderschänder. Ich muß auch Sie dringlich ersuchen«, schloß er, nun ehrlich entrüstet, »mich mit Ihren Privatangelegenheiten nicht zu behelligen. Noch dazu in meinen Ferien. Schluß«, sagte er und hängte ein.

Herr Gingold, am andern Ende der Leitung, wollte dieses »Schluß« mißverstehen, er wollte das Klicken des Abhängens nicht gehört haben, er sprach weiter, er bettelte, flehte, erniedrigte sich, war ganz demütig, so demütig, daß Nachum Feinberg erschrak, er war nichts mehr als ein gehetzter Vater, der um das Leben seines Kindes flehte. Das Amt sagte ihm: »Man hat eingehängt«, er wollte es nicht verstehen, man mußte es ihm, ungeduldig, wiederholen. Auch dann noch hängte er nicht selber ein, Nachum Feinberg mußte es tun.

Als Heydebregg, noch in Arcachon, die erste Nummer der »Pariser Deutschen Post« unter seinen Briefschaften fand, sagte er vor sich hin: »Na, da hätten wir Neues aus Afrika.«

Er saß in dem hübschen, schlichten Zimmer im Gästepavillon der Besitzung Madame de Chassefierres. Späte, starke Nachmittagssonne kam herein, er wird sich bald zum Abendessen umziehen müssen. Vorläufig aber hatte er noch Zeit, ein wenig nachzudenken. Massig saß er in einem hellen Holzsessel, dessen Sitzfläche und Lehne mit einem lichten Stoff überzogen war. Zu seinen Häupten hing ein Gemälde in sehr zarten Farben, übermodern und etwas entartet, wie Heydebregg fand, aber heute kümmerte ihn das nicht.

Das Unternehmen gegen die »P. N.« war also danebengegangen. Vor drei Monaten wäre das eine empfindliche Schlappe gewesen, heute wird man ihm in Berlin das Mißgeschick mit dem Emigrantenpack nicht mehr allzu hoch anrechnen, dieser eine Fehlschlag konnte nichts mehr daran ändern, daß im ganzen seine Pariser Mission ein Erfolg war.

Ja, er hatte gute Arbeit getan, er durfte mit sich zufrieden sein. Da war die Sache mit dem Botschafter, diesem typischen »feinen Herrn«, der, wie so manche Mitglieder des Auswärtigen Amtes, der Partei viel zu subtil, viel zu »europäisch« war. Er, Heydebregg, hatte es übernommen, den unsympathischen Mann zu erledigen, ohne daß man durch förmliche Abberufung des beliebten Diplomaten Skandal heraufbeschworen hätte. Und er hatte, das mußten auch seine schärfsten Kritiker zugestehen, die Aufgabe elegant gelöst. Zunächst hatte er vorsichtig, durch vertrauliche Hinweise bei maßgebenden französischen Stellen, die Botschaft unterminiert; jetzt wußten die Pariser, daß das Reich nicht in dem Prunkgebäude an der Rue de Lille vertreten wurde, sondern an der Rue de Penthièvre, im Deutschen Haus. Hinter den Kulissen gar hatte er, Heydebregg, noch stärkeren Erfolg gehabt. Er hatte die Botschaft ausspioniert, hatte heimlich sogar den Schreibtisch des Botschafters durch dessen eigene Angestellte erbrechen lassen. Das wäre gewagt gewesen, wenn nichts dabei herausgekommen wäre. Es war aber etwas herausgekommen, mancherlei Material, das die Geheime Staatspolizei sehr interessierte. Der Botschafter, sonst ein kluger, zurückhaltender Herr, hatte sich, gereizt und erbittert, zu Unbesonnenheiten hinreißen lassen. Auf alle Fälle war das Ziel erreicht, der Kampf zwischen Botschaft und Partei endgültig entschieden.

Auch die westeuropäische Propaganda des Reichs sah anders aus, seitdem er, Heydebregg, sie in die Hand genommen. So wie die betreffenden Ressorts der Rue de Lille das gemacht hatten, mit solchen lahmärschigen, sogenannten diplomatischen Methoden konnte man natürlich nicht vorankommen. Er hatte das Problem auf wahrhaft nationalsozialistische Art gelöst, mit nordischer List. Er schmunzelte, wenn er an die beiden Tageszeitungen dachte, die ihm jetzt in Paris zur Verfügung standen, zwei Organe von altem Namen, aber kaum mehr gelesen. Wie einfach war doch alles, wenn man nur gerade auf sein Ziel losging. Jetzt, wenn das Reich Nachrichten und Meinungen in Frankreich verbreitet wissen oder wenn es französische Ereignisse in einem bestimmten Sinn kommentieren wollte, dann gab man einfach diesen beiden Zeitungen einen Wink. Unsere Presse und unser Rundfunk konnten dann mit Quellenangabe Artikel und Kommentare dieser Zeitungen als die öffentliche Meinung Frankreichs zitieren. Heydebregg lächelte tiefer, wenn er daran dachte, daß er durch diese Methode obendrein den Botschafter traf. Der hatte die Unannehmlichkeiten auszubaden; an ihn wandten sich, wenn es unsere Presse gar zu toll trieb, die französischen Stellen, bei ihm beschwerten sie sich, er mußte beschwichtigen.

Und was gar seine Hauptaufgabe anlangte, die Einschläferung der öffentlichen Meinung in Frankreich, da hatte Heydebregg in den paar Monaten seiner Anwesenheit zehnmal mehr erreicht als die Rue de Lille seit der Machtergreifung. Alle jene, in deren Interesse es lag, an eine friedliche Haltung Deutschlands zu glauben, hatte er für seine Zwecke eingespannt, es mehrten sich die Kundgebungen französischer Rechtskreise für eine deutsch-französische Verständigung, eine Gesellschaft zu diesem Zweck war gegründet worden, eine neue Frontkämpferbegegnung vorbereitet, auch das Jugendtreffen, das der junge Monsieur de Chassefierre angeregt hatte, war weitgehend gefördert, leider freilich, ohne daß dieser junge Herr führend daran hätte teilnehmen können. Unwillkürlich, während er das alles bedachte, hatte Heydebregg eine Haltung angenommen, gemischt aus massiger Gravität und augenzwinkernder Jovialität, jene Haltung, mit der er französischen Wirtschaftsführern, Politikern und Journalisten erfolgreich zu beteuern pflegte, hinter der deutschen Rüstung steckten keinerlei aggressive Absichten gegen den Westen.

Wenn er vielleicht wirklich in diesem einen Betracht, in der Erledigung des Emigrantenpackes, nicht ganz zur Zufriedenheit Berlins sollte gearbeitet haben, dann hat er das reichlich wettgemacht durch eine Reihe anderer Erfolge, durch Erfolge, die sich sehen lassen können.

Es war Zeit, sich für den Abend anzuziehen. Er rasierte sich. Duschte sich ab. Frisierte sich. Das machte jetzt mehr Mühe; denn er trug das Haar nicht mehr ganz so kurzgeschnitten. Capua, dachte er und schlüpfte ins Hemd; dieses Jahr, zum erstenmal in seinem Leben, trug er weiche Hemden zum Smoking.

Bei alledem war die Gründung dieser »Pariser Deutschen Post« eine Schlappe für ihn, daran war nicht zu deuteln. Man hätte, soviel stand fest, besser daran getan, den Ratschlag des Parteigenossen von Gehrke zu befolgen und nicht den Wieseners. Eigentlich merkwürdig seine Vorliebe für Wiesener. Durch Leistungen gerechtfertigt ist sie nicht. Überhaupt ist der Bursche nicht hundertkarätig, ein kleiner Geruch von einem Rastaquär ist um ihn.

Weiche Hemden zum Smoking, Wörter wie Rastaquär, er ist schon recht verwelscht. Er verbesserte sich: Etwas von einem Hochstapler ist an Wiesener.

Übrigens wird er heut ein verdammt schlechtes Gewissen haben, der Hochstapler und Parteigenosse Wiesener. Er gönnt es ihm. Viel Mühe und viel Geld ist vertan, er hat sogenannten Mist gemacht, unser Wiesener.

Heydebregg befestigte die Knöpfe in seinem Hemd. Wie unvergleichlich leichter und schneller das geht als bei steifen Hemden. Wieder lächelte er, teils weil er befriedigt war über die Bequemlichkeit des Einführens der Knöpfe, teils weil ihm Wieseners schlechtes Gewissen zupaß kam. Ihm war, als ob es seine Anwesenheit in Arcachon sei, die Wiesener verhindere, zu Madame de Chassefierre zu kommen, undeutlich schwebten ihm biblische Erinnerungen vor, David, den Urias der Bathseba beraubend, und ähnliches. Er fühlte sich vor Wiesener in Schuld. Deshalb kam es ihm gelegen, daß nun auch er Wiesener etwas zu verzeihen hatte. Wie wir vergeben unsern Schuldigern, dachte er und zog den Rock an.

Er betrachtete den wuchtigen Herrn, der ihm aus dem Spiegel entgegenschaute. Nein, er hat selbst in diesem Capua an Würde nichts eingebüßt. Übrigens denkt er auch nicht daran, Wiesener etwa die Strafe ganz zu erlassen. Nur: sie wird gelind ausfallen, die Strafe.

Schwer also traf Heydebregg die Gründung der »Pariser Deutschen Post« nicht. Aber aus dem Kopf ging ihm die Sache auch nicht. Er war während des Abendessens nicht so unbeschwert wie sonst; Lea und Raoul mußten feststellen, daß er mit seinen Gedanken nicht in Arcachon war.

Auch seine Nachtruhe war getrübt. Mit dem Auftauchen der »P. D. P.« waren seine Ferien zu Ende, die Politik hatte ihn wieder.

Am nächsten Tag, schon sehr früh, begann er zu telefonieren, mit Paris, mit Berlin, selbst mit Berchtesgaden. Mißbilligend wird später der Diener Emile wahrnehmen, welch hohe Telefonrechnung dieser Logiergast hinterlassen hat. Heydebregg selber belastete es, daß auf solche Art Reich und Partei einer nicht ganz Reinrassigen erhebliche Ausgaben zumuteten. Aber er sah keine Möglichkeit, der Dame die so erwachsenen Spesen zurückzuzahlen; noch so kostbare Blumenspenden waren ein schwacher Entgelt.

Der telefonische Meinungsaustausch hatte zur Folge, daß er sich entschloß, noch am gleichen Tag abzureisen, und zwar direkt nach Berlin, ohne Aufenthalt in Paris, ohne Aussprache mit Wiesener.

Er verabschiedete sich von Lea. Ihr fiel auf, daß er sich auf einmal wieder in den steifen, korrekten Dickhäuter seiner Pariser Anfänge zurückverwandelt hatte; selbst sein Französisch klang wieder mehr ostpreußisch. Die weißlichen, stumpfen Augen unter den fast wimperlosen Lidern richtete er auf Lea, machte seine marionettenhafte Verbeugung, sagte: »Es war eine besonders angenehme Zeit, Madame, die ich auf Ihrem Tusculum verbringen durfte. Gestatten Sie mir, Ihnen zu danken.« Beinahe hätte er gewohnheitsmäßig hinzugefügt: Im Namen des Führers und der Partei.

Dann fuhr er nach Paris, und von dort flog er sogleich weiter nach Berlin.

Massig saß er im Flugzeug, während das nordfranzösische Land unter ihm wegglitt. Er hatte schon viele Flugreisen gemacht, aber heute zum erstenmal nahm er in sein Bewußtsein auf, wie leer das Land, auch dichtbesiedeltes, sich ausnimmt, wenn man es von oben beschaut. Nichts als Wald und Feld und Flur. Der Mensch hat nicht vermocht, seiner Erde viele Spuren aufzudrücken; überblickt man ein größeres Stück von ihr, dann verschwinden sie vollends. Später aber, als Heydebregg auf die Toilette ging und durch das Loch Hügel und Wälder heraufgrüßen sah, verwarf er diese defätistischen Betrachtungen, und stolz statt dessen dachte er: Wie herrlich weit doch haben wir’s gebracht.

Das Sein schafft das Bewußtsein? Unsinn: das Bewußtsein schafft das Sein. Vor wenigen Stunden erst ist er von Arcachon aufgebrochen, und schon ist es so weit entfernt wie Yokohama, versunken und vergessen. Nichts mehr ist für ihn da als die Stadt Berlin, der er zufliegt, der er näher kommt, drei Kilometer jede Minute.

Lea hatte Heydebregg nicht ungern bei sich gehabt, aber sie sah ihn mit beinahe mehr Freude scheiden als Bedauern. Sie hoffte, es werde sich nun, da sie wieder allein waren, das gleiche freundschaftlich vertraute Verhältnis zu ihrem Jungen herstellen wie zu Beginn dieses Sommers. Sie liebte Raoul sehr in dieser Zeit und war stolz auf ihn. Nachdem er sich eine Weile offenbar böse mit seiner Enttäuschung hatte herumschlagen müssen, war er jetzt sichtlich darüber weggekommen. Er sah großartig aus, so, daß man sein Gesicht schwer vergaß; wenn er über die Straße ging, fiel er jedermann auf, und die Frauen wandten sich um nach dem jungen Menschen mit dem schönen, finstern, bedeutenden Kopf.

Raoul aber hatte in diesen letzten Wochen von Arcachon wenig Aug für Frauen. Auch für die Mutter hatte er nicht viel Zeit; kaum daß er bei den Mahlzeiten mit ihr zusammen war und zuweilen eine Partie Schach mit ihr spielte oder eine Stunde Tennis. Sonst war er fast immer allein, am Strand oder auf dem Meer. Er sperrte sich vor der Mutter nicht eben zu, wie er es in den letzten Pariser Monaten getan hatte, allein er war auch nicht so aufgeschlossen wie in den ersten Wochen von Arcachon. »Verzeih«, sagte er ihr einmal in seiner netten, höflichen Art, »wenn ich zuweilen ein bißchen zerstreut bin. Ich arbeite jetzt viel.« – »Was arbeitest du denn, mein Junge?« fragte sie. »Verzeih«, antwortete er, »wenn ich dir das jetzt nicht sage. Aber sowie es in einem Zustand ist, daß man was damit anfangen kann, sollst du es sehen.«

An einem dieser arbeitsamen Tage des späten August wurde Raoul aus einem Badeort der Normandie angerufen. Am Telefon war sein weiland Freund Klaus Federsen. Raoul werde sich wundern, erklärte er in gewundenem, papierenem Französisch, seine, Klausens, Stimme zu hören. Aber er erachte es für richtig, ihn als ersten wissen zu lassen, daß jene Jugendtagung nun doch stattfinden werde, und er, Klaus Federsen, sei Führer der deutschen Delegation.

Er machte eine Pause, offenbar auf eine Antwort wartend. Doch Raoul antwortete nicht. Er stellte sich den früheren Kameraden gut vor, den roten, stichelhaarigen Kopf mit dem schmutzigblonden Haar, die dicke Nase, die kleinen Augen, den breiten, untersetzten Körper. Er hatte, Raoul, zuerst seine gewohnte lässige Haltung gewahrt, jetzt aber schauten seine grüngrauen Augen keineswegs mehr gelassen, und seine Hand spannte sich hart um den Hörer. Allein er bezwang sich, schwieg, wartete.

Klaus Federsen hatte gehofft, der andere werde zornig ironisch aufbrausen; daß er schwieg, brachte ihn aus dem Konzept. Glücklicherweise hatte er noch ein paar Sätze vorbereitet. Er bedaure, fuhr er fort, daß es trotz besten Willens aus sattsam bekannten Gründen nicht möglich gewesen sei, Raouls Designierung durchzudrücken. Er, Klaus, wäre glücklich gewesen, einen Kerl wie seinen Freund dem Reichsjugendführer Baldur von Schirach vorzustellen. Der sei knorke und habe Sinn für Jungen wie Raoul.

Jetzt mußte der Franzose doch endlich was sagen. Das Gespräch kostete schon mindestens dreißig Franken, und der Affe gab noch immer keinen Ton von sich. Er halte es für angebracht, mußte, sich windend, Klaus wiederholen, Raoul als dem eigentlichen Urheber der Idee sein Bedauern auszusprechen, daß die Geschichte mit seiner Designierung so danebengegangen sei. Vulgäre Ironie brach durch das gespielte Mitleid.

Raouls Stimme, als er jetzt endlich erwiderte, war tief und sanft wie gewöhnlich. »Nett, daß du mir das mitteilst«, sagte er, er sprach deutsch. »Es wird dich vielleicht interessieren, daß wir hier bei uns Herrn Heydebregg als Sommergast hatten, euern Parteigenossen und Sektionsführer oder wie sonst ihr ihn nennt«, redete er ruhig weiter und wußte, daß er damit den andern geschlagen hatte. »Übrigens habe ich zur Zeit wenig Sinn für Politik, ich stecke ganz in der Literatur. Wie steht es mit deinen Künsten, mein Lieber?« fragte er voll freundschaftlicher Herablassung. »Bist du vorangekommen mit deiner Schwimmerei an deinem Strand?«

Klaus erwiderte etwas Gleichgültiges, auch er geriet jetzt ins Deutsche, wiewohl er sich eisern vorgenommen hatte, nur französisch zu sprechen. Saure Trauben, dachte er, aber er kam sich gedemütigt vor, es war ihm leid um das Geld, das er an das Telefongespräch verschwendet hatte, und voll geduckten Zornes dachte er an Raouls fleischloses, herzförmiges, hochmütiges Gesicht.

Hätte Klaus nur ein paar Franken mehr an das Gespräch gewendet, dann wäre er auf seine Rechnung gekommen. Denn dann hätte Raoul die Stimme nicht länger gehorcht, die Erbitterung wäre ihm durchgegangen, und Klaus hätte gemerkt, daß das Gesicht des Verhaßten keineswegs hochmütig war, sondern verzerrt von Wut. Wohl nämlich hatte sich Raoul in diesen letzten Wochen hoch über die vergangenen Dinge gestellt, aber so hoch doch nicht, daß ihm nicht Klaus Federsens Mitteilung das Innerste aufgestört hätte. Mit einemmal waren alle die abgelebten Gefühle wieder da, die sinnlose Wut über die verpfuschte politische Karriere, der Haß gegen den Mann, der ihm das alles eingebrockt hatte, der Durst, es ihm zu vergelten. Von neuem durchfegten Raoul Stürme von Zorn und Rachsucht.

Allein diese Anwandlungen vergingen, so schnell sie gekommen waren. Er stellte sich Klaus Federsen vor und zuckte die Achseln. Was dieses Halbtier von ihm denkt, was kümmert ihn das? Und was Monsieur Wiesener anlangt, so will er sich zwar nicht selber anschwindeln und sich vormachen, der Mann sei ihm gleichgültig geworden. Aber so viel weiß er: Daß er eine so kindische Rachsucht gegen ihn gespürt hat, das ist heute das letztemal gewesen. Wenn er in Zukunft über Wiesener ergrimmt sein wird, dann nur mehr deshalb, weil es ihm so verdammte Schwierigkeiten macht, den Mann in dem Werk einzufangen, an dem er arbeitet.

Denn ach, dieses Werk, die Erzählung »Der Wolf«, geriet nicht. Raouls Siegeszuversicht war schnell verflogen, und er wurde sich der Mühsal der selbstgestellten Aufgabe bewußt. Er überlas, was er gemacht hatte, verwarf, verbesserte, verwarf wieder. Biß die Zähne zusammen, verlor den Mut, raffte sich von neuem auf, verzagte von neuem. Erkannte, sein Geschreibsel blieb seelenlose Photographie, toter Abklatsch.

Abermals und viel tiefer studierte er »Sonett 66«. So leicht verständlich ihm das Werk vorgekommen war, als er es das erstemal las, jetzt merkte er, daß es voll war von Tücken und Tiefen. Harry Meisels Sachlichkeit war eine scheinbare, vorgetäuschte. Sein Werk war wie eine Zwiebel; hinter jeder Hülle zeigte sich eine neue, und man drang nicht vor zum Letzten, Innersten. Die Menschen des Buches wirkten beseelter, lebendiger als die Menschen in Fleisch und Blut, die Vorgänge des Buches hatten mehr Inhalt und Ausstrahlung als die Fakten der Wirklichkeit. Nicht einmal übersetzen ließ sich Harry Meisels Prosa, so klar und nüchtern sie sich stellte; der hinterlistige Autor hatte lauter Worte gewählt, die, scheinbar eindeutig, zu flirren begannen, sowie man sie fassen wollte.

In seiner Not packte Raoul eines Tages alles, was er geschrieben hatte, zusammen und schickte es an den Mann, dessen leidenschaftlich bewundertes Vorwort ihn selber zur Aufnahme des »Sonetts 66« bereitgemacht hatte, an Oskar Tschernigg. Er schrieb dazu einen Brief, glühend, stolz, demütig und voll von Vertrauen. Er erhielt die kühle, doch nicht unfreundliche Antwort, es sei zu umständlich, die gestellten Fragen schriftlich zu erörtern, Monsieur Tschernigg stehe Herrn de Chassefierre, wenn ihm an Belehrung liege, in Paris zur Verfügung.

Raoul nahm für ein paar Tage Urlaub von der überraschten Mutter, fuhr nach Paris, suchte Tschernigg auf.

Es dauerte eine Weile, bis er darüber wegkam, in dem Verfasser des Essays einen unschönen, stacheligen alternden Mann zu finden. Dann aber verstand man sich rasch. Bescheiden nahm es Raoul hin, daß Tschernigg mit spöttischer Höflichkeit alles zerpflückte, was er gemacht hatte; grausam und unwiderleglich zeigte er ihm, wie jämmerlich weit er hinter seinem Vorbild zurückblieb, und er ließ keine Verteidigung gelten. Raoul etwa suchte einen Einwand seines Kritikers zu entkräften. »Ja, aber so ist er doch in Wirklichkeit«, rief er eifrig, und Tschernigg, mit doppelt höflicher Sachlichkeit, erklärte: »Es ist nichts dagegen einzuwenden, daß Sie mit Hilfe eines Modells gearbeitet haben. Kein Schriftsteller seit den Tagen Homers und der Bibel hat es anders gemacht. Aber wann je«, fragte er, und seine hohe Kinderstimme wurde noch sanfter und schneidend-verbindlicher, »wann je ist einem Schriftsteller die Wirklichkeit etwas anderes gewesen als einem Bildhauer der Stein, aus dem er seine Statue meißelt? Nur Banausen, mein junger Herr, messen den ›Reineke Fuchs‹ mit einem zoologischen Lehrbuch und den Homer mit den Ergebnissen der Ausgrabungen des Deutschen Archäologischen Institutes. Wie der Herr Held Ihrer geschätzten Erzählung in Wirklichkeit ist, mag einen Reporter interessieren oder einen Literaturhistoriker: mich und Sie geht es nicht mehr an als die Verdauungsbeschwerden der Katze meines Concierge.« Raoul erkannte zerknirscht, wie wenig ihm seine intime Kenntnis Monsieur Wieseners nützte. Andernteils machte es ihn stolz und hoffnungsvoll, daß sich Tschernigg mit seinem Manuskript so beflissen befaßt hatte. Auch sah er beglückt, daß er selber Tschernigg gefiel.

Ja, Tschernigg gefiel die Begeisterung, mit der der Junge von Harry Meisel sprach; es kitzelte seinen Stolz, daß er mit solcher Ehrfurcht an seinen Lippen hing und jedes Wort seines Essays kannte wie ein Bibelforscher die Schrift. Je länger er mit Raoul zusammen war, so mehr erinnerte ihn der an Harry Meisel, er fand in ihm jenen ästhetisierenden Nihilismus wieder, der ihn an dem Toten angezogen hatte.

Als sich Raoul verabschieden wollte, forderte er ihn auf, mit ihm zu Mittag zu essen. Raoul nahm erfreut an. Erstaunt sah er, daß Tschernigg einen langen Weg fuhr, um in einer elenden Kneipe zu landen, und daß er dann ein zweites Mal mit ihm die ganze Stadt durchquerte, um in einer armseligen Bar den Kaffee zu nehmen. Es war aber dies, daß es Tschernigg gelüstete, mit seinem neuen Freund an Stätten zusammen zu sein, wo er ehemals mit Harry Meisel gesessen war. Auf die gleiche abwechselnd höhnisch und bewundernde Art wie früher zu dem Toten sprach er jetzt zu Raoul.

Sie waren sonderbar anzuschauen, wie sie da in dem jämmerlichen Ausschank zusammensaßen, der hübsche Junge mit dem schönen, fleischlosen Kopf und der häßliche, schwammige, alternde Mann, aber sie waren verbunden durch Harry Meisel. Mit Bitterkeit und Süße stellte Tschernigg in seinem Innern fest, daß sich in ihnen der Tote gewissermaßen in zwei Teile gespalten habe. Der Tschernigg von heute setzte Harrys Rimbaudsche Sehnsucht fort, ein gierig raffendes Leben zu führen, dieser sein neuer junger Freund aber lebte den andern Harry weiter, den versnobten nihilistischen Artisten.

Raoul nutzte die Gelegenheit, sich von seinem neuen Meister Belehrung zu holen, und Tschernigg machte sich den Spaß, seinen Jünger wie durch Wechselbäder aus Hoffnung in Enttäuschung zu jagen und aus neuer Hoffnung in neue Enttäuschung. Er setzte ihm etwa auseinander, was alles noch der Novelle »Der Wolf« fehle, und Raoul erwog betrübt, da werde er wohl noch jahrelang mit der Erzählung zu tun haben. Ja, stimmte Tschernigg kalt zu, das dürfte wohl so sein; Horaz habe recht, ein Kunstwerk brauche neun Jahre zu seiner Reife. Dann aber riß er den Jungen wieder hoch aus seiner Niedergeschlagenheit, indem er tröstend auseinandersetzte, für das Publikum werde »Der Wolf« sicher schon bald präsentabel sein. Der ehrgeizige Raoul leuchtete auch wirklich sogleich wieder auf, und kindlich, seine Freude nicht verhehlend, sagte er auf deutsch: »Das wäre ja knorke, wenn ›Der Wolf‹ bald gedruckt würde.« Tschernigg wunderte sich über das Wort »knorke«, das sonderbar aus dem Mund des gewählt sprechenden Franzosen herauskam. Es war aber dieses »knorke« das einzige Überbleibsel aus der Zeit seines Projekts mit dem Jugendtreffen und seiner Freundschaft mit Klaus Federsen, und Tschernigg machte es ein kleines, bösartiges Vergnügen, seinen neuen Freund über die Plattheit des Wortes nicht aufzuklären.

Nach Arcachon zurückgekehrt, machte sich Raoul von neuem an die Arbeit; sie war jetzt leichter geworden und gleichzeitig schwieriger, und es war kein Ende abzusehen. Trost indes blieb Tscherniggs Verachtung für das Publikum. Die teilte Raoul von jetzt an.

Bald fand er sein Manuskript in einem Zustand, daß er es der Mutter zeigen konnte. War nicht auch sie Publikum?

Es handelte aber die Erzählung »Der Wolf« von einem eleganten, sehr zivilisierten Mann, der indes eigentlich kein Mann war, sondern eben ein Wolf, wild, schnell, raubgierig, schlau und gefräßig – ja, diese Gefräßigkeit war wohl seine wichtigste Eigenschaft –, und es trug dieser Mann-Wolf die Züge von Leas Freund und Raouls Vater. Lea, während sie las, war oft befremdet von gewollt rohen und, wie ihr schien, gewollt originellen Wendungen. Aber es entging ihr nicht, daß Wesen und Schicksal des Helden neuartig dargestellt waren, mit einer Kunst, die sie kalt und unheimlich anmutete. Es war der Mann und war doch nicht der Mann, er war, er und seine Erlebnisse, bei aller Gegenständlichkeit in eine nicht greifbare Ferne gerückt. Raoul sagte nicht ja zu ihm und nicht nein, doch ging von der frechen Erzählung eine tiefe, bösartige Traurigkeit aus. Unser Leben ist nichts, Nichts, Nihil, diese Weisheit des Predigers Salomonis, neu und erschreckend gewendet, schien die Moral der Geschichte. Lea erschrak denn auch. War das ihr Sohn, ihr Raoul, der das geschrieben hatte? Und merkte er nicht, daß er den zynischen Überlegenheitsdünkel des Vaters ins Abstrakte gesteigert hatte? Ach, er war Erichs Sohn, nicht der ihre, obwohl Erich ihn verleugnete und sie ihn liebte, und er hatte sich in eine Stellung geflüchtet, wohin von ihr kein Weg ging

»Hast du mein Elaborat schon gelesen?« fragte des Abends Raoul, und da sie es gelesen hatte, fragte er weiter: »Was sagst du dazu?« Es sollte leicht kommen, er verachtete den Leser, wie ihn Tschernigg gelehrt hatte, dennoch war er gespannt auf ihre Antwort. »Es ist mir leid, mein Junge«, konnte Lea sich nicht enthalten zu erwidern, »daß dir die Dinge und die Menschen so öd und leer vorkommen. Ist die Welt wirklich so scheußlich, in der du lebst?« – »Sie ist es, Darling«, antwortete freundlich Raoul, »aber so solltest du nicht fragen. Du solltest mir lieber sagen, ob ich diese meine Welt gut ausgedrückt habe.« – »Du hast es«, entgegnete Lea, überzeugt, und sie war traurig.

## 

## 8

## Kampf zwischen Raubtieren

Als Wiesener die erste Nummer der »Pariser Deutschen Post« bekam, sah er sogleich, daß diese neue Zeitung nichts anderes war als die alten »P. N.«. Man wird dieses Papier wohl »P. D. P.« nennen, dachte er, das ist der ganze Unterschied. Pedepe: wie bezeichnet man solche Worte, die aus Initialen gebildet sind? Auch neulich bin ich nicht auf den technischen Ausdruck gekommen. Das Gedächtnis läßt nach. Man wird alt.

»P. D. P.« oder »P. N.«, an sich ist das gehupft wie gesprungen. Aber für mich ist es leider gesprungen. Abgesprungen. Ein für allemal. Ich kann den Laden zumachen. Mein schönes Projekt ist davongeschwommen. Spitzi wird triumphieren. Das Nilpferd wäre wirklich ein Rhinozeros, wenn es mich jetzt noch hielte.

Pedepe. Ein Akronymon ist das. Akronyma nennt man solche Initialwörter. Da ist es mir also doch eingefallen, das ist wenigsten etwas. Was der gewisse Trautwein da beigesteuert hat, diese fingierte Rede des Führers, ist an sich gar nicht übel. Wie das Schwein den Ton des Führers getroffen hat, allerhand.

Er grinste schmerzhaft. Auf und ab geht das, über Langeweile beklagen kann man sich nicht. Das Schiedsgericht, ein Finnländer, ein Ungar: und schon ist man oben, und Heydebregg behandelt einen, als ginge man auf dem Zauberberg ein und aus. Und jetzt »P. D. P.«: und schon ist man wieder unten durch. Die reinsten Aale, diese Schmöcke. So fest hatte ich sie in der Hand, und nun sind sie mir doch entwischt. Entwischt, entglitten, heidi, wuppdich, davon, evasit, erupit.

Er grinste nicht mehr, sein Mund war spitz und schmal. Sonderbar durcheinander geht das alles. Wenn ihn Heydebregg die letzten Wochen hindurch besonders freundlich behandelt hat, dann wahrscheinlich deshalb, weil er ihn so lange mit Lea in Arcachon allein läßt. Demzufolge wäre man nicht nur ein gesinnungsloser Lump, der damit zu rechnen hat, daß ein Jacques Tüverlin einen Raum verläßt, den man betritt, sondern dazu noch ein Stück von einem Zuhälter, ein sogenannter Maquereau, würde der Parteigenosse sagen.

Und wenn er jetzt nach Arcachon ginge? Wenn er, gerade jetzt, dort auftauchte? Was dann würde der Parteigenosse sagen? Vor Lea wird er ihm schwerlich die kalte Schulter zeigen. Und wie schön, Lea feierlich das abgeschlossene Manuskript des »Beaumarchais« zu überreichen. Es geht leider nicht. Es wäre zu riskant. Zu leicht könnte man sich durch eine solche Reise beides verderben, die Beziehungen zu Lea und die zu dem Parteigenossen. Er muß seine niederträchtig schlaue Taktik schon durchhalten, sich weiter totstellen und Lea weiter aushungern.

Wäre wenigstens Maria da. Sie würde begreifen, was das Erscheinen der »Pariser Deutschen Post«, was das Auftauchen dieses neuen Akronymons für ihn bedeutet. Es wäre eine Erleichterung, vor ihr seine Niederlage verzweifelt und ingrimmig zu kommentieren, sie zu bagatellisieren, zu ironisieren. Aber die Neue, die versteht ja nichts.

Da er aber in seiner Not jemand brauchte, sich vor ihm auszusprechen, sprach er mit der Neuen nun doch persönlicher als bisher, ja er nannte sie Lotte, und Lotte war beglückt.

Übrigens wirkte sich das Erscheinen der »P. D. P.« nicht ganz so schlimm aus, wie er befürchtet hatte. Man schnitt ihn nicht wie damals, nachdem der zweite Hetzartikel der »P. N.« erschienen war. Aus Arcachon freilich kam jetzt kein Anruf mehr, der Parteigenosse war verstummt. Aber Wiesener schloß aus der Haltung der andern, daß Heydebregg eine letzte Entscheidung noch nicht getroffen hatte.

Dann erfuhr er, Heydebregg habe Arcachon verlassen und sei, ohne Aufenthalt in Paris, nach Deutschland weitergereist, für unbestimmte Zeit. Warten müssen, immer warten. Es machte ihn kribbelig, ein schmerzhaftes Kitzeln füllte ihn an. Ob Heydebregg bei der Durchfahrt durch Paris Spitzi gesehen hat? Der Gedanke an des Erzfeindes triumphierendes Gesicht brachte ihn zum Rasen.

Dazu mußte er in diesen Tagen hören, daß Jacques Tüverlin den ganzen Winter in Paris verbringen werde. Tüverlin hatte sich eine Wohnung genommen und eine Sekretärin, »und«, erzählte man Wiesener, »denken Sie, wen: Ihre weiland Maria Hegner«. Es gelang Wiesener, ein gleichgültiges, ironisches »Sieh mal an« herauszubringen und die Unterhaltung ruhig weiterzuführen.

Doch als er allein war, überkam ihn lähmende Mutlosigkeit. Er stellte sich vor, wie Tüverlin Maria von seiner Begegnung mit ihm erzählte. Er stellte sich vor, wie er, das war beinah unvermeidlich, Tüverlin ein zweites Mal treffen und wie der ihn ein zweites Mal brüskieren werde. Er brachte kaum mehr Wut auf, so durchbohrt war er vom Bewußtsein der eigenen Kleinheit.

Um sich aufzupulvern, quälte er Lotte, die jetzt wieder die Neue geworden war, durch höflich höhnische, unverdiente Anmerkungen, bis sie Tränen in die Augen bekam. Oder er läutete dem Diener Arsène und gab ihm irgendeinen Auftrag; es war ihm darum zu tun, Arsènes Gesicht zu beobachten. Er wußte, Arsène war ehrgeizig, wünschte, man möge Karriere machen, und verfolgte die Geschehnisse mit peinlicher und verständnisvoller Aufmerksamkeit. Doch Arsène blieb der gutgeschulte Diener, seinem Gesicht war nichts abzulesen.

Immer mehr wuchs Wieseners Nervosität. Er stand vor Leas Porträt. Wozu eigentlich quälte er sich selber und ließ dieses Bild hängen? Bösartig beschaute er Leas Gesicht. Die Stirn ist glatt wie eine Eierschale und viel zu hoch; es steckt erheblich weniger hinter dieser Stirn, als sie vorgibt. Und Leas Mund? Leas berühmtes Lächeln? Es ist gar nicht so weit her damit. Es ist ein Lächeln, das über eine Leere forttäuschen soll, das berufsmäßige Lächeln einer Dame der Gesellschaft, es ist ein dummes – da er belesen war, ersetzte er schnell das plumpe Wort durch ein gestufteres –, ein äginetisches Lächeln. Er hat in diese Lea viel zuviel hineingesehen: was ihn an ihr reizte, das ist aus ihm gekommen, nicht aus ihr. Er wird das Porträt weghängen. Er will nicht immerzu ein Gesicht vor Augen haben, das ihm nichts mehr sagt. Überhaupt hat er Schwein gehabt, daß man bisher an dem Porträt der Jüdin keinen Anstoß genommen hat.

Dann, als er einmal an dem Haus an der Rue de la Ferme vorbeifuhr, sah er, daß es wieder bewohnt war, und er wußte, jetzt wird sich seine Welt ändern. Immer wurden ihm berufliche Fehlschläge kompensiert durch privates Glück. Um seine Karriere war es seit ewigen Zeiten nicht so schlecht bestellt gewesen wie jetzt: er wird Lea zurückgewinnen.

Alles sprach dafür. Da war der »Beaumarchais«, er war fertig, die ersten Korrekturbogen lagen vor ihm. Wie wäre es, wenn er Lea dieses sein Buch widmete? Er lief dabei nicht einmal viel Risiko. Vor der Partei muß er das Buch sowieso als eine Verhöhnung französischen Wesens hinstellen, leicht in Form, doch ernst im Inhalt; da kann er die Widmung an die Französin glaubhaft als eine ironische Geste erklären.

Wieder stand er vor dem Porträt. Hat er jemals daran gedacht, es weghängen zu lassen? Was für eine klare, gescheite Stirn. Und dieses Lächeln, wie hat es ihn erinnern können an das töricht ausdruckslose Lächeln jener frühen griechischen Bildwerke? Es war ein großartiges Lächeln, ein höchst verlockendes Lächeln.

Aber in gewissen Situationen ist dein Gesicht noch viel verlockender, meine Liebe, und ich werde dafür sorgen, daß dir das Lächeln vergeht. Ich werde die Früchte meiner Taktik ernten, es war eine zähe, kluge Taktik, aber sie hat mich verdammt viel Geduld und Entbehrung gekostet. Ich werde dich zahlen lassen für das, was du mir angetan hast mit deinem langen Schweigen. Du wirst nicht mehr lächeln, meine Liebe.

Der Diener Arsène meldete, Monsieur werde am Telefon gewünscht. Arsènes Gesicht blieb glatt, doch in seinem Innern war er empört, daß er seinen Monsieur le Boche schon wieder, und mit so versunkener Miene, vor dem Bild antraf. Um unsere Karriere stand es nicht gut in der letzten Zeit, da war es ein Trost, daß Monsieur le Boche wenigstens die Jüdin ad acta gelegt zu haben schien. Aber so sind diese Deutschen. Eine Frau braucht nur zu lächeln, dann schmelzen sie. Im Grund sind sie alle sentimental, die Nazi genauso wie die andern, und darum werden sie es auch zu nichts bringen, trotz ihrem Hitler.

Wiesener, kaum hatte er den Herrn am Telefon abgefertigt, rief in raschem Entschluß in der Rue de la Ferme an. Keinen Augenblick fürchtete er, Madame werde für ihn nicht zu Hause sein.

Lea hatte seinen Anruf erwartet und sich vorgenommen, nicht ans Telefon zu kommen. Sie wollte nicht erregt mit ihm sprechen, sie wollte Zeit haben, sich sammeln. Aber als man ihr jetzt meldete, Monsieur Wiesener sei am Apparat, war es aus mit allen Überlegungen, sie flog ans Telefon, ihr Herz flatterte, mühsam brachte sie ihr Hallo heraus. Wiesener hatte zwar nicht gezweifelt, daß sie gleich ans Telefon kommen werde, aber nun war er doch erregt, auch er. Doch er ließ sich nichts anmerken, er sprach wie immer, seine ruhigen, liebenswürdigen Worte wischten die lange, böse Trennung, ihre längste, böseste, einfach fort.

Dann, endlich, stand er ihr gegenüber. Ja, das war sein starkes, männliches Gesicht, das war die grundgescheite Stirn, wenig gefältelt, das waren seine lieben, grauen Augen, sein langer, geliebter, gutgeschnittener Mund, seine breiten Schultern, das waren seine dichten, blonden Haare, und sie mußte sich Gewalt antun, nicht sogleich darüberzufahren und hineinzugreifen, und waren wenigstens ein paar weiße darunter? Es wäre eine Schande gewesen, wenn er nach der langen Trennung nicht wenigstens ein paar weiße Haare mehr gehabt hätte. Oh, wie liebte sie ihn, alles an ihm, selbst die kleinen Säcke unter seinen Augen, selbst das nicht sehr starke Kinn, und wie hat sie es so lange aushalten können ohne ihn? Warum hat sie nicht depeschiert, telefoniert: Komm, komm, alles in mir schreit nach dir? Das Meer war nicht schön gewesen, da er nicht da war, der Strand war keine Ruhe gewesen und der helle Himmel keine Freude. Aber nun war er ja da, und alles war gut, sie hatten, zwei dumme, eigensinnige Kinder, sich gegenseitig unnötige Schmerzen gemacht, aber wahrscheinlich nur aus dem unklaren Verlangen, die Wiedervereinigung zu versüßen. Jetzt jedenfalls waren die tausend trüben Zweifel, mit denen sie sich in Arcachon hatte abplagen müssen, verraucht und vorbei.

Und nun sprach er zu ihr. Allein es war schwer, auf das zu achten, was er sprach, mit einer so unbändigen Freude erfüllte sie schon der Klang seiner Stimme.

Und hat er ihr da nicht auch etwas gegeben? Ein Manuskript, ein Geschenk, wie es scheint. Was hat er dazu gesagt? Sie muß besser aufpassen, sie muß seine Worte zu begreifen suchen. Der »Beaumarchais« ist fertig, hat er gesagt, er hat den Sommer darauf verwandt, das Werk zu vollenden. Ja, ja, ja, das erklärt seine Abwesenheit, das ist ein Grund, mehr als zureichend, das ist eine gültige Entschuldigung. Natürlich hat er ihr nicht vor Augen treten wollen, ehe er, endlich, dieses Werk vollendet hat. Er hat sich also nur vor ihr geschämt. Das ist ein großartiger Grund, ein Grund, der sie ehrt. Ach, lieber wäre ihr gewesen, er hätte sie nicht so lange geehrt. Aber jetzt ist er ja da, jetzt ist alles gut, ausgezeichnet ist alles, es ist eine herrliche Welt.

Wiesener erkannte Leas Bewegung. Wie klug und richtig war seine Taktik gewesen. Man muß die Frauen nur aushungern, dann, auch nach dem schlimmsten Zerwürfnis, fallen sie einem von selber wieder zu. Es war überflüssig, daß er ihr den »Beaumarchais« gewidmet hatte. Aber jetzt kann er es nicht mehr rückgängig machen. So gab er sich auch weiterhin als der bescheiden und demütig Liebende. Sie habe ein Gutteil dazu beigetragen, erklärte er, wenn das Buch endlich fertig und geglückt sei; ohne ihre beständige Warnung wäre er in seinem Journalismus steckengeblieben, in seiner Politik verkommen.

Das heiße Gefühl der Liebe und Dankbarkeit in Lea. Alles war weggeschmolzen, was jemals in ihr gegen ihn gesprochen hatte. Die dumme Welt, die zwei Menschen trennten wollte, so eins wie sie und Erich.

Sie las den »Beaumarchais«. Wie hat sie je glauben können, in Erich stecke etwas Barbarisches, ein Rest Tier oder Urwald? Der Mann, der dieses Buch geschrieben hat, ist kultiviert von innen her und hat den Anspruch, daß man ihm eine Laune, daß man ihm hundert Launen verzeiht.

In diesen nächsten Tagen wurde die Freundschaft zwischen Wiesener und Lea tiefer und inniger als je zuvor.

Wenn etwas ihr Glück störte, dann war es der Gedanke, wie Raoul die Erneuerung ihrer Freundschaft mit Erich hinnehmen werde. Es war ihr nicht entgangen, wie schnell Raoul sich von ihr fortentwickelte. Seitdem sie seine seltsame Erzählung gelesen hatte von dem Mann-Wolf, der sie so unheimlich an Erich gemahnte, hatte sie beinah Angst vor dem Urteil ihres Sohnes; der beschaute die Menschen mit jüngeren, frischeren, schärferen, böseren Augen. Sie fürchtete sich vor dem neuen Zusammentreffen Raouls mit Erich.

Allein sie sah mit Erleichterung, daß Raoul seinem Vater liebenswürdig entgegenkam, unerregt höflich. Auch äußerte er niemals mehr ein Wort über ihre Beziehungen zu ihm.

Sie fragte sich, ob sie Erich von Raouls Novelle erzählen sollte. Sie unterließ es; es war sicher besser, nicht daran zu rühren.

In seinem Innern hatte Raoul ein beinah verächtliches Mitleid für die Mutter, die hilflos in die Liebe zu diesem Mann zurückglitt. Raoul hatte von ihr die Lust geerbt, Menschen interessiert zu beschauen, und die Fähigkeit, sie sachlich zu beobachten, selbst im Affekt. So beschaute er jetzt die Mutter. Monsieur Wiesener gar wurde ihm aus einem Gegenstand des Hasses vollends zu purem Stoff, zu einem Stoff, den er dem Rat Tscherniggs zufolge betrachtete wie der Bildhauer das Holz, aus dem er seine Statue schnitzt.

Zuerst freute sich Wiesener über die untadelige Liebenswürdigkeit seines Sohnes. Allmählich aber verdroß ihn dessen freundliche Kälte, und schließlich wäre ihm lieber gewesen, Raoul hätte ihn gehaßt.

Spitzi verkannte nicht, daß seine Situation allmählich brenzlig wurde. Heydebregg hatte sich innerlich offenkundig für seinen Rivalen Wiesener entschieden. Die Leitung der unterirdischen Propaganda in Frankreich, die bisher ihm unterstand, ging immer mehr an die Partei über. Wenn nun gar noch der Fall Benjamin übel ausgeht, dann wird die Partei den Anlaß mit Freuden benützen, um auf seine Absägung zu drängen.

Da tauchte die »P. D. P.« auf, und es zeigte sich, daß Wieseners großer, kostspieliger Plan mißglückt war. Jetzt mußte Heydebregg erkennen, daß er auf den falschen Mann gesetzt hatte. Nach soviel Unfällen wird es sich das Nilpferd zweimal überlegen müssen, ob man Wiesener noch halten kann. Schon sah Spitzi den Erzfeind am Boden liegen.

Gespannt wartete er auf Heydebreggs Rückkehr aus Arcachon. Aber dann fuhr der Parteigenosse direkt nach Berlin weiter und hielt es trotz der mehrwöchentlichen Abwesenheit nicht für der Mühe wert, mit ihm zu konferieren. Das war eine böse Brüskierung. Wenn Wieseners Stellung geschwächt war, seine eigene war dadurch offenbar nicht besser geworden.

Ach, man wurde alt. Wohin war der schöne Fatalismus entschwunden, den er früher den ewigen Schwankungen des Schicksals und den Launen der Machthaber entgegengesetzt hatte? Er versuchte, seine Sorgen durch intensivere Vergnügungen zu betäuben. Er versuchte, sich in eine ernsthafte Passion zu Corinne Didier hineinzusteigern. Ihre Note, eine sonderbare Mischung aus zynischer Weltklugheit und Mystik, zog ihn an. Sie hatte die Fähigkeit, beim geringsten Anlaß in Trance zu fallen, sie hörte Stimmen, sie hatte einen »inneren Gebieter«. Vorläufig versagte sie sich ihm mit Berufung auf diesen »inneren Gebieter«.

Heute hatte man, Corinne und er, gut gegessen, sich in kleiner Gesellschaft einen verbotenen Film vorführen lassen, nun war man in seiner eleganten, etwas liederlichen Wohnung, und wenn er sich etwas anstrengt, dann dürfte er heute den »inneren Gebieter« wohl herumkriegen. Leider aber hinderten ihn gerade an diesem Abend Gedanken an Heydebregg, an Wiesener und an die Zukunft, sich mit gewohntem Elan ins Zeug zu legen. Er saß im Sessel, faul, rauchend, während das hübsche, weißhäutige Geschöpf neugierig durch seine Zimmer schlenderte. »Wenn Sie sich wirklich so in den andern einfühlen können, Corinne«, sagte er frech, »dann sagen Sie mir schnell, warum ich so schlechter Laune bin, daß selbst Ihre angenehme Gegenwart mich nicht aufheitern kann.« – »Sie denken an das Ende eures scheußlichen Regimes, mein Freund«, erwiderte sanft Corinne. »Ungewöhnlich schlecht getroffen«, sagte er. »An das Ende des Regimes denken wir alle, seitdem es begonnen hat. Wenn wir da immer schlechter Laune sein wollten. Ach, Corinne, ich sehe, mit Ihrer inneren Stimme ist es auch nicht weiter her als mit der von Berchtesgaden.«

Corinne hatte sich auf diesen Abend gefreut, und als sie eingewilligt hatte, die Wohnung des Boche-Diplomaten zu betreten, war sie entschlossen gewesen, auf weitere Einwände des »inneren Gebieters« nicht zu achten. Schade, dachte sie, daß dieser Spitzi auf einmal nicht mehr recht bei der Sache ist.

Jetzt, dachte Spitzi, müßte man eine gute Idee haben. Wenn mir jetzt, da Wiesener unten durch ist, eine richtige Idee käme, dann müßte der Dickhäuter Frieden geben, auch wenn er mich nicht leiden kann.

Frieden. Da war sie ja, die ersehnte Idee. Frieden. Pressefrieden. Blitzhaft sah Spitzi den Weg, den sicheren Weg zu diesem so oft diskutierten, ersehnten »Pressefrieden«.

Er war natürlich so gedacht, der Pressefrieden, daß man die Brunnenvergifter zum Schweigen brachte. Waren nicht die emigrierten deutschen Hetzer, welche Frankreichs Gastfreundschaft nur dazu mißbrauchten, gegen uns zu stänkern, das böseste Hindernis für die Verständigung? Frankreich müßte diesem Auswurf die Gastfreundschaft kündigen, es müßte Leute wie die Heilbrun und Trautwein ausweisen für den Fall, daß sie ihre verbrecherische Tätigkeit nicht einstellten. Auch wir wären dann gerne bereit, gedämpftere Töne anzuschlagen. Was zum Beispiel die erfreuliche Nebenwirkung hätte, daß Freund Wiesener für eine Weile seinen Artikeln eine Sordine aufsetzen müßte.

Corinne sah mit angenehmem Staunen, wie Spitzi auf einmal strahlend zu lächeln begann. Er wußte jetzt, wie man den so heiß erwünschten, so oft angebahnten, nie erreichten Pressefrieden durchsetzen konnte. Er hatte den Dreh, den Trick, den »Königsgedanken«, wie man sich in seiner Jugend auszudrücken gepflegt hatte, und er wird sich dadurch als der legitime Kronprätendent erweisen. Diesmal nämlich, das ist der Kern seines Einfalls, werden wir unsern Pressefrieden nicht etwa selber anregen. Wir werden vielmehr dafür sorgen, daß der französischen Regierung dieser Schritt zur Verständigung von einem Dritten nahegelegt wird, von einem sozusagen Unbeteiligten, von einem Neutralen, von einem guten Mittler: von England. Ja, verehrtes Nilpferd, es gibt in London ein paar recht einflußreiche Herren, interessiert an industrieller Verständigung. Und diese Herren sind euch nicht, wohl aber uns zugänglich. Sie haben zum Beispiel, diese Herren, für Walther von Gehrke allerhand übrig, sie nennen ihn Spitzi, sie sind gern mit ihm zusammen. Es wird diesem Spitzi nicht schwerfallen, besagten Herren klarzumachen, wie dienlich eine solche Verständigung der Weltwirtschaft und dem Weltfrieden wäre. Diesen Herren können wir dann getrost alles Weitere überlassen.

Spitzi war jetzt ordentlich vergnügt. Er rückte Corinne auf den hübschen, weißhäutigen Leib, er bot seine ganze trainierte Liebenswürdigkeit auf, Corinne hatte keinen Anlaß mehr, anzunehmen, er sei nicht ganz bei der Sache. Dabei dachte er: Wir werden dem Nilpferd die Freude an seinem Günstling versalzen. Und diesmal schieb ich’s nicht auf die lange Bank. Schon morgen fange ich an. Dieser Entschluß aber lenkte ihn keineswegs von Corinne ab, im Gegenteil, und Corinne hatte es nicht zu bereuen, daß sie ihrem »inneren Gebieter« die Erlaubnis abgeschmeichelt hatte.

Übrigens begann Spitzi sich wirklich schon am andern Tag an die Ausführung seiner Idee zu machen. Er setzte dem Botschafter sein Projekt auseinander. Der war Feuer und Flamme. Da konnte man den Leuten von der Rue de Penthièvre zeigen, daß man auch noch da war, die Lorbeeren aus dieser Aktion werden sie gefälligst der Rue de Lille überlassen müssen, da können sie einem nicht hereinfimmeln. Dieser Spitzi war wirklich ein Mordskerl.

Herr von Gehrke erhielt also die Vollmachten, die er brauchte, und fuhr, begleitet von den Segenswünschen des Botschafters, nach London.

Als er zurückkam, war auch Heydebregg wieder da.

Heydebregg brachte von seiner Reise gute Ernte nach Paris zurück. Man hatte ihn in Berlin mit vielen Ehren aufgenommen; auch in Berchtesgaden, auf dem Zauberberg, war er empfangen worden. Nicht nur hatte man das bereits Erreichte gerühmt und das weiter Geplante gebilligt, er war jetzt auch genau unterrichtet, wie die maßgebenden Männer des Reichs und der Partei über den Fall Benjamin dachten, über die projektierte Verständigungsaktion mit Frankreich, über die Frage der Emigranten. Vor allem aber wußte er jetzt Bescheid, wieweit man in München und in Berchtesgaden seinen Parisern wohl- oder übelwollte, wie weit also er selber gehen durfte. Die Tage des Botschafters waren gezählt, die Exzellenz war eine Leiche auf Urlaub, der Mann war in seine, Heydebreggs, Hand gegeben. Wenn des Parteigenossen von Gehrkes Name fiel, so schmunzelte zwar der Bär noch immer wohlgefällig, aber seinen Wünschen war Genüge getan, wenn man dem von Gehrke die Möglichkeit ließ, in Paris mit einem schönen Titel zu repräsentieren; Einfluß oder gar Macht brauchte man ihm nicht einzuräumen. Wiesener seinesteils stand hoch in Ehren bei allen, auf die es ankam. Die Berliner Herren ersahen aus seinen Artikeln mit Behagen, daß man im Grunde doch recht kultiviert war, kultivierter, als man selber angenommen hatte, und man war geneigt, dem Schreiber dieser erfreulichen Artikel vieles durchgehen zu lassen.

Spitzi stellte sich, sowie Heydebregg ihn vorließ, bei ihm ein. Er trug ihm das Projekt seines »Pressefriedens« vor. Heydebregg hörte still zu, die fast wimperlosen Lider halbgeschlossen. In seinem Innern aber arbeitete es. Zuerst, genau wie Spitzi vermutet hatte, dachte er: Olle Kamellen, haben wir schon zwanzigmal gehabt. Dann aber, als Spitzi mit seiner Idee kam, den Umweg über England zu nehmen, konnte Heydebregg nicht umhin, den Schmiß und die Schlauheit dieser Lösung anzuerkennen. Es war das sogenannte Ei des Columbus. Dieser von Gehrke hatte es in sich.

Während Heydebreggs Verstand auf solche Art die Qualitäten Herrn von Gehrkes objektiv wertete, brachte sein Herz alles vor, was gegen diesen von Gehrke sprach. Wenn man den an wichtige Aufgaben heranläßt, wenn man dem Macht gibt, was zum Beispiel wird dann aus unserem Wiesener? Herr von Gehrke wird seinem Haß keine Zügel anlegen. Nein, er, Heydebregg, darf Wiesener, der trotz seines Pechs ein fähiger und sympathischer Bursche ist, nicht unbeschützt der Willkür des andern überlassen. Er hat einfach die Pflicht, zu verhüten, daß Unheil entsteht, wenn er selber erst aus Paris fort und nicht mehr in Reichweite ist. Er muß vorsichtig sein in der Verteilung der Vollmachten. Er darf nicht vergessen, daß von Gehrke durch seinen Einfall Führereignung bewiesen hat, darf aber auch Wiesener nicht preisgeben.

Spitzi, während Heydebreggs Herz und Hirn dergestalt in Widerstreit lagen, sprach weiter. Er berichtete jetzt von den Schritten, die er in London getan hatte, mit Ermächtigung des Botschafters selbstverständlich.

Damit aber hatte er verspielt, und die Waagschale, die so lange in der Schwebe geblieben war, senkte sich jetzt endgültig zugunsten Wieseners. Es nützte Spitzi nichts, daß er sein »mit Ermächtigung des Botschafters« bagatellisierte und daß er zu verstehen gab, er habe des Botschafters und nicht Heydebreggs Erlaubnis nur deshalb eingeholt, weil er den Parteigenossen nicht hatte erreichen können. Es nützte ihm auch nichts, daß er in London unbezweifelbare Erfolge gehabt hatte. Ja, hätte er diese Erfolge mit Heydebreggs Zustimmung eingeheimst, dann hätte er dadurch Wiesener aus dem Sattel gehoben. Daß er aber nicht gewartet hatte, daß er so wichtige Schritte ohne Vollmachten von seiten der Partei unternommen hatte, das war eine sogenannte Provokation, Herr von Gehrke war erledigt.

Heydebregg, während sich dies alles innerhalb seines Schädels abspielte, saß weiter fast bewegungslos auf dem kleinen, blauen Samtstuhl des Hotels Watteau, zu Füßen des Führers, die mächtigen Hände auf den Schenkeln, in der Haltung einer ägyptischen Königsstatue. Langsam, nachdem Spitzi zu Ende war, öffnete er die Lider, und, die fast weißlichen Augen starr auf den andren gerichtet, sagte er: »Ich danke Ihnen für Ihren Bericht, Parteigenosse. Ihr Projekt hat viel für sich. Auch die Einsatzbereitschaft ist lobenswert, mit der Sie sich sogleich an die Ausführung machten.«

Heydebreggs Stimme klang teilnahmslos wie stets. Auch höchster Anerkennung hätte das Nilpferd kaum in andern Worten Ausdruck gegeben. Spitzi indes, mit seiner aufs äußerste geschärften Witterung, spürte, daß Heydebregg Provokation meinte, wenn er Einsatzbereitschaft sagte. Allein seinem strahlenden Antlitz war der Grimm über die Voreingenommenheit des Nilpferds sowenig abzulesen wie der starren Miene Heydebreggs seine Ablehnung.

Kaum aber war Heydebregg allein, da zeigte sich auf seinem steinernen Gesicht ein Lächeln. Es kam ihm gelegen, was dieser von Gehrke während seiner Abwesenheit angestellt hatte. Die Partei durfte zufrieden sein mit dem, was der Bursche in London ausgerichtet hatte, und ihm selber, Heydebregg, kam es zupaß. Er wußte jetzt, wen er mit der interessanten Aufgabe zu betrauen hatte, die er aus Berlin mitbrachte.

Dort nämlich plante man einen Frontalangriff gegen die ausländische Presse. Anläßlich des bevorstehenden Parteitags der Nationalsozialisten wollte man an allerhöchster Stelle die Lügenhaftigkeit dieser ausländischen Presse vor aller Welt brandmarken; insbesondere wollte man die zahlreichen Meldungen über die Barbarei und die innere Brüchigkeit des Regimes als das entlarven, was sie waren, nämlich als gemeine Lügen, als Greuelmärchen. Nun aber entsprachen leider die meisten dieser Meldungen, wenn man sie nicht mit den Augen eines Nationalsozialisten betrachtete, der Wirklichkeit. Man brauchte also, und zwar aus sogenannten zuverlässigen Blättern, Meldungen, von denen man nachweisen konnte, daß sie erfunden waren, um an ihnen entrüstet und sachlich die Lügenhaftigkeit der ausländischen Presse darzutun. Derartige Meldungen zu erfinden, Meldungen also über Ereignisse, die an sich glaubhaft waren, sich aber nicht ereignet hatten, und diese Meldungen in führende westeuropäische Zeitungen zu lancieren, das war einer der Aufträge, die Heydebregg aus Berlin mitbrachte.

Die Aufgabe war delikat. Man mußte, um solche Nachrichten zu lancieren, Verbindungen haben, Personalkenntnisse, Fingerspitzengefühl. Andernteils war die Aufgabe dankbar, und man konnte sich bei ihrer Ausführung Lorbeeren holen. Nachdem Wiesener in der Sache mit den »P. N.« eine so unglückliche Hand gezeigt, hatte Heydebregg daran gedacht, mit dieser neuen Aufgabe Herrn von Gehrke zu betrauen. Nun aber hatte dieser von Gehrke aus eigener Vollmacht eine dankbare Mission in die Hand genommen. Da war es das Gegebene, daß er, zum Ausgleich, dem armen Wiesener, den er durch seine lange Schweigsamkeit für die Affäre der »P. N.« zur Genüge bestraft hatte, die neue, Erfolg versprechende Aufgabe übertrug.

Er läutete bei Wiesener an.

## 

## 9

## Essen Sie Ihren Hut auf

Monsieur Pereyro sah mit Bedauern, daß Madame de Chassefierre ihre Beziehungen zu Wiesener wiederaufgenommen hatte und dadurch den Leuten, die ihr den Spitznamen Notre-Dame-des-Nazis angehängt hatten, neues Material zu bösem Gerede bot. Er hatte von den Vorgängen bei den »P. N.« gehört, Annas Tod hatte ihn ergriffen und erbittert. Er erzählte Lea davon und deutete an, daß man hinter den Vorgängen die Hand der Nazi vermutete. Er war ein Mann von Geschmack, er enthielt sich jedes Kommentars, jeder Anspielung auf Wiesener.

Lea hörte zu, mit höflicher Miene, bemüht, nicht allzu interessiert zu erscheinen; dennoch, ganz leise, unter Schminke und Puder, rötete sich ihr mattfarbenes Gesicht. Nichts Neues aus Afrika, dachte sie, große Jagd, das Lamm des Armen, und: Es ist eine fixe Idee, er hat natürlich nichts davon gewußt, und: Natürlich hat er alles gewußt, der gemeine Lügner, der Lump, der Nazi, jeder Zoll ein Nazi, und: Aber ich liebe ihn doch, und was geht mich das Ganze an, und: Jetzt ist es aus, jetzt mache ich Schluß, ein für allemal, jetzt breche ich die Brücken ab.

»Bringen Sie mir doch einmal Ihren Sepp Trautwein, mein lieber Pereyro«, sagte sie, liebenswürdig, beiläufig. »Ich möchte ihm gerne helfen. Ich denke an eine Art Konzert. Man müßte ein paar Leute von Einfluß einladen, Kritiker, Rundfunkleute. Man könnte den Abend als eine Hilfsaktion für Emigranten aufziehen.«

»Das wäre großartig«, antwortete Monsieur Pereyro mit unverstellter, herzlicher Freude. Er wußte natürlich, was Leas Einladung zu bedeuten hatte. In einem Haus, das man Sepp Trautwein für ein Konzert zur Verfügung stellte, konnten Funktionäre des Dritten Reichs unmöglich mehr verkehren. »Monsieur Trautwein«, fuhr er fort, »ist ein etwas schrulliger Typ, aber wenn wir ihm gut zureden, wird er es machen. Es wäre ihm eine Hilfe und uns allen eine Freude und ein Gewinn.«

Eine Freude und ein Gewinn, dachte Lea, als Monsieur Pereyro gegangen war. Eine Freude und ein Gewinn wohl nicht nur um Sepp Trautweins willen, sondern Pereyro sah es sicherlich als ein Glück für sie selber an, wenn sie dem peinlichen Verkehr der Nazi in ihrem Haus ein Ende machte. Eine Freude und ein Gewinn. Ein Gewinn? Das mag sein. Eine Freude? Nein, eine Freude ist es nicht. Sie sieht mit böser Klarheit voraus, daß und wie sehr sie sich den Rest ihres Lebens nach Erich sehnen wird. Schon jetzt, wenn sie daran denkt, wie hinter ihm die Tür zufällt, spürt sie die große Kälte, in der sie hernach wird leben müssen.

Aber hat sie denn die Brücken bereits abgebrochen? Nein, noch hat sie Zeit, noch kann sie zurück. Sie kann krank werden, kann plötzlich verreisen müssen, kann die Einladung dieses Monsieur Trautwein verschieben und abermals verschieben, bis die Pereyros darauf verzichten. Muß sie denn, selbst wenn sie mit Erich bricht, das wie ein Filmstar vor aller Welt plakatieren? Kann sie sich nicht unter vier Augen mit ihm auseinandersetzen? Wenn sie ihm schon den Laufpaß gibt, kann sie das nicht ohne Zeugen tun? Und heimlich, ohne es Wort werden zu lassen, fügt sie hinzu: und sich innerlich vorbehalten, einen geänderten Erich wieder in Gnaden anzunehmen? Und noch tiefer innen spürt sie: oh, wie herrlich wäre eine solche Versöhnung.

Aber nein, das ist ja kein Leben, dieses ewige Hin und Zurück zwischen dem, was man tut, und dem, was man tun sollte. Sie wird die abgebrochenen Brücken nicht wieder zusammenflicken. Eine wilde Sehnsucht faßt sie, sauber und anständig zu leben. Ihn davonjagen, ein für allemal mit ihm Schluß machen, das wird sein, wie wenn man nach einer langen mühsamen Skitour die verschwitzten Kleider herunterreißt und ins Bad steigt.

Aber es wird ein sehr kaltes Bad sein.

Sie nimmt ihre ganze Kraft zusammen. Sie wird ihm klar sagen, was ist, ohne kleinliche Ressentiments, aber unmißverständlich und für immer. Er hat oft Grund gehabt, ihre Schwäche zu verhöhnen, sie zu verachten wegen ihres Unvermögens, sich von ihm loszusagen. Jetzt wird einmal sie ihn ihre Verachtung spüren lassen, nicht kleinlich, nicht durch lächerliche, bösartige, weibchenhafte Stiche, aber sie wird es auskosten, einmal ihn klein und lächerlich zu sehen.

Seitdem Lea in Paris war und sich mit Wiesener ausgesöhnt hatte, kam er fast täglich, um mit ihr zu Mittag oder zu Abend zu essen. Er war in diesen heitern Septembertagen strahlender Laune, voll von geradezu kindischer Genugtuung, daß der Parteigenosse mit der delikaten Aufgabe ihn betraut hatte und nicht Spitzi. Er hatte gesiegt, gegen mehr Schwierigkeiten als je, und diesmal endgültig. Er wußte natürlich noch nicht, welcher Art die Nachricht sein werde, die er fabrizieren wollte, aber er machte sich keine Sorge darum, bestimmt wird ihm etwas Gutes, Brauchbares einfallen.

Auch heute also, an dem Tag, da Lea beschlossen hatte, ihm den Laufpaß zu geben, kam er in bester Stimmung und gab sich strahlend. Doch Lea spürte mit Freuden, daß diesmal auch sie gut in Form war und daß seine Liebenswürdigkeit an ihr abprallte. Ihr Herz, ihr Puls geht ruhig, sie kann ihn ohne Haß und Liebe betrachten, mit jener Sachlichkeit, die für ihr Vorhaben geeignet ist. Sie anerkennt, was gut an ihm ist, seine lustigen, gescheiten Sätze, seine angenehmen Manieren, seine männliche, breite Stirn, aber sie sieht auch die Gedanken hinter dieser Stirn, die skrupellosen, ruchlosen, nach billigen Erfolgen gierigen, sie sieht die Säcke unter den Augen, das schwache Kinn, den kurzen Hals. Nein, mein Herr Nazi, mein Herr Arrivist, diesmal kriegen Sie mich nicht herum.

Man ißt zu Mittag, leicht und gut wie immer, die bunten Bilder »artfremder« deutscher Meister leuchten an den hellen Wänden, Emile geht geräuschlos ab und zu. Wiesener ist gesprächig, Lea einsilbig; eine Henkersmahlzeit, denkt sie. Dabei ist sie noch immer sehr ruhig, beinah heiter, Erich merkt bestimmt nichts von dem, was ihm bevorsteht.

Den Kaffee nehmen sie in der Bibliothek. Lea sitzt in dem gelben Sessel, der sie so gut rahmt. Wie er seiner Sache sicher ist. Ich habe A gesagt und B und wohl auch K und L, und nun glaubst du natürlich, mein Lieber, das wird so weitergehen das ganze Alphabet durch. Aber da irrst du. M werde ich nicht mehr sagen. Meine Verblendung ist zu Ende, merkwürdigerweise gerade vor dem M. Du hast sicher viel schlimmere Geschichten angestellt als die mit den »Pariser Nachrichten«, es ist ein winziger Posten auf euerm Register: aber es ist der berühmte letzte Strohhalm, der den Rücken des Kamels bricht. »Ich fürchte, Erich«, sagte sie, und ihre helle Stimme klang besonders ruhig, »Sie werden heute das letztemal bei mir gegessen haben.« Und da er erstaunt hochsah, fügte sie hinzu: »Wenn Sie ein Mann von Wort wären, dann müßten Sie jetzt Ihren Hut aufessen.«

Wiesener begriff sogleich. Hatte ihn der tückische Gehrke durch halbe Worte verraten? Hatte sie sich nur etwas zusammenkombiniert, als sie die Geschichte von der »P. D. P.« erfuhr? Er sah ihre hohe Stirn, eine verdammt eigensinnige Stirn, und sie sprach so ruhig, vielleicht machte sie wirklich Ernst. »Sie sollten nicht wieder von dem törichten Zeug anfangen, Lea«, sagte er, auch er sehr ruhig, und setzte die Kaffeetasse nicht ab. »Sie irren, Erich«, erwiderte sie. »Das ist kein Anfang. Das ist ein Ende.« Und da er sich nun doch leicht rötete und die Kaffeetasse absetzte, fuhr sie fort: »Es hat keinen Sinn, etwas abzuleugnen, Erich. Ich weiß schon, Sie haben das Lamm des Armen nicht gestohlen, es ist Ihnen im letzten Augenblick entwischt. Auch war das Lamm vielleicht nicht einmal so sanft, wie ich glaubte. Aber Sie haben das Lamm stehlen wollen, und Sie haben einiges Unheil angerichtet. Strengen Sie sich nicht an«, sprach sie weiter, da er entgegnen wollte. »Rechtfertigen Sie sich nicht, es würde Ihnen nicht gelingen. Dies ist eine Abschiedsszene, Erich. Machen Sie sich das klar, und verderben Sie sich nicht Ihren Abgang.«

In Wieseners Innerem stürzte viel zusammen. Er hatte gewußt, daß einem nichts geschenkt wird und daß er dem Schicksal die neue Gunst Heydebreggs werde bezahlen müssen. So machte er nicht erst lange Versuche, sie umzustimmen. Was ihn im Augenblick am meisten kratzte, das war, daß sie ihm mit so höhnischer Ruhe den Abschied gab. Er wollte nicht aus dem Hause gehen wie ein Diener, den man über einem Diebstahl ertappt und davonjagt. Er mußte sie herauslocken aus ihrer Gelassenheit; sie sollte wüstes, sinnlos wütendes Zeug daherreden. Wenn er schon von ihr gehen soll, dann lieber mit Worten ihres Hasses im Ohr als mit Worten so ruhigen Hohnes.

»Ich weiß nicht, wer mich bei Ihnen verleumdet hat, Lea«, antwortete er, »und was für albernes Geklatsch man Ihnen wieder einmal zugetragen hat. Sie erwarten vielleicht, mich in Wut zu sehen. Verzeihen Sie, diesen Gefallen tu ich Ihnen nicht, ich bin nicht in Wut. Sie haben mir in letzter Zeit zu oft Szenen gemacht, Sie haben mir zu oft Anschuldigungen an den Kopf geworfen, für die Sie keine Beweise haben. Sie schreien nicht, das geb ich Ihnen zu, Sie machen es mit Geschmack wie alles, was Sie tun, aber trotzdem: jede Geste und jedes Wort verrät Ihre Erregung. Sie haben es offenbar nötig, sich zuweilen innerlich Bewegung zu schaffen; aber, entschuldigen Sie, Lea, ich tue da nicht länger mit. Ich lehne es ab, bei diesen Szenen Ihr Partner zu sein. Offen gestanden, nicht einmal Sorgen mach ich mir darüber. Ich bin sicher, Ihr Zorn wird genauso schnell verrauchen, wie er gekommen ist.«

»Ich habe Ihnen Anlaß gegeben zu solchen Vermutungen«, entgegnete sie in immer demselben gleichmütig höflichen Ton. »Ich habe mich immer wieder von Ihnen beschwatzen lassen, gegen mein besseres inneres Wissen. Ich habe A und B gesagt und auch K und L, aber M sage ich nicht mehr. Verlassen Sie sich darauf, Erich, ich sag’s nicht mehr. Zuletzt bin ich geflohen, weil ich einfach nicht die Kraft hatte, Ihnen zu sagen: gehen Sie. Jetzt hab ich die Kraft, jetzt sag ich es Ihnen. Gehen Sie, Erich, und kommen Sie nicht wieder.« Und da er keine andere Antwort hatte als ein leises, spöttisches Lächeln, spielte sie ihren Trumpf aus: »Dazu brauche ich Sie übrigens nicht erst aufzufordern. Sie werden schon von selber fernbleiben. Nächster Tage wird Sepp Trautwein bei mir ein Konzert geben.«

Jetzt verschlug es dem sonst so zungenfertigen Wiesener doch die Sprache. Er starrte sie an, sein Gesicht schaute keineswegs mehr gleichmütig aus, auch keineswegs mehr spöttisch. »Das soll ich dir glauben?« gab er nach einer Weile zurück, seine Stimme klang bösartig vulgär wie manchmal die Stimmen der nationalsozialistischen Redner im Rundfunk. »Das ist doch Unsinn, was du mir da vormachen willst. Gestern hast du von alledem noch nichts gewußt. Gestern war alles eitel Freundschaft und blauer Himmel, und heute, ohne mir vorher ein Wort zu sagen, willst du dich zur Schutzpatronin der Schmöcke aufgeworfen haben? Der Leute, die dich nicht weniger beleidigt haben als mich? Das mach gefälligst einem andern weis.«

Erst jetzt bedachte Lea, daß dieser Sepp Trautwein ja wirklich zu jenen gehörte, die den Artikel gegen sie geschrieben hatten. Doch sie sagte sich, Monsieur Pereyro wisse genau, was sie tun könne und was nicht, ihre Bedenken zerstoben, kaum gekommen, und es blieb nur die Genugtuung darüber, wie tief sie ihn getroffen hatte. »Sehen Sie, Monsieur Wiesener, das überrascht Sie«, sagte sie, immer noch höflich und beherrscht. »Das paßt nicht zu dem Bild, das Sie sich von mir gemacht haben. Sie werden gut tun, noch eine Reihe von Illusionen abzubauen; sonst werden Sie noch mehr Überraschungen erleben. Ich habe die Brücken hinter mir abgebrochen, ich habe mich zur Patronin der Schmöcke gemacht, wie Sie sich auszudrücken belieben, und Sie werden sich damit abfinden müssen, daß in Zukunft Monsieur Trautwein hier ein und aus geht.«

Wiesener glaubte ihr noch immer nicht, daß sie wirklich einen entscheidenden Schritt sollte getan haben, sie wollte ihm nur drohen, ihn schrecken. »Verzeihen Sie, süße Lea«, sagte er und war ganz wieder der alte, liebenswürdige, ironische Erich, »ich bin offenbar zu begriffsstutzig, ich begreife noch immer nicht, was Sie eigentlich so gegen mich erzürnt hat. Setzen wir den Fall, man hätte wirklich Schritte getan gegen Ihr famoses Lamm des Armen, gegen die Herren Heilbrun und Sepp Trautwein und ihre ›Pariser Deutsche Post‹, dann könnte ich doch höchstens ein bescheidener Handlanger gewesen sein. Warum also laden Sie Ihre ganze Wut auf mich ab, den Journalisten und Schriftsteller, und nicht auf jene Herren, die unsere Aktion hier in Paris bestimmen, auf die Parteigenossen Heydebregg und von Gehrke? Sie wissen doch Bescheid. Von dem Nilpferd zum Beispiel haben Sie doch genau gewußt, daß es nach Paris gekommen war, um Ihre Schützlinge zu zertrampeln. Trotzdem haben Sie sich mit Heydebregg gut verstanden, und es war Ihnen keineswegs unlieb, daß er in Arcachon wochenlang Ihr Gast war.«

Lea, ohne ihn anzusehen, sagte vor sich hin, leise: »Es gibt eine Grenze, einen ganz bestimmten Punkt, wo der anständige Mensch aufhört und der Lump beginnt.«

Wiesener war blaß geworden. Immer noch war eine kleine Hoffnung in ihm gewesen, es könnte alles nur Gerede sein, jetzt zerging ihm diese Hoffnung. Fast körperlich schmerzte ihn die Verachtung, die aus Leas Worten sprach. Erkannt und verachtet, klang es in ihm wie damals, als ihn Tüverlin brüskierte. »Vielleicht«, antwortete er schließlich, »stimmt Ihre schöne Sentenz, vielleicht auch gehört sie zu jenen Aphorismen, von denen das Gegenteil ebenso richtig ist. Aber auf keinen Fall, Lea, ist Ihre moralische Betrachtung eine Antwort auf meine Frage. Was spricht für Heydebregg und was gegen mich?«

»Das will ich Ihnen sagen, Erich«, erwiderte sie, und schon aus ihrer Stimme hörte er, daß es ihm endlich geglückt war, sie in Wut zu bringen. Mit ein wenig Angst, aber doch beinahe schon mit Begierde wartete er darauf, daß sie auspacken, daß sie den aufgestauten Groll ausbrechen lassen werde. Und so geschah es auch. »Heydebregg«, sagte sie, »ist das, was er ist. Er ist aus einem Guß, er steht ein für das, was er tut, er leugnet es nicht ab. Er ist seinem ganzen Wesen nach ein Nazi, ein Hunne, er freut sich daran, und es hat Momente gegeben, wo auch ich mich an seiner Barbarei gefreut habe. Du, Erich«, und jetzt wurde ihre Stimme leidenschaftlich, schrill, unschön, »du, Erich, du kokettierst mit deiner Barbarei. Du möchtest sowohl barbarisch sein wie zivilisiert, du bist halb, halb, halb, du bist lau, und du belügst dich und die andern. Heydebregg ist Nazi von ganzem Herzen: du, mit deiner Wendigkeit, könntest heute ebensogut Kommunist sein wie Nazi. Wenn du wenigstens für deine Gemeinheiten einstündest. Aber du willst es ja nicht einmal wahrhaben, wenn du für deine Karriere eine Lumperei begehst. Eine Zeitlang hast du mir weismachen können, dein Verhalten sei renaissancehaft; jetzt habe ich eingesehen, es ist bloß niederträchtig. Ich weiß jetzt, wie morsch und verfault du bist. Ich habe das Komödiantische an dir durchschaut, deinen koketten Ehrgeiz, dein ewiges Schwanken, deine Feigheit.«

»Wenn Sie wünschen, Lea«, antwortete Wiesener, »dann bring ich Ihnen das nächstemal ein synonymisches Wörterbuch mit, dann können Sie mir noch eine ganze Menge ähnlicher Liebenswürdigkeiten an den Kopf werfen.« Aber seine Ironie kam nicht so leicht heraus wie sonst. Sie spricht genau wie Maria, dachte er grimmig. Sie könnten ein Kollegium bilden, die drei: sie, Maria und Tüverlin. Ich komme mir schon vor wie ein Watschenmann. Aber auf alle Fälle ist es besser, sie spricht so, als wie sie zuerst gesprochen hat. So beschimpft einen nur eine Frau, die einen liebt. »Aber im Ernst, Lea«, fuhr er fort, »bezeichnen Sie die Eigenschaften, die Sie nannten, mit etwas weniger scharfen Worten, sagen Sie statt ›komödiantisch‹ wirksam, sagen Sie statt ›schwankend‹ wendig und statt ›feig‹ vorsichtig, und Sie bezeichnen Qualitäten, ohne die in Wahrheit kein Politiker auskommt. Ich treibe Politik um der Entfaltung meiner Persönlichkeit willen, um der Politik an sich willen: wofür ich sie treibe, ist mir gleich. Ich denke, auch Sie haben das bisher gelten lassen, Sie haben mich gelten lassen, wie ich bin, Sie haben mich verstanden. Sie haben verstanden, daß Paris eine Messe wert ist und daß man am Alten Testament seine Freude haben kann, ohne deshalb ein Jud zu werden, und an Dante seine Freude, ohne daß man Katholik ist. So treib ich Nazi-Politik und habe meine Freude daran.« Er stand auf. »Es hat keinen Zweck, wenn wir jetzt darüber weiter diskutieren. Nur glauben Sie nicht, daß ich mich geschlagen gebe, wenn ich Sie jetzt Ihren Betrachtungen überlasse. Sie werden sich Ihren Entschluß nochmals überlegen, des bin ich sicher, und es wird ein Tag kommen, an dem wir uns über Ihre Skrupel in Ruhe aussprechen und mit maßvolleren Worten.«

»Glauben Sie, was Sie wollen, Erich«, sagte Lea, jetzt wieder unerregt und liebenswürdig, »halten Sie es, wie Sie wollen. Aber wenn einmal Professor Trautwein hier sein Konzert gegeben haben wird, hier, Erich, in diesem Raum, wo Sie jetzt stehen, dann werden Sie merken, daß es wirklich zwischen uns aus ist. Und ein Vierteljahr später dann werden Sie, vielleicht sogar wenn Sie allein sind, daran zweifeln, ob Sie Raouls Vater sind.« Auch um diese seine unbegreifliche Äußerung also hatte sie gewußt, und sie hatte ihm nie davon gesprochen.

Nach Hause gelangt, er wußte kaum wie, zwang er sich, seine Gefühle hinunterzudrücken, nur Politiker zu sein, nüchtern zu wägen, ob Leas Verhalten ihm nützlich sei oder unnützlich. Wenn dieses Konzert wirklich zustande kommt, dann ist es eine üble Blamage für ihn. Was wird Heydebregg dazu sagen, was Spitzi? Andernteils rechtfertigt ihn gerade die Öffentlichkeit eines solchen Bruches ein für allemal vor der Partei.

Bald aber schwemmten Trauer und Grimm alle praktischen Erwägungen wieder fort, und er dachte an nichts als an Lea. Er konnte es nicht fassen, daß er sie so plötzlich und auf immer sollte verloren haben. Was er getan hatte, die blöde Äußerung vor Raoul, das Unternehmen gegen die »P. N.«, das lag doch alles ewige Zeiten zurück und war zehnmal verziehen. Kein Gericht auf der ganzen Welt erkennt auf Scheidung, wenn die Frau nach der Tat, die als Scheidungsgrund angegeben wird, wieder mit einem geschlafen hat. Lea hat ihm und sich selber Theater vorgespielt. Sie hat sich Emotionen verschaffen wollen. Für einen Augenblick hat sie ihn beinahe darangekriegt. Aber er läßt sich nicht hereinlegen. Das beste ist, so zu tun, als wäre nichts gewesen.

Er läutete bei ihr an.

Emile war am Apparat. Während er sonst immer ohne Zögern erwidert hatte, Madame sei zu Hause oder Madame sei ausgegangen, erklärte er ihm diesmal wie einem Fremden, er werde nachsehen, ob Madame zu Hause sei. Madame war nicht zu Hause. Wiesener hängte ein, er hatte das Gesicht eines alten Mannes.

Lea schrieb an einem Brief. Ihre Freundin Marieclaude wurde für die nächste Woche in Paris zurückerwartet; sie teilte ihr mit, daß der emigrierte deutsche Musiker und Schriftsteller Sepp Trautwein bei ihr konzertieren werde. Mehr schrieb sie über diese Angelegenheit nicht.

Einmal, infolge einer Erkrankung, hatte sie sich kahlscheren lassen müssen. So fühlte sie sich jetzt, kahl und leer und sauber.

## 

## 10

## Geduld tut not

Von Hanns wurde in diesen Wochen viel Geduld verlangt. Er hatte seinen Vorsatz wahr gemacht, sein Baccalaureat aufgegeben und arbeitete den Vormittag über als Aushilfskraft in einem bautechnischen Büro; aber das war ein Provisorium, sein Leben war nichts als ein Warten auf die Übersiedlung in die Sowjetunion. Ein langes und bitteres Warten. Die Sowjetleute hatten schlechte Erfahrungen mit Ausländern gemacht, sie schauten sich jetzt jeden genau an, der hereinwollte, und es bedurfte vieler Schreibereien, ehe Hannsens Zulassung an die Moskauer Hochschule genehmigt war.

Am wohlsten noch fühlte er sich bei Vater Merkle. Zwar hatte er seine Versuche aufgegeben, den Alten zu zeichnen – er hatte erkannt, daß da die Lust in keinem rechten Verhältnis stand zum Vermögen –, und da sie beide wortkarg waren, verbrachten sie manchmal Viertelstunden, ohne zu reden. Aber das störte ihn nicht.

So schwer es ihm fiel, kostbare Tage, Wochen, Monate verhocken zu müssen in einer Welt, die nur halblebendig war, er klagte nicht. Hingegen erzählte er dem alten Merkle, wie schwer er es habe mit dem ewig mißvergnügten Vater. Der arbeite zwar ebenso fleißig wie bisher auf seiner Redaktion, aber jedermann müsse sehen, daß ihn seine Tätigkeit nicht befriedige. Wahrscheinlich merke er, daß die formale Demokratie, an die er sein Herz gehängt habe, eine läppische Farce sei, daß das Ziel, für das er kämpfe, nicht lohne, und sehne sich zurück nach seiner Musik. Aber er komme nicht los von seinen hohlen, abgelebten Idealen. »Dabei ist doch Sepp keineswegs dumm«, empörte sich einmal Hanns vor dem Buchbinder. »Es gibt vieles, über das er kräftig und grundgescheit schreiben kann. Immer wieder denkt man, es muß doch möglich sein, ihm das klarzumachen, was jeder einfache Mensch ohne weiteres begreift. Aber es ist nicht möglich. Es ist aussichtslos. Wer nicht sehen will, dem hilft kein Licht und keine Brille«, schloß er resigniert.

Vater Merkle war in dem großen Raum auf und ab gegangen. Nun der Junge zu Ende gesprochen, blieb er vor ihm stehen, schaute ihm mit seinen hellen, kleinen Augen gerade ins Gesicht, lächelte gutmütig unter dem starken, weißen Schnurrbart. »Gewisse Dinge kann er gar nicht sehen wollen, dein Sepp«, sagte er. »Es hat seine Gründe. Er kann sie nicht aufgeben, seine Demokratie, ohne sich selber aufzugeben.«

Wieder ging er auf und ab, seine Sätze kamen langsam, mit Pausen. »Er gehört mit Haut und Haar dem neunzehnten Jahrhundert, dein Sepp«, meditierte er. »Im neunzehnten Jahrhundert hat sich in gewissen Grenzen das verwirklichen lassen, wovon jetzt nur mehr der Name da ist, Freiheit der Wissenschaft, des Denkens, der Presse, kurz, das, was man gemeinhin hier im Westen unter Demokratie versteht. Damals brauchte das hochkommende Bürgertum für den Sieg seiner Wirtschaft über den Feudalismus das Prinzip der freien Konkurrenz, den liberalistischen Kapitalismus, und als notwendige Ergänzung die sogenannten demokratischen Freiheiten. Aber es war eine einmalige Konstellation, sie konnte nicht dauern. In dem Augenblick, in dem der liberale Kapitalismus abgelöst wurde von den Trusts, vom Monopolkapital, verloren die sogenannten demokratischen Freiheiten ihre Basis. Jetzt hängen sie in der Luft und enthüllen sich als das, was sie im Grunde immer waren, als blauer Dunst. Kapiert?« fragte er.

»Was Sepp unter Demokratie versteht«, erwiderte Hanns, »das war im neunzehnten Jahrhundert möglich, aber eben nur im neunzehnten Jahrhundert. Das wollen Sie sagen?« – »Genau das«, antwortete vergnügt Vater Merkle, »das hast du nicht schlecht ausgedrückt. Heute hat in den faschistischen Staaten das Monopolkapital die ›demokratischen Errungenschaften‹ schlicht und sachlich zum Kehricht geworfen, und bei uns hat man sie so ausgehöhlt, daß eben nur mehr ihr Name da ist. Das will natürlich Monsieur Sepp Trautwein nicht begreifen. Wie sollte er auch? Sein ganzes Besitztum an Weltanschauung ist seine Demokratie. Die gibt er nicht her.«

Hanns starrte vor sich hin, den Blick nach innen, trüb, er schaute jetzt so versunken und mürrisch wie manchmal Sepp. »Noch vor drei oder vier Jahren«, sprach sich Vater Merkle weiter aus, »hat es in Deutschland eine Menge Kleinbürger gegeben, die hüteten und horteten ängstlich ihre wertlosen Tausendmarkscheine aus der Inflation. Sie gründeten Vereine, sie kamen sich reich vor und als die heimlichen Herren des Landes. Als dann ihr letzter Prozeß und ihr Geld unwiderleglich verloren war, da hat sich eine ganze Anzahl von ihnen umgebracht. Genauso glauben jetzt noch ganze Scharen kleinbürgerlicher Idealisten an ihre Scheinfreiheit. Sie wollen es nicht begreifen, daß diese Freiheit nichts ist als ein Fetzen Papier, solange keine wirtschaftliche Freiheit dahintersteht. Vor der neuen wirklichen Freiheit halten sie sich die Augen zu. Sie ist ihnen zu groß, zu kahl, zu unbequem, diese Freiheit. Sie wollen blind bleiben, sie wollen ihren Privatbesitz an verstaubten Ideologien nicht enteignen lassen.«

»Aber was soll man mit diesen Leuten machen?« fragte Hanns.

Der Buchbinder ging ganz nah an den Jungen heran und legte ihm, solche Vertraulichkeit war sonst nicht seine Sache, die knöchernen, gutgebildeten Hände sanft auf die Schultern. »Geduld tut not«, sagte er. Es bezogen sich aber diese Worte offenbar nicht auf Hanns allein, sondern auf uns alle, Genossen dieser Zeit des Übergangs und vielfacher Verwirrung.

So zugesperrt Hanns den Sinn vieler Menschen der vorigen Generation fand, so leicht konnte er sich mit den meisten seiner Altersgenossen verständigen. In seinem antifaschistischen Jugendverband hatte er viele Freunde, die ihm fest anhingen. Hier war die Einheitsfront geschaffen, die sich unter den Älteren nicht herstellen ließ.

Auch im Jugendverband freilich gab es einzelne, die Hanns heftig befehdeten. Einer vor allem stellte sich ihm bei jedem Anlaß entgegen, ein gewisser Ignaz Hauseder, ein Landsmann und alter, guter Bekannter.

Sie hatten die gleiche Münchener Schule besucht, und Hanns, ein Menschenfischer schon damals, hatte angelegentlich um den schwierigen Ignaz Hauseder geworben. Man konnte sich mit ihm unterhalten, er las viel und hatte Standpunkte, dazu, wie Hanns, sportliche Interessen. Ohne Frage fühlte auch er sich von Hanns angezogen. Allein er hatte eine trotzige, autoritative Art, die Hanns kratzte, und fiel nach unerwarteten Freundschaftsbezeigungen ebenso unvermutet in hochmütige Verschlossenheit zurück. Oft, schon damals, war es zu Streitigkeiten gekommen. Einmal, auf Hannsens Segelboot, anläßlich eines Disputs über die Frage der menschlichen Willensfreiheit, hatten sie sich so ereifert, daß Hanns den Ignaz nach einer besonders unverschämten persönlichen Bemerkung ins Wasser schmiß. »Raus aus meinem Segelboot, du Hundsknochen«, hatte er damals geschrien, und wenn er sich jetzt dieser Anwandlung erinnerte, dann schämte er sich vor allem deshalb, weil er »aus meinem Segelboot« gesagt und auf solche Art verwerfliche Besitzinstinkte gezeigt hatte. Übrigens hatte er ihm natürlich sogleich wieder ins Segelboot zurückgeholfen, auch eine notdürftige Versöhnung war bald wieder zustande gekommen.

Daß er den alten Kameraden hier in Paris wiederfinden werde, hatte Hanns sich nicht träumen lassen. Ignaz hatte, als ihn Hanns aus den Augen verlor, einer nationalbolschewistischen Gruppe angehört, die ein Gemengsel von imperialistischen und halbgaren sozialistischen Prinzipien verkündete und den Hitlerleuten nahestand. Allein die Praxis des Dritten Reichs hatte die Mitglieder dieser Gruppe in die Opposition getrieben, sie hatten gegen die Nazi konspiriert, und als, im Juni 1934, die Nazi die Führer ihres sozialistischen Flügels niedermetzelten, hatte Ignaz es für rätlich gehalten, zu fliehen.

Wie früher im »Turnverein 1879«, so traf Hanns jetzt den Ignaz regelmäßig in seinem antifaschistischen Jugendbund. Ignaz war Buchdrucker, deutsche Buchdrucker waren in Paris gesucht, er bekam rasch Arbeitserlaubnis, es ging ihm nicht schlecht. Schnell stellte sich zwischen ihm und Hanns das gleiche Verhältnis wieder her wie in München. Doch stritten sie noch erbitterter. Ignaz rühmte gerade in der Fremde sein deutsches Nationalbewußtsein, er war Pangermanist geblieben, alles in allem gab es mehr, was ihn mit den Nazi verband, als was ihn von ihnen trennte. In dem Jugendverband war er Hannsens gefährlichster Gegner. Er las viel, besuchte Diskussionsabende und hatte aus manchen Wissenschaften mancherlei Brocken aufgeschnappt, die er gerne wieder von sich gab. Er sah stattlich aus, die Worte flossen ihm leicht vom Mund, es fiel Hanns zuweilen schwer, mit den schlichten, geraden Argumenten der Vernunft gegen sein Schellengeklingel aufzukommen.

Hanns indes hielt es für seine Pflicht, solchen Disputen nicht aus dem Weg zu gehen. Oft freilich blieb ihm davon ein übler Nachgeschmack. Den brachte er am besten weg, wenn er sich an seine geliebten Bücher über die Sowjetunion setzte.

Da war etwa Ehrenburgs Roman »Der zweite Tag«. Das Werk packte ihn von den ersten Seiten an. Ursprünglich hatte er es vorgenommen, um mit seiner Hilfe sein Russisch zu verbessern, und, seltsames Gemisch von Enthusiasmus und Nüchternheit, das er war, verlor er diese seine Absicht niemals aus dem Auge. Sowie er mit einem Kapitel zu Ende war, begann er von vorn, schlug die ihm unbekannten Worte im Lexikon nach, notierte sie säuberlich, repetierte sie, prägte sie sich methodisch ein. Dann aber las er das Kapitel ein drittes Mal, las es »richtig«, ließ sich gehen, begeisterte sich.

Einmal, bei dieser Lektüre, geschah es, daß der nüchterne, gesetzte Junge, der eher umständlich und pedantisch dachte und sprach, zum Dichter wurde. Es fielen ihm Worte ein, die er lange vermißt hatte, Worte, durch welche sich ihm, dem Freund der Ordnung und Katalogisierung, erst erschloß, wen und was eigentlich er in der Sowjetunion suchte. Eine tiefe Freude überkam ihn, ihm war wie damals, als er auf seinem Segelboot über den Ammersee geflogen war, oder wie damals, als er die Nike von Samothrake gesichtet hatte. Laut und langsam, sie auskostend, sprach er sie vor sich hin, die kostbaren Worte, die er da gefunden und die ihm das Neue, Wesentliche der Sowjetleute ein für allemal zu bezeichnen schienen: »Die ersten Menschen des dritten Jahrtausends.«

Von dem saftigen bayrischen Humor Sepp Trautweins waren nur mehr kümmerliche Reste geblieben. Verbittert hockte er an seinem billigen Dutzendschreibtisch, diesem gesichtslosen und geschichtslosen Möbel. Er verfluchte die Aufgabe, an die er sich gebunden. Immer seltener und undeutlicher hörte er die Klänge des »Wartesaals«, ihm war, als ginge die Intensität, die er für seine Redaktionstätigkeit benötigte, seiner Musik verloren, er fürchtete, allmählich werde ihm der Spiritus vollends verrauchen. Er brauchte seine Musik und kam nicht los von seiner Artikelschreiberei. Es war ein elendes Gemurkse.

Äußerlich ging es besser, als man hatte erwarten dürfen. Es war noch Geld da von der Rundfunkaufführung, Doktor Wohlgemuth hatte eine ansehnliche Summe als Annas rückständiges Gehalt geschickt, auch Hanns verdiente in seinem bautechnischen Büro und konnte zum Haushalt beisteuern. Man hatte sein Auskommen. Doch Sepp, früher mit allem zufrieden, raunzte jetzt über alles, über das muffige Aranjuez, den filzigen Monsieur Mercier, das Klaviergestümper, mit dem der »Schuster« nebenan einen behelligte.

Er war unleidlich. Er geriet in immer neue Wut über die Tücken der alten, abgebrauchten Schreibmaschine; wenn aber Hanns, ehrlich bemüht, dem Vater den Alltag zu erleichtern, eine neue anschaffen wollte, dann sträubte er sich. Und wenn der Bub, nachdem Sepp wüst auf das Aranjuez geschimpft hatte, darauf drängte, man solle sich doch, wie schon die Mutter vorgeschlagen, um ein neues Quartier umsehen, dann lehnte er unwirsch ab. Dabei war ihm das Aranjuez in Wahrheit zuwider, und er bereute es, Anna seinerzeit nicht gefolgt zu haben. Allein es wäre ihm – aus lächerlich atavistischer Pietät, wie er sich selber sagte – wie ein Unrecht gegen die Tote vorgekommen, jetzt, ohne sie, umzuziehen. Von diesem seinem wahren Grund ließ er indes nichts vor Hanns verlauten, vielmehr nahm er seine Zuflucht zu allerlei ungereimten Vorwänden.

Es war ihm bewußt, daß seine Gereiztheit nicht aus äußeren Umständen herrührte, sondern aus seiner inneren Situation. Das hinderte ihn nicht, vor Hanns zu raunzen und sich gehenzulassen; viel Sinn für Würde und Haltung hatte er nie gehabt. Er grantelte also vor dem Buben herum und ließ seiner Erbitterung gegen die Welt und sich selber freien Lauf.

Immer schärfer plagte ihn Heimweh. Abend für Abend suchte er im Rundfunkapparat die Station München und hörte beglückt die münchnerischen Laute. Er träumte von der Landschaft an der Isar, von den Seen Oberbayerns, ach, könnte er nur eine Stunde ihre Luft atmen.

Einmal, im Rundfunk, hörte er den großen Münchener Komiker Balthasar Hierl. Es war ein alberner, wässeriger Spaß, den Balthasar Hierl erzählte, das Regime hatte ihm die Zähne ausgebrochen, er mußte sich auf billige Kleinbürgerschnurren beschränken. Heut also erzählte er die Geschichte vom Regenschirm.

Will da der Unterleitner in die Stadt fahren. Noch ist der Himmel blau, aber im Westen ziehen Wolken auf. »Meinst, Alte«, fragt er, »ich soll den Regenschirm mitnehmen? Ich glaub alleweil, es könnt regnen.« – »Nachher nimmst ihn halt mit, den Regenschirm«, sagt sie. »Aber«, bedenkt er, »ich muß auf die Bank und hernach zum Notar und hernach zum Huberwirt, und da könnt ich ihn leicht stehnlassen, den Regenschirm.« – »Nachher nimmst ihn halt nicht mit«, meint sie. »Aber«, bedenkt er, »wenn’s nachher doch regnet, dann ist der schwarze Anzug hin.« – »Nachher nimmst ihn halt mit, den Schirm«, rät sie. »Aber«, zweifelt er, »in der Stadt sind sie allesamt Gauner, und wenn ich ihn stehenlaß, den Schirm, dann krieg ich ihn nie mehr.« – »Dann nimmst ihn halt nicht mit«, meint sie. Jetzt aber wird der Unterleitner fuchtig. »Daß man von euch Weiberleut nie keine grade Meinung herauskriegen kann«, giftet er sich.

Sepp hörte die Stimme, die geliebte Münchener Stimme seines Balthasar Hierl. Er freute sich kindisch, er war glücklich wie nur ein Münchener Spießer. Er vermißte nicht das Salz, das ehemals die Späße des großen Humoristen gewürzt hatte, ja, er suchte Philosophie in der kümmerlichen Anekdote. »Il faut qu’une porte soit ouverte ou fermée«, so hatte Musset das ausgedrückt, was Balthasar Hierl erzählt hatte, und er selber, Sepp, war der Unterleitner. Es riß ihn hin und her wie diesen, und wie diesem war ihm das Ja genauso zuwider wie das Nein.

Von da an gelang es Sepp wieder, sich über sich selber lustig zu machen, er wurde zugänglicher. Er war zwar nicht so wortreich wie früher, aber er war leichter zu haben.

Er beschloß, nicht länger allein an seinem großen Problem herumzukauen, sondern es einmal offen mit dem Buben zu bereden.

Der Bub ist vernünftig. Es ist nicht die Art von Vernunft, die Sepp lieb ist, es ist eine Vernunft, die ihn kratzt. Aber man kann nicht die ganze Welt über den eigenen Leisten schlagen, und wenn die Welt und der eigene Kopf nicht zusammenpassen, dann darf man nicht immer der Welt die Schuld geben. Man sollte gelernt haben im Exil. Wenn man auch nach wie vor weiß, daß die Denkweise der andern nicht in allem stimmt, es hat keinen Sinn, sie als ganzes zu verwerfen, man muß bestrebt sein, davon aufzunehmen, was irgend verdaulich ist. Auf alle Fälle wird er versuchen, mit dem Buben zu reden.

An einem der nächsten Abende, nachdem man gegessen und Hanns sich, wie stets, darangemacht hatte, das Geschirr abzuwaschen, ging Sepp – es war das erstemal seit Annas Tod – zu ihm hinüber ins Badezimmer, und in seiner ungeschickten Art, herausfordernd geradezu, man sah, daß es ihn einen Anlauf gekostet hatte, fragte er: »Jetzt sag einmal, Hanns, aber sag es pfeilgerade, wie es ist, hältst du eigentlich etwas von meiner Zeitungsschreiberei, oder glaubst du noch immer, sie ist für die Katz?«

Das war eine verfängliche Frage. Hanns mußte daran denken, wie die Mutter häufig die Viertelstunde des Geschirrabwaschens dazu benutzt hatte, vertraulich zu ihm zu reden, aber sie hatten sich nicht verständigen können. Er mußte die weichere Stimmung Sepps nutzen und durfte ihn nicht durch eine ungeschickte Antwort vergrämen. Er habe, meinte er vorsichtig, Sinn für die Vehemenz, mit der sich der Vater in die Politik geworfen habe. Aber wenn er schon offen reden solle, dann glaube er nach wie vor, für eine politische Kampfzeitung sei Sepp bei allem guten Willen nicht der rechte Mann.

Sepp saß linkisch auf dem Rand der Badewanne, manchmal stieß er mit dem Fuß an die blecherne Wand, daß es einen scheppernden Klang gab. Richtig, erwiderte er bitter, es komme nicht viel heraus bei seiner Schreiberei, das habe er mittlerweile selber gemerkt. Bei seiner Musik aber, fuhr er fort, grimmig, da komme jetzt einiges heraus. Und er versuchte, Hanns den Plan des »Wartesaals« klarzumachen.

Es war das erstemal, daß er von seiner großen Sinfonie erzählte, er redete sich in Eifer. Hanns hörte aufmerksam zu. Bei diesem »Wartesaal« durfte man sich Gott sei Dank was denken, und was Politisches obendrein. Da konnte Hanns eher mit. Und da Sepp offenbar glühend danach verlangte, diesen »Wartesaal« zu schreiben, so erwiderte er mit einer gewissen Überzeugtheit, ja, diesmal glaube er zu verstehen, was Sepp im Sinn habe, und »Der Wartesaal« sei sicher eine Sache, die ihm liege. Er belebte sich, während er sprach, und nun fiel ihm auch etwas Praktisches ein, was er dem Vater raten konnte. »›Der Wartesaal‹«, sagte er, »›Die Wartesaal-Sinfonie‹, das klingt nicht sehr gut. Aber sind nicht französische Titel für Musikwerke sehr beliebt? Wie wäre es mit ›Sinfonie de la Salle des Pas-Perdus‹?« Sepp wog den vorgeschlagenen Titel. Salle des Pas-Perdus, Saal der verlorenen Schritte, das klang nicht schlecht, da hatten die Franzosen wirklich eine schöne, bedeutungsvolle, bittere und traurige Bezeichnung für eine so nüchterne Sache wie den Wartesaal. Aber für ihn, für das, was er machen wollte, war diese Bezeichnung eher zu schön, zu sentimental. Was er machen wollte, das sollte hart werden, deutlich, streng und bitter.

Doch von diesen seinen Einwänden wird er dem Buben nichts sagen. Er war im Gegenteil sehr froh, wahrzunehmen, daß sich Hanns ehrlich für sein Thema erwärmt zu haben schien. Denn wenn es ihm geglückt war, Hanns auch nur eine blasse Ahnung beizubringen von dem, was »Der Wartesaal« werden sollte, dann mußte der Bub auch einsehen, was für ein ungeheures Opfer es für ihn bedeutete, sich seiner Musik zu entschlagen. Das aber einmal aussprechen zu dürfen vor einem Menschen, an dem ihm lag, darauf kam es Sepp an.

Listig also verhehlte er seine Einwände gegen den Titel »Sinfonie de la Salle des Pas-Perdus«, dankte vielmehr dem Buben für seinen Rat und sagte, er werde ihn sich ernstlich überlegen. Dann ging er über zu dem, was ihm das Herz schwer machte. Leider freilich, fuhr er fort, werde es wohl noch gute Weile haben, ehe er sich auf einen Titel werde festlegen müssen, denn er komme, wie er es vorausgesehen, durch seine Redaktionstätigkeit überhaupt nicht mehr zu künstlerischer Arbeit. Und, mit den Füßen mechanisch und verlegen an die Wand der Wanne stoßend, in einfachen, schwerfälligen, verschämten Worten sagte er es heraus, wie furchtbar schwer er seine Musik vermißte.

Hanns nickte ernsthaft. Ja, das begriff er. Und Sepp war dieses besinnliche Nicken ein größerer Trost als viele Worte.

Trotzdem, fuhr er vertraulich fort, müsse er seine blöde Redaktionstätigkeit weiterführen. Nicht für immer, um Gottes willen. Er habe sich ein Ziel gesetzt, einen Termin. Und Hanns solle ihm ehrlich sagen, ob er das für richtig halte, was er, Sepp, sich da zurechtgedacht habe. »Also«, eröffnete er ihm und dämpfte seine Stimme, als wäre es ein großes Geheimnis, »also: ich muß meine Politik so lange weitermachen, bis die Sache Benjamin erledigt ist. Diese Aufgabe habe ich mir nun einmal gestellt, ich darf sie nicht liegenlassen. Erst wenn der Fall Benjamin endgültig erledigt ist, so oder so, erst dann darf ich zurück zu meiner Musik.«

Er erschrickt selber über das, was ihm da herausgerutscht ist, über dieses nüchterne, grausame, verräterische »So oder so«. Kann er denn überhaupt noch siegen, wenn es ihm gleichgültig ist, wie der Fall Benjamin ausgeht, wenn er nur wünscht, daß er erledigt sei, so oder so? Ist das nicht bereits Desertion?

Hanns merkt nichts von diesem bösen Hintersinn und nichts von den Selbstvorwürfen des Vaters. Er sieht nur, daß Sepp eine klare Generallinie hat. Das ist gut. Dabei ist diese Generallinie gar nicht übel. Sepp hat sich ein kleines Ziel gesteckt, gewiß, aber da es für ihn, den Individualisten Sepp, keine Instanz gibt, die ihn, ein größeres Ganzes übersehend, mit einer sinnvollen Aufgabe betrauen könnte, so muß er sich wohl sein Pensum selber wählen. Und er hat sich sogar ein ziemlich vernünftiges Pensum gesetzt und darf sich, wenn er es abgeleistet hat, mit gutem Gewissen der Aufgabe widmen, für die er nun einmal geboren ist, seiner Musik.

Das sagte Hanns denn auch dem Vater mit seinen üblichen, besonnenen, etwas pedantischen Worten. »Na alsdann«, sagte der vergnügt, »es freut mich, daß du mir recht gibst.« Er fühlte sich, nun er endlich einmal, was ihn drückte, herausgesagt und seinen Termin klar fixiert hatte, viel leichter, ja, er wurde übermütig, es wurde ihm wohl, und als ein richtiger Bayer bekam er sogleich Lust auf eine kleine Rauferei. Er fing an, den Buben zu frotzeln. »Es ist erfreulich«, meinte er streitbar, »daß du mich wenigstens in diesem einen Punkt kapiert hast.«

Allein seine Hoffnung auf einen saftigen Disput sollte zuschanden werden. Zwar packte auch den Hanns bei den Worten des Vaters die ererbte Rauflust, aber sofort fing er sich wieder, sagte sich: Jetzt grade nicht, Alter, ging nicht auf Sepps Ton ein, sondern lächelte nur und schwieg.

Sepp versuchte noch mehrmals, Hanns in Rage zu bringen. Doch der Bub schlug nicht zurück, er »gab nicht an«, und schließlich beschied sich auch Sepp, sich lobend für seine Toleranz.

## 

## 11

## Ja, wenn Herr Walther kröche

Sepp, als ihm Monsieur Pereyro die Einladung Madame de Chassefierres überbrachte, erwiderte ziemlich mürrisch. War das nicht so irgendeine »Dame der Gesellschaft«? Er kannte derartige Konzerte zur Genüge, schon von Deutschland her. Da saßen großkopfige Leute herum, schwatzten versnobtes Zeug und kamen sich gebildet vor. Er hatte keine Lust, dieser Madame de Chassefierre und ihren Freunden den Hanswurst zu machen. Monsieur Pereyro setzte ihm auseinander, es handle sich um keine Salonangelegenheit, sondern um eine Demonstration für die Sache der Emigranten. Das Konzert werde vor Leuten von Einfluß stattfinden, ein Erfolg werde nicht nur ihm, sondern der Sache der ganzen deutschen Opposition Gewinn bringen.

Obwohl es Sepp verdroß, wenn man Kunst und Politik auf so äußerliche Art vermanschte, lockte ihn der Vorschlag. Er hätte gern einmal wieder mit eigenen Augen und mit eigenen Ohren wahrgenommen, wie seine Musik auf ein leibhaft vorhandenes Auditorium wirkte. Auch dachte er an Anna, wie sie ihm manchmal in ähnlichen Fällen, wenn er sich zu einer Ablehnung hatte hinreißen lassen, traurig eher als zornig vorgeworfen hatte: »Mußt du dir denn immer alles verderben?« Nach einigem Hin und Her sagte er zu.

In der Redaktion zog man die Brauen hoch, daß Sepp bei der Freundin Erich Wieseners ein Konzert geben wollte, und es dauerte eine Weile, ehe man begriff, daß es einen politischen Erfolg bedeutete, wenn gerade diese Dame für einen Emigranten eintrat.

Sepp überarbeitete von den Horaz-Oden diejenigen, die er gesungen haben wollte, er schrieb den Klavierauszug einer Partie der »Perser«, Monsieur Pereyro schickte ihm Sänger, welche seine Lieder vortragen sollten. Sowie er wieder über seinen Noten saß, nahm ihn die Musik ganz hin. Wie einer von einer langen, bösen Reise in seine liebe Heimat zurückkehrt, so tauchte er zurück in seine Musik.

Es geschah bei diesem Anlaß, daß Sepp den Sänger Donald Percy kennenlernte. Das Gesicht des Mannes kam ihm vertraut vor, und er fragte ihn geradezu, ob er der Nath Kurland von der Charlottenburger Oper sei. »Nein«, rief der kleine, heftige Herr. »Nath Kurland bin ich gewesen. Ich habe den Namen abgelegt, endgültig. Ich habe mit dem Namen Kurland meine ganze deutsche Vergangenheit abgestreift.« – »Na hören Sie, Herr Nachbar«, meinte gemütlich Sepp, »Nath Kurland klang doch auch nicht gerade provozierend deutsch.« – »Doch, doch«, beharrte Donald Percy, und Sepp sollte im Lauf ihrer Bekanntschaft noch öfter erfahren, daß der Sänger häufig mehr temperamentvoll als logisch sprach.

Schon wenige Minuten nach Donald Percys Eintritt wußte Sepp genau Bescheid über die Biographie des Sängers. Er stammte aus kleiner jüdischer Familie, war eine Zeitlang Verkäufer gewesen, dann hatte man seine Stimme entdeckt, und seine Eltern hatten gehungert, um ihm das Gesangstudium zu ermöglichen. Gegen die Ungunst seiner ökonomischen Verhältnisse und gegen mancherlei andere Schwierigkeiten – er war klein von Statur, zappelig von Gesten und kämpfte mit seinem jiddischen Akzent – hatte sich seine Stimme durchgesetzt, und er war schließlich an die Charlottenburger Oper engagiert worden. Doch unmittelbar nach seinem ersten, sensationellen Erfolg waren die Nazi an die Macht gekommen und hatten seinen Vertrag einfach annulliert. »Denken Sie«, ereiferte er sich, »und da gab es kein Gericht, an das man hätte appellieren können, keine Bühnengenossenschaft trat für einen ein, wofür hatte man die Beiträge bezahlt? Über Nacht war alles schlecht, was gestern gut war. Können Sie sich das vorstellen? Ein so musikalisches Volk wie das deutsche, ein Volk mit einem solchen Erbe an Musik, verbietet einem Menschen mit meiner Stimme zu singen.« Er tobte, er gestikulierte; noch immer nicht, auch jetzt noch nicht, da er es vielleicht das hundertstemal erzählte, konnte er fassen, was ihm begegnet war. Er malte sein großes, ungläubiges Staunen, den Schreck seiner Eltern, den gewaltigen Zorn, der ihn selber gepackt hatte, und wie er sich nicht hatte zähmen können, sondern herumgelaufen war, schreiend, schimpfend, bis man ihn zuletzt ins Konzentrationslager gesteckt hatte. Jetzt noch sah er rot vor Wut, wenn er an seine Verfolger dachte, aber kaum geringer war seine Empörung gegen jene in Deutschland, die es dazu hatten kommen lassen und weiter dazu schwiegen. »Ich hatte Freunde gehabt«, erzählte er, »Zionisten, jüdische Nationalisten, die den Deutschen immer mißtrauten; ich hatte sie ausgelacht und ihnen die Ohren vollgesungen mit dem Lob deutscher Kultur. Wenn ich jetzt an Deutschland denke, dann ballt sich auch mir die Hand. Manchmal steigt plötzlich auch vor Deutschen, die keine Nazi sind, eine Welle von Haß in mir hoch. Ich kann es den Deutschen nicht verzeihen, keinem einzigen, daß sie das haben geschehen lassen. Selbst Ihnen die Hand zu geben, Professor Trautwein, kostet mich Überwindung. Verzeihen Sie meine Offenheit, aber wenn einmal so ein Gefühl in einem entstanden ist, und mit Grund, Professor Trautwein, mit Grund, dann bringt man es nicht mehr aus sich heraus.«

Der Sänger Donald Percy wußte nicht, daß, was ihm zugestoßen war, sich wie ein harmloses Spiel ausnahm, gemessen an dem Grausigen, das sich kurze Zeit später in jenem Dritten Reich ereignen sollte.

Man hätte sich eigentlich an die Arbeit machen und die Lieder probieren müssen, aber Sepp hörte, mehr und mehr hingenommen, dem besessenen jungen Menschen zu. Donald Percy erzählte unmanierlich; er drang auf den Hörer ein, packte ihn an der Schulter, an einem Rockknopf. Auch sprach er einen merkwürdigen Akzent, zum Beispiel sprach er das Hitler mit langem i, wodurch das Jüdische dieses Namens stark und seltsam unterstrichen wurde. Sepp achtete nicht auf solche Einzelheiten, ihn rührte Donald Percys Selbstenthüllung an. Es bewegte ihn, daß ihm der Sänger nur mit Widerstreben die Hand geben konnte, genau wie er selber während seines Konflikts mit Gingold immer wieder gedacht hatte: Der Saujud. Kann sich auch der zivilisierte Mensch, der Humanist, nicht dagegen wehren, daß in ihm, sowie er gegen einen einzelnen gereizt ist, der Gruppenaffekt wach wird?

Donald Percy war mittlerweile schon längst woanders. Sie sollen sich verrechnet haben, die Herren Nazi, die Herren Deutschen, ihn kriegen sie nicht unter. Es ist natürlich ein Schlag, daß er, kaum zu Ruhm gelangt, dieses Ruhmes schon wieder, und auf so schnöde Art, verlustig gegangen ist. Aber er hat keine Angst, er setzt sich durch. Er lernt jetzt Englisch und Französisch, er wird es so lernen, daß er auf der französischen und der englischen Bühne bestehen kann. Die Hauptsache ist die Stimme, und die hat er.

»Na, also, da wollen wir halt einmal sehen«, unterbrach ihn Sepp, und man ging, endlich, an die Arbeit.

Der impulsive, sanguinische Donald Percy war hingerissen von den Horaz-Oden. »Und davon hab ich in Deutschland nichts gewußt«, bekannte er naiv. Es ließ sich angenehm mit ihm arbeiten, und es war Sepp ein Erlebnis, die Oden einmal wieder aus dem Mund eines richtigen Sängers zu hören.

Verführt durch Donald Percys Begeisterung, spielte ihm Sepp auch aus den Walther-Liedern vor. Ein Lied nach dem andern ließ er sich entreißen. Die Lieder waren unfertig, doch der Sänger bat und drängte, er wollte sie versuchen. »Ja, wenn Herr Walther kröche«, sang er, die Melodie ging ihm sogleich ein, auch der Text riß ihn hin. Er umarmte Sepp, er haute ihm auf die Schulter. »Großartig, herrlich«, schrie er. »Wie Sie es den Schweinen geben, wie das uns allen aus der Seele gesungen ist. Nochmals«, bat er, »gleich nochmals«, und er war furchtbar enttäuscht, als Sepp erklärte, das Lied sei noch keineswegs fertig, und er wisse nicht, ob er es singen lassen könne.

Für den Konzertabend zog sich Sepp sorgfältig an. Er schüttelte den Kopf über sich selber; was er da machte, war komisch und sentimental, eine lächerliche, verspätete Ehrung für Anna. Überhaupt benahm er sich kindisch in allem, was diesen Abend anging. Vor Hanns zwar und seinen Vertrauten machte er sich lustig über das »gesellschaftliche Ereignis«; aber in seinem Innern gestand er sich, daß ihm dieses alberne Konzert vor ein paar versnobten Parisern mehr Lampenfieber machte als jemals eine deutsche Premiere.

Das erste Stück, die Traumerzählung aus den »Persern«, von einer Französin gesungen, fand mehr höflichen als warmen Beifall; das Publikum hatte freundlich, doch sichtlich unbeeindruckt zugehört. Sepp sagte sich, sein erstes Gefühl sei schon richtig gewesen; es war Unsinn, vor einem solchen Auditorium zu spielen.

Es folgten die Horaz-Oden. Der aufgeregte Donald Percy verpatzte gleich den ersten Einsatz. Dann aber riß er sich zusammen, und alles Spätere »kam«. Das Auditorium hielt sich weiter still und aufmerksam, es wartete ab. »Das sind schwierige Leute«, meinte schwitzend Donald Percy.

Auch Lea merkte, daß ihr Publikum schwierig war. Sie betrachtete den Abend als ihre eigene Sache, er mußte aus vielen Gründen für diesen Monsieur Trautwein zu einem Erfolg werden. Leicht zu lancieren war er nicht, dieser deutsche Musiker. Auch machten es ihm ihre Gäste nicht leicht. Lea überraschte das nicht. Erst hatte sie sich als Notre-Dame-des-Nazis aufgespielt, jetzt setzte sie den Leuten einen emigrierten deutschen Musiker vor; da kam man zwar, um zu schauen und zu hören, war aber keineswegs gewillt, ihren Schützling von vornherein ihrer Laune zulieb für ein Genie zu nehmen. Es kam alles darauf an, was Monsieur Trautwein weiter brachte.

Was er weiter brachte, waren die Walther-Lieder. Bis zuletzt hatte er sich dagegen gesträubt, sie singen zu lassen, Donald Percy hatte sie ihm geradezu abpressen müssen. Jetzt zeigte sich, daß der Sänger guten Instinkt gehabt hatte. Sogleich, schon nach den ersten Takten, hatten die Lieder gesiegt. Da war nichts mehr von dem Ästhetizismus der »Perser« und der Horaz-Oden. Die Frische der Lieder, ihr bei aller Ziseliertheit derber Humor, ihre Volkstümlichkeit ging den Hörern ins Blut. Auch daß ihre Frechheit mehr war als bloß lustig, daß sie kämpferisch war, revolutionär, auch das war nicht zu verkennen. Wer tiefer hinhörte, der merkte: gerade die kämpferische Frische verband über die trennenden sechs Jahrhunderte hinweg den Dichter Walther von der Vogelweide und den Musiker Sepp Trautwein.

Aufhorchten die Gäste Madame de Chassefierres. Sie hatten eine trockene, französische Übersetzung in Händen, und selbst diejenigen, die Deutsch konnten, verstanden schlecht die altertümlichen Verse. Aber alle spürten die Kraft dieser Musik, ihren stürmischen Willen zum Richtigen, zum Menschlichen. Da war nichts mehr von dem unverbindlichen Respekt vor einer beachtlichen Kunstleistung, mit dem sie früher zugehört hatten. Enthusiasmiert saßen sie, es war ihre eigene Lust und ihr eigenes Aufbegehren, das aus der Kehle des Sängers, aus den Saiten des Flügels kam.

»Ja, wenn Herr Walther kröche.« Lea sah auf den merkwürdigen Menschen, den sie da gegen Erich ausspielte, sie sah sein knochiges Gesicht mit den tiefliegenden Augen hinter den starken, ergrauten Brauen, sah, wie er die Lippen zusammenkniff, während er sich am Flügel abmühte, sah das Lebendige an ihm, den jähen Wechsel zwischen Grimm und kindlichem Vergnügen. Er war täppisch, kraftvoll, lustig und sicherlich äußerst unpraktisch. Ein Deutscher, alles in allem. Und Erich war ein Nazi. Jetzt also hatte sie es erreicht, es war kein lahmer Abend mehr, ihr Monsieur Trautwein hatte seinen Erfolg weg, man wird ihr gratulieren, es war ein Erfolg auch für sie. Ein bitterer Erfolg: der Triumph dieses Trautwein ist die Niederlage Erichs. Sie hat es ihm gezeigt, wie sie es ihm angedroht, es ist entschieden, sie hat die Brücken abgebrochen. Und was hat sie gewonnen?

»Ja, wenn Herr Walther kröche.« Peter Dülken saß da und hörte zu. Wir haben Sepp viel zugetraut, aber ein Rest Akademie ist immer in seiner Musik gewesen, ein Rest Theorie, und nun bricht es so lebendig aus dem Mann heraus, so urtümlich. Peter Dülken ist voll von Freundschaft und Bewunderung. Hat er recht getan, daß er damals so auf Sepp eingeredet hat? Es ist unvorstellbar, was für eine Überwindung es den Mann kosten muß, Tag für Tag in der Redaktion der »P. D. P.« anzutreten, statt sich ans Klavier zu setzen und vor seine Noten. Er, Pitt, hat trotzdem recht getan, damals. »Ja, wenn Herr Walther kröche.« Wäre Sepp bei seiner Musik geblieben, es wäre ein Kriechen geworden. So, durch seine Arbeit bei der »P. D. P.« kauft er sich frei, ein für allemal.

»Ja, wenn Herr Walther kröche.« Da konnte auch Hanns mit, das spürte auch Hanns. War er damals, bei der Rundfunkübertragung der »Perser«, noch voll gewesen von Verachtung für die dümmlichen Gesichter der angestrengt Lauschenden, hatte er sich damals gesagt, daß es in dieser Zeit des großen Übergangs nicht darauf ankomme, Musik zu machen, sondern die Welt zu ändern, so war er mittlerweile duldsamer geworden und sah jetzt in seiner Stumpfheit vor der Musik keinen Vorzug mehr, sondern einen Mangel. Es war schon etwas daran, wenn Sepp behauptete, man könne auch mittels Musik kämpfen. Hanns sah auf seinen Vater, wie sich der mit verbissenem, grimmigem, vergnügtem Gesicht am Flügel abarbeitete, und er liebte ihn sehr. Sepp, das spürte man in dieser Musik, kämpfte einen tapfern Kampf. Schade nur, daß er nicht recht wußte, wofür. »Und reimt sich’s auch wie Arsch und Mond, / Herr Walther fragt nicht, ob sich’s lohnt, / Herr Walther singt doch, was er will.« Hanns wird den Vater beruhigt zurücklassen können.

»Ja, wenn Herr Walther kröche.« Raoul wußte nicht recht, was er mit Monsieur Trautwein anfangen sollte. Er war der neuen »Anwandlung« seiner Mutter von Anbeginn an skeptisch gegenübergestanden. Er hatte natürlich begriffen, daß die Veranstaltung dieses Konzertabends eine endgültige Absage an Monsieur Wiesener bedeutete, die schärfste Art des Bruches, die sich denken ließ, ihm war das lieb, und ihm imponierte der Mut, mit dem die Mutter Monsieur Wiesener vor der ganzen Welt abhalfterte und desavouierte. Aber tat sie das nicht ein bißchen sehr plakathaft? Rundheraus, ein bißchen geschmacklos? Und dieser Monsieur Trautwein selber, was war das für eine tolle Artischocke. Er hatte sich, das hatte Raoul von Tschernigg erfahren, um Harry Meisel sehr verdient gemacht, verstand also etwas von Literatur. Er schrieb strenge Musik, »Die Perser«, die Horaz-Oden. Und dann wieder schrieb er derbe, geradezu vulgäre politische Artikel, und so aktivistisch Primitives wie diese Walther-Lieder. Es war beunruhigend, daß der gleiche Mann so Verschiedenartiges machen konnte. Das stellte eine Reihe von Ergebnissen wieder in Frage, zu denen man glücklich gekommen war. Die Walther-Lieder waren populär und schienen trotzdem gut. Von dem Mann am Flügel schaute Raoul auf Tschernigg, seinen neuen Freund, der neben ihm saß. »Was halten Sie von dieser Musik?« fragte er ihn flüsternd. Tschernigg wandte ihm das Gesicht zu. »Knorke«, erwiderte er, feixend, und diesmal merkte Raoul, daß er ihn und sein Lieblingswort verulkte.

»Ja, wenn Herr Walther kröche.« Alle hörten zu, angeregt. Sepp Trautwein, das war den meisten von diesen Leuten ein Name gewesen, nicht mehr; dunkel erinnerte sich der eine oder andere, daß der Träger dieses Namens in dem Kampf um die Befreiung des entführten deutschen Journalisten, wie hieß er doch?, eine Rolle spielte. Jetzt aber zeigte sich, daß dieser Sepp Trautwein nicht nur ein politischer Agitator war, sondern ein wirklicher Musiker. Sonderbar. Der Mann brauchte sich doch nur ernsthaft daran zu halten, und er hätte mit seiner Musik überall in der Welt Erfolg. Statt dessen verbrachte er seine Zeit damit, Artikel zu schreiben für ein Blättchen der deutschen Emigration. Merkwürdige Menschen, diese Emigranten. Da jagen sie ihrer Heimat nach, die sie doch nicht will, und kämpfen, ohnmächtig und ein bißchen lächerlich, gegen einen riesigen Staat und seinen Apparat, statt daß sie ihre Musik machen oder was sie sonst können. Denn zu können scheinen sie was.

Für alle war Sepp ein anderer Mann nach den Walther-Liedern. Man umdrängte ihn, bemühte sich um ihn. Er war nicht liebenswürdig und redete seinen Hörern nicht zu Munde, er gab sich gemessen. Gerade dadurch aber, daß ihm sichtlich wenig daran lag, sie zu gewinnen, warben sie, diese Kollegen, Kritiker, Journalisten, um so heftiger um ihn. Die Rundfunkleute vor allem versuchten sogleich, einen Abend festzulegen, an dem die Walther-Lieder für ihren Sender gesungen werden könnten.

Sepp neigte sonst nicht zur Menschenfeindlichkeit, heut indes blieb er mürrisch inmitten seines Erfolges. Wie hätte sich Anna gefreut an diesem Abend, sagte er sich grimmig. Sie hat also wieder einmal recht gehabt: alles hängt ab von Empfehlungen, Beziehungen, vom Zufall, alles ist Schwindel.

Er wollte noch nicht schlafen gehen und forderte Tschernigg auf, mit ihm noch eine Stunde irgendwo zu sitzen. Tschernigg nahm erfreut an.

Sepps Musik hatte ihn aufgerührt. Die Walther-Lieder hatten wenig von dem, was ihn früher an der Musik des Freundes angezogen hatte, da war nichts mehr von jenem Kristallenen, »Klassischen, Mathematischen«. Es kam da ein neuer, kühner, aufrührerischer Sepp Trautwein zum Vorschein. Tschernigg hatte Sepp oft einen Kleinbürger gescholten und sich über ihn lustig gemacht; aber die Rebellion, die aus den Walther-Liedern herausklang, so einfach sie war, so primitiv, so wenig artistisch: kleinbürgerlich war sie nicht. Der rebellische Geist hatte wohl immer in Sepp gesteckt, aber es hatte günstiger Bedingungen bedurft, bis er durchbrechen konnte. Die günstigen Bedingungen waren jetzt da und hatten das Schlechte an Sepp zurückgedrängt und das Gute freigelegt.

Ja, der Mann hat sich verändert. Fünfundvierzig Jahre lang hat er sich genährt von dem Korn und dem Fleisch des Landes Oberbayern; seit zwei Jahren ergänzt und ersetzt er das, was er von seinem Körper aufzehrt, durch Korn und Fleisch und Wein und Frucht französischen Bodens. Wie der Leib des Freundes das alles aufgenommen hat, sich ändernd und trotzdem der gleiche bleibend, so hat sich eben allmählich auch sein kräftiger, aber langsamer münchnerischer Geist bequemt, einiges Fremde, Rebellische zu empfangen.

Auch er, Tschernigg, hatte sich geändert, aber es war eine traurige Änderung. Ja, Tschernigg hatte aus den Walther-Liedern sich selber herausgehört, seine eigene Jugend, seine freche, scheußliche, stolze, erbarmenswürdige, strahlende Jugend. Mit dieser Jugend war es aus, ein für allemal, seitdem er sich aus der Emigrantenbaracke in die bürgerliche Geborgenheit seines französischen Verlags gerettet. Der Übergang war geglückt, keine Frage. Er hatte etwas wie Erfolg, man hielt ihn für einen guten Kenner und bezahlte seine Kennerschaft, der Fink hatte wieder Samen. Aber seine Verwandlung blieb äußerlich, es war eine traurige Verwandlung. In seinem Herzen war er der Individualist geblieben, der Anarchist, der er gewesen, und er wußte nach wie vor, daß die Umwelt, in die er sich geflüchtet hatte, faul war, bestimmt zum Untergang, wert des Untergangs.

Es war Oskar Tschernigg leid gewesen, daß er die Walther-Lieder zum erstenmal inmitten dieser eleganten Gesellschaft hören mußte, daß Sepp sie ihm nicht wie früher allein und als erstem vorgespielt hatte. Froh jetzt über Sepps Einladung, trabte er neben ihm her; denn man ging zu Fuß wie in alten Tagen. Und ohne sich lange darüber zu verständigen, steuerten sie einem jener billigen Bistros zu, wie sie sie vor ihrer Wandlung und Entfremdung frequentiert hatten.

Da saß man wieder, wie früher so oft, in einer grellbeleuchteten, lärmenden Kneipe. Schmerzhaft dachte Tschernigg daran, wie er seinerzeit in dem kahlen Café Zur guten Hoffnung Sepp seine Gedichte vorgelesen hatte, scheinbar gleichgültig, doch zerbrannt von Erwartung. Ach, er hat falsche Gedichte geschrieben damals, und Harry Meisel hat recht gehabt, wenn er seine Gedichte mit abgründig gemeinen Worten abtat; noch in der letzten Nacht hat er ihm darüber Worte des Hohns ins Gesicht geworfen. Aber trotzdem sind die frechen, falschen Verse das Beste, was er gemacht hat. Leider aber schreibt er solche Verse nicht mehr, er schreibt überhaupt keine Verse mehr, damit ist es vorbei. Er, wie er heute dasitzt, kann nicht mehr dichten, er begreift nicht mehr, wie er jene Verse hat schreiben können. Sie sind ihm unheimlich, fremd wie abgeschnittene Haare oder Fingernägel, er versteht sie sowenig, wie er sein ganzes früheres Selbst versteht. Aber gerade diese seine Verse sind es, was Sepp an ihm angezogen hat, und vielleicht kann er auf dem Umweg über diese Verse Sepp wieder erreichen. Es ist schade, daß sie sich so weit voneinander entfernt haben.

Fein wäre es, wenn Sepp ein paar von seinen Gedichten vertonte. Das wäre eine neue Bindung. Und es könnte sein, daß er, Oskar Tschernigg, dann zurück zu seinen Versen fände.

»Wie wäre es, Professor«, sagte er, »wenn Sie Oskar Tschernigg für die Welt entdeckten wie seinerzeit den Harry Meisel? Ich selber habe keine Beziehungen mehr zu meinen alten Versen, aber Ihnen bedeuten sie doch noch etwas. Wollen Sie nicht einmal ausprobieren, was daran noch lebendig ist? Wenn Sie Schneid haben, Professor, dann lassen Sie die primitiven Lieder des alten Walther liegen und versuchen es mit dem jungen Tschernigg.«

Sepp hörte aus den scherzhaften Worten heraus, wie ernstlich Tschernigg um ihn warb; beinahe tat er ihm leid. Als er Tschernigg aufgefordert hatte, noch mit ihm zusammen zu sein, da hatte er daran gedacht, sich ihm zu eröffnen, ihm grimmig vorzugranteln. War es nicht ein verdammtes Pech, wollte er ihm vorlamentieren, daß einer, der solche Musik machte, sich selber dazu verurteilt hatte, auf einer Winkelredaktion herumzuhocken und mittelmäßige Artikel herunterzuschmieren? Wann endlich wird er sich seine Politik abschminken dürfen?

Allein wie sie jetzt in der armseligen Kneipe saßen, wußte er, daß es sinnlos gewesen wäre, vor Tschernigg zu jammern. Der hatte bestenfalls höhnische Redensarten für ihn, die ihn die Kette nur schlimmer spüren lassen würden, an die er sich geschmiedet. Es war besser, sich mit seiner blöden »P. D. P.« herumzuschinden, ohne zu klagen; es war gescheiter, die kalt gewordene Freundschaft mit Tschernigg nicht aufzuwärmen.

Tschernigg merkte, daß das alte Vertrauen zwischen ihm und Sepp nicht mehr herzustellen war. Das Feuer, das er an Sepp eine kurze Minute lang wahrgenommen hatte, war rasch herabgebrannt; der hatte an seinem Erfolg kaum mehr Freude als er, Tschernigg, an dem seinen. Wortkarg hockten die beiden zusammen, trübselig grübelnd, versunken ein jeder in sich selber.

## 

## 12

## Der verschwimmende Horizont

Um den alten Ringseis stand es nicht gut. Er lag jetzt im Krankenhaus, in einem großen Saal mit zwei Dutzend andern, und sah so zusammengeschmolzen aus, daß es Sepp weh tat. Doch Sepps Besuch belebte ihn sichtlich. Er habe nun, erzählte er, sein Französisch vollends verlernt, nur auf dem Umweg übers Lateinische könne er französische Vokabeln in seinem Gedächtnis aufstöbern, und viele fehlten ihm gänzlich.

»Wenn Sie nach Deutschland zurückkommen, mein Sohn«, sagte er später, der Gedanke mußte ihn seit langem bedrückt haben, »dann erinnern Sie sich, bitte, daran, daß das Material zu dem Stichwort Xanthippe in Schrank 6 des Seminars liegt, bei den alten Akten. Sie werden nach Deutschland zurückkehren, und die Schatten der Athenerin Xanthippe und des Hyperboreers Ringseis werden es Ihnen danken, wenn Sie das Material aus Schrank 6 einem Fachmann übergeben. Denn ich werde den Artikel über Xanthippe ja nun leider kaum mehr fertigmachen können. Ich hatte gehofft, die Arbeit trotz meiner unzulänglichen Hilfsmittel noch hier in Paris abzuschließen. Das ist jetzt mehr als fraglich geworden. Es ist auch fraglich, ob sich das Material im Seminar wirklich noch vorfindet. Und fraglich ist es schließlich, ob selbst in diesem günstigsten Fall der beizuziehende Fachmann den Artikel in meinem Sinne schreiben wird. Sehr möglich also ist es«, schloß er trüb, »daß Xanthippe noch durch mehrere Jahrhunderte wird ungerettet bleiben müssen.

Wenn Sie in Deutschland zurück sein werden«, fuhr er fort, noch ehe Sepp antworten konnte, »und wenn Sie dann auf meinen Neffen stoßen sollten, den gewissen Günther Ringseis, der, wie Sie wissen, mir allerlei Unannehmlichkeiten zugefügt hat, dann kümmern Sie sich vielleicht ein wenig um ihn. Er ist kein angenehmer Geselle, und ich verstehe auch, daß ihr, wenn ihr zurückkommt, gewillt sein werdet, zu strafen. Odysseus, als er zurückkehrte, hat die Freier nicht verschont. Immerhin, wenn Sie auf ihn stoßen sollten, denken Sie daran, daß ich selber ihm nichts nachtrage.«

Mit den blassen, vorquellenden Augen schaute er Sepp hilflos, dringlich an, der verfallene Greisenschädel inmitten des ungepflegten Schifferbarts lag groß auf dem nicht sehr saubern Kissen. »Sie werden mich heute vielleicht ein wenig nervös finden, mein Sohn«, entschuldigte er sich mit einem kleinen, mühsamen Lächeln, »und Sie haben recht. Es stellt sich heraus, daß ich mich leider selber nicht zur Genüge mit der Lehre durchtränkt habe, die ich Ihnen immer verkündete. Ich sollte gelernt haben, zu warten, und es dürfte mir nicht leid sein, wenn nun auch Xanthippe noch ein paar Jahrhunderte länger sollte warten müssen. Aber es ist mir leid. Ich bin unseligerweise von hitzigem Temperament, ja, ich muß mich selber bezichtigen: ich bin ganz kribbelig.«

Er war wirklich erfüllt von einer tiefen Unruhe. Mehrmals fragte er Sepp, ob der genau verstanden habe, wo das Material über Xanthippe liege, und Sepp mußte ihm die Beschreibung wiederholen. Er versprach alles, was der Alte wünschte, tat aber dessen Befürchtungen mit der gebotenen Zuversichtlichkeit ab. Natürlich, erklärte er bestimmten Tones, werde Ringseis seinen Artikel vollenden und, nach Deutschland zurückgekehrt, sich selber des Manuskriptes und seines Neffen annehmen. Allein seine Tröstungen verfingen nicht, und er ging gepreßten Herzens.

Auch dieser ruhige, alte Mann also, dessen Geduld einen schon beinahe lächerte, brachte es nicht über sich, bis zum Ende zu warten. Die Lehre vom Warten war ein Schmarrn, das Leben wäre nicht lebenswert, wenn man es verwarten wollte.

Wenn schon der alte Ringseis »kribbelig« wurde, wie begreiflich dann war seine eigene Ungeduld. Die Frist, die er sich gesetzt hat, hält ihn zum Narren. Diese verfluchten Nazi zögern ihr Schiedsgericht hinaus bis zum Jüngsten Tag. Nie wird er dazu kommen, den »Wartesaal« zu schreiben. Es ist, wie wenn man die Linie erreichen wollte, wo sich Meer und Horizont berühren; je weiter man fährt, der Horizont dehnt sich mit der Fahrt, und ewig unerreichbar verschwimmt er. Wäre nur dieser Fall Benjamin zu Ende, so oder so.

Immer heftiger, immer grimmiger dachte er dieses gräßliche So-oder-so, kein Selbstvorwurf half dagegen. Der Wunsch, der Fall Benjamin möge zu Ende sein, so oder so, nahm Besitz von seinem ganzen Wesen.

Als Hanns auf dem Sowjetkonsulat erfuhr, daß sein Gesuch genehmigt sei und er in den nächsten Wochen werde abreisen können, war seine Freude nicht so groß, wie er erwartet hatte. Er hatte diesen Augenblick in seiner Vorstellung schon zu oft vorweggenommen. Ja, als er die schmale, gewundene Rue de Grenelle, an der das Konsulat lag, hinaufging, beschäftigte ihn mehr als die Freude auf sein neues Leben die Sorge, sein altes auf saubere, anständige Art zu beenden.

Da war zum Beispiel die Sache mit Germaine, beziehungsweise mit Madame Chaix. Schon das wußte Hanns nicht recht, ob sie für ihn noch Germaine war oder wieder Madame Chaix. Er hätte sich längst bei ihr entschuldigen müssen wegen jener verfehlten Zusammenkunft im »Chasseur d’Afrique«, hätte ihr die Gründe darlegen müssen, aus denen er damals weggelaufen war. Er war das ihr und sich selber schuldig. Aber er hatte nie recht gewußt, wie anfangen. Sie pflegte, wenn sie ihn sah, ein gutmütig überlegenes, spitzbübisches Lächeln aufzusetzen, das ihm die Rede verschlug. Ein ordentlicher Krach wäre ihm lieber. Wie es jetzt ist, haben die Beziehungen zu ihr etwas ungemütlich Schwebendes; er kann nicht fortgehen, ohne die Geschichte vorher zu bereinigen. Er wäre ein Schisser, wenn er sich noch länger vor der Aussprache mit Germaine drückte.

Sowie er sie also das nächstemal sah, mit Anlauf und möglichst unbefangen, begann er: »Hören Sie, Germaine, kann ich mit Ihnen reden?«

Madame Chaix, gerade dabei, Staub zu wischen, drehte sich jäh um. Er war errötet, gegen seinen Willen, das Erröten stand seinem viereckigen Schädel mit der bräunlichgoldenen, zartüberflaumten Haut sehr gut. Sie schaute ihn an, unverwandt, sie lächelte, langsam, dreist, und langsam schloß sie einen Knopf ihrer reichlich weit geöffneten Bluse. »Jetzt wollen Sie also doch wieder mit mir reden«, meinte sie und führte die Zunge von einem Mundwinkel zum andern. »Ihr seid ungeschickt, ihr Deutschen«, lächelte sie, »aber beharrlich. Also, was haben Sie mir zu sagen?«

Hanns fand keinen Anfang, stand vor ihr, jung, frisch, überrötet. Sie hielt den Blick auf ihn, immer lächelnd. Schließlich fragte sie geradezu: »Warum bist du eigentlich damals nicht gekommen, du Dummkopf?«

»Ich bin ja gekommen«, erwiderte er und setzte ihr voll täppischen Eifers auseinander, warum er damals wieder gegangen sei. Er habe erkannt, er liebe sie nicht so, wie sie es verdiene, und für ein bloßes Amüsement sei sie ihm zu gut.

Sie hörte zu, spöttischen Gesichtes. Das ist natürlich Unsinn, was er da quasselt, aber nett ist er, wie er so eifrig auf sie einredet, und es ist nicht ausgeschlossen, daß er seinen Stuß wirklich glaubt. Leute, die Geld haben, machen sich manchmal dergleichen vor. Wenn man Geld hat und also keine wirklichen Sorgen, dann kompliziert man sich das Leben durch künstliche. Aber es wäre ein Jammer, wenn es zwischen ihnen beiden nichts würde bloß wegen so blödsinniger Spintisierereien. Sie ist vernünftig, er gefällt ihr, und sie möchte ihn gern zur Liebe überreden. »Wieso bin ich dir zu gut für ein Amüsement?« nimmt sie also seine Worte auf. »Ich bin mir nicht zu gut dafür. Warum soll man sich nicht amüsieren?«

Er riecht den angenehmen Duft ihrer sehr weißen Haut, er sieht ihr herrlich rotblondes, wuscheliges Haar, er bedauert, daß sie die Bluse zugemacht hat, die Gedanken drohen ihm davonzulaufen. »Ich weiß nicht«, sagt er unsicher, vollendet den Satz nicht und schaut sie nur an. »Das seh ich, daß du nicht weißt«, erwidert sie. »Und sag wenigstens nicht immer Sie zu mir.«

Er hat noch ihr Argument im Ohr: »Warum soll man sich nicht amüsieren?« Es klingt einleuchtend, aber er weiß genau, daß es viel dagegen zu sagen gibt. Man soll es nicht ohne Liebe machen, man darf sich nicht vergeuden wie Antonius, aber diese und ähnliche Gedanken aus dem Café »Chasseur d’Afrique«, das sind Abstrakta, und Germaine ist da, leibhaft, man sieht sie, man riecht sie, sie ist angenehm nahe, bedrohlich nahe.

»Furchtbar blöd bist du eigentlich«, sagt sie, und: »Wie kann ein so netter Junge so blöd sein.« Und nun kommt sie noch näher, und: »Jetzt hab ich aber genug von deinem Blödsinn«, erklärt sie, und ihre Stimme klingt zornig, doch ihr Gesicht lacht. Und ehe er mit sich im reinen ist, ob sie nun wirklich zornig sei, ist sie schon bei ihm, und hat er angefangen oder sie?, er spürt ihre Lippen, ihre Zunge, und sie küssen sich, daß ihm Hören und Sehen vergeht, und jetzt sind sie also auf demselben Fleck wie damals, und seine Flucht aus dem »Chasseur d’Afrique« ist umsonst gewesen.

Stark atmend steht er, nachdem sie von ihm abgelassen hat. Sie schaut auf ihn mit ihrem verfluchten, spöttischen Lächeln. »Ich will dir sagen, warum du damals davongelaufen bist«, sagt sie autoritativ. »Du bist ein eingebildeter Bengel und kommst dir zu gut für mich vor. Wenn du ein Arbeiter wärst, ein Chauffeur, einer von uns, dann wäre alles ganz einfach, dann hättest du damals gut und gerne gewartet.«

»Du tust mir unrecht, Germaine«, erwidert er und ist ehrlich gekränkt. Denn genau umgekehrt ist es richtig: er hat sich zu den Proletariern geschlagen, ist einer von ihnen geworden, und diejenige, die kein proletarisches Bewußtsein hat, das ist sie.

»Wieso tu ich dir unrecht?« antwortet sie. »Du bist ein Herr, und ich bin eine Aufwartefrau. Darüber kann man doch nicht debattieren.« – »Und ob man darüber debattieren kann«, ereifert er sich. »Ich gehöre doch zu euch, politisch, meine ich.« – »Politisch«, höhnt sie zurück, und: »Ich kümmere mich einen Dreck um Politik«, erklärt sie. »Einen Dreck interessier ich mich für deine Politik«, wiederholt sie, resolut, ärgerlich über soviel Unverstand. »Für dich interessiere ich mich, du Idiot.« Und da er immer noch nicht zu begreifen scheint, setzt sie ihm in nüchternen Worten ihre Weltanschauung auseinander. Die Reichen seien reich, dagegen sei nichts zu machen, der Arme müsse schauen, wo er bleibe. Aufbegehren sei sinnlos, damit verhunze man sich höchstens noch das bißchen, was man vom Leben habe. Der Kuchen sei nun einmal, wie er sei, man müsse schauen, daß man sein Brösel davon abbekomme. »Hab ich nicht recht?« schließt sie.

Hanns findet nicht, daß sie recht habe, im Gegenteil, er findet sie leichtfertig, leicht-fertig, und er beginnt behutsam, ihr darzulegen, worum es geht. Sie aber unterbricht ihn sogleich. Sie erzählt, wie ein Mann, den sie sehr gern gehabt hat, Kommunist war. Dabei ist nichts herausgekommen, als daß er nie Zeit für sie gehabt hat, und wenn er Zeit hatte, dann hat er sie angeödet mit seinen Theorien. Und aus einer Stellung nach der andern haben sie ihn hinausgefeuert, obwohl er ein guter Arbeiter war, wegen seines Kommunismus, und zuletzt haben sie ihn eingesperrt, den Idioten. »Da hast du’s, und laß dir’s zur Warnung dienen«, rät sie verständig.

Vor diesem platten Opportunismus ist Hopfen und Malz verloren. Hanns ist ernüchtert. Germaines Haar leuchtet ihm nicht mehr so rotblond, ihre Haut ist nicht mehr so bezaubernd weiß; auch sieht er jetzt, daß die Mutter recht gehabt hat, daß sie wirklich schlampig ist, es sind Flecken auf ihrer Bluse.

Aber es geht nicht um ihre Anziehungskraft, auch nicht um ihre politische Überzeugung, die Frage ist: hat er nun die Aufgabe erfüllt, die er sich gestellt, hat er die Sache Germaine bereinigt? »Begreifen Sie wenigstens, warum ich Sie damals im ›Chasseur d’Afrique‹ nicht abgewartet habe?« fragte er, dringlich. Aber: »Nein, das begreife ich nicht, du Idiot«, erwiderte sie, sah ihn noch eine Weile an mit einem Blick, von dem er nicht wußte, bedeutete er Spott oder Bedauern, und kehrte sich dann wieder ihrer Arbeit zu.

Wenn es Hanns nicht recht geglückt war, die schwebende Angelegenheit mit Germaine in Ordnung zu bringen, so wollte er wenigstens, ehe er Paris verließ, dafür sorgen, daß Sepp für die Zukunft so angenehm wie möglich untergebracht sei. Die äußeren Dinge lassen sich gut an; seit dem Konzert bei dieser Dame an der Rue de la Ferme sieht es so aus, als werde Sepp zumindest auf ein oder zwei Jahre frei sein von wirtschaftlichen Sorgen. Aber der Vater ist unpraktisch wie ein kleines Kind und äußerst phlegmatisch; wenn man ihn nicht stößt, bleibt er für immer in seinem unbequemen, widerwärtigen Loch hocken. Aus diesem scheußlichen Hotel Aranjuez wenigstens muß ihn Hanns herauskriegen, bevor er nach Moskau geht.

In den nächsten Tagen also lief er herum in der Stadt Paris, um für den Vater Wohnung zu suchen. Das war nicht einfach, sein und Sepps Geschmack waren so verschieden wie ihre Bedürfnisse. Aber schließlich fanden sich am Quai Voltaire zwei große, altmodische, behaglich eingerichtete Zimmer, mit herrlichem Blick auf den Fluß, Räume, die Sepp, wenn er ein bißchen gutwillig war, an München erinnern konnten. Hanns bat den Inhaber der Wohnung, ihm die Zimmer zu reservieren. Allein der Mann erklärte hochnäsig, die Zimmer könne er jeden Tag loswerden, und ließ sich auf nichts ein.

Hanns wollte sich die Wohnung nicht durch die Lappen gehen lassen und nahm sich vor, noch heute mit Sepp zu reden. Bei dieser Gelegenheit wird er ihm auch gleich sagen, daß er also in wenigen Wochen endgültig fortgeht. Eine angenehme Aussprache wird das nicht werden.

Er ging der Metrostation zu, mechanisch, seine Gedanken waren bei der bevorstehenden Unterredung. Da, am Eingang der Station, stutzte er. Dort nämlich stand ein Liebespaar, das sich auf jene unbekümmerte Art verabschiedete, die in Paris gang und gäbe war. Der junge Mann und das Mädchen, vertieft in sich selber, küßten sich ab, dann hielt sie ihn bei den Schultern und schaute ihm noch einmal in die Augen, dann fingen sie wieder an, sich zu küssen, und dann erst gingen sie auseinander. Derartige öffentliche Intimität war Hanns noch immer zuwider, aber er hatte sich daran gewöhnt. Wenn ihn die Verabschiedung gerade dieses Liebespaars bewegte, dann deshalb, weil er den jungen Menschen gut kannte, es war sein alter Schulkamerad und Widersacher im Jugendverband Ignaz Hauseder. Das Mädchen aber kannte er noch besser, es war Germaine, beziehungsweise Madame Chaix.

Hanns, wie er den Hauseder so öffentlich mit seiner Germaine poussieren sah, verspürte einen rechten Stoß. Daß Germaine leichtfertig war, hatte er gewußt, aber es war ärgerlich, daß sie sich gerade diesen Ignaz Hauseder ausgesucht hatte, der immer so protzig und geschwollen daherredete. Seine Germaine, hatte er gedacht. War das Eifersucht? Und war also das, was er für Germaine fühlte, doch etwas wie Liebe? Soviel war gewiß, es verdroß ihn, daß er sie mit dem andern erwischt hatte.

Noch grimmiger wurde er, wenn er sich vorstellte, was alles der Hauseder über ihn vor Germaine zusammenschwafeln mochte. Dabei gab er doch nichts auf das Urteil der beiden, und es konnte ihm Wurst sein, was sie von ihm hielten. Es war ihm aber nicht Wurst. Im Gegenteil, wenn er daran dachte, wie sie zusammenhockten oder vielleicht noch intimer zusammensteckten und über ihn grinsten, dann rauchte er ihm mächtig.

Mühsam beruhigte er sich. Jetzt war es wenigstens zwischen ihm und Germaine eindeutig zu Ende, und er brauchte sich keine Gedanken mehr zu machen. Es war gut, daß ein Hanns Trautwein gar nicht erst angefangen hat mit einer Frau, die es über sich bringt, sich mit einem Kerl wie dem Hauseder einzulassen. An diesem Abend war Sepp wieder einmal sehr wortkarg und vergrübelt. Hanns spannte auf eine Gelegenheit, da er die unangenehme Mitteilung der bevorstehenden Abreise anbringen könnte, aber das Essen war vorbei, er hatte bereits das Geschirr abgewaschen, und immer noch hatte der Vater kein Wort gesprochen, an das er hätte anknüpfen können. Statt dessen hockte Sepp in dem Lehnstuhl, der jetzt schon wieder recht versessen ausschaute, und war so in Gedanken, daß Hanns es nicht übers Herz brachte, mit seiner bittern Nachricht herauszurücken.

Sepp dachte an den alten Ringseis. Man hatte ihm gesagt, der werde es nur mehr kurze Zeit machen, und es wollte Sepp nicht aus dem Kopf, daß der Alte nun gerade noch vor dem Ende »kribbelig« geworden war. Sepp überdachte, wie oft er ihn pedantisch, oberlehrerhaft, zerstreut gesehen hatte, wie oft weise und abgeklärt und wie oft wieder lächerlich. Er überdachte seine Gradheit, seine Ehrlichkeit, seine tiefe Güte, das wahrhaft Humane, das von ihm ausging. Und auf einmal wurde ihm klar, daß er im Geist bereits an einem Nekrolog arbeitete.

So weit also hatte ihn die Journalistik verseucht, daß er nicht einmal mehr an den verlöschenden Freund denken konnte, ohne den Nekrolog in der »P. D. P.« vor Augen zu sehen. So eingesperrt schon war er in seinen Zwangsberuf, daß er einen Menschen, der ihm so nahestand, mechanisch in Material für die Rotationsmaschine verwandelte. Er sprang auf, haute auf den Tisch und schrie: »Jetzt hab ich’s aber satt. Es kotzt mich an. J’en ai marre«, und nochmals: »J’en ai marre.«

»In diesem Fall sagt man besser: ›Ça m’emmerde‹«, korrigierte gemütlich Hanns; manchmal in ähnlichen Situationen hatte er die Erfahrung gemacht, daß es den Vater beruhigte, wenn er sein Französisch verbesserte. »Also schön«, grantelte denn auch diesmal, schon gedämpft, Sepp weiter. »Ich hab’s satt, es steht mir bis zum Hals, es kotzt mich an. Ça m’emmerde, oder was du willst.« Hanns aber fand, er müsse die Gelegenheit beim Schopf packen, denn wenn nicht jetzt, dann werde er nie mehr reden, und, mit Anlauf, erklärte er: »Du wirst dich übrigens bald nach einem neuen französischen Lehrer umschauen müssen. In längstens einem Monat, wahrscheinlich schon früher, werde ich dir nämlich adieu sagen.«

Sepp hatte gewußt, daß das einmal kommen werde; trotzdem gab es ihm einen Stich. In längstens einem Monat. Gerade jetzt macht sich der Bub davon, nachdem es sich herausgestellt hat, daß er noch der einzige ist, mit dem man reden kann. Leicht wird’s einem nicht gemacht. Mit Erna ist es aus, mit Tschernigg ist es auch nichts mehr Rechtes, was bleibt einem? Man ist schon elend allein in der schönen Stadt Paris.

Und plötzlich überfällt es ihn, Vorstellungen von Schuld und Sühne. Wenn der Bub jetzt geht, so ist das die Strafe für das So-oder-so, die Strafe dafür, daß er sich’s zu leicht gemacht hat, daß er, schon wieder, innerlich desertiert ist.

Langsam, während er das alles denkt, sagt er: »Ja, ja, dann gehst nachher du halt auch fort«, und er spricht sehr münchnerisch.

Hanns hört darüber hinweg, er möchte keine Sentimentalität aufkommen lassen, er redet von anderem, von den beiden Zimmern am Quai Voltaire. Billig seien die Zimmer nicht, berichtet er, fünfhundert Franken, aber wir verdienen jetzt ja ganz gut. Und es sei eine hübsche Gegend, der Quai Voltaire, mit schönem Blick über den Fluß, Sepp werde sich bestimmt wohl fühlen. Und unter keinen Umständen möchte er den Vater hier im Aranjuez lassen. Er redet sich in Eifer, schildert die Vorteile der neuen Wohnung in starken Farben, will Sepps Gedanken von der bevorstehenden Trennung ablenken. Allein es gelingt ihm nicht recht. Sepp hört nur mit halbem Ohr hin und sagt zerstreut: »Das war nett von dir, daß du dich umgeschaut hast. Man wird ja bei Gelegenheit sehen.« Aber Hanns läßt nicht locker; nein, nichts bei Gelegenheit, Sepp müsse sich die Zimmer morgen anschauen, sonst seien sie weg. Doch Sepp, die Gedanken abwesend, erwiderte, so wichtig sei das wohl nicht, er habe jetzt so lange hier ausgehalten, schließlich werde sich auch was anderes finden. Und als Hanns bestand, krähte er: »Ich denke gar nicht daran, mich jetzt zu entscheiden, ich mag nicht.« Schmerz und Zorn über die bevorstehende Trennung hatten ihn widerspenstig gemacht, er war ganz der alte Sepp.

»Nimm Vernunft an, Vater«, bat Hanns, und Sepp, den eine Stimme oft mehr bewegte als das, was sie sagte, bezähmte sogleich seinen Groll; ganz ähnliche Worte und mit ganz ähnlicher Stimme hatte in ähnlichen Fällen Anna gesprochen. »Na schön«, gab er nach, »nachher miet schon, aber mich laß in Ruh. Ich will mir’s nicht lange anschauen.« Im stillen überlegte er listig, mieten könne er die Zimmer ja, wenn dem Buben damit ein Gefallen getan sei; zu beziehen brauche er sie deshalb noch lange nicht.

Diesen Ausweg gefunden zu haben freute ihn. Doch nur für einen Augenblick. Gleich darauf, schier körperlich schmerzhaft, überfiel ihn die Vorstellung, wie er hier im Hotel Aranjuez sitzen wird, wenn einmal Hanns fort ist, allein, in schwarzer Verzweiflung, darauf wartend, daß diese gemeine, hundsföttische Sache Benjamin endlich erledigt sein werde. Ach, sie wird nie erledigt sein. Er wird hier sitzen und sich nach seinem Werk sehnen, er wird seinen verdammten Karren weiterschieben, eine Landstraße entlang, die kein Ende nimmt, es wird sein wie damals an der Front, man verkommt und wird stumpf und sieht kein Ende ab, und dieser Feldzug, er ist kein Schnellzug, man geht auf einen Horizont zu, der einen zum Narren hält, und je weiter man geht, so weiter entfernt er sich, und ewig verschwimmen Himmel und Meer. Und man wird schlecht durch das endlose Warten, früher hat man seinen Humor gehabt und war gutmütig, jetzt wird man immer grantiger und nissiger, man sieht an keinem Menschen mehr was Gutes, man hat keinen Menschen zum Freund und ist keines Menschen Freund, man kann keinen ausstehen, es gibt keinen, an dem man nicht mehr Ärger hätte als Freude, Peter Dülken und Oskar Tschernigg und Erna Redlich, sie sollen sich zum Teufel scheren allesamt, und Hanns geht jetzt auch fort, und man ist vollkommen allein.

Der Bub kann nichts dafür. Soll der Bub vielleicht hier hockenbleiben und werden wie er selber? Der Bub hat sich durchaus anständig benommen, er hat ihm schon vor Monaten gesagt, daß er gehen wird, es wäre an ihm, an Sepp, gewesen, sich rechtzeitig darauf einzustellen.

Auf keinen Fall hat es Sinn, sich die letzten Wochen durch jammerselige Betrachtungen zu versauen. »Was halt sein muß, muß sein«, sagt er, und, mit einem matten Versuch zu scherzen: »Zu helfen ist dir ja doch nicht.« Auf diese traurigen, resignierten Worte zu erwidern ist gar nicht einfach; fast wäre es Hanns lieber, Sepp schriee und schimpfte. »Ja«, antwortet er, auch er flau spaßend, »zu helfen ist uns beiden leider nicht.«

Dieser Ton mißfiel Sepp höchlich. Er hatte nicht die Absicht, mit dem Buben zu streiten, aber dunkel spürte er, es wäre vielleicht eine Erleichterung, ihm noch einmal deutlich die Meinung über dieses verfluchte Moskau zu stecken. »Es wäre uns schon zu helfen«, entgegnete er also, noch friedfertig seiner Meinung nach, aber in Wahrheit bereits recht provokatorisch. »Es bräuchte zum Beispiel nur einer von uns beiden vernünftiger zu sein.« Darauf mußte Hanns natürlich die entsprechende Antwort geben, und so, obwohl jeder zu äußerster Toleranz entschlossen, waren sie schon nach ein paar Minuten mitten im heftigsten Disput.

»Was ist denn euer Sozialismus?« krähte Sepp. »Das ist doch die Karikatur eines Sozialismus. Was fang ich denn an mit einem Sozialismus ohne Humanität? So gewiß menschlich sein der Sozialismus des einzelnen ist, so gewiß ist Sozialismus nichts anderes als der Humanismus der Gesamtheit. Aber ein Sozialismus, der sich nicht um den einzelnen kümmert, ein Sozialismus, der immerzu den einzelnen preisgibt, ein Sozialismus, der nicht absoluter, hundertprozentiger Humanismus ist, mit einem solchen Sozialismus könnt ihr mich im Arsch lecken.«

Hanns aber war fest überzeugt, daß man mit derlei weichmütigen Theorien gegen erbitterte und durch und durch antihumane Gegner nicht aufkommen könne. »Wenn es jemand ernst damit ist«, erklärte er, »das Prinzip: ›Du sollst nicht töten‹ durchzudrücken, dann darf er nicht erlauben, daß ein anderer den Grundsatz propagiert: ›Du darfst töten.‹ Er muß vielmehr bereit sein, diesen andern notfalls umzubringen. Die Kirche hat recht daran getan, die Bergpredigt mit Feuer und Schwert zu verbreiten. Humanität, ich hab es dir schon einmal gesagt, läßt sich dem Menschengeschlecht nur mittels Kanonen beibringen.« Er sprach heftiger, als er wollte.

Auch Sepp antwortete kämpferischer, als er beabsichtigte. Er lehnte einen Sieg des Sozialismus ab, der mit andern als absolut demokratischen Mitteln erfochten werden müßte. Und als Hanns darauf beharrte, daß man der Nazi und ihrer Barbarei niemals mit den Mitteln formaler Demokratie werde Herr werden können, schmiß er dem Sohn streitbar krähend den Satz an den Kopf, nicht der Zweck heilige die Mittel, sondern die Mittel schändeten den Zweck.

Allein so vehement er daherredete, es verbarg sich, Hanns nahm es mit Freuden wahr, hinter der Fassade seiner großspurigen Sätze Unsicherheit. Sepp selber merkte, daß er nicht mehr mit ganzem Herzen an das glaubte, was er so eifrig verfocht. Manchmal schien ihm, als kämen Hannsens Argumente aus seinem eigenen Innern.

Übrigens wurde im Lauf der Debatte Hanns immer gemäßigter, Sepp dagegen kämpferischer, gröber. Aber Hanns nahm es ihm nicht übel. Was da aus Sepp herausbrach, das war seine saftige münchnerische Rauflust, die sich seit langer Zeit nicht mehr hatte betätigen können. Hanns sah befriedigt: der alte Sepp lebte noch.

Beiden war nach dieser gründlichen Aussprache wohler. Als sie zu Bett gingen, war jeder erfüllt von tiefer Verachtung für die politische Theorie und von tiefer Zuneigung für das Wesen des andern.

## 

## 13

## Triumph der guten Sache

Die »Pariser Deutsche Post« blühte und gedieh. Ihre zehn stattlichen Seiten konnten sich sehen lassen. Die besten deutschen Schriftsteller schrieben für sie; selbst Jacques Tüverlin steuerte einen bösen, eleganten Aufsatz über die Nazi bei.

Allein der Käufer, der am Kiosk sein messingnes Fünfzigcentimestück für sein Exemplar der »P. D. P.« hinlegte, ahnte nicht, wieviel Schweiß und Kopfzerbrechen es gekostet hatte, diese zehn Seiten mit lesenswertem Inhalt zu füllen. Unablässig hatten die Redakteure zu kämpfen, die Angriffe abzuwehren, mit denen der wütige Gingold und sein gerissener Anwalt sie verfolgten. Wie es Zarnke vorausgesagt hatte, regnete es Verfügungen, Streitankündigungen, Beschlagnahmungen, und die Gerichtsboten gingen in den Räumen der »P. D. P.« ein und aus.

Das schlimmste blieb die ständige Finanznot. Die Beträge, die Justizrat Zarnke und Peter Dülken aufgebracht hatten, waren erschöpft, man mußte kleine Summen zusammenbetteln, um sich von einem Tag zum andern über Wasser zu halten. Die Redakteure hatten nicht nur mehr Arbeit zu leisten als früher, sie mußten auch in eine immer dürftigere Entlohnung willigen, und sie mußten sich, um dieses harte Leben zu ertragen, immer wieder ins Bewußtsein rufen, daß sie ein tapferes, nobles und notwendiges Werk verrichteten. Die »P. D. P.« durchzuhalten, das erforderte viel Energie, Schläue und Optimismus.

Der alte Heilbrun bewährte sich. Er vereinigte mit großem Organisationstalent die Routine einer langen Journalistenlaufbahn. Er war nach wie vor repräsentativ und hielt stolze, zuversichtliche Reden. Wer aber genauer hinsah, merkte rasch, daß er in seinem Innern getroffen war. An Sepp strich er scheu und demütig vorbei. Manchmal, auch in Gegenwart anderer, sank er plötzlich in sich zusammen. Keiner dann hätte in dem alten, ausgeleerten Mann den stolzen Herrn von dem Porträt des Malers Max Liebermann wiedererkannt.

Dazu kam, daß die »P. N.« nicht, wie man gehofft hatte, kapitulierten. Vielmehr hatten Gingold und sein Hermann Fisch einen Trick gefunden, der ihnen weiterhalf. Sie forderten angesehene englische, amerikanische, französische Schriftsteller auf, für die »P. N.« zu schreiben. Diese Herren wußten nichts von den inneren Verhältnissen der deutschen Emigrantenpresse, und da Gingold sich’s abgerungen hatte, fette Honorare zu bieten, sahen sie keinen Grund, ihm ihre Mitarbeit zu verweigern. Der Leserkreis der Emigration war nicht groß, und die scharfe Konkurrenz der beiden Zeitungen drückte die Auflage.

Die Redakteure der »P. D. P.« arbeiteten weiter, zornig, resigniert, verbissen. Immer wieder sagten sie sich vor: wir müssen durchkommen, wir werden durchkommen. Allmählich aber begann ihre Zuversicht Maske zu werden, und dahinter lag Verzagtheit, graue Verzweiflung.

Da, an einem Septembernachmittag, gab die Amtliche Deutsche Nachrichtenagentur die Meldung durch, die deutsche Regierung werde den Journalisten Friedrich Benjamin an die Schweizer Behörden ausliefern.

Die Redaktion der »P. D. P.« war nicht mehr kahl. Keiner hatte mehr recht an den Sieg geglaubt, nun kam er so jäh, daß er alle aus ihren Fugen hob und beschwingte. Selbst Heilbrun war auf einmal nicht mehr alt, sondern wieder der große Herr aus seiner besten Zeit, das lebendig gewordene Porträt des Malers Liebermann.

Sepp Trautwein, als er die Kunde vernahm, rührte sich eine Weile nicht von der Stelle. »Frei, er ist frei«, sagte er vor sich hin. »Frei, frei«, wiederholte er immer wieder. Dann erst, nach einigen Sekunden, begann er zu strahlen, jetzt aber über das ganze knochige Gesicht, die tiefliegenden Augen unter den mächtigen, ergrauten Brauen glänzten, er war geradezu schön. Er lief durch den Redaktionsraum, er schnalzte mit der Zunge, mit einer täppischen, törichten Bewegung faßte er den seiner Kollegen bei der Schulter, jenen, sagte: »Frei, frei.« Er umarmte Erna Redlich, er packte den langen, magern Peter Dülken, der selber ganz verrückt war vor Freude, und sagte zu ihm, offenbar ganz sinnlos: »Na, Pitt, wer hat nun recht gehabt? Hab ich’s nicht immer gesagt?« Auch daß er mit Heilbrun böse war, hatte er vergessen, er schüttelte ihm gewaltig die Hand, und: »Na, was sagen Sie jetzt?« fragte er ihn übermütig, und: »Warum sagen Sie denn nicht Sepp zu mir, Sie Idiot?« Er sang: »Der schwache Mann stirbt, und der starke Mann ficht«, sagte wieder: »Frei, frei«, und war wie besoffen.

Pitt und Heilbrun bestürmten ihn, er müsse den Begrüßungsartikel für Friedrich Benjamin schreiben, kein anderer als er, das sei heute sein Tag und sein Sieg. Aber er weigerte sich. »Das müßt schon ihr machen«, sagte er, »ich kann heute nicht, ich bin ganz besoffen.« – »Das sind wir ja alle«, lachte Peter Dülken und warf sich das braune, lange Haar aus der Stirn. Aber: »Frei, frei«, sagte Sepp und ging.

Taumelig ging er, selig, strahlend durch den milden Septembertag. Er setzte sich auf den Perron eines Cafés. Es tat wohl, von so vielen wimmelnden, geschäftigen Menschen umgeben zu sein, sie waren, ob sie es wollten oder nicht, die erfreuliche Staffage seines groß beflaggten Innern. Er trank ein Bock und noch eines und ein drittes, und er kaufte sich eine Zeitung und noch eine und eine dritte, und überall stand geschrieben, die deutsche Regierung habe sich entschlossen, den Journalisten Friedrich Benjamin an die Schweizer Behörden auszuliefern. Sepp Trautwein war ein Mensch, der Gutes zu genießen wußte, und er hatte neben manchem Bösen auch mancherlei Gutes in seinem Leben erfahren: aber niemals, niemals war er so glücklich gewesen wie heute. Und wären alle seine Jahre grau und öde gewesen und er hätte nur diese eine Stunde gehabt hier auf dem Perron des Pariser Cafés mit den Zeitungen und der frohen Botschaft und mit den drei Bock und mit dem großen, die Brust sprengenden Gefühl: Frei, frei, sein Leben wäre glücklich gewesen.

Sein Glaube hatte ihn also nicht betrogen. Gerechtigkeit, Vernunft, das sind keine leeren Worte, es gibt das wirklich in der Welt, und der alte Ringseis hat recht, man muß nur warten können. Und Anna hat den Löffel weggeworfen, arme Anna, ach, warum hat er ihr das nicht beibringen können, das Warten und die Zuversicht. Wenigstens kann er es dem alten Ringseis noch sagen, daß Friedrich Benjamin frei ist.

Vorläufig sagte er es dem Kellner. »Er ist frei«, sagte er ihm. »Haben Sie es gelesen, mein Herr? Er ist frei, und ich hab es immer gewußt.« Und da der Mann ihn verwundert anstarrte, gab er ihm ein hohes Trinkgeld.

Dann lief er weiter durch den schönen Septembertag, und obwohl er nur drei kleine Bock getrunken hatte, fühlte er sich wie damals in der Nacht, als er von dem ersten freundschaftlichen Gespräch mit Erna Redlich kam und durch die leeren Straßen und Plätze der Stadt Paris lief. Er hat recht gehabt, und er wird auch weiter recht haben. »Der Tag wird kommen«, krähte er vor sich hin, wie damals. Er wird an den Quais der Isar entlanggehen, wird die Frauentürme sehen, Weißwürste essen, Märzenbier trinken, er wird Richard Strauss auf die Schulter klopfen: »Na, Herr Nachbar, Sie hätten auch gescheiter sein können«, und wenn ihn der Riemann verlegen angrinst, dann wird er einfach zurückgrinsen und im übrigen vornehm schweigen. Eleusetai, er wird kommen, das hat sich auch jetzt wieder einmal gezeigt, oder, volkstümlicher ausgedrückt: Gefurzt, Herr Hitler, ist noch lange nicht geschissen. Wir haben zwar einiges abbekommen in der Zwischenzeit, aber wir haben es nicht umsonst durchgemacht, auch das wird sich jetzt zeigen. Und vor allem wird sich zeigen, daß »Der Wartesaal« nicht umsonst gewartet hat.

Jetzt erst, und mit so hellem Glanz, daß er beinah erschrak, drang ihm voll ins Bewußtsein, was Friedrich Benjamins Freilassung für ihn selber bedeutete. Mit der Freiheit des andern hat er seine eigene Freiheit erkämpft. Er darf zurück zu seiner Musik, und wie ganz anders kommt er zurück, reifer, weise und doch noch jung. Nichts von dem Spiritus ist verflogen, sein Wein ist gut und alt geworden, und die rechte Flasche hat er dazu gekriegt. Was alles hat er gelernt und begriffen in diesen zwei Jahren.

Einmal war er, längst erwachsen, wieder ins Wilhelmsgymnasium gekommen, in das Schulzimmer, in dem er als zehnjähriger Bub gesessen war, und da standen die Bänke von damals, die gleichen Bänke, aber ach, wie waren sie klein und winzig geworden. Und so wie der Sepp von damals auf diese Bänke geschaut hatte und auf den Sepp, der in einer solchen Bank gesessen war, so schaute der Sepp von heute zurück auf den Sepp von vor zwei Jahren und auf seine Hoffnungen, Ängste und Entwürfe.

Er stand am Quai. Er mußte sich abkehren, dem Wasser zu, er schämte sich, die Freude und den großen Glanz sehen zu lassen, der jetzt sicher über seinem Gesicht lag; denn alle Menschen mußten neidisch werden, wenn sie ihn so sahen. Er schaute auf den Fluß Seine, der dahinfloß, frisch, freundlich, grün, und er hätte nicht glücklicher sein können, wenn es der Fluß Isar gewesen wäre. Er darf zurück zu seiner Musik. Er darf Musik machen, mit reinem Gewissen, und braucht sich nicht mehr den Kopf um andere zu zerbrechen. Er hat sein Teil getan.

Frei, frei. Er spürte es von sich abfallen, spürte geradezu leibhaft, wie ihm die Schultern leicht wurden, die Brust, der ganze Körper. Das Gespenst Fritzchens war zerplatzt, verweht die kleine, geisterhafte Musik, die er immer um ihn herum gehört hatte. Er war frei, frei. Er atmete tief, dehnte sich, stieß die verdorbene Luft aus sich heraus und atmete ein die neue, reine, frische.

## 

## 14

## Gewillt, ein Bösewicht zu werden

»Wenn es Ihnen recht ist, Corinne, dann brechen wir auf«, sagte Spitzi. Man hatte in einem Gartenrestaurant der Umgebung zu Abend gegessen, im Freien, man saß angenehm und führte, bei unaufdringlicher Musik, eine lässige Unterhaltung.

Madame Didier, verwundert über die unhöfliche Plötzlichkeit seiner Aufforderung, fragte zurück: »Was stört Sie?« – »Es ist nur«, erwiderte, die Dürftigkeit dieser Ausrede kaum verbergend, Spitzi, »weil es anfängt kalt zu werden, und wir haben den Wagen offen. Vor allem aber«, gab er sich einen Ruck, »freu ich mich darauf, mit Ihnen zu Hause zu sein«, und er beschaute sie mit frecher Liebenswürdigkeit.

Man brach auf. Er war den ganzen Abend zerstreut gewesen und blieb es auch auf der Rückfahrt. Diese Scheißbande in Berlin, dachte er. Nicht einmal mit so einem Fritzchen werden sie fertig. Sie haben keinen Funken Psychologie, sie wissen immer noch nicht Bescheid um die Demokratien. Sonst hätten sie ruhig ein fait accompli geschaffen. Ich muß es dem Bären einmal gründlich stecken. Aber warum sollte ich schon? Ich bin ja jetzt erledigt, mich geht es nichts mehr an, ich bin nicht mehr mit von der Partie.

Es gab eine Stockung auf der schmalen, belebten Straße, er mußte halten und warten. »Sie sind heute recht schweigsam, mein Freund«, sagte unzufrieden Madame Didier. Ich habe Pech mit ihm, dachte sie. Ich hätte doch meinem innern Gebieter folgen sollen. Erst war er so munter und kregel und verliebt, und seitdem ich ihn und mich soweit habe, ist er nie recht bei der Sache. – Was ist wirklich mit mir los? dachte Spitzi. Jetzt läßt mich sogar meine Routine im Stich, und die Frauen merken, daß ich nicht bei der Sache bin. Sie wird mir noch durch die Lappen gehen, diese Corinne, gerade jetzt, wo ich eine Frau benötige, die ein bißchen wer ist.

Er nahm sich zusammen und drückte ihre Hand. »Sag rasch«, bat er, »woran denk ich jetzt?« Sie richtete den Blick vor sich hin, bemüht, sich zu sammeln. Aber: »Es geht jetzt nicht«, erklärte sie, »du bist mir nicht nahe genug.« Dann machte sie dennoch einen Versuch. »Du denkst an einen Fluß«, tastete sie, »und große, weißlichgraue Gebäude daran, es könnte London sein. Aber wenn es stimmen sollte, dann ist es erraten, nicht gewußt.« Er lachte, ein wenig bösartig. »Es stimmt nicht«, sagte er.

Endlich konnte der Wagen wieder anfahren. Meine »Leistung« seinerzeit, dachte er, hat nicht viel Mühe gemacht, es war ein wenig unappetitlich, aber Anstrengung war es keine, und es war rasch vorbei. Und dann, alle die Jahre her, hab ich einfach auf meiner Leistung sitzen können und mich um nichts zu kümmern brauchen, und alles ist gut gegangen. Ja, genauso war es: solange ich die Dinge habe laufen lassen, wie sie wollten, war alles in Butter, und seitdem ich mich anstrenge, seitdem ich wirklich was leiste, geht alles schief. Das beste, was mir eingefallen ist, meinen »Königsgedanken«, die Sache mit dem Pressefrieden, haben sie mir nicht nur nicht gedankt, sondern geradezu verhunzt. Dann, wie Notre-Dame-des-Nazis plötzlich die Nase von unserm Wiesener voll hatte und für diesen Sepp Trautwein demonstrierte, schien mein Segel wieder Wind zu kriegen. Die Brise hat nicht vorgehalten. Diese Idioten. Müssen sie mir den Benjamin freilassen. Gegen solche Eseleien, dagegen stinkt kein Glück und keine Begabung an.

Er hatte in der Tat schlechte Erfahrungen machen müssen, als er in London für seinen Pressefrieden arbeitete. Die Partei hatte ihn elend aufsitzen lassen, ihn desavouiert, alles Erreichte immer wieder durch betonte Lauheit sabotiert. Dabei wußte er: der Parteigenosse hatte recht gut gesehen, daß sein Projekt erstklassig war. Es war einfach niederträchtig, daß der Parteigenosse seine Vorliebe für Wiesener über die Interessen des Reichs und der Partei stellte. Es war auch niederträchtig, daß der Parteigenosse einfach keine Notiz davon nahm, daß sein Günstling durch die Fahnenflucht Madame de Chassefierres kompromittiert war. Von seiner eigenen Kompromittierung durch den übeln Ausgang der Affäre Benjamin wird der Parteigenosse sehr nachdrücklich Notiz nehmen.

Das war nun einmal so, und daran konnte er nichts ändern, auch wenn er den Bauch noch so voll Zorn hatte. Wie aber wäre es, wenn er, da er infolge der Affäre Benjamin doch so gut wie verloren ist, ohne Rücksicht auf das Nilpferd und die Rue de Penthièvre einfach noch einmal hinüber nach London flöge, der Partei zum Trotz, und der Geschichte mit dem Pressefrieden durch Ausnützung seiner persönlichen Beziehungen einen neuen Schubs gäbe? Verschlimmern kann sich seine Situation nicht mehr. Jede Sache hat ihre zwei Seiten, dachte er, und jedes Unglück sein Gutes. So blöd die Affäre Benjamin ausgegangen ist, auch diese Pleite hat ihre Vorteile. Wenn ich bisher, bei allem, was ich tat, peinlich darauf habe achten müssen, bei niemand anzuecken: jetzt bin ich diese Bremse los. Auf das Nilpferd hinüberschielen muß ich jetzt nicht mehr. Wenn ich schon in die Luft fliegen soll, warum dann nicht mit Krach und Glanz? Ich tu’s. Ich leiste mir den Spaß. Ich geh nach London.

Diese Erwägungen heiterten ihn auf. Dreist und liebenswürdig sagte er zu der maulenden Madame Didier: »Hören Sie, Corinne, ich will Ihnen gestehen, warum ich heute abend so wenig genießbar bin. Ob erraten oder gewußt, Sie haben nämlich doch recht gehabt: ich gehe wirklich nach London. Nur auf ein paar Tage übrigens. Und, ich hätte nie geglaubt, daß ich noch so jung sei, die Trennung von Ihnen, auch nur für ein paar Tage, fällt mir schwer.« Corinne sah ihn von der Seite an, zweifelnd. Aber er hatte jetzt seine ganze selbstsichere Leichtfertigkeit zurückgewonnen. Er legte sich ins Zeug, ihre Bedenken verschwanden, sie war stolz, daß sie das mit London richtig getroffen hatte, und erkannte froh ihren alten Spitzi wieder.

Wieseners Gesicht, als ihn die Nachricht von der Freilassung Friedrich Benjamins erreichte, wurde beinahe töricht vor Bestürzung. Daß diese Affäre so beschämend ausgehen könnte, hatte er nie erwartet. Wozu bekannte man sich mit solcher Offenheit zur Barbarei, wenn man nicht einmal wagte, der kleinen Schweiz den starken Mann zu zeigen?

Er gedachte des maßlosen Zornes, der ihn gepackt hatte, als er unlängst die Musik dieses Sepp Trautwein im Radio gehört. »Ja, wenn Herr Walther kröche«, hatte Sepp Trautwein gesungen. Für ihn hatten sie es ausgewählt, Lea und dieser Musikmensch, für ihn hatten sie es singen lassen. Es war eine Herausforderung, nur an ihn gerichtet, selbst Tüverlins Beschimpfung verblaßte davor.

Wie hat er sich lustig gemacht, er, Wiesener, über diesen kümmerlichen Musikprofessor. Bleibt nicht bei seiner Musik, hat er gehöhnt. Schreibt Artikel, der Hanswurst, der Don Quichotte. Hat die fixe Idee, dieses Fritzchen Benjamin herauspauken zu wollen. Er, ein einzelner Mann, ein davongejagter Musikprofessor, will aufkommen gegen ein Volk von siebzig Millionen und seinen Flugzeugen und seinen Tanks und seinem Führer. »Ja, wenn Herr Walther kröche«, singt er großartig. Ein jämmerlicher Trost. So trösten sich alle, die nichts erreicht haben. Aufs Moralische ziehen sie sich zurück, wenn sie in der Wirklichkeit versagt haben, im Leben, wo es um die Tat geht.

Er hat aber leider nicht versagt, dieser Sepp Trautwein. Er ist nicht gekrochen und hat doch nicht versagt. Im Gegenteil, er hat recht behalten, er, der geschaßte Musikprofessor, und Lea. Der gesamte Apparat eines Siebzigmillionenvolkes hat nicht genügt, dem Armen sein Lamm auf die Dauer zu entreißen. Das Siebzigmillionenvolk, trotz seiner Flugzeuge und seines Führers, muß seinen Gefangenen herausgeben. Es ist einfach lächerlich, es ist gegen alle Vernunft. Und mit der linken Hand hat dieser Trautwein es geschafft. Musik hat er gemacht, und nebenher, mit der linken Hand, hat er Fritzchen Benjamin aus seinem millionenfach bewachten Gefängnis herausgeholt. Er war der David, dieser Sepp Trautwein, und er selber der großmäulige Goliath. »Erkannt und verachtet.«

Er ging auf und ab durch seine schönen Zimmer, Arbeitszimmer, Bibliothek, Speisezimmer. In der Bibliothek, vor Leas Porträt, gegen seinen Willen, blieb er stehen. Ein törichtes Lächeln? Keine Gedanken hinter der glatten, hohen Stirn? Oh, sehr wohl stecken Gedanken dahinter, freche, bösartige. Und wie hat er übersehen können, daß dieses kleine, unmerkliche Lächeln das hochmütigste ist, was man sich denken kann. Wie überhaupt hat er so lange dulden können, daß dieses freche Bild auf ihn herunterschaut. Sie hat ihm einen Tritt gegeben, und er sieht nach wie vor zu, wie ihr Bild arrogant auf ihn herunterlächelt. Ist er verrückt? Ist er Masochist?

Nein, meine Liebe, das bin ich ganz und gar nicht. Ich werde Ihr geschätztes Bild weghängen lassen.

Arsène wird sich freuen. Arsène ist zufrieden mit der Entwicklung, die unsere Angelegenheiten in den letzten Wochen genommen haben. Arsène ist ehrgeizig für uns und hat die Sache mit der Jüdin nie gerne gesehen.

Ich mache mir nichts vor, meine Liebe, ich bagatellisiere nicht. Ich habe heute eine Niederlage einstecken müssen, eine richtige Niederlage. Aber die Partie ist noch nicht aus, wir können eine Niederlage vertragen. Bedenken Sie gefälligst, wieviel Siege wir gebucht haben in der Zwischenzeit. Wir sitzen in der Gunst des Parteigenossen wie der Dotter im Ei. Wir haben die schwierige Aufgabe, mit der man uns betraut hat, mit ungewöhnlichem Geschick gelöst und die evident falsche Nachricht mit größtem Erfolg lanciert. Wenn einmal die Führung den Tag für gekommen hält, die Lügenhaftigkeit der antifaschistischen Journaille anzuprangern, dann werden wir in Glanz und Gloria dastehen. Und der »Beaumarchais« ist auch unterwegs, in allernächster Zeit wird er erscheinen, und er ist ein sicherer Erfolg.

Sind wir nicht zu hochmütig? In der Schule haben wir allerhand gelernt über die Hybris und die Strafe der Götter für die Hybris. Niobe, Xerxes, Napoleon. Seien wir nicht übermütig, erlauben wir uns nicht zuviel. Nicht einmal der Führer darf sich alles erlauben: er hat Friedrich Benjamin wieder herausgeben müssen.

Bin ich übermütig? Bin ich nicht wirklich in der bessern Situation? Ist es nicht wahr, daß sie mit meiner Verabschiedung sich selber mehr weh getan hat als mir? Ich habe es leichter, ich kann mich trösten, es fehlt nicht an Trösterinnen, es ist genug appetitliches Weibszeug um mich herum.

Auf seinem Arbeitstisch lagen, mit der letzten Post eingetroffen, die Korrekturen des »Beaumarchais«. Er besah die Titelei. Da stand noch, in schönen, klaren, großen Typen, die Widmung an Madame de Chassefierre. Er nahm die Füllfeder und strich die Widmung quer durch mit einem saubern, dicken Strich. Er schluckte, während er den Strich zog, er spürte Schmerz und gleichzeitig ein Gefühl der Befreiung. Jetzt ist die Episode Lea aus, durchgestrichen, erledigt.

Von neuem stand er vor dem Porträt. Nachdem die Sache erledigt ist, warum dann eigentlich soll er das Bild weghängen? Er hat ja auch sonst aus abgelebten Zeiten allerhand Erinnerungszeichen aufbewahrt. Und das Bild ist ein Kunstwerk, ein erfreulicher Anblick. Und wenn er das Bild weghängen läßt, werden dann seine lieben Feinde nicht erst recht lächeln über den leeren Fleck an der Wand oder das Bild, das er zum Ersatz hinhängt?

Er beschaut das Porträt, dringlich, prüfend, als sähe er es das erstemal. Plötzlich, ganz laut, fängt er mit der gemalten Lea zu reden an. »Ich kenne dich auch anders, meine Liebe«, sagt er ihr, leise, süß, tückisch. »Ich habe an dir ein sehr anderes Antlitz gesehen, ein Antlitz, wie es bestimmt kein anderer Mensch an dir gesehen hat.« Er denkt daran, wie er sie manchmal liegen sah in der süßen Vernichtung nach dem Genuß. »Und ich werde dich wieder so sehen, meine Liebe«, verkündet er ihr. Alles sagt er der gemalten Lea, was der lebendigen zu sagen sie ihm keine Gelegenheit mehr gibt. Er beschimpft sie, fleht sie an, entschuldigt sich, droht, höhnt. Er fühlt sich erleichtert nach dieser Aussprache.

Nein, er kann Arsène die Freude nicht machen: das Bild bleibt hängen, wo es hängt. Das Bild hat lebendige Ohren, es hört alles, was er Lea zu sagen hat. Erst dann, wenn das Bild nicht mehr da ist, wird die Verbindung zwischen ihm und Lea endgültig zerrissen sein. Solange das Bild dahängt, solang ist sie sowenig frei wie er. Das Bild bleibt hängen. Es hängt gut da.

Auch ist es eine ständige, willkommene Mahnung. Sie haben mir vorgeworfen, Madame, ich sei nur ein halber Barbar, kein ganzer. Ich danke Ihnen für den freundlichen Hinweis. And therefore I am determined to prove a villain.

## 

## 15

## Der schlotterige Anzug

Ilse Benjamin wäre gern allein auf dem Bahnhof gewesen, um ihren Mann zu erwarten. Früher hatte sie sich peinlich gehütet, ihn »ihren Mann« zu nennen; er war Fritzchen gewesen oder Benjamin. Jetzt war er ihr Mann geworden, und sie hatte das Recht, ihn allein einzuholen. Aber die Leute von der »P. D. P.« behaupteten, das gehe nicht, daß sich Friedrich Benjamin unerkannt nach Paris hereinstehle, man wollte seine Rückkehr zu einem Triumph machen, und Ilse mußte das wohl oder übel gelten lassen. Es hatten sich also an dem Morgen, da er eintreffen sollte, viele Menschen am Ostbahnhof eingefunden, Reporter, Repräsentanten der französischen Linksparteien, Wichtigmacher, Neugierige, Filmoperateure.

Friedrich Benjamin stand am Fenster seines Abteils, die bekannte Melone auf dem Kopf, die bekannte Zigarre im Mund. Doch viel mehr als diese beiden Attribute war von dem früheren Benjamin kaum geblieben. Sein Gesicht war keineswegs mehr die Maske eines betrübten Clowns, es war schmal geworden, gelblichweiß, die braunen, kugeligen Augen brannten erschreckend heraus, es war ein zergrübeltes Gesicht, auf dem Fanatismus und Leid jedem sichtbar eingeschrieben waren.

Da stand er also am Fenster, in dem gleichen Anzug, in dem er weggefahren war, jetzt aber schlotterte der Anzug um ihn. Obwohl er seit langem keine so bequeme Lagerstatt gehabt hatte wie das Bett des Schlafwagens, hatte er nicht gut geschlafen. Seine Befreiung war zu plötzlich gekommen. Seine Wärter hatten ihm immer wieder zu verstehen gegeben, daß er sein Gefängnis kaum mehr lebend verlassen werde, kein Anwalt hatte Zutritt zu ihm gehabt, von den Anstrengungen, welche die zivilisierte Welt zu seiner Rettung unternommen, hatte er nichts erfahren, er hatte abgeschlossen und sich nur darauf vorbereitet, vor Gericht seinen Mann zu stellen und anständig und eindrucksvoll zu sterben. Als man ihn dann aus seinem Gefängnis herausholte und weitertransportierte, hatte er das Schlimmste befürchtet, daß man ihn nämlich ohne Prozeß hinterrücks erledigen werde. Wie man ihm später mitteilte, er stehe jetzt auf Schweizer Boden und sei frei, hatte er das zuerst für einen übeln Spaß gehalten, es war mehr Wirrnis für ihn gewesen als Freude, und als er schließlich zu glauben begann, war ihm schlecht geworden infolge des jähen Glückes.

Während der ganzen Nacht im Schlafwagen war er aus einem tiefen Staunen nicht herausgekommen. Er wußte, wie selten jene Freiheit und Gerechtigkeit, für die er sein Leben hindurch gekämpft hatte, in der Wirklichkeit anzutreffen waren, und er hatte sich noch lange nicht damit abgefunden, daß gerade in seiner eigenen Sache Freiheit und Gerechtigkeit sollten gesiegt haben.

Da war er vor sieben Monaten abgefahren, von dem gleichen Bahnhof, Ilse hatte zu ihm heraufgewinkt und ihm gesagt, er solle nicht telefonieren, die gleiche Melone hatte er auf dem Kopf gehabt und eine Zigarre genauso im Mund, und er hatte gedacht, daß er in spätestens fünf Tagen zurück sein werde, im Besitz eines wertvollen Passes und wertvoller Informationen. Nun waren aus den fünf Tagen sieben Monate geworden, und er kam zurück, immer noch ohne einen richtigen Paß, aber freilich viel informierter.

Und da steht ja auch Ilse, sie ist der erste Mensch, nach dem er ausgespäht hat, eigentlich schon, seitdem sich der Zug in Bewegung gesetzt hat. Sie steht da, sie winkt nicht, sie schaut ihn nur an; aber wie sie ihn anschaut, das ist mehr, als wenn ihm ihr ganzer Körper entgegengestürzt käme.

Er ging durch den Korridor, leicht wankend, er hielt sich an der Messingstange der Waggontreppe fest. Viele Gesichter schauten zu ihm herauf, er lächelte, ein scheues, tiefes Lächeln, er hatte nur einen Wunsch: nach Hause. Das heißt, wo ist sein Zuhause? Ist es noch das Hotel Atlantic? Zu Hause, das ist bei Ilse, das ist dort, wo er sich ruhig hinlegen kann und schlafen, tief und lange.

Viele Münder schrien zu ihm herauf, viele Hände streckten sich ihm entgegen, und da, endlich, ist auch Ilses Gesicht ihm ganz nahe, und umarmte er sie oder sie ihn? Er schüttelte viele Hände, er sagte wohl auch etwas, er wußte nicht recht zu wem, die frische Luft schwächte und erschütterte ihn. Dann schob sich alles dem Ausgang zu, Photographenapparate waren auf einen gezückt, Kinoleute kurbelten, tausend Augen starrten einen an. Und nun endlich saß er im Wagen, Ilse hatte eine Adresse angegeben, es hatte ihn doch so sehr beschäftigt, welche, und nun hatte er gar nicht darauf geachtet; er war auch zu müde und mitgenommen, um zu fragen. Es genügte, daß man jetzt irgendeinem Zuhause zufuhr, und daß er bald wird liegen und schlafen können.

Dann war er allein mit Ilse. Folgsam, da er noch nicht gefrühstückt hatte, trank er Kaffee, aß auch einiges, aber was es war, hätte er nicht sagen können. Dabei schwatzte er. Er erzählte, wie das Gesicht seines ersten Wärters ausgesehen habe, seines zweiten, seines dritten, und was für einen Dialekt sie gesprochen hätten. Auch was es für ihn für eine Enttäuschung gewesen sei, erzählte er, daß er nicht habe arbeiten dürfen; er habe ebenso früh aufstehen müssen wie die andern, um fünf Uhr, die andern hätten zur Arbeit ausrücken können, für ihn aber sei der Tag endlos lang gewesen. Aber das war es doch gar nicht, was er hatte berichten wollen. Wie hatte er sich in der einsamen Zelle, während der unerträglich langen Stunden, da er auf das Ende wartete, danach gesehnt, zu erzählen. Es gab da soviel Berichtenswertes trotz des grausigen Einerlei, und es hatte ihn gebrannt, daß er keinem davon hatte sprechen können. Jetzt hatte er den Hörer, den er am brennendsten entbehrt, die beste, liebste Hörerin, Ilse, und jetzt schwatzte er lauter Unwichtiges, und von dem Wesentlichen, das ihn ganz anfüllte, sagte er kein Wort. Allmählich wurde denn auch der Fluß seiner Rede spärlicher, und schließlich verstummte er vollends.

Ilse saß vor ihm, rauchend, und mit seinen kugeligen, traurigen, dringlichen Augen schaute er sie an, unverwandt. In vielen, endlos langen Stunden hatte er versucht, sich ein Bild von ihr zu machen, aber es war ihm nie recht geglückt. Mißtrauisch, wie er war, hatte er immer den Verdacht gehabt, die Ilse, die er sich in der Einsamkeit seiner Zelle zurechtmachte, sei idealisiert. Nun aber hatte die wirkliche Ilse etwas von dieser Ilse seiner Zelle, und sie war doch leibhaft, war doch nicht geträumt. Sie gefiel ihm tief, wie sie so vor ihm saß, er liebte sie, er war erfüllt von ungeheuerm Dank für diese Frau, die so viel für ihn getan hatte und die jetzt vor ihm saß und ihn betreute. Aber er wartete darauf, voll kitzelnden, fast quälenden Verlangens, daß sie ihm ein scharfes, höhnisches Wort sage, wie sie es früher getan hätte. Sosehr er die Frau liebte, die da ergeben vor ihm saß, er vermißte jene, die ihn ständig aufgezogen und schlecht behandelt hatte, er sehnte sich nach der Ilse, die er verlassen.

Sie schaute nachdenklich auf ihn, während er schwatzte, und als er verstummte, war sie beinah froh, daß sie ihn in Ruhe betrachten konnte. Ihr Instinkt hatte also recht gehabt damals, als sie ihm zum erstenmal begegnet war: er war ein außergewöhnlicher Mensch. Jetzt hatte auch sein Schicksal bewiesen, daß alles an ihm und um ihn außergewöhnlich war; denn wenn er nicht so fanatisch überzeugt gewesen wäre von seiner Sache, dann hätte ihn das Schicksal nicht dazu bestimmt, für diese seine Sache so sichtbar zu leiden. Sie liebte ihn neu und stärker als bisher.

Es war aber ihrer Liebe ein leises Gefühl der Fremdheit beigemischt. Sicher war es ein großes Glück, daß dieser Mann ihr Mann war, aber sie mußte sich erst daran gewöhnen. Seine sonderbare Scheu und Geschwätzigkeit, das Abwesende, fahrig Zerstreute an ihm, sein plötzliches Verstummen, alles das ängstigte sie. »Meine Güte«, konnte sie sich nicht enthalten, laut zu sagen, sehr sächsisch.

Und diese wohlbekannten Laute, die er so lange hatte entbehren müssen, stellten mit eins die alte Vertrautheit her, zeigten ihm hinter Ilses neuem ihr altes Gesicht, machten ihn spüren, daß er zu Hause war. Er lächelte zu ihr hinüber, dankbar, zärtlich.

Dann aber kam wieder die tiefe Müdigkeit über ihn. Sie sah, daß ihm die Augen zufielen, und brachte ihn zu Bett. Wie oft hatte sie gebrannt vor Verlangen, mit ihm zu schlafen. Jetzt war sie nicht einmal sehr enttäuscht, wie er todmüde dalag, offenbar nichts begehrend als Ruhe. Sie saß bei ihm, beschaute ihn, wartete, bis er, ihre Hand haltend, eingeschlafen war.

Zwei Tage später hatte sich Friedrich Benjamin halbwegs erholt. Freilich konnte er die Vorstellung nicht loswerden, er sei im Konzentrationslager, ausgeliefert der Willkür rohen Gesindels. Immer wieder mußte er sich klarmachen, daß er, wenn er nur wollte, herumgehen könnte in der Stadt Paris als sein eigener Herr. Er ging nicht aus. Er hatte Scheu davor, Bekannte zu sehen, mit ihnen zu sprechen.

Langsam verlor sich sein Gefühl der Fremdheit vor Ilse, er entdeckte unter dem lebendigen, wissenden und viel entschiedeneren Gesicht der Frau, mit der er jetzt zusammen war, das zarte, freche, weiße der Dame von früher, und allmählich schmolz ihm die launische, bösartige Ilse von früher in eines mit der Frau von heute.

Jetzt, da er sich geborgen und ihr wieder verbunden fühlte, wich die nervöse Geschwätzigkeit des ersten Tages, und er konnte erzählen, wie er’s sich gewünscht hatte, das Wesentliche und das Unwesentliche an der rechten Stelle.

Er erzählte, wie er in der Einzelzelle gelegen war und auf die Geräusche des Lagers gehört hatte. Entweder war es ganz dunkel, dann bevölkerte man die Dunkelheit mit scheußlichen Gesichten und sehnte sich nach Licht, oder aber man lag die ganze Nacht hindurch im Strahl der grellen Lampe und sehnte sich nach Dunkelheit. Es kamen Klopfsignale, doch er war ungeschickt und konnte sie nicht enträtseln. Er hörte die Tritte der Wachmannschaften, er wartete darauf, daß sie kämen; sie kamen, sie gingen vorbei. Er hörte das Türenschlagen, Wimmern, ferne Schreie.

In der Einzelzelle zerging man vor Sehnsucht nach anderen. Lag man mit andern zusammen, sehnte man sich nach Einsamkeit; denn es war furchtbar, so viele mißhandelte, geschundene Kreaturen anzuschauen, ihre Ausdünstungen zu riechen, ihre Qualen mit zu erleben, darauf wartend, daß an einem selber ähnliches geschehe.

Er erzählte von den mühevollen inneren Vorbereitungen, sich gut zu halten in der entscheidenden letzten Stunde, die jeden nächsten Augenblick anheben konnte. Seine Peiniger hielten ihn wahrscheinlich für mutig; was wußten sie von der Anstrengung, mit der dieser Mut erkrampft war, von der Angst, die ständig unter ihm lauerte. Es war die gleiche Art Tapferkeit gewesen, derenthalb man ihn seinerzeit an der Front gerühmt hatte, eine höchst mühevolle Tapferkeit. Er erzählte von den Unterhaltungen, die er mit sich selber geführt, um über die Furcht des Wartens wegzukommen, von den Übungen des Witzes und Verstandes, die er mit sich selber angestellt, von den scharfen Prüfungen, denen er sein Gedächtnis unterworfen, um in der einsamen Ewigkeit der Haft nicht verrückt zu werden. Mitten in der Erzählung unterbrach er sich, um den genauen Text einer Bibelstelle nachzuschlagen, die ihm fort und fort im Kopf herumgegangen war: »Des Morgens wirst du sprechen: ach, wäre es Abend, und des Abends wirst du sprechen: ach, wäre es Morgen, vor Angst deines Herzens, die dich ängstigen wird.«

Wovon er aber nicht erzählte, das war die Erkenntnis, eine bestimmte Erkenntnis, zu der er in den Monaten der Todesbereitschaft vorgestoßen war. Wenn er sich nämlich bis jetzt zur Idee des kompromißlosen Friedens bekannt, wenn er geschrien und geschrieben hatte: »Frieden, Frieden«, und: »Nie wieder Krieg«, dann, das war ihm nun aufgegangen, hatte das gar nichts heißen wollen. Das Privileg, für den Frieden kämpfen zu dürfen, ohne lächerlich zu werden, muß man sich erwerben. Um mit Erfolg für den Frieden kämpfen zu dürfen, muß man bewiesen haben, daß man es nicht aus Feigheit tut, aus Drückebergerei, sondern daß man gewillt ist, wenn es not tut, für die Sache des Friedens zu sterben. Ein messianischer Zustand ist erreichbar, und es müssen Menschen in der Welt sein, die dieses Ziel immer neu verkünden. Doch berufen zu dieser Verkündigung sind nur jene, die sich durch ihre Haltung bereit gezeigt haben, für dieses Ziel ihr Leben hinzugeben. Wenn Feiglinge für den Frieden manifestieren, was soll das nützen? Wirksam für die scheinbare Feigheit manifestieren kann nur der Tapfere.

Das kann man spüren, aber man kann es nicht aussprechen. Er jedenfalls trug Scheu, es auszusprechen. Gerade wenn er wirklich berufen war, einer von den Myriaden Nachfahren des Jesajas zu sein, dann durfte er kein Aufhebens von sich selber machen. Der wahre Verkünder des Friedens muß sich bewußt bleiben, nichts zu sein als ein demütiges Gefäß, und es ziemt ihm Bescheidenheit. Sowenig es einem erlaubt ist, stolz zu sein darauf, daß er atmet, sowenig darf ein Arbeiter am Frieden stolz sein auf diesen seinen Beruf: er muß vielmehr in einem hohen Sinn anonym bleiben. Die Notwendigkeit des Sichbescheidens, die stumme, demütige Tapferkeit, das war es, was Friedrich Benjamin in seiner Zelle im Angesicht des Todes gelernt hatte.

Von dieser seiner Erkenntnis also sprach er nicht. Aber das Bewußtsein seiner Berufung klang verborgen in seinem Bericht mit, nahm seiner Erzählung das Kleinliche und machte sie bedeutend. Ilse hörte angespannt zu. Sie liebte ihn um des Ernstes, der Scheu und Bescheidenheit willen, wie er erzählte. Es erhob sie, daß sie für diesen Mann hatte kämpfen dürfen. Sie liebte jetzt in ihm nicht nur ihn selber, sondern auch die Mühe, die sie für ihn aufgewandt hatte.

Nachdenklich, zärtlich, stolz, nachdem er geendet, sagte sie: »Jetzt müssen alle erkennen, wer du bist.« – »Wieso?« fragte er, ehrlich erstaunt. »Jetzt hast du doch gelitten für deine Sache«, erläuterte sie, und da er immer noch nicht zu verstehen schien, wiederholte sie, beinahe ungeduldig: »Jetzt müssen sie doch sehen, wer du bist.« Da aber wurde er heftig, und seine Sätze kamen mit der alten, höhnischen Schärfe. Wieso, ereiferte er sich, werde eine Persönlichkeit wertvoller durch ein ungewöhnliches Schicksal? Daß jemand ein Märtyrer sei, gebe ihm noch lange keine Bedeutung. Ein Autounfall erhöhe nicht einen leeren Tropf zu einem Kerl, ein Sankt Helena mache noch keinen Napoleon. Er, Friedrich Benjamin, habe gelernt durch sein Schicksal, aber das gehe ihn allein an, es müsse sich erst zeigen, ob er mit dem Gelernten etwas anfangen könne, und auf alle Fälle verbitte er es sich, daß man aus ihm einen Heros mache. Messe man ihn selber an seinem Schicksal, dann schneide er recht kläglich ab, und es schlottere dann dieses sein Schicksal um ihn herum wie sein zu weit gewordener Anzug.

Sie ließ das nicht gelten. Es sei kein Zufall, beharrte sie, daß gerade er in die Hände der Nazi geraten und auf so gleichnishafte Art gerettet worden sei. »Es gibt ein Unglück«, erklärte sie überzeugt, »so groß, daß man darauf stolz sein darf.«

Er war so weit erholt, daß er sich damit beschäftigen konnte, was nun aus ihm werden sollte. Man legte ihm nahe, zunächst für eine kleine Weile aufs Land zu gehen und sich zu kräftigen. Geld war da, Hilfsorganisationen hatten es zur Verfügung gestellt. Er aber weigerte sich energisch; er wollte nicht in seiner Eigenschaft als Märtyrer unterstützt werden. Er wollte im Alltag untertauchen, seinen Dienst tun wie früher. Man mußte ihn gewähren lassen.

Er ging auf die Redaktion, geteilten Gefühles. Er war seiner Natur nach dankbar, und es bedrückte ihn, daß die Kollegen seinethalb durch ihren Streik ihre Existenz aufs Spiel gesetzt hatten. Auch fürchtete er, man werde ihn mit besonderer Rücksicht behandeln, und seine Scheu, aufzufallen, war ins Krankhafte gewachsen. Es gab viele Deutsche, die mehr gelitten hatten als er, er war keineswegs der einzige, der nach Deutschland zurückverschleppt worden war. Eine Ameise war er, halb zertreten mit zehntausend andern zertretenen Ameisen: warum machte man soviel her gerade von ihm, von dieser einen Ameise? Er wollte nicht als etwas Besonderes behandelt werden. Das konnte ihn in der Erfüllung seiner neu und tiefer erkannten Aufgabe nur stören.

Nicht ohne Befangenheit, doch mit gespielter Gleichgültigkeit, langte er auf der Redaktion an. Er hatte sich vorgenommen, sich sogleich an seinen alten, abgenutzten Schreibtisch zu setzen, wie oft hatte er sich nach diesem Schreibtisch gesehnt. Allein er fand sich in den neuen Räumen nicht zurecht, er spähte nach dem Schreibtisch, erspähte ihn nicht, schon wollte er danach fragen. Da fiel ihm ein, daß er sicher im Besitz Gingolds in den alten Räumen zurückgeblieben war. Er schüttelte den Kopf über sich selber, daß er daran nicht rechtzeitig gedacht hatte.

Wenigstens begrüßten ihn die andern ohne Theater und Trara. Sie waren übereingekommen, kein Gewese aus seinem Wiedererscheinen zu machen. Ganz harmlos zu sein glückte ihnen freilich nicht. Sie beschauten ihn mit verstohlener Neugier, behandelten ihn wider Willen wie einen Rekonvaleszenten, traten sozusagen leise auf in seiner Gegenwart. Mit angenehmer Verwunderung nahm man wahr, wie bescheiden und rücksichtsvoll der früher so überhebliche, rechthaberische Mann sich gab. Es schien bei diesem ersten Besuch, als füge er sich in die neue »P. D. P.« viel besser ein als seinerzeit in die »P. N.«.

Schon in den nächsten Tagen indes stellte es sich heraus, daß bei allem guten Willen auf beiden Seiten die Zusammenarbeit nicht leichter geworden war. Gab sich Friedrich Benjamin gemeinhin freundlich, gefällig, ja kleinlaut, so zeigte er sich manchmal, und gerade dann, wenn man es am wenigsten erwartete, bösartig und gereizt.

Einmal zum Beispiel, als Redakteur Weißenbrunn beiläufig erzählte, sein Freund Jean Vevenelle, der bekannte Autor, habe einen Roman angefangen, der vom Schicksal eines von den Deutschen entführten emigrierten Journalisten handle, geriet Benjamin in außergewöhnliche Erregung. Mit einer Schärfe und Entschiedenheit, wie sie selbst der frühere Benjamin kaum je gezeigt hatte, verwahrte er sich dagegen, daß sein Schicksal Stoff hergebe zu irgendeinem Roman. Nach den übrigen Büchern Vevenelles werde dieser Herr bestimmt allerlei Psychologie in seinen Helden hineintifteln. »Sagen Sie Ihrem Freund Vevenelle«, sagte er mit lauter, umkippender Stimme, »daß ich mir das verbitte. Der Träger meines Schicksals, ich oder wer immer sonst es sein mag, ist völlig uninteressant. Es ist schade, daß es keine gesetzlichen Mittel gibt, den Verfertigern von Romanen, die auf so dreiste Art in die Privatsphäre eines Menschen eingreifen, auf die Finger zu klopfen. Ich bin nichts Außergewöhnliches, ich bin ein Mensch wie jeder andere, ich wünsche, daß man mich in Ruhe läßt.«

Etwas betreten über diesen Ausbruch, versuchte Redakteur Weißenbrunn, die Sache ins Scherzhafte zu ziehen. »Wenn Vevenelle«, meinte er, »es gar zu toll treibt, dann können Sie ja eine Verleumdungsklage gegen ihn anstrengen und Geld damit verdienen.« – »Ach, laßt mich ungeschoren«, wandte sich Friedrich Benjamin ab, noch immer tief verärgert. »Ich werde doch nicht die Geschmacklosigkeit begehen, Aufsehen zu erregen. Vielleicht war ich einmal eitel, sicher war ich es. Aber das ist das Beste, was ich jetzt aus Deutschland zurückgebracht habe: eitel bin ich nicht mehr.« Die Geschichte hatte ihn ganz aus den Fugen geworfen; mehrere Tage war nichts mit ihm anzufangen.

Zeigte schon dieser kleine Zwischenfall, daß man sich vor gewissen Sonderbarkeiten Friedrich Benjamins in acht nehmen mußte, so kam es bald zu ernsthafteren Reibungen.

Friedrich Benjamin war klug. Er wußte, daß seine Idee des kompromißlosen Friedens den weitaus meisten gerade in dieser Zeit als schiere Utopie erschien, und hatte sich vorgenommen, seine Überzeugung nur auf Umwegen zu verkünden, mit viel List. Aber er war zu tief besessen von seiner Idee, als daß sie nicht trotz seiner Vorsicht alles durchtränkt hätte, was er schrieb, und viele Wendungen in seinen Artikeln erregten Bedenken bei seinen Kollegen und bei seinen Lesern.

Derjenige, der an Benjamins Haltung das heftigste Ärgernis nahm, war der praktische, klarsichtige Peter Dülken. Er fand, man solle die Ideale von morgen vorläufig auf sich beruhen lassen und lieber alle Kraft dareinsetzen, das Ziel von heute zu erreichen, den Zusammenbruch des Faschismus. Peter Dülken war duldsam. Seinethalb mochte Friedrich Benjamin sich über die Möglichkeit eines absoluten Friedens so viel Illusionen machen, wie ihm beliebte, er mochte, wenn er wollte, jedem Politiker von einigem Einfluß Kants »Ewigen Frieden« zuschicken oder jede Woche einmal in den Zoologischen Garten gehen und dem Wolf gut zureden, er möge neben dem Lamm weiden. Gegen eines aber lehnte sich Peter Dülken auf, dagegen, daß Benjamin durch Verkündigung seiner verblasenen Moral die Schlagkraft der »P. D. P.« minderte. Wenn ein so gescheiter Mensch wie Friedrich Benjamin messianisch verschwommenen Zielen nachhing, wenn er sich, weil er nur den Wald sah, an jedem einzelnen Baum wund stieß, so mochte er das mit sich allein ausmachen. Aber wenn er durch eigensinniges Festhalten am Ideal die Leser der »P. D. P.« in der Beurteilung aktueller Tagesfragen irrmachte, dann mußte man dagegen etwas unternehmen.

Eines Tages brach der Konflikt der beiden offen aus. Es ging um die Sanktionen, die England gegen den Angreifer des Landes Abessinien angewandt wissen wollte. Benjamin hatte in einem vorsichtig abwägenden Artikel auf die Gefahren hingewiesen, welche die Anwendung der Sanktionen für die Demokratien mit sich bringe; Pitt fand, gerade in dieser Frage habe die Besessenheit, mit welcher der andere auf sein letztes Ziel starre, ihm den Blick fürs Richtige verstellt. Sie tauschten Argument um Argument. Benjamin blieb ruhig und höflich, doch ließ er sich von dem, was Pitt im stillen seine »fixe Idee« nannte, nicht abbringen. Schließlich geriet Pitt, was ihm selten geschah, in Wut. Was ihn vor allem aufreizte, war Benjamins Lächeln. Wer Benjamin freund war, mochte finden, dieses Lächeln stamme aus einem tiefen, nicht umstürzbaren, inneren Wissen, es sei still, demütig, weise. Pitt hingegen sah darin das Lächeln eines Wahnsinnigen, es brachte ihn um seinen Gleichmut, er vergaß sich. Das braune, lange Haar warf er aus der Stirn, und: »Wissen Sie, Fritzchen«, sagte er, und es klang gar nicht mehr locker und pomadig, »daß Sie im Konzentrationslager gewesen sind, beweist noch lange nicht, daß Sie was von praktischer Politik verstehen.« Er bereute den Satz, noch ehe er ihn zu Ende gesprochen, und bat sogleich um Entschuldigung. Benjamin erwiderte auch ohne weiteres, er verüble dem andern seine raschen Worte nicht; aber sein Lächeln hatte sich verzerrt, er war blaß geworden, und trotz des heftigen Widerspruchs Peter Dülkens zog er seinen Artikel zurück.

Sie behandelten einander, er und Pitt, fortan mit besonderer Vorsicht. Aber ihre latente Gegnerschaft erschwerte die Redaktionsführung. Zarnke vor allem bedauerte den Zwiespalt der beiden und beschloß, ihn durch gütliche Verhandlung aus der Welt zu schaffen.

Listig verstand er es so einzurichten, daß sich Pitt und Benjamin eines Tages durch Zufall bei ihm trafen. Da saß man also bei Kaffee, Kirsch und Kuchen, und der Justizrat brachte behutsam die Rede auf die Prinzipien, welche die beiden trennten. Friedrich Benjamin stimmte beinahe allen einzelnen Thesen seines Gegners zu, aber er fand dessen letzte Folgerung falsch. Ihm schien jede Demütigung, jede Kapitulation besser als die gesteigerte Wiederholung jenes höllischen Erlebnisses Krieg. Der Krieg war das Übel aller Übel; kein Hohn, versteckt oder offen, konnte ihn davon abbringen, daß die Fortdauer eines noch so menschenunwürdigen friedlichen Zustands besser sei als offener Krieg. Peter Dülken aber meinte, eine unzeitgemäße Wahrheit sei schlimmer als die schlimmste Lüge, und manchmal verbeiße sich einer darein, vom Unmöglichen zu träumen, nur um sich vom Möglichen zu drücken. Das mögliche Ziel, das zur Zeit einzig erstrebenswerte Ziel, sei die Niederwerfung des Nationalsozialismus. Von diesem erreichbaren Ziel aber komme man nur immer weiter ab, wenn man nichts im Auge habe als das vorläufig unerreichbare Ziel des ewigen Friedens.

Zarnke mühte sich, zu vermitteln; doch seine bewährte Kunst versagte. Peter Dülken beharrte, und Friedrich Benjamin beharrte. Lieber kniend leben als aufrecht sterben, meinte Benjamin. Zuerst einmal versuchen, ob man nicht aufrecht leben könne, meinte Dülken. Beide brachten für ihre Meinung gute und zahlreiche Argumente vor, wie sie sich ja immer schnell einstellen, wenn man eine Sache nur recht glaubt und wünscht.

Zarnke hörte zu. Er hörte sich Benjamins Argumente an, sie leuchteten ihm ein. Er hörte sich Dülkens Argumente an, auch sie leuchteten ihm ein. Er konnte sich nicht enthalten, das festzustellen und im Anschluß daran mit Behagen die Geschichte zu erzählen von dem Rabbi und dem Streit um das Kalb.

Erscheinen da vor dem Rabbi als Schiedsrichter die Gemeindemitglieder Reb Mendel und Reb Leeser. Reb Mendel behauptet, ihm gehöre das Kalb, Reb Leeser behauptet, es gehöre ihm. Der Rabbi läßt sich von Reb Mendel den Fall umständlich darlegen und kommt zu dem Schluß: Du hast recht, Reb Mendel. Dann läßt er sich den Fall von Reb Leeser darlegen und kommt zu dem Schluß: Du hast recht, Reb Leeser. Da mischt sich Menuchim ein, des Rabbis Schüler, und sagt: Rabbi, wenn Reb Mendel recht hat, dann kann doch nicht auch Reb Leeser recht haben. Worauf der Rabbi zu dem Schluß kommt: Da hast du wieder recht, Menuchim.

Die Freude an dieser Erzählung aber war die einzige Freude, die Justizrat Zarnke an seinem schlau unternommenen Versöhnungsversuch hatte. Denn wenn schließlich auch die beiden in scheinbar bestem Einvernehmen schieden, so hatte der wackere Zarnke doch erkennen müssen, daß ihre Meinungen mehr waren als Meinungen, nämlich Teile ihres Wesens, und daß diese Meinungen waren wie Feuer und Wasser. Er hatte also Kaffee, Kirsch, Geduld und guten Zuspruch vertan. Friedrich Benjamin erzählte Ilse von seiner Zusammenkunft bei Zarnke. Ilse kannte seine Anschauungen und teilte sie. Trotzdem kam auf einmal – wahrscheinlich reizte auch sie sein Lächeln – Rebellion in ihr hoch gegen seine milde Sicherheit. »Meine Güte, der hat’s dir aber gegeben«, sagte sie, und ihre Stimme klang höher, gedehnter, singender als sonst.

Friedrich Benjamin sah hoch. Was war das? Sie war plötzlich wieder zur »sächsischen Lady« geworden. Sosehr er sich manchmal nach der früheren Ilse gesehnt hatte, jetzt, nun sie da war, war er übel betroffen.

Sie, unvermittelt, wechselte den Gegenstand und fragte, ob er nicht endlich Sepp Trautwein aufzusuchen gedenke.

Auch aus dieser Frage hörte Friedrich Benjamin einen bösartigen Unterton heraus. Er wußte von der geradezu wütenden Beflissenheit, mit der sich Sepp seiner Sache angenommen, und von den Opfern, die er für ihn gebracht hatte. Gewiß hätte er zu Sepp gehen und sich bedanken können. Aber wenn er gezögert hatte, ihn aufzusuchen, so war das gerade aus Dankbarkeit und aus Takt geschehen. Nicht nur wußte Benjamin, wie tief in seine Arbeit verstrickt Sepp war, und wollte sich ihm nicht aufdrängen, sondern er fürchtete auch, ein so streitbarer Mensch wie Sepp werde seinen Willen zum bedingungslosen Frieden noch viel heftiger verneinen und mißbilligen als etwa Peter Dülken, und er wollte dem Manne, dem er soviel schuldete, Ärger und Erregung ersparen.

Er suchte nach Worten, Ilse das zu erklären. Sie aber, sein Schweigen mißverstehend, fuhr fort: »Du solltest nicht vergessen, daß es dieser Sepp Trautwein nur übernommen hatte, dich für fünf Tage zu vertreten, nicht für sieben Monate.« Jetzt sprach nur mehr die frühere Ilse, die gewohnt war, jede seiner Schwächen mitleidlos festzustellen und zu verhöhnen. Deutlich ließ sie durchspüren, was sie ihm unterstellte, daß er nämlich die Danksagung an Sepp nur deshalb hinausschiebe, weil er diesen Sepp nie habe leiden können.

Er schaute sie an. Er verzichtete darauf, sich vor der sächsischen Lady zu rechtfertigen. Er schwieg.

Am nächsten Tag ging er zu Sepp, ins Aranjuez.

Sepp war, als Friedrich Benjamin kam, mitten in der Arbeit. Er hatte, seitdem der Mann frei war, kaum mehr an ihn gedacht. Jenes gespenstische Fritzchen mit der kleinen, geisterhaften Musik ringsum war zerplatzt und verweht. Der leibhafte Benjamin, der da hereintrat mit der Zigarre im Mund und der vertrauten Melone auf dem Kopf, war ein gleichgültiger Bekannter, der einen in der Arbeit störte.

Sepps Miene verhehlte nicht seinen Ärger. Friedrich Benjamin, empfindlich, gerade weil er vorhergesehen hatte, sein Anblick werde Sepp nicht willkommen sein, sagte hastig: »Ich wollte mich nur bei Ihnen bedanken und mich einmal umsehen, was Sie machen.« – »Ich mache, was ich gegessen habe«, sagte grob und bayrisch Sepp. Friedrich Benjamin versuchte zu scherzen. »Ich denke, das tun wir alle«, sagte er.

Sepp war es schon leid, den andern so unwirsch empfangen zu haben. Schließlich hat der Mann allerhand Peinliches hinter sich, und es war nicht seine Schuld, wenn er zur Unzeit kam. »Nichts für ungut«, sagte also Sepp, »aber Sie sehen, ich bin mitten in der Arbeit.« – »Ich will Sie nicht aufhalten«, antwortete Friedrich Benjamin. Aber: »Nein, nein«, sagte eilig Sepp, bemüht, seine Derbheit gutzumachen, und: »Da Sie schon da sind, bleiben Sie und setzen Sie sich«, fuhr er fort, etwas hilflos.

Er sah das gelblichweiße Gesicht des Mannes, seine brennenden, fiebrigen Augen und bereute ehrlich, daß er so mürrisch gewesen war. »Hören Sie, Fritzchen«, sagte er gutmütig, »wir müssen feiern, daß Sie wieder da sind. Man wird halt fuchtig, wenn einen jemand aus der Arbeit herausreißt. Aber das ist weiter nicht bös gemeint, das müssen Sie verstehen.« Und bevor der andere erwidern konnte, fuhr er fort: »Ich bin Ihnen sowieso noch eine Revanche schuldig. Kommen heute Sie mit mir essen. Aber das bitt ich mir aus: diesmal fordert keiner den andern auf, ihn zu vertreten.« Er bestand auf seiner Einladung, bis Benjamin annahm.

»Wohin gehen wir?« fragte Sepp und, ohne die Antwort abzuwarten: »In unsern alten Coq d’Argent?«

Da saßen sie also in dem gleichen Raum, wo damals ihre Vereinbarung zustande gekommen war. Benjamin beschaute von der Seite her seinen Gastgeber. Das hagere Gesicht hatte ihm von jeher mißfallen, die tiefliegenden Augen, die Bartstoppeln, das laute Gehabe, der Mann war ihm immer wesensfremd gewesen. Dabei spürte er gerade vor diesem Fremden immer wieder den Drang, sich auszusprechen.

Er entsinnt sich deutlich des abweisenden Gesichtes, mit dem dieser Sepp ihn angehört hat während seiner Selbstbespiegelung damals bei ihrer letzten folgenschweren Unterredung. Obwohl Sepp dann später soviel für ihn getan hat, sind sie einander wohl reichlich zuwider. Merkwürdig, daß er trotzdem auch heute Lust verspürt, Dinge, die er keinem andern sagen kann, nicht einmal Ilse, diesem Fremden anzuvertrauen. Vielleicht eben, weil er so fremd ist?

Er wird sich bezwingen, er wird es nicht tun. Er wird sich nicht just vor diesem Mann, dem er zuwider ist, entblößen und ihn in sein Inneres hineinschauen lassen. Aber wenn Friedrich Benjamin auch kein Aufhebens von sich machen will, auf die Dauer fällt es ihm schwerer und schwerer, seine neue Erkenntnis, daß nämlich und warum er zu den Berufenen gehört, für sich allein herumzutragen.

Da hat er auch schon den Mund aufgetan. »Ich möchte Ihnen etwas sagen, Sepp«, hub er an, »Ihnen etwas anvertrauen, wenn Sie so wollen. Aber ich muß Sie vorher daran erinnern, daß ich eine Eigenschaft besitze, von der ich sonst nicht gern rede. Jetzt muß ich davon reden, sonst könnten Sie alles, was ich Ihnen später zu sagen habe, mißdeuten und es für den Ausfluß eines sanften, das heißt eines feigen Temperamentes ansehen. Also zunächst: ich bin nicht feig von Temperament. Im Gegenteil, ich hätte nie als Jude und als gemeiner Soldat schon 1916 das Eiserne Kreuz Erster Klasse bekommen, wenn ich mich nicht tapfer gehalten hätte. Es war nicht angeborener Mut: ich hab mich überwinden müssen. Ich war tapfer aus Ekel am Kriegerischen, ich war tapfer, weil ich mir das Recht holen wollte, gegen dieses verfluchte Kriegerische anzugehen. Und ich habe mich auch jetzt in meiner Haft tapfer gehalten. Ich sage das nicht aus Ruhmredigkeit.«

Er war errötet, und Sepp hatte wohl gemerkt, daß er diese Sätze nur schwer über die Lippen gebracht hatte. Trotzdem konnte sich Sepp eines gewissen Unbehagens nicht erwehren. Es hatte ihm immer Eindruck gemacht, daß dieser Benjamin seine Lebensaufgabe darin sah, den Haß und den Ekel, den er aus dem Krieg mit nach Hause gebracht, weiter zu nähren und auf andere zu übertragen: er selber aber, Sepp, hatte die unmenschlichen Erlebnisse seiner Frontzeit ein für allemal mit Energie von sich abgetan, er hatte sie in seine tiefsten Tiefen hinuntergedrückt, dort sollten sie bleiben, er wollte nicht daran erinnert werden.

Doch Friedrich Benjamin ließ nicht ab. »Ich weiß natürlich«, sagte er, »daß man für einen Narren angesehen wird, wenn man im kriegerischen, zerstörerischen Trieb des Menschen den Urquell alles Bösen sieht und glaubt, man müsse zunächst einmal das Wesen des Menschen ändern. Ich kenne von Grund auf jene Theorie, die beweist, daß das wirtschaftliche und gesellschaftliche Sein das Bewußtsein bestimmt. Ich für mein Teil aber bleibe bei der Überzeugung: es ist richtiger, die Inwohner zu ändern, uns selber, als das Haus. Da reden sie immer auf mich ein, wenn man von dem Endziel spreche, dem absoluten Frieden, der doch vorläufig eine Utopie bleiben müsse, dann beeinträchtige man nur den Kampf um das nächste Ziel, den Kampf nämlich um die Änderung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grundlagen. Aber ich höre nicht auf diesem Ohr. Es ist mein Herz, das gegen diese Argumente taub bleibt. Niemals werde ich glauben, daß es schädlich und also verwehrt sein soll, jene ideale Forderung aufzustellen, auch wenn sie meinethalb im Augenblick keine Aussicht auf Verwirklichung hat.«

Er hatte Messer und Gabel nicht weggelegt, er sprach möglichst einfach. Aber die kugeligen Augen brannten wild aus dem gelblichweißen Gesicht, er schaute durch Sepp hindurch, und diese fanatischen Augen machten seine Rede all seinen Bemühungen zum Trotz pathetisch. »Es müssen in jeder Epoche Menschen aufstehen«, fuhr er fort, »welche die idiotische, närrische, undankbare und gefährliche Aufgabe auf sich nehmen, dieses utopische Ziel zu verkünden. Man kann nicht nach der Bergpredigt leben, das wissen wir alle. Die Forderung: liebe deine Feinde, ist übermenschlich, also unmenschlich. Dennoch mußte sie und muß sie immer von neuem erhoben werden, wenn der Mensch nicht vertieren soll. Und ebenso muß die Forderung des ewigen Friedens immer von neuem erhoben werden, auch wenn der, der sie erhebt, als Trottel, Narr und Schädling verhöhnt und angehaßt wird. Mißverstehen Sie mich nicht«, schloß er, leicht errötend, lächelnd. »Ich sehe keine besondere Größe darin, zu diesen Menschen, zu diesen Narren, zu gehören. Es ist eine sehr schwere Berufung. Aber mir bleibt nichts anderes übrig. Was soll man tun, wenn man nun einmal im Leben nichts hat als diese Narrheit?«

Was Friedrich Benjamin da vorbrachte, war Sepp furchtbar fremd. Für ihn, den gesunden Bayern, stak hinter dem, was der andere da sagte, ein sentimentaler, hysterischer Messianismus, der ihm auf die Nerven ging. Aber er war zu musisch, um nicht angerührt zu werden von der Aura des andern. Als Künstler hatte Sepp die Gabe, von den Meinungen eines Menschen abzusehen, ihn als ein Ganzes zu schauen. Mit der Klarheit, mit welcher der Scheinwerfer eines Autos ein Stück Gegend aus der Nacht herausreißt, riß er auf Augenblicke diesen ganzen Mann Friedrich Benjamin, das Heroische und das Lächerliche an ihm in einem, aus der Undeutlichkeit des Alltags vor sein inneres Aug.

Er lehnte, Sepp, in seinem Stuhl zurück, die Beine unmanierlich von sich gestreckt, nachdenklich. Einen Augenblick dachte er daran, dem andern zu erwidern. Dann indes fand er es aussichtslos und schwieg.

Während dieses Schweigens aber rodete er den letzten Haß und die letzte Liebe für Friedrich Benjamin aus seiner Seele aus. Wenn ich das Essen bezahlt haben werde, stellte er mit einer kleinen Verwunderung und viel Genugtuung fest, dann werden wir ein für allemal quitt sein. Dabei habe ich diesem Benjamin eigentlich noch mehr zu verdanken als er mir. Wenn ich ihn nicht vertreten hätte, wenn ich nicht, während ich an seinem Schreibtisch saß, erlebt hätte, was ich erlebt habe, dann könnte ich niemals den »Wartesaal« schreiben. Ich hab eine lange Leitung, und was Kunst ist, das ist mir erst jetzt während dieser Wartezeit aufgegangen, zu der er mir verholfen hat. Ich hab ihm also verdammt viel zu danken. Aber erstens ahnt er davon nichts, und zweitens, wenn er dankbar ist, ich bin es halt nicht. In Zukunft wird mir dieser ganze Friedrich Benjamin mit seinem Martyrium und seiner Sendung weder widerwärtig sein noch lieb, sondern einfach Wurst.

»Na also prost, Herr Nachbar«, sagte er und trank ihm zu.

## 

## 16

## Lukas 21, 26

Aus dem Coq d’Argent zurückgekehrt, arbeitete Sepp am »Wartesaal« weiter, verbissen, langsam, selig und fluchend, umständlich und beflügelt. Niemals hatte er das Glück und die Qual der Arbeit so von innen her gespürt wie zu dieser Zeit, da er über der Sinfonie saß.

Er wandte sich hastig vom Klavier zum Schreibtisch, pfiff durch die Zähne, spielte, lief auf und ab, schrieb. Er hörte das Ticken der Uhr, es wurde ihm Musik. Er hörte das Gestümper des »Schusters« von nebenan, fluchte, biß die Zähne zusammen, arbeitete weiter. Im Geist stritt er sich mit Anna über Einzelheiten: ob diese Stelle noch immer nicht rein und locker genug, ob jene noch immer zu glatt sei oder ob jene dritte noch immer »schwitze«.

Er machte eine Pause, kochte sich Kaffee, saß in dem Wachstuchsessel, dachte, summte, krähte. Mit der wohlwollenden Verachtung des gleichgültigen Betrachters dachte er an Friedrich Benjamin, den Prediger mit der Melone auf dem Kopf und der Zigarre im Maul. Der Prediger sah die Prophezeiung des Evangelisten schon der Erfüllung nahe, er sah den Menschensohn bereits kommen in der Wolke mit großer Kraft und Herrlichkeit. Er, Sepp, war noch nicht soweit. Er sah nur das sich erfüllen, was für die Zeit vorher verkündet war: »Und die Menschen werden verschmachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die da kommen sollen!« Ihn drängte es, die Unerträglichkeit dieses Wartens zu malen und zum Tönen zu bringen, auf daß die Menschen diese Unerträglichkeit recht spüren und auf daß sie nicht länger warten, sondern das Ihre dazu tun, dem Unerträglichen ein Ende zu machen.

Was der Kapuzinerprediger mit seinem Eisernen Kreuz und seiner Melone und seinen Bertha-von-Suttner-Träumen schreibt und redet und treibt und werkelt, das ist, bei aller guten Absicht, nichts als heroische Geschaftelhuberei. Es hat keinen Sinn, davon zu träumen, wie es sein sollte und wie schön es sein könnte.

Auch die Sorgen und Ängste, die sich Anna machte, haben keinen Sinn gehabt. Was für ein Jammer, daß sie den Löffel weggeworfen hat, daß sie sein Heute nicht erlebt hat, die Walther-Lieder, das Konzert bei Madame de Chassefierre, Benjamins Rückkehr und jetzt gar den »Wartesaal«. Sie hätte begriffen, was für einen Weg er zurückgelegt hat. Seine Kunst ist »Nur-Kunst« gewesen, zwecklose Kunst, grundlose Kunst und also krank. Jetzt ist er gesund geworden. »Er schreibt Brokat«, hat Gottfried Keller von Conrad Ferdinand Meyer gesagt. Er, Sepp, schreibt jetzt keinen Brokat mehr.

Ist er denn schon soweit? Gibt er sich nicht schon wieder zu schnell zufrieden? Anna würde ihm den Standpunkt klarmachen. Anna, mit ihrem guten Mundwerk, würde ihm die Ohren vollblasen, was alles noch fehlt. Der Schluß zum Beispiel fehlt noch so gut wie ganz. Für den Schluß braucht man den Glauben. Denn soviel ist klar: der Zug, der lang erwartete, der muß am Schluß kommen. Wenn nicht, dann bricht der Bogen in der Mitte ab, dann ist die Sinfonie wirklich eine »Salle des Pas-Perdus«, eine Brücke, die ins Nichts führt.

»Machen« könnte er den Schluß. Er versteht seine Technik, er könnte ein Ungefähr in die verdammten fünf Linien des Notenpapiers zwingen, daß es was gleichsieht und daß der Schwindel für das Publikum einen Abend standhielte. Aber was wäre damit gewonnen?

Er ließ ab von dem Geträume, ging wieder an die Arbeit, machte sich daran, Halbfertiges zu überfeilen. Aber es war unlustige Arbeit, der Schwung war fort. Er war froh, als Hanns kam und er einen innern Vorwand hatte, abzubrechen.

»Wie weit bist du jetzt mit dem ›Wartesaal‹?« fragte Hanns. »Es wird wohl noch seine Weile dauern«, erwiderte Sepp. »Glaubst du, daß du Mitte Oktober fertig bist?« fragte Hanns weiter. Sepp, etwas erstaunt, zuckte die Achseln. »Schade«, erklärte mit Anlauf, ein wenig täppisch, der Bub, »dann werde also ich die Sinfonie kaum mehr zu hören kriegen.«

»Mitte Oktober also fährst du?« vergewisserte sich Sepp. Seine Stimme klang mühsam; das Zimmer war reichlich dunkel, aber er machte kein Licht. »Ja«, antwortete Hanns, »ich hab jetzt die Papiere zusammen.« – »Da wird man sich halt einrichten müssen«, sagte Sepp, »da wird man sich halt behelfen müssen.« Er plapperte, er redete offenbar nur, damit kein Schweigen entstehe.

Seit dem letzten Gespräch spürte Hanns wieder viel mehr Vertrautheit zwischen dem Vater und sich selber; es ging ihm schon verdammt nahe, daß er ihn allein lassen mußte. »Heute sind wieder achttausend Franken auf dein Konto eingezahlt worden«, sagte er hastig. Nur jetzt reden, nur jetzt von Praktischem sprechen, keine Sentimentalität aufkommen lassen. »Wenn das so weitergeht«, fuhr er fort, »wirst du bald von deinen Zinsen leben können. Im ›Paris Midi‹ ist heut auch ein Artikel über dich gestanden, der sich gewaschen hat.« Es klang unbeholfen wohlwollend, als wollte er den Vater durch den Hinweis auf Ruhm und Erfolg über die Trennung wegtrösten.

Sepp lächelte. »Ich mach dir wirklich keine Vorwürfe, Hanns«, antwortete er auf das, was der Bub nicht gesagt hatte, und schaute ihn aus seinen tiefliegenden Augen freundlich und ernsthaft an. »Du darfst nicht denken«, fuhr er fort, »daß es bös gemeint war, wenn ich unlängst so gegen dein Moskau aufbegehrt habe. Inzwischen hab ich mich längst wieder derfangen. Überhaupt bin ich in letzter Zeit viel duldsamer geworden.«

»Wenn du von deiner Duldsamkeit anfängst«, antwortete Hanns, auch er lächelnd, »dann krieg ich Angst. Dann bist du gewöhnlich besonders schwer zu haben.« – »Diesmal nicht«, versprach Sepp. »Seitdem ich wieder ganz zu meiner Musik habe zurückdürfen, bin ich gescheiter geworden. Es ist schade, daß ›Der Wartesaal‹ nicht mehr fertig wird, solang du noch da bist. Ich glaube, das wird eine Musik, mit der auch du etwas anfangen kannst. Aber ›Der Wartesaal‹ wird sicher im Rundfunk sein, und dann schick ich dir ein Telegramm. Anständige Rundfunkapparate wenigstens, hoffe ich, werden sie in Moskau haben.« – »Das hoff ich auch«, antwortete duldsam Hanns.

»Im Ernst«, sprach Sepp weiter, »mir scheint, wir sind einander ein wenig nähergekommen, politisch. Früher zum Beispiel hätte ich aus dem Erfolg im Fall Benjamin allgemeine Schlüsse gezogen. Jetzt weiß ich genau, es war ein winziger Einzelfall, der gar nichts beweist. Den Journalisten Friedrich Benjamin haben wir vor seinen Vergewaltigern gerettet. Das Land Abessinien werden wir nicht retten können.« Er nahm einen Anlauf, und in die sich vertiefende Dunkelheit hinein, in der er das Gesicht seines Sohnes nur noch undeutlich wahrnahm, bekannte er: »Mit deinem wichtigsten Prinzip, Hanns, hast leider du recht und ich unrecht. Es ist leider ein Schmarrn, wenn man behauptet, Geist ohne Gewalt könne sich durchsetzen. Eine gerechte Ordnung auf der Welt läßt sich ohne Gewalt nicht herstellen. Diejenigen, die Interesse haben an der ungerechten Ordnung, geben nicht klein bei, wenn man sie nicht mit Gewalt dazu zwingt. Das hab ich mittlerweile begriffen.«

Hanns hörte gespannt zu, aufgerührt und froh, daß sich Sepp nun doch durchgebissen hatte und daß er ihm hatte dazu helfen können.

»Ich kann nicht sagen«, fuhr Sepp nach einer Weile fort, »daß ich mich behaglich fühlte in meiner neuen Erkenntnis. Ihr andern, ihr habt es gut. Ihr sitzt in eurer Weltanschauung wie der Dotter im Ei, ihr meßt die ganze Welt an euern Prinzipien ab wie an einem Zentimeterstab, alles, was es gibt, ist euch so ausgemacht wie daß zwei mal zwei vier ist, und ihr fühlt euch sauwohl. Ich fühl mich gar nicht wohl. Ich habe begriffen, daß eure Grundprinzipien richtig sind: aber ich hab es eben nur begriffen, mein Hirn sieht es ein, aber mein Gefühl geht nicht mit, mein Herz sagt nicht ja. Ich fühle mich nicht heimisch in deiner Welt, in der alles Vernunft und Mathematik ist. Ich möchte in ihr nicht leben. Mir scheint, es haben in ihr die Massen zuviel zu sagen und der einzelne zuwenig. Ich hänge an meiner altmodischen Freiheit. Die Geleise meines Hirns sind zu tief eingefahren, ich komme da nicht mehr heraus. Ich kann höchsten noch in der Theorie umlernen, nicht in der Praxis.«

»Verzeih«, wandte vorsichtig Hanns ein, »aber ich glaube, du unterschätzt dich. Hast du mir nicht selber gesagt, daß du dir für den ›Wartesaal‹ eine völlig neue Musik schaffen mußtest? Und ist dir deine neue Musik unbehaglich?« Darauf ging Sepp nicht ein. »In deiner Welt jedenfalls«, erklärte er ungeduldig, »würde ich mich schrecklich ungemütlich fühlen, das weiß ich. Ich müßte lauter liebe Gewohnheiten aufgeben, ohne die ich mir mein Leben überhaupt nicht vorstellen kann. Das sind armselige Worte«, unterbrach er sich zornig, »und was ich zu sagen habe, das läßt sich leider nicht in Worten ausdrücken. Das Alte ist doch noch nicht tot, und das Neue ist noch nicht lebendig, es ist eine scheußliche Übergangszeit, es ist halt wirklich ein jämmerlicher Wartesaal. In meiner Musik ist das drin. Aber wenn man es so hinsagt, dann klingt es kleinlich und wehleidig, und du findest mich natürlich furchtbar sentimental. Oder nicht? Oder verstehst du, was ich meine?« fragte er streitbar, ganz der alte, heftige Sepp.

»Ich glaube schon«, antwortete bescheiden Hanns. Seine ruhige Antwort machte auch Sepp wieder gemütlich. »Ich bin heilfroh«, vertraute er dem Buben an, »daß ich auf meiner ›P. D. P.‹ ausgeharrt habe, bis der Fall Benjamin entschieden war, und daß ich erst dann zu meiner Musik zurück bin. Viel war es nicht, was ich dadurch erreicht habe, und vielleicht findest du, daß die Ansprüche, die ich an mich stelle, dürftig sind. Ich komme mir selber manchmal ein bißchen kahl und gerupft vor, als Politiker, meine ich, wenn ich jetzt so satt und quietistisch daherrede wie ein Drei-Quartel-Privatier. Aber mir genügt, was ich getan habe, es war eine Anstrengung, mein Lieber, und ich hab ein gutes Gewissen. Und jetzt sag ehrlich, Hanns: schaust du inwendig recht stolz auf mich herunter?«

»Ich bin doch kein Rindvieh«, erwiderte schlicht Hanns. »Herunterschauen? Froh bin ich. Ich fahr jetzt viel beruhigter fort.«

Sepp schämte sich ein wenig seines Selbstbekenntnisses. »Jetzt aber Schluß mit der Eingeweidebeschau«, sagte er. »Ich komm mir schon vor wie einer der Kerle auf den scheußlichen Schinken in den Arkaden des Hofgartens, wie so ein bayrischer Herzog, der abdankt und dem Sohn großartig Krone und Zepter überreicht. In der Schule haben wir ein Gedicht lernen müssen, ich weiß nicht, ob man’s euch auch noch eingetrichtert hat, da war ein Vers darin: ›Sohn, da hast du meinen Speer. / Nimm ihn, mir ist er zu schwer.‹ Da hast du ihn also, den Speer, Hanns. Ich zieh mich auf mein Altenteil zurück.«

»Weißt du, Sepp«, antwortete Hanns, »es ist schon sehr angenehm, daß du dich jetzt auf deine Musik beschränkst. Da kannst du hier in Paris weniger Unheil anrichten, und ich kann in Moskau besser schlafen.«

Spät am Abend des nächsten Tages, als Sepp über der Arbeit an der Sinfonie saß, hörte er auf einmal das, was er bis jetzt so bitter vermißt hatte. Er hörte, wie der so qualvoll lang erwartete Zug kam, »quand même«, und wie die unsichtbare Mauer des Wartesaals einstürzte und wie die Wartenden losfuhren, endlich, in die Freiheit.

Er horchte tief in sich hinein. Da war es also aus ihm herausgebrochen, wie er es hatte haben wollen, rein und einfach, nicht blaß und verworren idealistisch wie seinerzeit am Ende des »Inferno« bei der Erscheinung der Beatrice. Auch nicht pathetisch, keine billige, jubelnde Zuversicht, kein wohlfeiler Rausch, wie er ihn damals gespürt hatte, 1914, vielmehr war es ein Glaube, der mit Opfern bezahlt war, ein Glaube, dem bei aller Zuversicht viel Trauer beigemischt war über das Preisgegebene. Ein Glück, das einem das Herz eher schwer machte als leicht.

Sepp probte die Klänge aus, zaghaft, demütig. Es war Anna, der er als erster den Schluß des »Wartesaals« vorspielte.

Da er sich dunkel erinnerte, daß er Herrn Mercier und seinen Nachbarn zugesagt hatte, nach zehn Uhr abends nicht mehr zu spielen, spielte er zuerst sehr leise. Bald aber vergaß er die Nachbarn, nichts mehr war da als »Der Wartesaal«, er hämmerte auf die Tasten los. Es klang nicht schön, die ringsum klopften: aber ihm klang es gut, und auch den Späteren wird es gut klingen.

## 

## 17

## Nürnberg

In diesen Septembertagen fand, wie alljährlich, der große Parteitag der Nationalsozialisten in Nürnberg statt.

Seitdem sich die Nazi des Reichs bemächtigt hatten, machten sie aus diesem ihrem Parteitag einen gewaltigen Jahrmarktsrummel, eine ungeheure Parade von Soldatenbeinen, Uniformen, Bannern, Dummheit, Blechmusik und Geschrei. Ihre Redner ließen ihren Größenwahn sich überschlagen und erfanden die irrsinnigsten Märchen, ihre Kraft und Tugend zu preisen und die Schwäche und Schlechtigkeit ihrer Gegner zu verhöhnen. Nach dem Prinzip ihres Führers: »Je dicker eine Lüge ist, um so eher wird sie geglaubt«, war diesen Rednern keine Lüge zu dumm, keine Verdrehung zu dreist, sie stellten sich hin und spien sie ihrem in Nürnberg versammelten Pöbel ins Gesicht.

Es gipfelte aber dieser Parteitag des Jahres 1935, der sogenannte »Reichsparteitag der Freiheit«, in dem Erlaß eines »Gesetzes zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre«. In diesem Gesetz war Juden der Geschlechtsverkehr mit »Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes« bei Zuchthausstrafe verboten.

Welche Flut von Unheil dieses Gesetz über zahllose deutsche Menschen, keineswegs nur Juden, bringen sollte, konnten, als sie es verkündet hörten, nur wenige ganz ermessen, viele aber ahnten es. Es war ein Gesetz, das Zehntausenden Verderben und seinen Urhebern nur wenig praktischen Nutzen bringen konnte; es war ein Gesetz, dessen Vater der Haß war und dessen Mutter die Dummheit.

Bei Julian Zarnke waren am Abend des Tages, da das Gesetz verkündet wurde, ein paar Freunde um den Rundfunkapparat versammelt. Peter Dülken war da, der Sänger Donald Percy, auch ein deutscher Arbeiter, ein gewisser Kaspar Thudichum, dem es nach vielmonatigem Aufenthalt im Konzentrationslager geglückt war, über die Grenze zu entkommen. Der ruhige, schwerfällige, nachdenkliche Mann hatte Zarnkes Rat gebraucht, und Zarnke, menschengierig, wie er war, hatte an ihm Gefallen gefunden.

Da saß man und hörte das Gegröl und Gegeifer, das die Naziführer durch den Äther sandten. Zwischen den Kirschgläsern, Kaffeetassen, Tellern und Platten mit Süßigkeiten lag die letzte Nummer des »Völkischen Beobachters«; feist auf der ersten Seite grinste der Schädel des Nürnberger Gauleiters, großohrig, kleinäugig, hinterkopflos, beglatzt.

Zarnke ruderte durchs Zimmer, den Teppich mit Zigarrenasche bestreuend. »Da werden jetzt«, meinte er, »viele mit Juden verheiratete Frauen Schlange stehen, um zu beschwören, daß ihre Kinder Früchte eines Ehebruchs sind. Ich begreife nicht«, fuhr er fort und schüttelte nachdenklich den fleischigen Kopf, »wie erwachsene, ernsthafte Männer, Richter, Geschworene, nach solchen Gesetzen Recht sprechen und vor allem Volk den dummen August machen. Sie können doch, wenn sie sich stellen, als ob sie so was ernst nähmen, auch keine Autorität mehr in ihren Familien haben.« Autorität. Familie. Unter seinem dicken, schwarzen Schnurrbart war ein etwas verzerrtes, amüsiertes und trauriges Lächeln; er dachte an seinen Sohn, seinen Robert, wie der jetzt wohl große Worte machte, um endgültig den Schritt zu vollziehen zwischen sich, dem Dreiviertelarier, und seinem Vater, dem Mischling.

»Warum sie nur«, fragte der Sänger Nath Kurland, jetzt Donald Percy, »einen so sinnlosen, infernalischen Haß gegen die Juden haben?« Er sprach vor sich hin, unbekümmert um die andern, den Kopf hielt er in die breite, kurze Hand gestützt, seine heftigen, bräunlichen Augen schauten schmerzhaft nachdenklich. »Ich weiß schon«, sinnierte er weiter, »sie wollen das Kapital der Juden, sie wollen die Unternehmungen der Juden für ihre eigenen Leute, sie wollen die Schuld an dem allgemeinen Elend von sich ablenken. Aber das alles könnten sie doch viel einfacher haben. Da brauchten sie doch nicht solche Gesetze zu erlassen, die ihnen keinen Vorteil bringen, die nichts sind als Beschimpfungen, als Beweise eines grenzenlosen, bestialischen Hasses.«

»Sie sollten darüber nicht soviel grübeln«, sagte Peter Dülken und schüttelte die Haare aus der Stirn. »Es gibt eine Menge Gründe. Bedenken Sie zum Beispiel, daß der Primitive seinen schlimmsten Feind in der Vernunft sieht. Der traurige Pöbel, den der Krieg und seine Folgen hochgeschwemmt und zu Deutschlands Herren gemacht hat, glaubt doch nicht an sich selber. Die Burschen spüren doch genau ihren Mangel an Verstand. Sie hassen den Verstand, und die Juden, mit Recht oder mit Unrecht, gelten ihnen als seine Repräsentanten.«

»Ja«, pflichtete ihm Zarnke bei, »sie hassen im Juden nicht die Minderwertigkeit, sondern die Hochwertigkeit. Mir hat einmal«, erzählte er, »ein deutscher Dorfwirt an der litauischen Grenze Klage geführt über seinen jüdischen Konkurrenten. ›Das ist keine Kunst‹, hat er sich empört, ›gescheit zu sein, wenn einer ein Jud ist.‹«

»Wenn ich den grauenvollen Unsinn höre«, sagte der Sänger Donald Percy, »den das Pack da im Rundfunk von sich gibt, dann begreife ich nicht, daß diesem Pack die gleichen Leute Beifall brüllen, die mir vor zwei Jahren in der Oper zugejubelt haben.« – »Es sind nicht die gleichen Leute«, bemerkte mild Zarnke und schenkte ihm neu ein. »Doch«, beharrte Donald Percy, »es sind die gleichen. Kommen Sie mir nicht damit, es gebe Deutsche und es gebe Boches. Alle Deutschen sind Boches. Die machen auch keinen Unterschied zwischen Jud und Jud, obwohl mir einer einmal gesagt hat, es gebe Juden und es gebe Israeliten. Ich bin kein Israelit, ich bin ein Jud.«

»Jetzt trinken Sie noch einen Kirsch«, beruhigte ihn Zarnke, »und hören Sie schon auf mit Ihren Juden. Sehen Sie, jeder hat Geltungsdrang, jeder möchte was Besseres sein als der andere. Im brasilianischen Urwald gibt es einen primitiven Stamm, die Bakairi. Bei denen heißt ›wir‹ ›kura‹, und das heißt gleichzeitig auch ›gut, edel‹. Und ›nicht wir, fremd‹ heißt ›kurapa‹, und das heißt gleichzeitig auch ›schlecht, häßlich, scheußlich‹. Da haben Sie den Grund, warum die Nazi und die Bakairi gegen die Juden sind.«

»Es ist sehr einfach«, sagte der Arbeiter Thudichum. »Die Nazi sind gegen die Menschenrechte. Die Ausbeuter sind immer gegen die Menschenrechte.«

Donald Percy hatte ziemlich viel getrunken und wurde streitlustig. »Was ihr da vorbringt«, rief er, »mag alles ganz richtig sein, aber erklären tut es gar nichts. Sagen Sie mir, Sie Siebengescheiter«, drang er unvermittelt auf Peter Dülken ein, »wenn wir Deutschland wiederhaben, was fangen wir dann mit diesen Rundfunkansagern an? Dieses Drecksgesindel, das tagein, tagaus den ganzen Schmutz des Reklameministeriums ausschleimt, auf sächsisch, schwäbisch, kölnisch, ostpreußisch, das muß doch ganz zerfressen sein wie von einer schmutzigen Krankheit. Gott, wenn ich so einen Burschen einmal unter meinen Fäusten hätte«, und er sprang auf, begeistert von der wollüstigen Vorstellung.

Alle hatten sie sich oft beschäftigt mit den Hoffnungen und Sorgen, was sein werde, wenn man wieder in Deutschland zurück sei, in welchem Zustand wohl man die Heimat wiederfinden werde und was man dort tun solle. Jetzt, da sie getrunken hatten, stand diese Lieblingsvorstellung, sowie Donald Percy erst einmal daran gerührt hatte, doppelt erregend in ihnen auf. »Ja«, meinte Zarnke, »wie man in Deutschland aufräumen soll, wenn wir es erst einmal wiederhaben, das ist eines der schwierigsten Probleme. Es wird nicht leicht sein, zu unterscheiden zwischen den zahllosen Muß-Nazi, den Beefsteaks, die außen braun sind und innen rot, und den wirklichen Braunen.« – »Man wird da nicht bedenklich sein«, mischte sich der Arbeiter Thudichum ein, seine langsame, schwerfällige Stimme klang grimmig. »Man wird da nicht lange fackeln. Wir haben nicht vergessen, wie falsch wir es 1918 gemacht haben. Wir werden es kein zweites Mal falsch machen. Diesmal werden wir keine Angst haben, das faule Fleisch ganz wegzuschneiden, auch wenn gesundes mitgeht.«

»So einen Rundfunkschleimer«, beharrte rachsüchtig Donald Percy, »hätte ich noch lieber zwischen den Fäusten als den Kantschuster.« – »Wer ist Kantschuster?« erkundigte sich sachlich Zarnke. »Der Kantschuster war drei Wochen mein Aufseher im Konzentrationslager«, gab ihm Donald Percy Auskunft. Der Arbeiter Kaspar Thudichum fragte interessiert: »Sie haben also auch den Kantschuster gehabt?« – »Ja«, erwiderte Donald Percy, und bitter stellte er fest: »Die Welt ist klein, man hat leicht gemeinsame Bekannte. Früher hatten ganze Generationen nur die gleichen Lehrer, jetzt haben sie auch die gleichen Wärter.« Und: »Das war ein Sadist, der Kantschuster«, schwelgte er in Erinnerungen. »Er hat einen in den Bach springen lassen bei Eiseskälte, die Kleider froren einem am Leib, er hat einen springen lassen, zweimal, dreimal, bis man blau und ohnmächtig liegenblieb. Das kann man nicht nachfühlen«, wandte er sich vorwurfsvoll, beinahe herausfordernd an die andern, »wenn man mit trockenen Kleidern im geheizten Zimmer sitzt.« Aber: »Der Kantschuster«, dämpfte ihn auf seine ruhige, gewichtige Art Kaspar Thudichum, »war nicht der Schlimmste.« – »Er war der Schlimmste«, beharrte streitbar Donald Percy. »Da hätten Sie den Amann sehen sollen, das war eine Bestie«, beharrte nicht minder hartnäckig, doch immer gelassen Kaspar Thudichum. »Wegen jeder Kleinigkeit hat er einen krummschließen lassen und dann die Hunde auf einen gehetzt oder einen mit dem Ochsenziemer traktiert. Alle, die mit dem Amann zu tun hatten, haben heute noch ihre Narben von den Bißwunden. Das war einer, der Amann.« – »Schlimmer als der Kantschuster kann keiner gewesen sein«, ereiferte sich Donald Percy. »Der Amann war schlimmer«, beharrte Thudichum. »Da schauen Sie einmal her«, und er entblößte Waden und Schenkel, um die Narben der Hundebisse herzuzeigen. Donald Percy, erbittert, weil er keine Narben vorzuzeigen hatte, erzählte eine weitere Scheußlichkeit seines Kantschusters. Der Arbeiter Thudichum seinesteils wartete mit einer neuen wüsten Gemeinheit seines Amann auf, und beide begannen sie jetzt die Greueltaten ihrer Aufseher mit einer gewissen kalten, grausigen Sachlichkeit herzuzählen; ihr Bericht war gespickt mit schauerlichen Einzelheiten und grotesk trockenen Fachausdrücken, einer suchte den andern zu überbieten. »Das können Sie doch nicht leugnen«, stellte schließlich Thudichum fest, »daß der Stenzer draufgegangen ist durch den Amann.« Einen kleinen Augenblick bedachte sich Donald Percy, dann sagte er, auf einmal merkwürdig trüb: »Draufgegangen sind viele«, und nun schwiegen beide. Ja, es waren viele draufgegangen, es bestand zwischen ihnen beiden eine gewisse Gemeinsamkeit, die sie aus den andern Anwesenden heraushob, weil sie nämlich mit den Draufgegangenen zusammen gewesen waren, und nun schämten sie sich plötzlich ihres läppischen Streites.

Zarnke und Dülken hatten betreten wahrgenommen, mit welch zänkischer Beharrlichkeit die beiden die Greuel ihrer Wärter gegeneinander ausspielten. Die Feststellung, mit welcher dann Kaspar Thudichum die peinliche Auseinandersetzung beendet hatte, die Feststellung nämlich, daß der Stenzer doch draufgegangen sei, hatte auch ihnen ein Frösteln über die Haut gejagt. Jetzt sahen sie von dem einen zum andern. Beide waren sie klein von Statur, Kaspar Thudichum und Donald Percy, doch sonst höchst verschieden innen und außen. Eines aber war ihnen offenbar gemeinsam, die Zähigkeit, mit der sie im Konzentrationslager durchgehalten, und die harte Wut, die sie von dort mitgebracht hatten.

»Das Schlimmste an dieser Herrschaft der Halbtiere«, meinte nach einer Weile Zarnke, immer noch mitgenommen von dem albernen Streit der beiden, »das Schlimmste ist, daß sie es mit allen Mitteln darauf anlegen, den Menschen zu entmenschen. Eines haben sie damit erreicht: ein jeder von uns hat etwas von seiner Menschlichkeit eingebüßt, einen Tick haben wir alle abgekriegt. Ich hab auch den meinen«, erklärte er entschuldigend und lächelte beinahe; er dachte aber an seine Sehnsucht nach Berlin, nach Moabit, nach seinem törichten Sohn. »Wenn wir unser Deutschland zurückhaben«, meditierte er, »dann wird es verflucht schwer sein, die Lebewesen dort, die Jahre der Bestialisierung hinter sich haben, wieder zu Menschen zu machen.«

»Ich fürchte«, meinte der Arbeiter Thudichum, »Sie brauchen sich da nicht so bald den Kopf zu zerbrechen. Bis wir einmal unser Deutschland zurückhaben, das kann verflucht lange dauern.« – »Man darf die Geduld nicht verlieren«, erwiderte sanft Zarnke. »Die Juden sagen spaßhafterweise von einem sehr langen Menschen, er sei lang wie das Exil. Wobei sie unter Exil die Zeit verstehen von der Zerstörung ihres Tempels an, das wären beiläufig achtzehnhundertfünfundsechzig Jahre. Was haben da wir zu bestellen mit unsern noch nicht drei Jahren?«

»Ich glaube«, nahm Peter Dülken die frühere Betrachtung Zarnkes wieder auf, »wir werden unsern Deutschen den Kopf sehr rasch zurechtgesetzt haben. Den ganzen Krieg hindurch, vier Jahre lang, hatte man uns Tag und Nacht gepredigt, es gebe keine größere Zeit als die des Stahlbads und der harten Disziplin. Und – Sie müssen das besser wissen als ich, Sie haben es mit erlebt – in ebensoviel Stunden waren wir dann wieder zur Vernunft gebracht. Warum soll es jetzt nicht ebensogut glücken?«

Sie schalteten den Rundfunkapparat ein, um die deutschen Stationen von neuem abzuhören. Nun aber waren die Veranstaltungen des Parteitags und die Berichte darüber zu Ende, und an ihrer Statt kam aus dem Apparat ein Spätabendkonzert, eine Haydn-Sinfonie, meisterhaft gespielt. »Glauben Sie ernstlich«, fragte, als der zweite Satz zu Ende war, mit gedämpfter, ergriffener Stimme Peter Dülken, »daß wir dieses Volk nicht wieder werden zu Menschen machen können?«

Noch bevor indes Zarnke antworten konnte, und ehe der dritte Satz begann, kam eine der bekannten widerwärtigen Stimmen aus dem Apparat, und in den bekannten widerwärtigen Wendungen verkündete sie die Größe des Dritten Reichs und die Erbärmlichkeit der übrigen Welt. Nacht für Nacht sandte das Dritte Reich solche Reklame in den Äther, eingewickelt in sehr gute Konzerte, auf daß viele Millionen, die sonst von dieser Reklame nie hätten erreicht werden können, gezwungen seien, sie mit der Musik in sich aufzunehmen.

Dann aber, nach einigen Minuten, verhallte das Gebell der Nazi, und es blieb nichts als die deutsche Musik.

Sepp hatte die ganze Zeit über am »Wartesaal« gearbeitet. Man kündigte Aufführungen seiner Werke an, in Paris, auch zum erstenmal in London. Er kümmerte sich nicht darum, er arbeitete.

Auch was in Nürnberg geschah, wurde ihm Stoff für den »Wartesaal«. Er war sich klargeworden über die Aufgabe, die ihm in dem Kampf gegen die Barbarisierung zugewiesen war. Er hatte jetzt seine Sinfonie zu schreiben und sonst nichts, und wenn es ihm gelingt, das, was er in seinem Innern hört, die andern hören zu machen, dann wird er sein Teil dazu beigetragen haben, die Barbaren zu bekämpfen.

Die Menschen die ganze Bitterkeit des Wartens spüren machen, das war seine Aufgabe. Und Nürnberg, das war auch nur eine Phase jenes großen Wartens. Nürnberg, das bedeutete, daß wieder eine Gelegenheit versäumt, daß wieder ein Zug vorbeigegangen war, auf den man vergeblich gewartet hatte. Die sogenannte deutsche Kultur, von der so viele so vieles erhofft hatten, war zerschlagen worden, sie hatte nicht helfen können, die Zustände der Menschen zu verbessern.

Nürnberg, das war in Wahrheit ein Gleichnis. Nürnberg: Gottfried Keller hatte daran geglaubt und es dargestellt als eine Stätte und eine Gemeinschaft des Wissens, der Kunst, der Zivilisation. Nürnberg: Richard Wagner hatte daran geglaubt und es auf die Bühne gezaubert als einen festlichen Rausch von Glanz und Gloria. Nürnberg: die Hitler und Streicher, in diesen Zeiten des »Wartesaals«, hatten es zu einem Versammlungsort des Pöbels gemacht, zum Aufmarschgelände der Dummheit und Gewalt. Jetzt hatte es ein doppeltes Gesicht bekommen, dieses deutsche Nürnberg. Noch war das Nürnberg Albrecht Dürers in den Herzen und den Sinnen vieler, aber fortan wird, wenn der Name der Stadt genannt wird, auch das Nürnberg Hitlers nicht mehr wegzudenken sein. Sowenig wie Größe, Kraft und Kunst werden in Zukunft, wenn der Name der Stadt genannt wird, Roheit und Gewalt von diesem Nürnberg wegzudenken sein. Vielleicht wird für die Späteren weder Albrecht Dürer noch Adolf Hitler das Wahrbild der Stadt sein, sondern jener große Nürnberger Meister Veit Stoß: bei Tag übte er seine Kunst um der Kunst willen, nachts nützte er sie, um Wertpapiere zu fälschen.

Was Sepp in diesen Tagen las, dachte, spürte, lebte, ließ er einströmen in seine Musik. Es war glückliche Arbeit. Alles »kam«. Von diesem »Wartesaal« wird kein Tschernigg mehr sagen können, er sei Opium, und keine Anna, man rieche den Schweiß. Nichts mehr war da von dem akademisch hölzernen Prunk des »Inferno«, es war lebendige Musik. »Schrei, Kunst, schrei und klag dich sehr«; ja, seine Kunst schrie, seine Kunst klagte, sie klagte an, man wird diese Anklage nicht überhören können.

Triumph war in Sepp, ungeheure Sicherheit.

In diesen Tagen las er, daß einer der Nazibonzen die Philharmoniker beordert habe, ihm Tafelmusik zu machen. Dann, als sie ihm und seinen Gästen zum Essen aufspielten, habe er Leonhard Riemann einen Adjutanten geschickt mit der Weisung, leiser zu spielen, sie störten die Tischgespräche. Sepp Trautwein war nicht in der Lage, nachzuprüfen, ob die Nachricht stimme, aber er stellte sich seinen Riemann vor, was der für ein Gesicht gemacht haben mochte, als er die Order erhielt, wie er wohl geschwankt und schließlich doch gehorcht und wie er sich ohnmächtig empört hatte, als ihm die Lackel befahlen, leiser zu spielen. Er hatte Mitleid mit dem Riemann. Aber wer hat es dem Riemann geschafft, bei den Lackeln zu bleiben?

Er jedenfalls, er, Sepp, saß hier und schrieb den »Wartesaal«. Er arbeitete, er spielte sich seine Musik vor, er schwitzte, er schnalzte mit der Zunge, er lachte vor Glück.

Auch an Peter Dülken dachte er, der sich in seiner Redaktion abzappelte, statt Musik zu machen, und auch für ihn hatte er ein fast übermütiges, geradezu ruppiges Mitleid. »Der Wartesaal« wird euch keine Unehre machen, dachte er. Er verstand aber unter euch die Gesamtheit der Emigranten, und lächelnd beschloß er, Peter Dülken die Partitur zu schenken.

## 

## 18

## Abdankung

Auf der Redaktion der »P. D. P.« hatte man von jeher das Heraufkommen des Nationalsozialismus aufgefaßt als einen Sieg der brutalen Dummheit über die menschliche Vernunft. Trotzdem traf es auch die Redakteure der »P. D. P.« wie ein Schlag, daß sich der Nürnberger Pöbel jetzt schon, nach weniger als drei Jahren, sicher genug wähnte, um der gesitteten Welt im Namen seines Aberwitzes offen den Krieg zu erklären.

Erregt sprachen die Redakteure durcheinander. Wird die Welt die Gründe begreifen, aus denen die unerhört freche Manifestation stattfand? Der Pöbel, der zur Zeit in Deutschland an der Macht war, konnte diese Macht nur halten, wenn er das Volk aufs äußerste verblendete und verdummte, so wie man seinerzeit Falken die Augen zugenäht hatte, um sie zur Einbringung der Jagdbeute zu erziehen. Das deutsche Volk mußte zu seinen schlimmen materiellen Entbehrungen noch schlimmere geistige leiden, um einem kleinen Haufen Pöbel die Sensation von Macht und Erfolg zu verschaffen. Aber wird das die Welt begreifen? Wird sie es begreifen wollen?

Bei aller Empörung erfüllte die Tatsache, daß sich die Nationalsozialisten als vornehmstes Ziel ihres Angriffs gegen die Vernunft gerade die Juden ausgesucht hatten, daß sie also in diesen die wichtigsten Vertreter der Vernunft sahen, die »Nichtarier« unter den Redakteuren der »P. D. P.« mit Stolz. Es fiel auf jeden einzelnen unter ihnen ein wenig ab von dem Glanz des Martyriums aller. Sie waren Juden mittleren Formats, keiner unter ihnen war von Bedeutung. Aber sie waren deutsche Juden, sie litten in dieser ihrer Eigenschaft als deutsche Juden, in dieser ihrer Eigenschaft wurden sie verfolgt. Wo aber in der Geschichte der neueren Welt gab es eine Gruppe, zahlenmäßig so gering, kaum eine halbe Million Menschen jeweils, die im Lauf eines einzigen Jahrhunderts der Welt soviel Reichtum an Geist geschenkt hatte wie im Lauf des neunzehnten diese Gruppe deutscher Juden? Heine und Schnitzler, Mendelssohn, Offenbach und Mahler, Karl Marx und Sigmund Freud und Albert Einstein, Wassermann und Ehrlich und Hertz und Haber, konnte man die Leistungen dieser Männer aus unserer Zivilisation wegdenken?

Soviel war gewiß: die Aufgabe der »P. D. P.« war jetzt noch größer und verantwortungsvoller geworden. Es galt energischer zu sein, schärfer, bösartiger als bisher. Wenn man nicht untergehen wollte, dann mußte man gegen die dreckigen, klobigen Waffen des Gegners selber klobige, brutale Mittel anwenden.

Am stärksten spürte das Franz Heilbrun. Wie sollte ein nachsichtiger, hellsichtiger Moralist, wie er selber es war, ein Mensch, der sich weder dumm machen lassen noch selber Dummheiten oder Brutalitäten begehen wollte, wie sollte in einer solchen Zeit ein solcher Mensch Chefredakteur einer kämpferischen Zeitung sein? Mit der Taktik des Liberalismus von vor dem Krieg war jetzt, nach den Nürnberger Gesetzen, nichts mehr anzufangen. Nicht als ob Heilbruns Optimismus tot gewesen wäre, Heilbrun war nicht mutlos: aber er fühlte sich einfach zu alt für diese Zeit.

Aus diesen Tatsachen und Gefühlen ergab sich eine einzige Konsequenz: er mußte abdanken. Das fiel ihm nicht leicht. Es bedeutete, ganz abgesehen vom Verzicht auf den gewohnten Einfluß, den seine Stellung mit sich brachte, auch Verzicht auf zahllose gewohnte Dinge, die das Leben erfreulicher machten, es bedeutete Verzicht auf einen großen Teil seines Einkommens.

Er verzichtete. Er verlangte nicht mehr viel vom Leben, und er machte seiner widerspenstigen Tochter Greta klar, daß auch sie nicht allzuviel vom Leben verlangen dürfe. Dann teilte er Berger und Pfeiffer mit, er sei seinem Amt nicht mehr gewachsen. Mit seinem Rat wolle er der »P. D. P.« auch in Zukunft gerne helfen, aber aus dem praktischen Betrieb wolle er sich zurückziehen, er wolle der Vergangenheit leben, sie sichten, Memoiren schreiben. Sie sollten sich einen jüngeren Chef suchen. Sie wiesen das ab. Er beharrte.

Die Redakteure wußten nicht, was tun. Wen sollte man zu Heilbruns Nachfolger machen? Der gegebene Mann war Friedrich Benjamin. Doch alle hatten Bedenken. Er war ein schwieriger Kollege, und er hatte sich in eine fixe Idee verrannt. Schließlich aber überwog, was für ihn sprach: sein Name, sein Schicksal, sein Fanatismus, seine großen journalistischen Fähigkeiten, sein wilder Arbeitseifer. Der einzige Peter Dülken ließ nach wie vor nicht ab von seinen Einwänden.

Man bot Friedrich Benjamin die Chefredaktion an.

Friedrich Benjamin, gegen den Abend dieses Tages, saß im Café und arbeitete. Er hatte es übernommen, eine Serie von Aufsätzen über den Parteitag von Nürnberg zu schreiben. Drei Artikel hatte er bereits veröffentlicht, sie waren geglückt und wurden viel zitiert.

Da saß er, die Zigarre im Mund, und schrieb. Er arbeitete gern im Café. Aus seinen kugeligen Augen schaute er versonnen und abwesend auf die Menschen ringsum, er machte sich Notizen auf die Marmorplatte seines Tisches, dann kritzelte er mit hurtiger, zierlicher Schrift seine Sätze, strich aus, erneuerte. Auf seinem Gesicht spiegelte sich, was er schrieb. Auch dieser Artikel wird werden. Seine Argumente kamen ziseliert wie in seiner besten Zeit, seine Antithesen saßen.

Aber das ging nicht lange so; bald fiel es ihm schwer und schwerer, sich auf die Arbeit zu konzentrieren. Er kam nicht los von dem Antrag seiner Kollegen. Dieser Antrag, sosehr er ihn freute, hatte ihn in Zweifel und Verwirrung gestürzt: es war klar, daß das Angebot nicht seinem Wesen galt, sondern nur der Besonderheit seines Schicksals. Dieses sein Schicksal hatte alle seine Beziehungen zu andern Menschen fragwürdig gemacht.

Ja, er war im tiefsten mißtrauisch geworden, selbst Ilse gegenüber. Wie stand es zwischen ihm und Ilse? Wenn es schien, als ob Ilse jetzt soviel tiefer an ihn gebunden sei, galt nicht auch diese tiefere Neigung lediglich seinem Schicksal?

Er fing an, sein Verhältnis zu Ilse von diesem neuen Gesichtspunkt aus zu prüfen. Von Beginn an war es eine Laune des Schicksals, war es der Zufall gewesen, der ihm Ilse in die Arme getrieben hatte. Sie war ihm »zugefallen« im Wortsinn. Der »Vorgang« war ein Hasardspiel, sein günstiges Ende nichts als Glück gewesen. Und wenn sich jetzt Ilse verändert hat, wenn jetzt in Wahrheit etwas wie Liebe von ihr zu ihm geht, so hat er auch das wieder nur dem Zufall zu danken, jenem Zufall, der ihm sein bedeutendes Schicksal schenkte. Steht aber diese ihre neue Neigung, da sie eigentlich nicht ihm gilt, sondern nur seinem sogenannten Martyrium, nicht auf brüchigem Grund? Wird sie vorhalten? Das Mißtrauen, das er die ganze Zeit her vor Ilses Wandlung verspürt hat, ist wohlbegründet. Und wenn seine Gedanken immerzu auf der Lauer liegen, irgendein Zeichen der früheren, hochmütigen Ilse zu erspähen, die ihm so häufig ihre Verachtung gezeigt hat, so hat er alle Ursache dazu. Grimmig gestand er sich ein, daß es ihm beinahe eine gewisse Befriedigung bereitet hatte, als sie ihn unlängst so scharf wegen seines Verhaltens zu Sepp tadelte.

Er zwang sich zurück zu seinem Artikel. Arbeitete.

Nicht lange. Bald waren seine Gedanken wieder bei Ilse. Gemeinhin war Friedrich Benjamin fähig, einen Menschen mit klugen Worten zu schildern. Doch wenn es darum ging, auf das Wesen des andern aus dem Instinkt heraus praktisch zu reagieren, die eigenen Handlungen auf die Gemütsart des andern einzustellen, dann, sehr häufig, versagte er. Auch jetzt wußte er nicht, wie er sich zu Ilse stellen sollte. Es war sehr wohl möglich, daß ihr Gehabe von heute, ohne daß sie es zu wissen brauchte, nur Oberfläche, daß sie in der Seele die gleiche geblieben war. Wenn das aber stimmte, was dann konnte er tun, sich ihre neue Neigung zu erhalten, den Zustand von heute zu einem dauernden zu machen?

Ein abenteuerliches Projekt stieg in ihm hoch. Bewies nicht der Antrag seiner Kollegen, daß sein Name, ob nun mit oder ohne sein Verdienst, heute mehr Marktwert besaß als je? Wie wäre es, wenn er diese Konjunktur benutzte, um Geld aufzutreiben für seine alte Idee, für seine »Plattform«? Wenn er »Die Plattform« neu erscheinen ließe, sich auf sie beschränkte, sie ausbaute? In dieser Zeitschrift könnte er dann seine Ideen rein verkünden, offen, nicht mehr umwegig wie jetzt, nicht mehr gehemmt durch Rücksichten auf andere. Und nicht nur könnte er sich mit Hilfe dieser neuen »Plattform« Ilse so zeigen, wie er wirklich ist, er hätte auch die Möglichkeit, er hätte das Geld, ihre äußeren Wünsche zu befriedigen.

Während er dies bedachte, zerfloß ihm plötzlich die neue Ilse zu einem Schatten, zu einer Traumvorstellung, und er war überzeugt, die einzige reale Ilse sei, damals wie heute, jene spottlustige, nach Luxus und Verwöhnung gierige.

Versonnen, in sich eingesperrt, saß er vor dem Marmortischchen des Cafés. Versunken waren die Menschen ringsum, versunken das Manuskript seines Aufsatzes, existent und gegenwärtig waren nur er und Ilse.

Es steht viel Ungesagtes zwischen ihm und ihr. Er hat zum Beispiel eine merkwürdige Scheu davor gehabt, ihr von seiner Zusammenkunft mit Sepp zu sprechen. Sie hat ihn nicht mehr danach gefragt, und er hat ihr nichts erzählt. Auch hat er ihr nie offenbaren können, was ihm in seiner deutschen Haft offenbart wurde. Wenn er jetzt seine »Plattform« zustande brächte, dann könnte er endlich einmal das, was ihm dort, in der deutschen Gefangenschaft, zugeflossen ist, rein und klar heraussagen, nicht nur für sie, für alle. Es wäre ein Verrat an der »P. D. P.« Aber entschuldigt nicht die große Sache einen kleinen Verrat? Er ist sich auch klar darüber, daß seine Motive nicht rein sind: aber wird eine edle Sache weniger edel, wenn ihr Prophet nicht ganz saubere Hände hat?

Er wird vor Ilse reden. Diesmal wird er es über sich bringen. Er wird ihr nackt und schamlos das Angebot machen, sie wieder besser und reicher zu halten. Er wird alles heraussagen, was ihn zu diesem Angebot treibt, die äußern und die inneren Gründe. Er ist kein Halbgott, er ist ein Mensch, mit dem Scheitel im Himmel, mit den Füßen im Pfuhl.

Für den Abend hatte er sich mit Ilse in einem einfachen Restaurant verabredet. Der Raum war lärmend und rauchig, der Fisch verbraten, der Wein schlecht gepflegt, aber Ilse verlor kein Wort darüber. Er fragte sich die ganze Zeit, ob er sprechen solle. Aber das war nicht der rechte Rahmen, er verschob es. Sie schien müde. Er schlug ihr vor, ein Taxi zu nehmen. Sie lehnte ab, man fuhr in der Metro.

Im Hotel Atlantic angelangt, saßen sie noch eine kleine Weile stumm zusammen. Sie hatte Jacke und Hut nicht abgelegt, sie war offenbar sehr müde. »Ja«, meinte sie, »dann werden wir wohl zu Bett gehen.«

Er muß zu ihr sprechen, vorher; wenn er sie so zu Bett gehen läßt, ohne ihr von dem Leben gesprochen zu haben, das er ihr bieten will, dann entgleitet sie ihm für immer. Und das darf nicht sein. Sie darf ihm nicht verlorengehen, eine ungeheure Begierde ist in ihm nach dieser Frau, die so müd und schlafgierig vor ihm sitzt, er kann ohne sie nicht leben, er muß sie halten, alles andere ist gleichgültig. Und unvermittelt, mit einer etwas erkrampften Schalkhaftigkeit, sagte er: »Wie ist das, Ilse? Sehnst du dich eigentlich niemals zurück ins Hotel Royal? Wie wäre es, wenn wir wieder hinzögen und ein bißchen larger lebten, so wie früher? Was meinst du?«

Sie starrte ihn an, verblüfft, den breiten Mund auf kindliche Art halb offen. Sie begriff nicht, was er wollte, warum er das sagte. Dann, wohl infolge des vielen Geredes über die Nürnberger Gesetze, kam ihr plötzlich der Gedanke: Vielleicht hält er mich für eine Gans und glaubt, ich bereu es jetzt, daß ich damals mit ihm gegangen und nicht bei Hitler geblieben bin. Er ist ja immer noch so naiv. »Meine Güte«, sagte sie gedehnt und sehr sächsisch, und schließlich lachte sie hell heraus, und: »Du bist wohl verrückt, oder du hältst mich zum Narren«, sagte sie.

Dieses »Meine Güte« und dieses »Du bist wohl verrückt« fegten auf einmal das ganze unsinnige Geträume fort, das sich Friedrich Benjamin vor dem Marmortischchen in dem Café zusammengebraut hatte, und ließen ihn klar erkennen, was war, daß es nämlich mit der früheren Ilse ein für allemal aus war. Und damit hatte er auch den eigenen Rückfall in das Wesen des früheren Benjamin überwunden. Er wird das Angebot seiner Kollegen annehmen und seine Träume von der »Plattform« fahrenlassen. Er wird weiterarbeiten wie bisher, nicht stolz auf seine neue Weisheit, vielmehr bescheiden, umwegig, listig, im Dienst nicht seiner Eitelkeit, sondern nur der Idee. Das Gefühl, Ilses sicher zu sein, wird ihm helfen.

Ein Lächeln breitete sich langsam über sein Gesicht, und diesmal schien es Ilse ein schönes, strahlendes Lächeln. Wie hatte er sie wieder einmal kindlich mißverstanden. Sie liebte ihn. Sie schaute zu ihm auf, zu ihrem großen, bedeutenden Mann und seinem außergewöhnlichen Schicksal, und gleichzeitig schaute sie auf ihn herunter, fraulich, beinahe mütterlich wie auf ein kleines Kind.

»Ich war übrigens bei Sepp Trautwein«, berichtete er, es klang wie eine Beichte. »Ich hab ein bißchen viel geschwatzt vor ihm, ich hab mich gehenlassen, er hat wenig geredet, es sind nicht viele Beziehungen zwischen uns, aber ich glaube, wir haben einander verstanden; wenigstens, solange wir zusammen waren«, setzte er einschränkend hinzu. Und als sie darauf nichts erwiderte, sprach er schnell weiter: »Übrigens soll ich jetzt der ›P. D. P.‹ den Chefredakteur machen. Daher auch meine Frage, ob du ins Hotel Royal zurück möchtest. Es war natürlich ein dummer Witz«, sagte er reuig.

»Das war es«, antwortete sie. »Aber in einem hast du recht«, fuhr sie fort, mit Entschluß. »In diesem Hotel Atlantic fühl ich mich nicht mehr wohl, wir sollten ausziehen. Wir sollten irgendwo eine kleine Wohnung mieten. Wie wäre es, wenn ich es probierte, Haushalt zu führen? Was meinst du?«

Er schaute hoch. Sie sprach genau in seinem Tonfall. Lachte sie ihn aus? Verulkte sie ihn? War es eine Retourkutsche? »Meine Güte«, sagte er schließlich unsicher, mit einem matten Versuch, zu scherzen.

Ilse rauchte heftig. Was hatte sie da angestellt? Die Idee solcher Zurückgezogenheit und Selbstbeschränkung war ihr mehrmals gekommen, aber reif war der Plan noch lange nicht gewesen. Sie hatte sich hinreißen lassen, sie war, verwundert und gerührt durch seinen grotesken Vorschlag, weitergegangen, als sie eigentlich gewollt hatte. Sie liebte ihn: aber mußte sie sich deshalb zu seiner Magd machen? Andernteils war sie beinahe froh. Der jähe Entschluß, auf die Umwelt der früheren Ilse für immer zu verzichten, gab ihr ein Gefühl der Geborgenheit, eine große Ruhe. So legt sich einer zu Bett nach einem Tag von Gehetz und Gezappel und streckt sich aus; noch tut ihm alles weh vor Müdigkeit, aber er spürt, bald kommt der Schlaf, und er genießt ihn im voraus.

Friedrich Benjamin hatte inzwischen begriffen, daß sie es mit ihrem Vorschlag ernst meinte. Niemals, erwiderte er dringlich, werde er dieses Opfer annehmen. Im Gegenteil, man müsse jetzt wieder mehr ausgehen, Menschen sehen, sie hätten, nun er Chefredakteur sei, repräsentative Pflichten. Sie müsse sich wieder gut anziehen, es sei geradezu eine politische Notwendigkeit für ihn, zu zeigen, was für eine schöne Frau er habe. In dieser letzten Zeit habe er sie gemein vernachlässigt, doch jetzt werde er alles wiedergutmachen.

So redete er eifrig auf sie ein. In seinem Innern aber stand geschrieben und besiegelt, daß sie tun werde nach ihren Worten und daß der falsche und mühselige Glanz dieser letzten Jahre nun ein für allemal von ihnen abfallen werde, und seine Worte waren nichts als eine Art Höflichkeit, eine umwegige Art, ihr seine tiefe, warme Dankbarkeit zu bezeigen.

Allein während er noch redete, merkte er, daß er ins Leere redete. Die Müdigkeit, die schon seit ihrer Zusammenkunft im Restaurant in ihr stak, war nach der Anstrengung ihres plötzlichen Entschlusses doppelt mächtig über sie gekommen. Ihre Augen waren zugefallen, und langsam, gleichmäßig kam der Atem aus ihrem halboffenen Mund.

Ein bißchen hilflos und sehr verliebt betrachtete der Mann die zufrieden schlafende Frau.

## 

## 19

## Erich Wiesener vergrößert sich

Es überraschte Erich Wiesener nicht weiter, daß man auf dem »Parteitag der Freiheit« derbe und volkstümliche Reden über die Rassenlehre der Nazi hielt. Nicht aber hatte er vorhergesehen, daß man die Tagung werde ausmünden lassen in die Verkündigung so sturer, widerwärtiger Gesetze. Bestürzung und Scham überwältigten ihn.

Doch schon nach wenigen Minuten hatte er sich gefaßt und erkannt, daß ihm persönlich diese Wendung nur Vorteile brachte. Sie bewies, daß sich die Herren in Berlin und Berchtesgaden stark genug fühlten, offen zu zeigen, daß sie die Meinung der Kulturwelt verachteten. Seine, Wieseners, Aufgabe wurde dadurch klarer umgrenzt und dankbarer. Von nun an braucht er Berlin nicht mehr lange darauf aufmerksam zu machen, daß diese oder jene Handlung oder Äußerung das Ausland verstimmen könnte. Vielmehr besteht seine Aufgabe fortan ausschließlich darin, die Maßnahmen der Partei durch schönklingende Formulierungen zu decken. Es obliegt ihm fortan, den ideologischen Überbau zurechtzuzimmern für die von der Partei geschaffenen Realitäten. Wer mit dem Instrumentar der Sprache so meisterlich umzugehen versteht wie er, für den ist das ein interessantes Unterfangen. Je bedenklicher der Stoff ist, aus dem die Partei ihre Fundamente konstruiert, um so kühner und reiner muß sich der Bogen des von ihm herzustellenden Überbaus wölben; je unangenehmer die Wirklichkeiten sind, ein so angenehmeres ideologisches Kostüm muß er ihnen anschneidern. Für einen Wortkünstler ist dieses Geschäft keineswegs reizlos. Wer die Sprache in Wahrheit beherrscht, der muß imstande sein, noch die Nürnberger Judengesetze mit so schönen, menschlichen Worten zu verbrämen, daß Wohlwollende sie schließlich für eine zivilisatorische Tat anschauen.

Sogleich setzte er sich hin und schrieb über Nürnberg. Entwarf einen jener zwielichtigen Artikel, in deren Abfassung er Meister war. Wenn heute in Deutschland das Überraffinement der großkapitalistischen Zeit abgelöst wurde von volkhafter Simplizität, war das nicht ein Segen? War es nicht Verblendung und Vorurteil, diese Wandlung Barbarei zu schelten? In seinem Aufsatz wurde die Brutalität der Nazi zur Kraft, die plumpe Derbheit ihrer Lügen zu schönem Freimut, ihre rohe Gewalttätigkeit zu Vitalität. Er arbeitete mit der Passion des Virtuosen; zuweilen glaubte er selber, was er schrieb. Der Leser aber, an den er sich vor allen andern wandte, war Lea. Alles, was er Lea in jener letzten Unterredung nicht mehr hatte sagen können, weil es ihm zu spät eingefallen war, das sagte er ihr zwischen den Zeilen dieses Aufsatzes.

Der Artikel über die »kulturellen Ergebnisse des Nürnberger Parteitags« wurde der stärkste Erfolg, den Wiesener je gehabt. Alles, was in England, Frankreich, Italien faschistisch war, zitierte ihn, seine geschickten, wohlklingenden Argumente wurden sogleich dem eisernen Bestand der Parteiideologie beigefügt. Über Nacht war Erich Wiesener zu einem Kirchenvater des Faschismus geworden.

Zudem ging nun jene Saat, die er im Auftrag Heydebreggs durch seine raffiniert erfundene und lancierte Nachricht gesät, herrlich auf. Mit großem Geschick hatte er’s damals zu arrangieren gewußt, daß viele angesehene Zeitungen des Auslands die Meldung brachten, Minister Kiepner, während der Weimarer Zeit einer der Führer der Linksparteien, sei im Konzentrationslager umgekommen. Jetzt, zum Parteitag, holten die Naziführer die schon halb vergessene Nachricht vor. Einmal herhören, Parteigenossen. Da haben also die Herren in New York, in London und Paris mit großem Trara gemeldet, der Minister Kiepner sei von den bösen Nazi erschlagen worden. Was aber steckt hinter dieser Meldung? Da kann der Sprecher des Dritten Reichs dem deutschen Volk und der Welt einmal an einem augenfälligen Beispiel demonstrieren, wie es um die Wahrheitsliebe der ausländischen Presse bestellt ist, wenn sie von den Nazi spricht. Meuchlings umgebracht haben wir den Minister Kiepner? Unsern mancherlei Schandtaten eine neue angereiht? Betrachten Sie sich einmal gefälligst diese unsere Schandtat, Parteigenossen. Kommen Sie herauf, Kiepner. Schaut ihn euch an, Leute. Da steht er, der Tote, der Mißhandelte. Nicht umgekommen ist er, sondern in der strengen, heilsamen Zucht des Konzentrationslagers zum wahren Deutschen ertüchtigt, zum Volksgenossen, er selber wird es euch verkünden. Und Minister Kiepner trat auf und legte Zeugnis ab für das männliche, gesunde Regime, das ihn zum Heil und zur Erkenntnis geführt habe.

Schmunzelnd am Rundfunk hörte Wiesener das Auftreten seines Opfers mit an, schmunzelnd las er davon in den Zeitungen.

Und dann gar sah er es mit eigenen Augen.

Es hatte nämlich Heydebregg in Nürnberg dem Parteitag beigewohnt, und er hatte Ausschnitte mitgebracht aus dem Film, den man dort gedreht hatte. Gleich nach seiner Rückkehr lud er Wiesener ein, sich als sein Gast das Auftreten des Ministers Kiepner im Film vorführen zu lassen.

Die Vorführung des Films vom »Parteitag der Freiheit« fand im Deutschen Hause statt. Der Raum war nicht groß, doch er wirkte groß dadurch, daß Wiesener und Heydebregg allein waren, das Surren des Apparates unterstrich die Stille und Leere.

Beinahe machte der gefilmte Parteitag auf Heydebregg einen noch stärkeren Eindruck als der wirkliche. Er sah die Banner defilieren, er sah die vielen Zehntausende militärisch trainierter junger Männer, er sah den Führer voll und fest im Fleisch, den Arm markig vorgestreckt, sein geliebtes und gefürchtetes Antlitz, in dem die Polarität des deutschen Menschen zum Ausdruck kam, das Disziplinierte in dem symbolisch beschnittenen Schnurrbart, das Künstlerische in der in die Stirn gestrichenen Haarlocke. Er sah sich selber, Konrad Heydebregg, auf der Tribüne, in der Umgebung des Führers. Es waren große Tage gewesen, Nürnberg. Wenn im Falle Benjamin das sogenannte absolute Recht, dieser blasse Schemen, über das deutsche Interesse gesiegt hatte: ein zweites Mal wird sich ähnliches nach dieser Entfaltung deutscher Kraft nicht mehr ereignen. Denn nun ist die deutsche Rüstung stark genug, um dem deutschen Rechtsgefühl, dem Prinzip: »Recht ist, was dem deutschen Volke nützt«, immer und überall, wo es not tut, Geltung zu verschaffen.

Und dann kam jene Szene, Kiepners Auftreten, Wieseners Triumph. Er sah, wie der Mann, den er für die ganze Welt hatte umgebracht werden lassen, damit er auferstehe ad majorem gloriam tertii imperii, nun in der Tat auferstand. Für einen Augenblick packte Wiesener eine leise Übelkeit, ein Gefühl wie auf einem stark schwankenden Schiff. Ganz geheuer ist das nicht mit dem Minister Kiepner; es ist besser, nicht zu scharf darüber nachzudenken, auf welche Art wohl die drüben diesen Kiepner dazu vermocht haben, sein Bekenntnis für die Nazi abzulegen. Auch wird es, obzwar er da auf der Tribüne leidlich rüstig ausschaut, vermutlich um seine Rüstigkeit nicht mehr allzu gut bestellt gewesen sein, sowie er erst die Tribüne wieder verlassen hatte. Allein diese unangenehmen, vagen Bilder erloschen schnell wieder. »Na, mon vieux«, kam die Stimme Heydebreggs durch die Dunkelheit, und es war in Wiesener nichts mehr als eine tiefe Freude über die geglückte List.

Des Nachts, bei den Eintragungen in die Historia Arcana, schwelgte er in Begeisterung über sich selber. Der listenreiche Odysseus, dachte und schrieb er, griechisch selbstverständlich. Leid war ihm nur, daß er nicht Lea da hatte oder wenigstens Maria, um vor ihnen den Pfau zu machen.

Am andern Morgen fand er in seiner Post ein Schreiben eines Mannes namens Gingold. Ja, die Affäre der »P. N.« lag ihm so weit zurück, daß ihm Herr Gingold völlig verblaßt, daß er für ihn zu einem Manne namens Gingold geworden war und er sich den Bruchteil eines Augenblicks ernstlich überlegen mußte, wer denn dieser Mann sei. Dann freilich erinnerte er sich und wurde vergnügt. Verdammt noch eins, jetzt war es an dem, die Schmöcke waren in der Tat ein für allemal erledigt. Ihre Akronyma, mögen sie nun »P. N.« heißen oder »P. D. P.«, werden ihm keine Minute Schlafes mehr rauben. Er ist ihnen entkommen, in die Lüfte hinauf, ihnen für immer unerreichbar. Mögen sie sich über Nürnberg lustig machen, mag ihnen der Nürnberger Parteitag, diese großartige Kundgebung eines mannbar gewordenen Volkes, barbarisch und grotesk erscheinen, mögen sie ihn und seine Aufsätze begeifern oder belächeln: ihre Artikel bleiben machtlose, akademische Ergüsse.

Warum soll er sich diesen Herrn Gingold nicht wirklich kommen lassen? Es könnte ganz amüsant werden. Er könnte sich den Mann anhören und anschauen wie aus einer Theaterloge heraus. »Schach Mahomet hat gut gespeist / Und gut gelaunet ist sein Geist.« Es wird unterhaltend sein, Herrn Gingold sich abarbeiten zu sehen und zu spüren, daß man die Schmöcke in der Hand hat wie ein Marionettenspieler seine Puppen.

Die Sekretärin Lotte Bittner teilte Herrn Gingold mit, daß ihn Monsieur Wiesener am Dienstag um elf Uhr erwarte.

Herr Gingold war noch verwilderter und sonderbarer geworden. Seine Kinder waren tief erschrocken, wie zerstört sie ihn bei ihrer Rückkehr vorgefunden hatten. Von Nachum Feinberg über das Geschehene unterrichtet, waren sie übereingekommen, ihren Vater nichts davon merken zu lassen, daß sie um seinen Kummer wußten. Sie spielten in der großen Wohnung in der Avenue de la Grande Armée ihren Alltag weiter, trieben ihr früheres, lärmendes Gewese, schrien, stritten sich, machten Musik, der Kanarienvogel Schalscheles sang; für den, der nur flüchtig hinhörte, war die Behausung erfüllt von der alten, lauten Sinfonie. Allein Herr Gingold ließ sich nur auf Augenblicke in diesen ihren Alltag mit einbeziehen, nur auf Augenblicke schrie und schimpfte auch er, dann fiel er zurück in sein trübes, selbstzerstörerisches Brüten.

Aus Berlin hörte er so gut wie nichts. Seine und Nachum Feinbergs Vertrauensleute dort machten Redensarten. Kein Brief kam von Hindele, in letzter Zeit war sogar Benedikt Perles verstummt, man wußte nicht, was mit ihm geschehen war. Dieses Schweigen war quälender als die schlimmste Nachricht. Herr Gingold blieb die ganze Zeit über eingesperrt in seinem Gefängnis von Stille, von solcher Stille, daß er mit all seinem Lärm und seiner Grellheit nicht dagegen ankam.

In seine zuzeiten wildgeschäftige, doch meistens dumpfe Verzweiflung hinein war dann fürchterlich erhellend die Meldung von Benjamins Freilassung gekommen. Wieder einmal hatte, aus dieser Zeitungsmeldung, Gott zu Herrn Gingold gesprochen. Hatte durch ein unmißverständliches Zeichen dargetan, daß die Schnorrer und Frechgesichter im Recht waren und er, Herr Gingold, im Unrecht. Seine These, man müsse maßvoll gegen die Urbösen vorgehen und ihre List zu überlisten suchen, hatte sich als Unsinn erwiesen, und recht hatte jener Professor Trautwein mit seinem groben, plumpen Dreschflegel und seinem Geschrei. Ach, wäre er doch bei seiner Musik geblieben, dieser Professor Trautwein, und hätte ihm nicht hineingepfuscht in sein Geschäft. Er hatte kein Glück mit der Musik, er, Herr Gingold. In Paris der Professor Trautwein, in Berlin der Gesangspädagoge Danneberg.

Und dann, jetzt, waren gar noch die Nürnberger Judengesetze über ihn hereingebrochen. Was bisher lediglich Brauch gewesen, war zum Gesetz erhoben worden, das Verfahren gegen den Gesangspädagogen Danneberg war nicht mehr Willkür, sondern geregelt durch klare Bestimmungen. Wie grausam erst wird man von nun an gegen Hindele, sein Kind, vorgehen.

Es fielen in diese Zeit die großen Feiertage der Juden, die »furchtbaren Tage«, Neujahrs- und Versöhnungsfest. In einer Zerknirschung, die ihm das Innerste um und um kehrte, stand Herr Gingold in der Synagoge, das weiße Sarggewand hatte er angelegt wie die andern alle, und schauerlich gellte ihm ins Ohr der Ruf des Schofar, des Widderhorns. Am Neujahrstag beschließt Gott über die Schicksale der Menschen für das kommende Jahr, eingetragen in das große Buch werden Vergünstigungen und Strafen, Credit und Debet, und am Versöhnungstag werden diese Schicksale besiegelt. Herr Gingold schlug sich die Brust beim Sündenbekenntnis, er beugte seine alten, steifen, harten Knie bei der Erinnerung an den unaussprechlichen furchtbaren Namen Gottes, sein Fleisch schmolz hin im Gefühl seiner Nichtigkeit. Er ist von Grund auf schlecht, er hat nicht nur ein schlechtes Herz, er hat auch einen schlechten Verstand, sonst hätte er sich nicht so fürchterlich verrechnen können. Und: »Nicht um unsertwillen, o Herr«, betete er, »sondern um der Verdienste unserer Väter und Vorväter willen erbarme dich.« Und: »Es sinkt der Tag«, betete er, zermürbt von Fasten, Kasteiung und Zerknirschung, da der Versöhnungstag ausging, »es sinkt der Tag, die Sonne wendet sich und sinkt, gleich schließt das Tor, halt es uns auf, das Tor, erbarme dich.«

Nachum Feinberg hatte keine Kritik mehr für seinen Herrn, nur mehr Mitleid. Er hatte jetzt herausbekommen, daß nicht, wie man zuerst vermutet hatte, Herr von Gehrke hinter Herrn Leisegang gestanden war, sondern der in letzter Zeit so viel genannte Herr Wiesener. Dieser Wiesener, hatte er erfahren, sei launisch, manchmal unerwartet großzügig, auch unterhalte er Beziehungen mit Jüdinnen. Keinesfalls konnte es schaden, sich mit diesem Herrn Wiesener ins Benehmen zu setzen.

Seit jenem herzzerreißenden Telefongespräch mit Cap Martin hatte Herr Gingold keinen Versuch mehr unternommen, an die Urbösen heranzukommen. Auch als er jetzt, den Rat seines treuen Feinberg befolgend, an Wiesener geschrieben hatte, versprach er sich nichts von diesem Brief, ja er erwartete nicht einmal Antwort. Um so mehr war er überrascht, als er die Aufforderung erhielt, sich bei Wiesener einzufinden.

Es war eine ziemliche frühe Stunde, für die er bestellt war. Frierend und schwitzend, in ängstlicher Erregung fuhr er hin. Wiesener hatte sich noch nicht angezogen; er hielt es nicht für der Mühe wert, sich wegen dieses Mannes namens Gingold in Unkosten zu stürzen. In seinem weiten, schwarzen, kostbaren Schlafrock, ein Mittelding zwischen einem römischen Kaiser und einem Samurai, saß er vor Gingold.

Der sah Wieseners Gesicht, wie es aus dem üppigen Schlafrock männlich und infolge seines Triumphes dennoch mild und heiter herauskam, und er sagte sich: Was ist das? Das ist ja gar nicht das Gesicht eines Urbösen, das ist ein menschliches Gesicht, und jäh beschloß er, das ganze faule Geschäft und frevelhafte Unternehmen der »P. N.« zu liquidieren und vor dem Manne nicht erst lange taktische Umwege zu machen, sondern ihm reinen Wein einzuschenken. Schlimmer, als es ist, kann es nicht werden, und wenn er auch bei dem Manne nichts erreicht, so kann er vielleicht vor Gott, durch Verzicht auf die »P. N.«, einen Teil seiner übeln Affäre bereinigen.

Als ehrlicher Kaufmann, begann er, fühle er sich verpflichtet, mit Herrn Wiesener offen zu reden. Es liefen von seiten jener Großinserenten, mit denen ihn Herr Leisegang ins Geschäft gebracht habe, noch für geraume Zeit Aufträge für die »P. N.«, die »P. N.« aber seien schwerlich mehr in der Lage, das zu leisten, was sie bei der Auftragserteilung in Aussicht hatten stellen können. Es sei also für Herrn Leisegangs Auftraggeber ein schlechtes Geschäft, weiter in den »P. N.« zu annoncieren. Es sei kein Staat mehr zu machen mit dieser Zeitung, der Leserkreis der Emigration sei zu klein für zwei Blätter so ähnlichen Charakters wie die »P. N.« und die »P. D. P.«. Er glaube, man verschwende nur Zeit, Kraft und Geld, wenn man die »P. N.« weiterführe.

Wiesener war überrascht. Verbarg sich eine Teufelei hinter diesen so unerwartet fairen Vorschlägen? Für die Nazi waren die »P. N.« wertlos geworden, damit hatte der Mann recht, sie konnten nichts mehr damit anfangen; andernteils aber konnten sie sich, wenn sie nicht peinliche Prozesse riskieren wollten, kaum davor drücken, weitere Zuschüsse in Form von Inseratenaufträgen für das Blatt zu leisten. Wiesener beschaute Herrn Gingolds hartes, fleischloses Gesicht, die altmodische, betont bürgerliche Kleidung, das falsch-freundliche Lächeln, die verzweifelte, erkrampfte Biederkeit. Dunkel fiel auch ihm Herrn Gingolds Ähnlichkeit mit Lincoln auf, er fand ihn eine Gestalt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, einen ehrbaren Kaufmann. Warum aber in Dreiteufelsnamen gab dieser ehrbare Kaufmann seinen offenbaren Vorteil auf? Warum verzichtete er freiwillig auf seinen klaren Profit? Waren die Nürnberger Gesetze die Ursache? War dem Manne seine Hand zu gut, Geld anzunehmen von den Leuten, die diese Gesetze erlassen hatten? Aber wo in der Welt gab es einen Kapitalisten, der Geld, das man ihm zu geben bereit war, nach seiner Herkunft beroch? Ein sonderbarer Fall.

Herr Gingold mittlerweile zermartert sein Hirn, wie er auf den Zweck seines Besuches zu sprechen kommen könnte. Der Mann soll ernsthafte Bücher geschrieben haben, er hat ein menschliches Gesicht, er kann kein richtiger Urböser sein. Wie wäre es, wenn man einfach so zu ihm spräche, als wäre er kein Urböser, sondern ein Mensch? Selbstverständlich muß man peinlich vermeiden, Beziehungen herzustellen zwischen dem Fall der »P. N.« und dem seiner Tochter Hindele, sonst könnte sich der Mensch wieder in einen Urbösen verwandeln.

Herr Gingold erklärt also, er sei nicht nur in seiner Eigenschaft als Verleger der »P. N.« zu Herrn Wiesener gekommen, sondern auch in einer privaten Angelegenheit. Und er erzählt den Fall seiner Tochter, der Frau Ida Perles. Freilich war, das ist so gut wie sicher, gerade dieser Wiesener die letzte Ursache, daß Hindele, sein Kind, ins Konzentrationslager gesteckt worden war, aber daran will Herr Gingold jetzt nicht denken, er zwingt sich, es zu vergessen. Er ist nichts als der arme Vater, dem man sein Kind genommen hat. Er weiß nicht, weshalb man sie verfolgt, er kann nichts darüber erfahren, und selber nach Deutschland gehen kann er auch nicht, aus vielen Gründen. Und nun er einmal Gelegenheit hat, den Herrn Professor Wiesener zu sprechen, möchte er ihn fragen, ob nicht der Herr Professor, der sich – geschickt streut er seine Schmeichelei ein – durch seine Bücher so ungeheures Ansehen erschrieben hat, daß jeder in Deutschland auf ihn achtet, ein gutes Wort für ihn und sein Kind einlegen könne.

Wiesener hört still zu. Der Mann spricht verschmitzt und doch ehrlich. So also hängt das zusammen. Ja, er erinnert sich, Leisegang hat ihm seinerzeit mitgeteilt, daß er gewisse Druckmittel anwenden werde, er hat wohl auch von Zwangsmaßnahmen gegen Familienmitglieder des Mannes namens Gingold gesprochen. Aber Genaueres hat Wiesener nicht gewußt, auch gar nicht wissen wollen, solche Dinge überläßt ein Mann von Geschmack besser der Gestapo, ohne sich um die Details zu kümmern. Man drückt auf den Knopf, und der Mandarin stirbt; den Mandarin zu sehen, hat man durchaus kein Verlangen. Jetzt also sieht er ihn gewissermaßen doch. Der Mann da ihm gegenüber, der Mandarin, weiß natürlich auch, daß er es war, der auf den Knopf gedrückt hat. Aber der Mandarin hat Einfühlung oder Schlauheit genug, zu tun, als wüßte er’s nicht. Das spricht für ihn. Im übrigen erzählt er wirklich gut, der Mann; er geht aus sich heraus und wirkt doch nicht komödiantisch. So müßte Shylock gespielt werden, der um Jessica trauert. Der selige Schildkraut hat das viel zu grell gemacht. Erfreulich übrigens, daß selbst ein schlichter Kaufmann wie dieser schon vom Erfolg seines »Beaumarchais« gehört hat. Und daß ihm der Mann soviel Einfluß zutraut, beweist, wie stark die Stellung ist, die er sich geschaffen hat. Hat er ihn, diesen Einfluß? Wahrscheinlich hat er ihn. Es wäre interessant, festzustellen, ob er ihn hat.

Er schaut Herrn Gingold an, gesammelten Gesichtes, mit unverwandtem Blick seiner grauen Augen. Er überlegt. Er läßt sich Zeit mit der Antwort.

Es ist eine furchtbare Minute für Herrn Gingold. Er kam mit geringer Hoffnung, doch diese Hoffnung wuchs, während er zu dem Manne sprach. Sie wuchs beträchtlich. Herr Gingold besitzt infolge seiner vielen Geschäfte eine ausgezeichnete Kenntnis der menschlichen Seele und errät beinahe immer die Antwort, noch ehe sie da ist. Heute, diesmal, errät er nichts. Ist es ihm geglückt, das Herz des Mannes zu bewegen? Der Mann hat ein menschliches Gesicht, aber er gehört zu den Urbösen. Es kann ein Nein kommen, aber es ist auch sehr wohl möglich, daß ein Ja kommt. Herr Gingold schickt ein verzweifeltes Gebet zu Gott. Er hat die »P. N.« aufgegeben, spontan, ohne Hoffnung auf Lohn, er hat auf ihre Weiterführung verzichtet. Gott muß, muß, muß ihm dieses Opfer vergelten. Herr Gingold zittert in Qual und Spannung.

Endlich hatte Wiesener seinen Entschluß gefaßt. Er machte sich eine Notiz auf seinem Block und sagte, reserviert, doch nicht ungütig: »Schicken Sie mir, bitte, genaue Daten über den Fall Ihrer Tochter. Ich will versuchen, eine Überprüfung des Falles in die Wege zu leiten. Ich verspreche Ihnen nichts«, fügte er schnell hinzu, da Herr Gingold etwas sagen wollte. »Das heißt, eines verspreche ich Ihnen: ich werde Sie nicht lange warten lassen, ich werde Ihnen raschen Bescheid zukommen lassen.«

Die Welt hatte sich Herrn Gingold verändert. Gott, so lange von ihm abgekehrt, wandte ihm sein Antlitz von neuem zu. Ein Wunder war geschehen: da saß einer vor ihm, bekannte sich zum Hakenkreuz, und in seiner Brust schlug ein menschliches Herz. Kaum ein Jud hätte viel anders reden können als dieser. Die überschwengliche Demut und Dankbarkeit seiner Ghetto-Vorfahren wurde in Herrn Gingold lebendig. Es hielt ihn nicht mehr, er nahm Wieseners Hand und küßte sie.

Wiesener, allein, war voll Bewunderung vor sich selber. Ohne weiteres hatte er auf die »P. N.« verzichtet, sein Instrument gegen die Schmöcke; ohne weiteres war er bereit gewesen, dem Manne namens Gingold zu helfen. Soviel Ethos hätte er gar nicht hinter sich gesucht.

Er schaute auf Leas Porträt, voll von einer von ihm selber bespöttelten abergläubischen Neugier, wie sie auf seine Großmut reagieren werde. Sie lächelte. Er fand, es war ein ärgerliches Lächeln. Er schlug ein Exemplar des »Beaumarchais« auf und zeigte dem Porträt die leere Seite nach dem Titel. »Hier hätte dein Name stehen können«, sagte er zu der gemalten Lea. »Das hast du dir selber verscherzt.« Und: »Es ist gut, daß es ist, wie es ist«, versicherte er sich selber.

Er ging auf und ab in seinem schwarzen, weiten, kostbaren Schlafrock, die Quaste schleifte nach. Wohlgefällig glitt sein Aug über die silbriggrauen Dächer der Stadt Paris. Er kostete aus, wie herrlich weit er es gebracht hatte. Welch ein Aufstieg. Erst die Zeit in dem armseligen Zimmer im Quartier Latin, dann die Jahre in der kleinen Wohnung in der Gegend des Montparnasse, dann die Zeit in den drei Räumen in der Gegend der Étoile, jetzt die strahlende Bestätigung hier. Und wenn gar erst Heydebregg fort sein wird, dann wird er Vertreter des Reichs sein hier in Paris, Gauleiter in Frankreich, ein großer Herr.

Aber sind die Räume hier oben, so hübsch sie sein mögen, repräsentativ genug für den Gauleiter in Frankreich? Sind sie nicht zu eng? Sein Lebensraum muß größer sein. Eine Mietwohnung ist für ihn nicht der rechte Rahmen; er braucht ein Haus.

Er wird es haben.

Wenn er in sein neues Haus zieht, dann wird übrigens das Bild der lächelnden Dame ganz von selber verschwinden, ohne daß seine Freundfeinde es gewahr werden. In seinem neuen Leben ist kein Platz für die lächelnde Dame.

Wie ihm der Diener Arsène in den Mantel hilft, da – es ist eine unziemliche Vertraulichkeit, aber Wiesener kann nicht anders – wirft er ihm hin: »Übrigens, Arsène, wir vergrößern uns. Wir beziehen nächstens unser eigenes Haus.«

## 

## 20

## Ein Schuldschein auf die Zukunft

Die Situation der »P. D. P.« hatte sich nach der Freilassung Benjamins und nach den Nürnberger Gesetzen eine Zeitlang gebessert; aber der Aufschwung hatte nur kurze Weile vorgehalten. Jetzt gingen Gerüchte, die »P. N.« würden eingehen. Doch selbst wenn sich das bewahrheiten sollte, konnte es sich frühestens in ein paar Wochen auswirken. Vorläufig mußte man sich von einer Nummer zur nächsten durchfretten.

Nein, mit dieser Schnorrerei im kleinen kam man nicht weiter. Zarnke hatte eine Idee: wie wäre es, wenn man einmal Madame de Chassefierre anginge, und um eine richtige Summe?

Dülken und Pfeiffer, als er ihnen das vorschlug, starrten ihn an. Madame de Chassefierre? Notre-Dame-des-Nazis? Die Frau, die man noch vor kurzem so wüst angepöbelt hatte? Aber Zarnke hielt für jeden Einwand eine Antwort bereit. Die »P. N.« hatten Madame angepöbelt, nicht die »P. D. P.«. Und Madame de Chassefierre hatte sich, wie der Fall Sepp Trautwein bewies, mittlerweile aus einer Notre-Dame-des-Nazis in eine Notre-Dame-des-Refugiés verwandelt. Proselyten waren die eifrigsten Bekenner. Und schied nicht überdies Heilbrun, der Autor jener Angriffe auf Wiesener und Madame de Chassefierre, aus der Leitung der »P. D. P.« aus? Ein bißchen Jesuitertum war erlaubt; man beging kein Unrecht, wenn man Madame de Chassefierre andeutete, es seien vor allem jene Angriffe gewesen, derenthalb man den Wechsel in der Leitung vorgenommen habe. Mehr und mehr verlor Zarnkes Idee, Madame de Chassefierre für die »P. D. P.« einzuspannen, ihr Befremdliches.

Durch Monsieur Pereyro sagten sich Friedrich Benjamin, Julian Zarnke und Peter Dülken bei ihr an.

Lea hatte tief und überrascht aufgeatmet, als sie die Mitteilung von Friedrich Benjamins Befreiung las. So war also das Lamm des Armen dennoch davongekommen, und Erich hatte sich überschätzt, sich und die »Macht«, der er mit solcher Überzeugung und solcher Servilität anhing; nun hatte er seine Lektion weg. Allein so tief ihre Befriedigung darüber gewesen war, triumphiert, wie Wiesener angenommen, hatte sie nicht.

Das Gefühl der Erleichterung, das sie bei Friedrich Benjamins Freilassung verspürt hatte, war rasch verschwunden unter dem Schlag, den auch ihr die brutale Manifestation von Nürnberg versetzt hatte. Sie verstand von Politik genug, um zu erkennen, daß Benjamins Freilassung nur ein Einzelfall, die Nürnberger Gesetze aber ein Glied einer großen Kette waren. Sie las Wieseners Artikel über den »Parteitag der Freiheit«. Gerade weil sie die süße Beredsamkeit dieser Sätze mit der alten Kraft anrührte, durchschaute sie ihre ganze Niedertracht. Sie kannte Erich. Er war so grundverlogen, daß er, solange er daran arbeitete, der Gemeinheit ein holdes Äußeres anzuschminken, selber an seine Argumente glaubte. Wie hatte sie nur so lange mit diesem Mann verbunden bleiben können? Sie ekelte sich vor sich selber. Als Hitler kam, damals schon, hätte sie sich von ihm trennen müssen. Trotzdem war ihr Gefühl von Befreiung und Sauberkeit immer von dem gleichen Frösteln begleitet wie unmittelbar nach seiner Verabschiedung. So wie sie jetzt mochte sich ein Morphinist fühlen in den ersten Wochen nach der Entziehungskur.

Als ihr der Buchhändler den »Beaumarchais« geschickt, hatte sie in der Tat die Seite hinter dem Titel aufgeschlagen, jene Seite, wo im Manuskript ihr Name gestanden war. Auch hatte sie, genau wie Wiesener vermutet, gelächelt, als sie die Seite leer gefunden; es war das kaum merkliche Lächeln des Bildes gewesen, doch wissender, trüber, verächtlicher.

Und nun saßen die Leute von der »P. D. P.« bei ihr, und sie sah Friedrich Benjamin in die kugeligen, traurigen, fanatischen Augen. Da hatte sie es also, ihr Lamm des Armen. Das war er, der schuldlose Anlaß der Verwicklungen, in die sie geraten war. Sie spürte Genugtuung, daß sie sich am Ende dennoch besiegt hatte, und daß nun dieser Benjamin hier saß und nicht mehr Erich.

Justizrat Zarnke, nach ein paar Eingangsfloskeln, leitete zum Thema über. Soviel er gehört habe, meinte er, spreche Madame de Chassefierre gut deutsch. Da werde es sie vielleicht interessieren, daß in das Französische des Pariser Judenviertels auf dem Umweg über das Jiddische neben andern deutschen Worten vor allem auch das Wort »Gäste« eingedrungen sei. Es bedeute aber dies Wort, das übrigens »Gäschte« ausgesprochen werde, die Bettler, die Fordernden, denn leider seien eben die Gäste in den meisten Fällen solche »Gäschte«. Auch sie selber seien das. Und er trug ihre Forderungen vor.

Es war eine runde, stattliche Summe, welche die Herren von ihr verlangten. Eigentlich war es eine Anmaßung, eine Unterstützung in solcher Höhe von ihr zu fordern. Waren die Herren, war der Mensch mit den brennenden, etwas verrückten Augen vielleicht der Meinung, sie habe Sühnegeld zu entrichten wegen ihrer Beziehung zu Erich?

Sie erwiderte, sie werde die Angelegenheiten bedenken. Sie sprach in Worten, die liebenswürdig waren und gleichzeitig so zurückhaltend, daß man alles hoffen und fürchten konnte.

Allein, überlegte sie. Das Lamm des Armen ist nun zwar gerettet, aber gesichert ist es noch lange nicht, es ist nackt und anfällig und hundert Gefahren ausgesetzt. Daß es sich gerade zu ihr geflüchtet hat, ist das nicht ein Zeichen? Hat sie nicht gewisse Verpflichtungen, nun sie sich einmal so entschieden für diesen Benjamin und seine Zeitung eingesetzt hat?

Es kann ihr, alles in allem, gerade jetzt nur lieb sein, der Welt zu zeigen, daß sie zu Friedrich Benjamin und zu seinen Leuten gehört und nicht zu Erich und den Leuten von Nürnberg.

Aber es ist ein sehr hoher Betrag, den man von ihr verlangt. Wenn sie ihn weggibt, dann wird sie das auf ein paar Jahre zu spüren haben. Sie wird dann nicht mehr so aus dem vollen hausen können wie bisher.

Liegt ihr so viel daran, weiter aus dem vollen zu hausen? Steht wirklich der Genuß, den sie aus ihrer breiten Geselligkeit zieht, im rechten Verhältnis zu den Kosten? Wie wäre es, wenn sie, zum Beispiel, ihr Pariser Haus aufgäbe und eine Zeitlang auf Reisen lebte? Hier weiterzuleben macht ihr ohnedies keinen Spaß mehr. Auf den Gesichtern ringsum liest sie nichts als kaum unterdrückte Neugier, ein Gemisch aus Mitleid, Anerkennung und Schadenfreude.

Das Haus selber ist ihr verleidet. Alles erinnert sie an Erich, der Tisch, an dem er gegessen hat, die Stühle, auf denen er gesessen ist, die Gläser, aus denen er getrunken, das Bett, in dem er mit ihr geschlafen hat. Sie wird froh sein, wenn sie das alles nicht mehr um sich hat. Ja, das wäre eine Lösung: wenn sie den »P. D. P.«-Leuten das Geld gibt, dann wird sie das Haus veräußern und auf Reisen gehn.

Aber soll sie der »P. D. P.« das Geld geben? Sie hat Erich davongejagt, sie will nichts mehr mit ihm zu tun haben: aber soll sie ihn bekämpfen?

Sie beredete die Angelegenheit mit Monsieur Pereyro. Der hielt es für verdienstvoll, die »P. D. P.« zu unterstützen; doch fand auch er die Summe, welche die Leute forderten, sehr hoch. Er riet, ihnen einen geringeren Betrag zu geben. Doch mit den Leuten zu feilschen widerstrebte Lea. Sie hatte vor sich selber einen Vorwand gefunden, das Haus loszuschlagen, und wollte ihn nicht mehr fahrenlassen.

Vor einer endgültigen Entscheidung mußte sie sich mit Raoul auseinandersetzen. Der Junge war in den letzten Wochen immer weiter von ihr fortgeglitten. Er stak tief in seiner Arbeit und war mit Leuten zusammen, zu denen sie weder äußere noch innere Beziehungen hatte, vor allem mit einem gewissen Tschernigg. Zu ihr war Raoul höflich und liebenswürdig wie stets, doch in sein Inneres hineinsehen ließ er sie nicht mehr. Ihr war ein wenig bange vor der Unterredung.

In dem gelben Sessel sitzend, der sie gut rahmte, erzählte sie ihm gleichmütig, doch mit kleinem Herzklopfen, von der Bitte der »P. D. P.« und von ihrem Projekt, das Haus allenfalls zu verkaufen, um auf Reisen zu gehen. Während sie so zu ihm sprach, spürte sie, wie sehr sie ihn liebte. Wozu eigentlich das Haus weggeben? Auch wenn das Haus nicht mehr um sie ist, wird ihr das Bild Wieseners stets vor Augen sein in diesem ihrem Jungen Raoul. Und will sie etwa Raoul fort haben? Gerade das will sie doch von ihm erreichen, daß er mit ihr auf Reisen geht. Sie muß Raoul halten, das ist das Wichtigste. Und eilig, nachdem sie alles berichtet hatte, fügte sie hinzu, was sie da vorschlage, das sei nicht mehr als ein vager Plan, und wenn ihm daran liege, weiter in dem Haus an der Rue de la Ferme zu leben, dann sei das Projekt von vornherein erledigt und begraben.

Raoul hörte zu, sehr höflich, doch so, als ginge ihn die Angelegenheit kaum an. In Wahrheit bewegte sie ihn. Wenn er es recht bedachte, dann kam der Plan der Mutter seinen eigenen Wünschen entgegen. Auch ihm war seine Vergangenheit zuwider geworden, und er schämte sich ihrer. Der Aberwitz und die Brutalität der Nürnberger Gesetze hatten ihm gezeigt, wie gnädig das Schicksal gewesen war, indem es ihn davor bewahrt hatte, sich mit diesem Pöbel tiefer einzulassen. Er bemitleidete geradezu Monsieur Wiesener, der sich den Halbtieren »auf Gedeih und Verderb« ergeben hatte. Die Periode, da er sich selber, ein kleiner Machiavell, aus politischem Ehrgeiz jenen Leuten verbunden hatte, empfand er nun, da er in den sichern Hafen seiner Bestimmung eingelaufen war, als etwas Fremdes, Abgelebtes, Verdächtiges, Anrüchiges. So wie der Primitive die abgespaltenen oder ausgeschiedenen Teile seines Körpers, Haare, Nägel, Blut, Exkremente, verbirgt und verscharrt, so drängte es ihn, alles zu beseitigen, was ihn an diese seine Vergangenheit erinnern konnte. Allein ein widerspruchsvolles Gefühl, Freude an der Tradition, philologisches Interesse an der allgemeinen Entwicklung, aristokratisch versnobte Abneigung gegen alles Zerstören, hielt ihn davon ab. Noch immer jedenfalls stand der Hausaltar in seiner Ecke. Mit der Auflösung des Hauses werden diese Dinge von selber verschwinden.

Im übrigen kann man, nach Nürnberg, gar nicht oft und deutlich genug manifestieren, daß man mit Monsieur Wiesener nichts mehr zu tun hat. Er hat Wieseners Essays über Nürnberg gelesen. Sie zeigen eine anerkennenswerte Wortkunst, ihre Form ist brillant, doch ihr Inhalt ist vulgär. Es ist Verrat am Geist, es ist niederträchtige Verfälschung, die billige Barbarei der Nazi für Kraft auszugeben und ihre sture Vergottung der eigenen Horde für neues Weltgefühl. Was Monsieur Wiesener da feilbietet, das sind Glasperlen, er verkauft Margarine als Butter.

Aber jetzt ist sicher schon fast eine Minute verstrichen, seitdem die Mutter zu Ende ist, er muß ihr antworten. Gelassen redete er ihr zu, ihre Pläne auszuführen. Der »P. D. P.« Geld zu geben, erklärte er, sei nützlicher und origineller als die übliche fade Wohltätigkeit. Auch begreife er es durchaus, daß sie das ewige Paris los sein wolle. Er selber, wenn er mit seiner Arbeit fertig sei, werde sie gern eine Weile auf ihrer Reise begleiten.

Als Madame de Chassefierre dem Justizrat Zarnke mitteilte, sie sei bereit, der »P. D. P.« die verlangte Summe zur Verfügung zu stellen, dankte er ihr vielwortig. Höflich und verschmitzt fuhr er fort, die Herren von der »P. D. P.« bäten sie um einen weiteren Dienst; sie möge sich persönlich zu ihnen bemühen, um die Quittung in Empfang zu nehmen. Etwas verwundert sagte sie zu.

Auf der Redaktion der »P. D. P.« setzte ihr Peter Dülken auseinander, warum man sie hergebeten habe. Es widerstrebe ihnen, erklärte er, eine so große Summe als Geschenk anzunehmen. Sie wollten kein Almosen. Sie wären also Madame de Chassefierre zu Dank verpflichtet, wenn sie den Betrag lediglich als ein Darlehen betrachten dürften, und sie bäten sie, einen Schuldschein darüber anzunehmen, fällig dann, wenn sie, die Herren von der »P. D. P.«, wieder ungefährdet nach Deutschland zurückkehren könnten.

Lea wußte nicht recht, was sie darauf erwidern sollte. Ein kleines, peinliches Schweigen war. Da tat Friedrich Benjamin den Mund auf. Wenn sie, die Leute von der »P. D. P.« erklärte er, und seine Augen brannten gläubig, nicht ebenso fest wie von ihrem eigenen Tod von ihrer Rückkehr nach Deutschland überzeugt wären, dann hätten sie den Kampf längst aufgegeben, dann machten sie nicht die »P. D. P.«

Zarnke hatte das Abkommen in eine juristisch stichhaltige Form gebracht. Lea unterzeichnete das merkwürdige Schriftstück, und einen Augenblick lang glaubte sie beinahe selber, daß sie einmal ihr Geld wiedersehen werde.

Noch lange, nachdem sie fort war, saßen die Männer zusammen und ergingen sich in Plänen, was sie alles aus der »P. D. P.« machen wollten. Jetzt konnten sie sich ihren alten, heißen Wunsch erfüllen, jetzt konnten sie die Zeitung täglich erscheinen lassen. Jetzt war es gewiß, daß die Stimme der deutschen Emigration nicht mehr verstummen werde bis zu ihrer Rückkehr.

Daß man diese Rückkehr erleben werde, daran zweifelten sie nicht. »Ich hoffe«, sagte grimmig Peter Dülken, »wir werden ein sehr verändertes Deutschland vorfinden. Ich hoffe, unser Deutschland wird so sein, daß mancher wohlgenährte Emigrant seine Emigration vorziehen wird.«

Justizrat Zarnke konnte nicht umhin, eine seiner Geschichten zu erzählen. An ihrem Passahabend, wenn sie sich des Auszugs aus Ägypten erinnern, pflegen seit vielen Jahrhunderten die Juden einen Becher Weines zu leeren mit dem Trinkspruch: »Nächstes Jahr in Jerusalem.« Vor ein paar Jahren nun, in New York, unter deutschamerikanischen Juden, habe er erlebt, wie eine Dame diesen Trinkspruch eingeschränkt habe durch den energischen Vorbehalt: »Aber ohne mich.«

## 

## 21

## Madame de Chassefierre wird abgehängt

Es war keine offizielle Abschiedsfeier, aber jeder wußte, daß Parteigenosse Heydebregg in den nächsten Tagen Paris verlassen und also nicht so bald mehr ins Deutsche Haus kommen werde, und sehr viele hatten sich eingefunden, um dem mächtigen Manne vor seiner Rückkehr ins Reich ihr Gesicht nochmals in Erinnerung zu bringen. Es herrschte eine kameradschaftlich herzhafte, lärmende Heiterkeit.

Ich kenne euch, dachte Heydebregg. Mancher unter euch ist deshalb so vergnügt, weil er glaubt, er sei mich jetzt ein für allemal los. Das ist ein sogenannter Aberglaube, meine Herren. Ich werde noch von Berlin aus eine abschließende Musterung unter euch halten.

Der Parteigenosse sah heute, da er sich zum letztenmal inmitten der deutschen Kolonie zeigte, genauso aus wie seinerzeit, da er in Paris aufgetaucht war. Das bißchen Pariser Firnis, das er in diesen Monaten angenommen, war wieder abgefallen. Seine Bewegungen waren korrekt und marionettenhaft gezirkelt, seine teilnahmslose, weithin vernehmbare Stimme hatte, wenn er französisch sprach, den ostpreußischen Akzent seiner ersten Zeit. Ja, selbst die gewaltige, schwarze Krawatte trug er wieder, die den Westenausschnitt ganz ausfüllte. Er wirkte statuarisch, imponierend; die Stimmen senkten sich unwillkürlich, wenn er mit seinen knarrenden Stiefeln näher kam, und auf wen er die großen, fast weißlichen, merkwürdig stumpfen Augen richtete, der nahm automatisch eine straffere Haltung an, als wolle er eine Ehrenbezeigung erweisen.

Einer indes war keineswegs aufgelegt, sich von dem ehrfurchtgebietenden Anblick Heydebreggs einschüchtern zu lassen: Spitzi. Er hatte keinen Anlaß mehr, dem Sonderbeauftragten des Führers, wie die andern, seine wahre Natur zu verbergen und ihm in den Hintern zu kriechen. Als er ein zweites Mal in London gewesen war, hatte er den bösartigen unterirdischen Widerstand der Partei gegen sein Projekt noch viel merkbarer zu spüren bekommen als das erstemal. Seine Erledigung war somit besiegelt, er wird bald nichts weiter sein als das, was er vor Hitler gewesen war, ja noch viel weniger; denn als ein in Ungnade Gefallener kann er sich im Reich schwerlich mehr ohne Gefahr sehen lassen. Es wird ihm kaum etwas andres übrigbleiben, als sich dem deutschen oder auch dem französischen Geheimdienst zur Verfügung zu stellen oder wieder an einem der großen französischen Badeorte den Tennistrainer zu machen. Verlockend war diese Aussicht nicht.

Einen kleinen Vorteil indes brachte seine Niederlage mit sich: er als einziger in diesem respektabeln Kreis durfte sich einen Spaß erlauben. Da er schon erledigt war, warum sollte er sich nicht, auf seinem Sterbebett, die Freude machen, Heydebregg die Wahrheit zu sagen? Lächelnd erinnerte er sich, wie er sich als Schuljunge an einem seiner Lehrer gerächt hatte. Dieser Mann, der Oberlehrer Weißmöller, hatte ihn einmal in seiner Wohnung nachsitzen lassen. Das war dem Manne nicht gut bekommen; er, Spitzi, hatte die Gelegenheit genützt. Nicht nur hatte er einige besonders großartig ausschauende Bücher des bücherliebenden Oberlehrers mit Hilfe seines Frühstücksbrots durch Schmalzflecken versaut, er hatte sich auch aus einem schönen, wertvollen Sammelwerk, das offenbar die Zierde der Bibliothek darstellte, einen Band herausgelangt und über zwei Seiten mit sympathetischer Tinte und in verstellter Schrift in großen Lettern geschrieben: »Blutige Rache dem Oberlehrer Weißmöller, dem Schwein.« Noch heute schmunzelte er befriedigt, wenn er an jene drastische Meinungsäußerung dachte. Mit ähnlicher Deutlichkeit wird er es heute Heydebregg geben, seinem scheidenden Feind.

Frech und selbstverständlich also setzte er sich an den Tisch des Parteigenossen und beteiligte sich an dessen Gespräch mit Wiesener. Lenkte bald über auf kleine Tagespolitik und machte sich lustig über einen unlängst erschienenen Erlaß, demzufolge auch die Privatdozenten und jüngeren Universitätsprofessoren an gewissen soldatischen Übungen der gesamten Bevölkerung teilzunehmen hätten. »Ich bin neugierig«, meinte er mit seinem strahlenden, jungenhaften Lächeln, »wann auch wir Diplomaten solche Übungsmärsche mitmachen müssen. Der Zirkusdirektor Renz hat einmal einen Tenor engagiert, der in der Manege reitend zu singen hatte, und es entstand dann ein verwickelter Prozeß, weil dieser Tenor, während er die Gralserzählung sang, nicht schnell genug galoppierte. Ich bin neugierig, ob die Partei nicht demnächst von uns Diplomaten verlangen wird, daß wir Politik nur zu Pferde machen.«

Heydebreggs schwerer Schädel wirkte schläfrig; ja, er zog die fast wimperlosen Lider so tief über die Augen, daß man zweifeln konnte, ob er Spitzis Dreistigkeiten überhaupt gehört hatte. Der Parteigenosse besaß Gleichmut und war auf seine Art gerecht. Wenn auch dieser von Gehrke ungeduldig und eigenmächtig war, so daß man ihn kaum mit Erfolg für ernsthafte Geschäfte hätte verwenden können, begabt war er; das bewies sein Projekt, den Pressefrieden mit englischer Hilfe durchzusetzen. Dazu kam die Protektion des Bären. Spitzi also hatte sich geirrt, er war für Heydebregg noch nicht endgültig erledigt. Dieser dachte vielmehr an einen Kompromiß; er wollte den Parteigenossen von Gehrke zwar kaltstellen, daß er kein Unheil mehr anrichten konnte, ihn aber in seinem Amte belassen. Spitzi indes, nicht ahnend, daß noch keineswegs alles verloren war, wurde immer verwilderter. »Haben wir eigentlich schon«, wandte er sich an den steinern dasitzenden Heydebregg, »über unsere Madame de Chassefierre gesprochen, seitdem sie sich so merkwürdig entwickelt hat? Daß gerade sie sich als Schutzheilige unserer Emigranten auftun werde, das hätte sich auch keiner von uns träumen lassen, als wir die Beine mit soviel Sicherheit und Behagen unter ihren Tisch steckten.« Er ruhte aus auf dem »wir« und schaute Heydebregg strahlend ins Gesicht. »Da sieht man«, sagte er dreist und langsam, »wie auch ein geübtes Aug sich täuschen kann«, und lächelnd schickte er den Blick von Heydebregg zu Wiesener und wieder zurück zu Heydebregg.

Der, während er den Schädel bewegungslos hielt, dachte: Dieser Rotzlöffel. Ich werde ihn lehren, Konrad Heydebregg anzupöbeln. Ich werde ihm eins auf die feudale Schnauze geben. Spitzis Anspielung hatte ihn an einer verwundbaren Stelle getroffen. Für morgen hatte ihn der holländische Gesandte zum Lunch geladen; es war sehr wohl möglich, daß er bei diesem Anlaß Madame de Chassefierre wiedersehen wird, und er war sich noch nicht schlüssig geworden, ob er hingehen sollte. Aber darüber war er jetzt schlüssig, daß er, trotz Londoner Pressefriedens und trotz des Bären, den albernen Lausejungen nicht nur kaltstellen, sondern endgültig absägen wird.

Laut sagte er: »Sie sind heute abend sehr witzig, Herr von Gehrke.« Er sprach mit besonders teilnahmsloser Stimme, er sagte »Herr von Gehrke«, nicht »Parteigenosse von Gehrke«, und Wiesener triumphierte. Jetzt hatte Spitzi selber in diese gewaltige, weißhäutige Hand die Feder gedrückt, die sein Urteil unterzeichnen sollte.

Am nächsten Morgen, noch im Bett, fragte sich Heydebregg, ob er nun zum Lunch des holländischen Gesandten gehen solle. In ausländischen Zirkeln traf es sich oft, daß deutsche Diplomaten und hervorragende Parteifunktionäre mit erklärten Gegnern des Naziregimes an einem Tisch sitzen mußten. Sollte er dem holländischen Gesandten absagen, bloß weil ihn dieser Lausejunge wegen Madame de Chassefierre gehänselt hatte?

Es war natürlich nicht angenehm, daß die Dame so demonstrativ zu den Gegnern hinübergeschwenkt war. Schon von ihrem Konzertabend hatte man viel Wesens gemacht, und als jetzt gar bekannt wurde, daß sie die »P. D. P.« subventionierte, hatte der Botschafter selber es sich nicht nehmen lassen, Heydebregg über diese Fahnenflucht ein paar höflich erstaunte Worte schadenfrohen Bedauerns zu sagen. Doch der Parteigenosse hatte sich während seines Aufenthalts in Frankreich »Philosophie« zugelegt, das, was die Franzosen Philosophie nannten, er verspürte keinen Groll gegen Lea. Er bereute es nicht einmal, in Arcachon ihr Gast gewesen zu sein. Wenn sie sich zu den Gegnern geschlagen hatte, so war das eine Laune gewesen, ein Streich. So ein Racker, dachte er wohlwollend und altmodisch, ein sogenanntes enfant terrible. In seinem Heimlichsten war er überzeugt, daß sich ihre Aktion weniger gegen die Partei als gegen den Parteigenossen Wiesener gerichtet hatte.

Er trat hinaus auf den Balkon, sein massiger Körper, gebräunt, wenig behaart, war bekleidet nur mit der kurzen, dreieckigen Trainingshose. Diszipliniert führte er seine Körperübungen aus, kreiste die Arme, beugte sie, streckte sie, beugte Rumpf und Knie, ließ den Bauch kreisen. Dann stieg er in sein Bad, verabfolgte sich die gewohnten kleinen Güsse, blieb ziemlich lange heldisch unter der kalten Dusche. Rieb sich ab, trocknete sich. Dann dunstete er wohlig in seinem Bademantel, durchrieselt von angenehmer Wärme, und fühlte sich jung, beinahe zu jung.

Im Bademantel ging er durch seine kleine Wohnung, vom Schlafzimmer ins Wohn- und Arbeitszimmer. Dieses Hotel Watteau war keine schlechte Sache. Der ganze Aufenthalt in Paris ist eine erfreuliche Episode gewesen und sehr bekömmlich. Es war eine Dienst- und gleichzeitig eine Erholungsreise; denn, gemessen etwa an Berlin oder Berchtesgaden, bleibt dieses Paris immer eine Art Kurort, und Heydebregg hat das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden können. Er hat die Aufgabe, welche ihm die allerhöchste Stelle anvertraut hat, zu deren Zufriedenheit gelöst, und Frankreich, insbesondere Arcachon, wird ihm immer eine freundliche Erinnerung bleiben.

Soll er also zum Lunch des holländischen Gesandten gehen? Er verhehlt sich nicht, daß er, wenn er an die Dame denkt, Anwandlungen spürt, die vom Parteistandpunkt aus verwerflich sind. Aber bisher ist er, als rechter Nationalsozialist, solchen Anwandlungen nicht ausgewichen, sondern hat sich ihnen gestellt und ist mit ihnen fertig geworden. Soll er gerade noch vor seiner endgültigen Abreise feig werden und der Dame und den Anwandlungen aus dem Wege gehn?

Von da, wo früher die holde Miß O’Murphy gehangen, schaute jetzt der Führer auf den im Bademantel auf und ab schreitenden Mann; streng, gewaltsam gesammelt, blickten die Augen über dem symbolisch in Zucht gehaltenen, beschnittenen, winzigen Schnurrbart. Konrad Heydebregg dachte an den warmen Händedruck, mit dem ihn der Führer in Nürnberg entlassen. Er dachte an die Art, wie Madame de Chassefierre einem zum Abschied die Hand zu geben pflegte. Er dachte an die hohe Telefonrechnung, die er, infolge seiner Gespräche für die Partei, in Arcachon hinterlassen hatte. Es gab noch Rechnungen auszugleichen zwischen ihm und Madame de Chassefierre. Soll er ihr den Betrag übersenden? Es ist seiner nicht würdig, ihren Streich durch eine solche Kränkung zu erwidern. Andernteils drückt sich ein richtiger Nationalsozialist nicht. Wenn es ihm die Umstände unmöglich machen, seine Rechnung zu zahlen, daran zerreißt er sie vor den Augen des Gläubigers, wie wir es mit den sogenannten Tributschulden gemacht haben.

Er wird zum holländischen Gesandten gehen.

Angenehm wäre es übrigens, wenn sich Madame de Chassefierre entschlösse, auf ein paar Monate nach Berlin zu kommen, um sich durch den Augenschein von der Kraft und Tugend des Nationalsozialismus zu überzeugen. Dann, das traut er sich zu, brächte er sie zur rechten Lehre zurück.

Müßige Spintisiererei. Cäsar hat es sich erlauben dürfen, Kleopatra nach Rom kommen zu lassen; aber er, Heydebregg, ist nicht größenwahnsinnig, er hat nicht das Format des Diktators Cäsar. Er darf sich nicht vermessen, freundschaftliche Beziehungen aufrechtzuerhalten zu einer Frau, die sich so demonstrativ zu den Gegnern bekannt hat.

Die Gesellschaft beim holländischen Gesandten war ziemlich zahlreich. Lea begrüßte Heydebregg auf ihre gewohnte, gelassen heitere Art, doch bei Tisch waren sie weit voneinander entfernt, und zu einem Gespräch ergab sich keine Gelegenheit. Als dann später, nach der üblichen kurzen Trennung, die Damen wieder erschienen, saß Heydebregg, er wußte selbst nicht, ob mit oder ohne Absicht, massig und allein. Fürchtend, hoffend, wartete er darauf, ob sich Madame de Chassefierre zu ihm setzen werde, wie sie es früher manches Mal getan hatte.

Sie sprach ein paar Worte mit dem, mit jenem. Dann, mit ihrem schönen, ruhigen Schritt, kam sie. »Lange hat man sich nicht gesehen, Monsieur«, sagte sie und setzte sich neben ihn, als wäre in der Zwischenzeit nichts geschehen. Und da saß man also doch wieder zusammen, nur spärliche Worte wechselnd, lang und gefährlich schweigend und erfüllt von einer geheimen, anrüchigen Vertrautheit, die gerade ihm wahrhaftig nicht anstand.

»Warum haben Sie das getan, Madame?« fragte schließlich Heydebregg, es sollte streng kommen, verweisend, anklägerisch, doch war es mehr Klage als Anklage. »Es war wirklich nicht als Angriff gegen Sie gedacht«, antwortete sie freundlich, doch keineswegs im Ton einer Entschuldigung. »Es war eine Demonstration«, erklärte gravitätisch das Nilpferd. »Natürlich«, erwiderte Lea, »was denn sonst? Aber es war Ihnen doch wohl nichts Neues, daß wir nicht auf der gleichen Seite der Barrikade stehen.« – »Ich verlasse morgen Paris, für immer«, erklärte mit seiner teilnahmslosen Stimme Heydebregg. »Oh, das bedaure ich, Monsieur«, erwiderte Lea. Dann saßen sie noch eine Weile schweigend zusammen.

Lea wird sich zeitlebens klar und unmißverkennbar auf Seite der Antifaschisten stellen. Aber des Nilpferds wird sie niemals mit einem bösen Gedanken gedenken.

Nach einiger Zeit, mit einer tiefen, korrekten Verbeugung, verabschiedete sich Heydebregg. Er wartete darauf, daß sie ihm die Hand gebe. Sie gab sie ihm. Er wird Madame de Chassefierre so bald nicht wiedersehen, vielleicht überhaupt nie mehr. Langsam nahm er ihre lange, wohlgebildete Hand in seine massige, weißhäutige, hielt sie, ließ sie langsam wieder los.

An diesem Abend aß er bei Wiesener. Die beiden Herren waren allein. Heute sah Heydebregg nicht so streng und deutsch aus wie gestern, sondern ließ gewissermaßen ein letztes Mal aus sich herausleuchten, was er von dem milden, lockeren Wesen der Stadt Paris in sich aufgenommen hatte.

Nach dem Essen saß man in der Bibliothek, beim Kaffee. »Selbst wenn Sie wieder einmal nach Paris kommen sollten, Parteigenosse«, sagte Wiesener, »wird dies ein Abschiedsabend gewesen sein. Denn hier in diesen Räumen sehe ich Sie bestimmt nicht wieder. Ich gebe nämlich die Wohnung auf; sie wird mir zu eng. Ich denke daran, mir ein Haus zu kaufen oder vielleicht auch zu bauen.« – »Ich freue mich, daß Sie sich vergrößern, Parteigenosse«, erwiderte Heydebregg. »Aber manchmal werden Sie doch mit Bedauern an diese Räume zurückdenken. Oder täusche ich mich da?« Beide schauten sie auf Madame de Chassefierres Porträt. Heydebregg hatte mit Interesse wahrgenommen, daß Wiesener Madames Bild auch nach dem Bruch bei sich hängenließ. Der Parteigenosse Heydebregg mißbilligte das, dem Manne Heydebregg gefiel es.

»Wenn ich einmal umziehe«, erwiderte langsam Wiesener, »dann werde ich das gründlich machen, damit haben Sie recht. In meinem neuen Haus wird wenig an diese Räume erinnern. Es ist gut«, fuhr er fort, »seine Vergangenheit zuweilen auszurümpeln. Man schleppt zuviel Vergangenheit mit sich herum. Wenn man sich neue Luft schaffen will, muß man mancherlei einreißen. Denken Sie an die Stadtbaupläne des Führers. Aber um einiges hier wird es schade sein.« – »Ja«, entgegnete Heydebregg, und sein Blick war unverhohlen auf Madame de Chassefierres Porträt gerichtet, »um einiges ist es wohl schade.«

Wiesener war es, als warte der andere darauf, daß er sich ihm anvertrauen werde. Durch Heydebreggs »Depravierung«, durch seine Verbindung mit Lea war eine Bindung auch zwischen ihnen beiden entstanden, eine Spießgesellenschaft, und es konnte nur vorteilhaft sein, die Stricke fester zu knüpfen. »Ich habe«, erklärte er, und in seiner Stimme war etwas wie Beichte und Geheimnis, »kein Bedenken getragen, das Bild«, er brauchte kaum eine Kopfneigung, um es zu bezeichnen, »hier hängenzulassen. Ich stehe zu meiner Vergangenheit, ich verleugne sie nicht. Aber das Bild in mein neues Haus mitzunehmen, das wäre nach dem Vorgefallenen doch wohl eine Provokation.« Heydebregg schwieg, sein Gesicht sah teilnahmslos aus, zugesperrt, steinern, wie gestern, als Spitzi seine dreisten Reden geführt hatte. Hatte sich Wiesener zu weit vorgewagt? »Was meinen Sie, Parteigenosse?« fügte er hinzu, ein wenig unsicher.

Langsam tat Heydebregg den Mund auf. »Sie haben wahrscheinlich recht«, sagte er, »in Paris kann man das Bild wohl nicht aufhängen. Aber es ist schade darum, es ist ein Kunstwerk.« – »Ja, ein Kunstwerk ist es «, antwortete Wiesener und sprach, auch er, ungewohnt langsam. »Und veräußern möchte ich es auch nicht. Ewig werde ich hier in Paris wohl nicht sitzenbleiben«, fuhr er fort, mit etwas gewaltsamer Lustigkeit, »und wenn ich dann, sei es nach Berlin zurück, sei es nach New York oder London gehe, dann suche ich das Bild wieder vor und hänge es auf.«

»Es ist eigentlich eine merkwürdige Vorstellung«, sagte nachdenklich Heydebregg, er hatte die nackten Lider geschlossen und sah aus wie eine riesige Schildkröte, »wie so ein Bild auf dem Speicher oder sonstwo liegt, sozusagen tot. In Rostock, im Kolleg über Geschichte der mittelalterlichen Philosophie, erklärte uns Professor Cornelius den Grundsatz Berkeleys: ›Sein = wahrgenommen werden.‹ Er suchte uns zu verdeutlichen, wie sich Berkeley das vorstellte, so nämlich, daß, was nicht wahrgenommen werde, auch nicht existiere. Die Bilder der städtischen Gemäldesammlung zum Beispiel, führte er aus, sind nach Berkeley des Nachts, solange diese Sammlung geschlossen ist, nicht vorhanden.«

Wiesener schaute auf das Porträt. Lächelte Lea? Existierte Leas Lächeln? Er brauchte es nur nicht wahrnehmen zu wollen, und es existierte nicht. Existierte Leas Lächeln für den Parteigenossen? Eine Idee zuckte in ihm auf, war sie kühn, oder war sie nur frech? Auf alle Fälle war sie geeignet, zu bewirken, daß Heydebregg auch in Zukunft genötigt sein wird, an ihn zu denken.

»Hören Sie, Parteigenosse«, bat er, »ich habe eine Bitte. Wie wäre es, wenn Sie das Bild mitnähmen? Dann ›existierte‹ es. Das Bild ist ein Kunstwerk, und es wäre mir sehr tröstlich, zu wissen, daß ein Stück meiner Vergangenheit in Ihren Händen ruht statt auf dem Speicher.«

Wieder schwieg Heydebregg eine Weile, sein lähmendes, steinernes Schweigen; Wieseners Herz schlug so laut, daß er glaubte, der andere müsse es hören. »Sie haben viel Vertrauen zu mir, Parteigenosse«, sagte schließlich Heydebregg. Mehr sagte er nicht.

Am nächsten Morgen, schon vor dem Mittagessen, waren Heydebreggs Koffer gepackt und auf dem Weg zur Bahn; er sollte erst am Abend fahren, doch umständlich und korrekt, wie er war, liebte er es, alle Vorbereitungen rechtzeitig zu treffen.

Müßig saß er in dem blauen Salon des Hotels Watteau, der merkwürdig kahl wirkte, nun alles Persönliche, das Heydebregg hineingestellt hatte, entfernt war. Er hätte ausgehen können, noch ein wenig durch die Stadt Paris bummeln. Er zog es vor, auf einem der kleinen, gebrechlichen Stühle sitzen zu bleiben und zu warten. Er rief sich das Gespräch zurück, das er mit Wiesener vor dem Bild der Madame de Chassefierre geführt hatte. Wiesener hatte seine Antwort für ein Ja nehmen können oder für ein Nein. Wie hatte er selber, Heydebregg, gewünscht, daß Wiesener sie deute?

Er saß und wartete. Gegen Mittag erschien der Diener Arsène. Er überbrachte im Auftrag Monsieur Wieseners eine Bilderkiste.

Der Diener Arsène, bevor er nach Hause ging, genehmigte sich in der kleinen Bar des Hotels Watteau einen Whisky. Er war mehr als einverstanden mit der neuen Phase seines Herrn. Endlich gab man sich als der Grandseigneur, der man war. Endlich war man die Jüdin los.

Heydebregg unterdes mit seinem weißlich stumpfen Blick starrte auf die Bilderkiste. Er mußte sich beherrschen, um sie nicht zu öffnen. Er beschloß, sie mit ins Coupé zu nehmen.

Er hatte sich verbeten, daß irgendwer an den Zug komme außer Wiesener. Beide waren sie sehr rechtzeitig da. Der Träger reichte das Gepäck ins Schlafcoupé, erst die Bilderkiste, dann einen kleinen Suitcase. Wiesener sah zu, wie die Bilderkiste im Netz verstaut wurde. Doch weder er noch der Parteigenosse sprachen über das Bild.

Man verabschiedete sich herzlich. »Ich denke, man wird sich ab und zu am Telefon sprechen«, sagte, unmittelbar bevor sich der Zug in Bewegung setzte, Heydebregg. »Und wann wird man sich wiedersehen?« fragte Wiesener. »Nach dem Krieg, beim Einzug in Paris«, erwiderte, schon einige Meter entfernt, der Parteigenosse.

## 

## 22

## Die Jungfrau von Orléans

Es war noch früh am Abend, Wiesener hätte noch allerlei unternehmen können, aber er fuhr nach Haus. Er zieht es vor, zu arbeiten. Er wird diesen Artikel über die Jungfrau von Orléans vorbereiten, der ihm seit langem vorschwebt.

Er ging auf und ab durch Arbeitszimmer und Bibliothek, wie er es gewohnt war, wenn er sich sammeln wollte. Aber es gelang ihm heute nicht, sich zusammenzureißen. Jetzt also fährt Lea nach Berlin. Komisch, er hat doch sonst keine mystischen Anwandlungen: aber solange das Bild da an der Wand hing, ist ihm gewesen, als könnte er mit Lea reden. Jetzt hat er Lea dem Nilpferd überantwortet. Jetzt erst ist er der richtige Maquereau. Es ist ein verteufelter Handel. Er hat sich gewissermaßen dem Teufel verschrieben.

Er stellte sich vor, wie der Parteigenosse das Bild auspacken, wie er es in seine scheußlichen, ungeschlachten, weißen Hände nehmen wird. Er sah den Parteigenossen vor dem Bild sitzen, in der Haltung einer ägyptischen Königsstatue, und Lea aus seinen weißlichen Augen anstarren. Er sah es deutlich, lange, in jeder Einzelheit. Pfui, es ist degoutant. Es ist unsittlich.

Zu albern, daß er die Augen nicht wegbringt von diesem idiotischen leeren Fleck an der Wand.

Er läutete Arsène, ließ sich seinen weißen Porto bringen. Hat nicht auch Arsène nach dem leeren Fleck geschielt, mit einem kleinen, zufriedenen Grinsen? Quatsch. Der wohlerzogene Arsène erlaubt sich das nicht.

Er trank. Aus der Vitrine des Bücherschranks sah ihm sein eigenes Gesicht entgegen. Gott, wie ist er heute alt. Er hat das Gesicht einer alten Frau. Wer Augen hat, zu sehen, sieht, wie komödiantisch sein Mund und seine Nase sind. Er trank mäßig sonst. Heute trank er schnell, mechanisch, ohne Genuß. Ekelhaft. Nun Leas Bild nicht mehr da ist, lächelt es stärker als zur Zeit, da es noch an der Wand hing. »Erkannt und verachtet.«

Er zwang sich zur Arbeit, allmählich gelang es ihm, sich zu sammeln. Es ist ja auch ein großartiges Thema. Die Jungfrau von Orléans gehört zu jenen Persönlichkeiten, die der Rationalist nie begreifen kann, weder ihr Wesen noch ihre Wirkung, so wenig wie Wesen und Wirkung des Führers. Ihr Gegenspieler, der Feldmarschall Talbot, ein Mann von Format, hält sie einfach für dumm. »Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens«, verzweifelt er bei Schiller, und: »Verflucht sei, wer sein Leben an das Große / Und Würd’ge wendet und bedachte Plane / Mit weisem Geist entwirft! Dem Narrenkönig / Gehört die Welt«, flucht er und stirbt. Ganz unrecht hat dieser Talbot nicht, aber er drückt die Fakten zu grob aus und entstellt sie durch höchst subjektive Wertung. Die Krone gebührt eben der Begeisterung, nicht der Vernunft, und es hat zuletzt nicht nur der augenblickliche Erfolg, sondern auch die Geschichte der Jungfrau recht gegeben. Sie, die Geschichte, hat erwiesen, daß der kluge, nüchterne Talbot klein war und die dumme Jeanne d’Arc groß. Diese unbestreitbare Tatsache sollte gewissen Leuten zu denken geben, wenn sie Reden des Führers allzu rationalistisch kommentieren. Begeisterung, dämonischer Glaube an die Güte und Heiligkeit einer Sache vermögen am Ende mehr als alle materialistische Logik.

Wiesener trank. Machte sich Notizen. Man kann von der Jungfrau denken, was man will, man kann sie meinethalb für eine Besessene halten und ihre Taten aus verdrängter Erotik erklären: aber etwas kann man nicht in ihr sehen, eine Spekulantin, eine Karrieristin, einen Menschen, der aus kleinen Interessen heraus gehandelt hätte. Sie war aus einem Stück, das ist gewiß, und die verflossene Lea hätte sich mit ihr vertragen, so wie sie sich mit dem Nilpferd vertragen hat. Heiß oder kalt, nur nicht lau.

Er trank die Flasche zu Ende. Mit der Arbeit wird es heute doch nichts Rechtes. Der verdammte Fleck an der Wand störte ihn. Er ging zu Bett.

Des andern Morgens erwachte er mit einem scheußlichen Geschmack im Mund. Mit Genuß spülte er die widerliche Ausdünstung fort; ihm war, als spülte er damit die ganzen wirren, übeln Gedanken des gestrigen Abends aus sich heraus. Als Lotte kam, fühlte er sich denn auch wieder gut in Form, er freute sich darauf, ihr den Artikel zu diktieren, er begann mit Schwung, die Worte flossen ihm zu.

Doch kaum hatte er begonnen, als er durch einen Telefonanruf gestört wurde. Vergebens versuchte Lotte, den Störer abzuweisen, man bestand darauf, Wiesener zu sprechen.

Am Apparat war ein Sekretär der Botschaft. Es war in Wahrheit eine dringliche Nachricht. Man hatte ein Attentat verübt auf Baron Gehrke. Er war ernstlich verletzt worden, man war dabei, ihn ins Amerikanische Hospital zu schaffen. Der Attentäter, ein junger Mensch, ein Emigrant, wie es schien, war der Polizei übergeben worden.

In Wiesener arbeitete es. Er wog ab, was alles aus diesem Geschehnis werden, was daraus gemacht werden konnte. Wenn es Berlin zupaß kam, einmal wieder darzutun, wie sehr die Emigranten durch ihre verbrecherische Tätigkeit im Ausland den Frieden störten, dann konnte man das Faktum ins Gigantische vergrößern. Automatisch dann rückte Spitzi zum Märtyrer auf. Wiesener gönnte ihm diese Glorie von Herzen, er selber war bereit, sein gerüttelt Maß Weihrauch beizusteuern, doch nur unter der Voraussetzung, daß der »ernstlich verletzte« Gehrke das Amerikanische Hospital tot oder arbeitsunfähig verließ. Wenn aber der verhaßte Rival sollte weiterarbeiten können, als Märtyrer, glorifiziert, das wäre ein verteufelt bitterer Bissen, an dem Wiesener lange zu würgen hätte.

Die Botschaft wird das Ihre dazu tun, das Märtyrertum Spitzis, ihres Mitglieds, nach allen Regeln der Kunst auszuschlachten. Und er muß zuschauen, tatenlos. Wenn wenigstens das Nilpferd noch hier wäre. So aber ist er dazu verdammt, wieder einmal dazuhocken und zu warten.

Er fuhr in die Rue de Lille. Dort, auf der Botschaft, war man in der Tat voll von kaum verstecktem Triumph. Jetzt war man wieder Mittelpunkt, unversehens hatte die Rue de Lille die Rue de Penthièvre geschlagen.

Was die Fakten anlangte, so ergab sich folgendes: ein junger Mensch, ein gewisser Klemens Pirckmaier, wie sich mittlerweile herausgestellt, hatte unter einem Vorwand Herrn von Gehrke zu sprechen verlangt und, als man ihn vorgelassen, sogleich auf ihn geschossen. Dieser Klemens Pirckmaier war ein politisierender Emigrant, ein übler Hetzer, der Sohn jenes Franz Pirckmaier, der schon in der Weimarer Zeit zu den gefährlichsten Gegnern des Führers gehört hatte. Der Botschafter hatte sich natürlich sogleich selber mit Berlin ins Benehmen gesetzt, und Berlin hatte zu einem großen Schlag ausgeholt, der die gesamte Emigration treffen sollte. Jetzt schon, während man hier mit Wiesener spricht, erscheinen in Berlin Sonderausgaben, und der Rundfunk verbreitet die Nachricht außerhalb des normalen Meldedienstes. Kein Zweifel, daß das ganze deutsche Volk sich empören wird über dieses Bubenstück.

Wiesener hörte grimmig zu. Geschickt hat das der Botschafter gedreht, das läßt sich nicht leugnen. Geistesgegenwärtig hat er es verstanden, die Tat zu generalisieren, sie der gesamten Emigration an die Rockschöße zu hängen und das Berliner Reklameministerium einzuspannen, daß es seinen ganzen großartigen Apparat in Betrieb setze. Und der Nutznießer ist er, der Botschafter, ist die Rue de Lille, und allen andern voran Spitzi, der Held, der Märtyrer, der seiner verblaßten und vergessenen »Leistung« von damals jetzt eine zweite, viel besser im Licht stehende zugesellt hat.

»Und Spitzi?« fragte er. »Und Herr von Gehrke?« verbesserte er sich rasch. »Wie geht es ihm? Wird er davonkommen?« Die Spannung, die in seiner Frage lag, war ehrlich. Der Botschaftsrat, der ihm Auskunft gab, machte ein ernstes, besorgtes Gesicht. »Wir wissen noch nichts«, erklärte er, »wir wissen noch nichts Bestimmtes.« Aber es war ein kleiner, spöttischer Unterton in seiner Antwort, und Wiesener war sicher, es war Spitzi nichts Ernstliches zugestoßen, und man bauschte nur aus Opportunitätsgründen die Angelegenheit nach Möglichkeit auf.

Er fuhr ins Amerikanische Krankenhaus, finsterer Laune. Da hatte er, Wiesener, aus höchster Höhe auf den ohnmächtig schimpfenden, erledigten Rivalen heruntergeschaut. Aber – es wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre – man soll wahrhaftig niemand vor seinem Tode für erledigt halten. »Das verdammte Glück, ohne das kann man nicht einmal ein rechter Spitzbube sein.« Das steht bei Lessing, glaube ich, noch dazu ironischerweise in dem Stück »Die Juden«. Auf alle Fälle ist jetzt er, Wiesener, der Gelackmeierte, der vom Glück Betrogene, und mit seinen Träumen, der Botschafter sei zum Schatten geworden und er selber des Führers Stellvertreter in Paris, ist es aus.

Im Amerikanischen Krankenhaus gab ihm der Arzt eingehenden Bericht. Man hatte schneiden und nähen müssen, der Patient wird einige Tage ziemlich starke Schmerzen zu ertragen haben. Auch wird er wohl ein wenig entstellt bleiben und, infolge der Halsverletzung, nicht mehr in den Vollbesitz seiner Stimme gelangen. Im übrigen aber hat er Glück im Unglück gehabt. Die goldene Schienung, die er im Munde trägt, hat das Schlimmste verhütet. Der Kiefer ist freilich unangenehm beschädigt. Aber Baron Gehrke wird in nicht allzu langer Zeit wiederhergestellt sein und vielleicht schon in vierzehn Tagen oder drei Wochen das Hospital verlassen können.

So ein Glückspilz, dachte Wiesener grimmig. So ein veinard. Das ist ein gutes Wort. Veinard, man hat die rechte Ader. Ob wohl das deutsche »Schwein haben« auch von »veine« kommt? Mal nachschauen. Zuerst aber werde ich mir einmal den veinard selber anschauen.

Spitzis Kopf war verbunden, nur eines seiner Augen sichtbar. Er reichte Wiesener eine warme, schwache Hand. Sprechen konnte er natürlich nicht. Dafür sprach Wiesener. Er sagte das Gegebene. Bedauerte Spitzi, freute sich, daß er so verhältnismäßig glimpflich davongekommen war, sprach ihm von der Entrüstung, die im ganzen Reich über das gemeine Verbrechen herrsche, und über die Anteilnahme, die man ihm von allen Seiten entgegenbringe.

Spitzi hörte still zu. Ein bißchen blondes Haar glänzte unter dem Weiß des Verbandes vor, die Nase zipfelte schräg und hochmütig heraus, mit dem einen Aug schaute er Wiesener unverwandt an. Bestimmt grinste er innerlich.

Als sich Wiesener verabschieden wollte, griff Spitzi zur Schreibtafel, die man ihm bereitgestellt hatte. »Wenn ein Augur dem andern begegnet«, schrieb er.

Acht Tage später suchte Wiesener Herrn von Gehrke ein zweites Mal auf.

Es war mittlerweile alles so eingetroffen, wie es Wiesener vorhergesehen hatte. Der Botschafter, neuen Wind in seinen Segeln spürend, hatte Spitzis Sache zu seiner eigenen gemacht und den Bären mobilisiert, Spitzis alten Protektor. Die Propagandamaschinerie des Reichs war in Tätigkeit gesetzt, und Spitzi war zum Helden und Märtyrer ernannt worden; er war gewissermaßen bei Lebzeiten in die Walhalla aufgestiegen, in die Nachbarschaft Horst Wessels, des zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft heiliggesprochenen Zuhälters.

Er war sich denn auch, als Wiesener bei ihm eintrat, dieser Rolle bewußt und äußerst angeregt. Dabei war die Unterhaltung nicht einfach. Herr von Gehrke mußte sich für seine Antworten noch immer der Schreibtafel bedienen; er durfte nur wenig sprechen, und wenn er einmal sprach, dann klang seine Stimme sonderbar rostig. Wiesener, so genau er die Zusammenhänge kannte, vermochte sich nicht ganz der Wirkung zu entziehen, die der neue Ruhm des Mannes ausstrahlte; er fand, die rostige Stimme, die selten erklingende, erhöhte das Geheimnisvolle, Bedeutende, das um seinen Gegner war.

Gehrke hatte Wieseners Aufsatz über die Jungfrau von Orléans gelesen. »Glauben Sie übrigens«, schrieb er auf seine Tafel, »daß sich die Jungfrau immer ganz ernst genommen hat?« Wiesener ging in dem kleinen, hellen Zimmer auf und ab und bemühte sich, die Argumente, die er sich für seinen Glauben an die Begeisterung zurechtgemacht hatte, in schwungvollen Sätzen wiederzugeben. Allein Spitzis Anblick nahm ihm den Schwung. Spitzi trug jetzt einen kleinen Verband, die Tücher deckten nur mehr ein halbes Aug, mit den anderthalb verbleibenden Augen folgte der Liegende dem auf und ab Gehenden und blinzelte ihm zu, dergestalt, daß es ihn störte und verwirrte. Und als gar Wiesener zu deklamieren begann über die Ähnlichkeiten zwischen der Jungfrau und dem Führer, unterbrach ihn Spitzi durch heftige Gesten, und, grimassierend, eilig, in schwer lesbaren Schriftzeichen, schrieb er auf seine Tafel: »Hören Sie auf. Lachen ist mir verboten, lachen tut mir weh.«

»Was werden Sie tun, wenn Sie wiederhergestellt sind?« fragte später Wiesener. »Vor allem«, kündigte ihm Spitzi auf seiner Schreibtafel an, »werde ich gewisse Projekte zu Ende führen, die ihr mir bisher sabotiert habt. Zuerst einmal mache ich meinen Pressefrieden«, schrieb er, und die Wörter »ich« und »Pressefrieden« schrieb er mit Blockbuchstaben.

Doch nach diesem Ausfall wurde er rasch wieder verträglich. Das Glück machte ihn umgänglich, er wurde zunehmend herzlicher, und schließlich gab man sich wieder kameradschaftlich wie in alten Tagen, und der Haß der letzten Monate war vergessen. Als gar Madame Didier kam, geriet man in die behaglichste Stimmung. Befriedigt nahm Spitzi wahr, wie sehr die hübsche, weißhäutige Corinne dem andern gefiel.

»Wir müssen noch einen vergnügten Abend zu dreien haben«, schlug er auf seiner Schreibtafel vor, »ehe ich wegfahre.« – »Beabsichtigen Sie denn, so bald schon wegzufahren, Spitzi?« erkundigte sich Wiesener. »Ich will die Zeit nützen«, antwortete, immer auf seiner Tafel, Spitzi. »Man frißt, solang man am Trog ist«, und: »Glauben Sie denn, daß die Herrlichkeit ewig dauert?« fragte er weiter. »Welche Herrlichkeit?« fragte Wiesener. Da aber tat Spitzi den Mund auf, und mit seiner brüchigen, mühsamen Stimme erläuterte er: »Unsere.« – »Er soll doch nicht sprechen«, jammerte Corinne.

Wiesener aber bedachte dieses »unsere«, und es ging ihm auf, daß Spitzi offenbar nicht nur sein eigenes Glück im Sinn hatte, sondern auch das seine, Wieseners, und das des ganzen Regimes. »›Den Erben laßt verschwenden‹«, zitierte er nachdenklich, »›An Adler, Lamm und Pfau / Das Salböl aus den Händen / Der toten alten Frau.‹« – »Was heißt das?« erkundigte sich Corinne. »Das heißt«, kommentierte Spitzi und versuchte mit seiner rostigen Stimme zu singen, »Wir versaufen unsrer Oma kleines Häuschen / Mit der ersten und der zweiten Hypothek.« – »Bitte«, wandte sich Corinne an Wiesener, »was heißt das wirklich? Übersetzen Sie es mir doch, Monsieur Wiesener.« – »Das heißt: après nous le déluge«, übersetzte Wiesener.

## 

## 23

## Glückspilze

Sowie Spitzi halbwegs hergestellt war, fuhr er nach London, um das Projekt seines Pressefriedens zu fördern. Sein Fall hatte infolge der Aufbauschung durch die deutschen Zeitungen überall Sensation erregt, seine hochgestellten englischen Freunde feierten ihn, sein Aufenthalt in London wurde zu einem Triumph. Corinne nahm teil an seinen Erfolgen, Spitzi wuchs in ihren Augen.

Ihm war das lieb. Seine Bindung an Corinne war ernstlicher, als er zuerst geglaubt hatte. Immer noch bekam sie zuweilen ihre mystischen Augen, und immer wieder zog ihn der Gegensatz an zwischen der so Besessenen und der Weltdame, als die sie sich sonst gab.

Kam er also mit der Förderung seines Pressefriedens schnell voran, so mißglückte ihm um so gründlicher das zweite Geschäft, um dessentwillen er nach London gekommen war.

Der Schuß jenes albernen Jungen nämlich, so glücklich er sich für Spitzis Karriere ausgewirkt, hatte eine üble Folge: er hatte ihn arg entstellt. Sein Mund, jener Mund, den Doktor Wohlgemuth mit soviel Kunst in Fug und Schick gebracht hatte, war nun bös verzerrt und verbogen, sein vor kurzem noch so strahlendes Gesicht wies ein schiefes, zahnlückiges Grinsen auf und war keine Augenweide mehr. Zwar gab das Grinsende, Verbogene dem Antlitz Herrn von Gehrkes zumindest für jene, die sein Schicksal kannten, etwas überlegen Skeptisches, Spitzi sah jetzt zweifellos bedeutender aus; aber er hätte es vorgezogen, mit dem Schicksal des heutigen das Aussehen des früheren Spitzi zu verbinden. Ruhm, Erfolg, Bedeutung sind eine schöne Sache; aber dem, der gewohnt ist, einfach durch sein Aussehen zu siegen, sind sie doch nur Ersatz.

Nun hatte er vom ersten Augenblick an, da er Doktor Wohlgemuth gesehen, tiefes Vertrauen zu ihm. Wenn einer, dann konnte dieser Mann seinen Kiefer auch jetzt wieder in Ordnung bringen. Und das war der zweite, ja vielleicht der erste Grund, warum Spitzi nach seiner Wiederherstellung unverzüglich nach London gefahren war.

Bei Doktor Wohlgemuth empfing ihn statt der ihm bekannten Frau Trautwein eine Fremde. Ach ja, er erinnerte sich, diese Frau Trautwein war ja hinüber, sie hatte Schluß gemacht; auch sie, wenn ihm recht war, infolge des Falles Benjamin. Merkwürdig, wie viele Leute dieser Wohlgemuth mit seinen hohen Rechnungen auf dem Gewissen hatte. Jedenfalls empfing ihn jetzt eine neue Dame.

Sie begrüßte ihn mit englischen Worten, ging aber, sowie er seinen Namen genannt hatte, ins Deutsche über. Sie war eine gewisse Mrs. Ellinor Blackett. Sie sah ein wenig liederlich und verlottert aus, war aber im ganzen erfreulich anzuschauen und hatte angenehme Manieren.

Bevor diese Dame Mrs. Blackett geworden war, hatte sie Elli Fränkel geheißen. Sie hatte einen Schiffsoffizier geheiratet, war so in den ersehnten Besitz eines englischen Passes gelangt und aller Schwierigkeiten in bezug auf Aufenthaltserlaubnis oder Arbeitskarte überhoben. Selbst von seiten ihres neuen Gatten hatte sie keine Schwierigkeiten mehr zu befürchten. Denn Mr. Blackett, ein anständiger Mann, der diese Heirat vollzogen hatte, nur um seine Gegnerschaft gegen Hitler zu manifestieren, hatte damit seine vorletzte gute Tat getan. Seine letzte war gewesen, daß er, gleich hernach auf See verunglückt, die frühere Elli Fränkel als Witwe Blackett im Besitz nicht nur eines angenehmen Passes, sondern auch einer angenehmen Pension hinterlassen hatte.

Ja, es gab Glückspilze auch unter den Emigranten. Doktor Wohlgemuth selber war es zum Segen ausgeschlagen, daß er nach London übersiedelt war. Beim Umzug freilich, den er, der Stimme seines guten Herzens gehorchend, durch das Institut MES – Monsieur est servi – hatte besorgen lassen, waren ihm einige Gegenstände zertrümmert worden, die ihm am Herzen lagen; doch alles andere war ihm großartig hinausgegangen. Der alte Simpson, Simpsy, beschränkte sich darauf, ihm manchmal von der gemächlichen Weltreise, auf die er sich begeben, eine Ansichtskarte zu schicken; alles andere überließ er seinem forschen, ungeheuer tüchtigen Nachfolger. Der war der alte geblieben. Es gab jetzt eher noch mehr zu tun als in Paris, und Mrs. Blackett, als englische Witwe ebenso schlampig wie als deutsche, strengte sich nicht sehr an, ihm die Arbeit zu erleichtern. Erlaubte er sich ab und zu eine seiner sarkastischen Anmerkungen über ihren Eifer, dann behandelte sie ihn nur schlechter, und er war schnell genötigt, wegen seines unziemlichen Spottes Abbitte zu leisten. Ihm aber war das recht. Er hatte auch in London bereits ein paar überraschende Kunststücke zuwege gebracht, er behandelte seine englischen Patienten wie seine früheren, man fand ihn in London so bezaubernd wie in Paris und in Berlin. Er hatte alles, was er begehrte. Er konnte sich nach Herzenslust überarbeiten, seinen Patienten jeden Preis abfordern, der ihm gut dünkte, sich von Witwe Blackett nach Belieben ärgern lassen und, dem Zug ihres und seines guten Herzens folgend, große Summen für bedürftige Emigranten ausstreuen.

Daß sich Monsieur le Baron wieder bei ihm einstellte, erfüllte ihn mit tiefer, grimmiger Befriedigung. Er hatte seinerzeit falsch daran getan, diesen Menschen von seinem Leiden zu befreien und durch seine Kunst zu verschönern. Dunkel ahnte er, daß zwischen jener Zahnbehandlung und der Entführung Friedrich Benjamins Zusammenhänge bestanden. Greifbare Beweise hatte er natürlich nicht, aber unbehagliche Vermutungen. Als er dann von dem Attentat auf Gehrke und von der Art seiner Verwundung gelesen hatte, war sogleich eine Ahnung in ihm aufgestiegen, jetzt könnte sich Monsieur le Baron ein zweites Mal bei ihm einstellen. Eine Ahnung, eine Hoffnung. Denn nachdem diesem Gehrke auch jetzt wieder das Unheil zum Segen ausgeschlagen und er zum Helden, zum Blutzeugen, zu einer Art Nachfolger des Horst Wessel aufgerückt war, sehnte sich Doktor Wohlgemuth danach, es dem Burschen einmal tüchtig zu besorgen. Er träumte davon, was alles er ihm sagen werde. Und als jetzt Herr von Gehrke wirklich in sein Ordinationszimmer trat, da war es Wohlgemuth, als wären es seine Wünsche und Träume gewesen, die ihn herbeigezogen.

Da hatte er also richtig diesen maßlos frechen Menschen, diesen Repräsentanten des verhaßten Regimes, diesen Mann des Unheils wieder auf seinem Operationsstuhl. Er hieß ihn den Mund aufsperren; es war, wie er sich’s gedacht hatte: er, Wohlgemuth, mit seiner goldenen Schienung hatte dem Unhold das Leben gerettet. »Danke«, sagte er trocken, »Sie können Ihren werten Mund wieder schließen.« – »Wie ist das?« fragte gespannt, doch mit gespieltem Gleichmut Gehrke. »Kann man was machen?« – »Man nicht, ich vielleicht«, erwiderte der Doktor. »Man müßte Teile des Kiefers durch Platinprothesen ersetzen; es wäre eine Arbeit, die vom Arzt sowohl wie vom Patienten viel Geduld verlangt. Und es wäre überdies kein sicherer Erfolg.« – »Ja«, antwortete Gehrke, »es ist schade, daß die mühevolle Frucht von unser beider Geduld wieder zerstört worden ist.« – »Immerhin hat unsere Schienung Ihnen gewissermaßen das Leben gerettet, Monsieur le Baron«, meinte Wohlgemuth. Spitzi, schräg vom Operationsstuhl aus, schaute ihn an. Die lange Reiterfigur Wohlgemuths, seine knarrende Stimme, sein gescheites, markantes Gesicht, das alles war ihm in der Erinnerung sympathischer vorgekommen, als er es jetzt in der Wirklichkeit fand.

»Ja, in Ihrem Mund ist allerlei zerstört worden, Monsieur le Baron«, erwiderte mittlerweile nachdenklich, verhalten Doktor Wohlgemuth, »aber im Anschluß daran in Deutschland noch viel mehr.« Es hatten nämlich die Nazi das Attentat zum Vorwand genommen, eine neue, scharfe Hetze gegen die Emigranten zu beginnen und deren Verwandten »zur Strafe« noch brutaler auszubeuten und zu mißhandeln. »Gewissen harmlosen Angehörigen gewisser harmloser Emigranten«, konstatierte denn auch Doktor Wohlgemuth, »hat man daraufhin nicht nur den Kiefer zerschlagen. Meine Herren.« Auf diese geschmacklose, sentimental pathetische Anspielung zuckte Spitzi nur die Achseln.

»Da sich unsere Wege nochmals kreuzen«, sprach unterdes mit schnoddriger Gehobenheit der Doktor weiter, »gestatten Sie mir eine Frage: kennen Sie die Geschichte von Mardochai und dem Reichskanzler Haman?« Herr von Gehrke kannte die Geschichte nicht. »Auch der Reichskanzler Haman«, erläuterte Wohlgemuth, »hat gegen Mardochai und seine Leute allerlei scheußliche Dinge geplant. Unter anderm hat er einen besonders hohen Galgen errichten lassen, um den Mardochai daran aufzuhängen. Aber am Ende hing er selber an diesem Galgen.«

»Es ist möglich«, gab friedfertig mit seiner rostigen Stimme Spitzi zu, »daß unsere Konzentrationslager einmal von Ihren Leuten für unsere Verwahrung benutzt werden. Aber, offen gestanden, möchte ich mich mit Ihnen nicht über die Aussichten des Dritten Reichs unterhalten, sondern über die Aussichten meines Kiefers. Wollen Sie mir, bitte, mitteilen, ob Sie bereit sind, meine Zähne wieder in Ordnung zu bringen.«

Darauf hatte Wohlgemuth gewartet. Jetzt schickte er sich an, sich das Herz zu laben durch die Demütigung des Verhaßten, von der er geträumt hatte, seitdem er von dem Attentat auf Spitzi gelesen. Da er aber ein paar Augenblicke brauchte, um seine Worte so zu konzipieren, daß sie den Gegner auch möglichst scharf und wirksam träfen, nutzte Herr von Gehrke die Gelegenheit, seinesteils dem Schwein eins zu versetzen. »Über den Preis«, fuhr er fort, »brauchen wir uns kaum erst lange zu unterhalten. Sie haben mir ja schon in Paris erklärt, daß Sie genau wissen, wie wertvoll Ihre Kunst dem sein muß, der sie braucht. Ich bin bereit, Ihnen für Ihre jetzige Bemühung das gleiche Honorar zu zahlen wie damals.« Wohlgemuth aber war jetzt fertig mit der Konzeption seiner Sätze. »An sich«, erwiderte er, »wäre das kein unbilliger Preis. Aber ich leiste ungern unnütze Arbeit. Wenn sich«, erläuterte er, langsam, schmeckerisch, jedes Wort ein kaum unterdrückter Triumph, »jemand so aufführt, daß er Gefahr läuft, immer wieder von irgendeinem in seinem tiefsten Rechtsgefühl Beleidigten angeschossen zu werden, dann mache ich mich lieber gar nicht erst daran, seinen Kiefer auf neu herzurichten. Nein, verehrter Herr«, schloß er grimmig, »und wenn Sie mir statt jedes einzelnen Franken von damals jetzt ein gutes englisches Pfund hinlegten, so daß ich hundert oder zweihundert meiner Leute von Ihrem Hitler auslösen könnte: ich rühre keinen Finger mehr für Ihre geschätzte Visage.«

Spitzi stand langsam vom Operationsstuhl auf. Er begriff sich selber nicht mehr, daß er hierhergegangen war. Das hätte er sich doch von vornherein sagen müssen, daß der Untermensch bei diesem Anlaß seiner vulgären Rachsucht werde die Zügel schießen lassen. »Sie sind ein Mann von Prinzipien«, sagte er anerkennend, mit seiner brüchigen Stimme. »Aber ich fürchte, wenn die Herren auf Ihrer Seite alle sowenig geschmeidig sind wie Sie, dann werden noch lange sie die Insassen und wir die Wärter der deutschen Konzentrationslager bleiben.« Damit entfernte er sich.

Wohlgemuth erzählte Witwe Blackett von der Unterredung. Meine Herren, dem hatte er’s gegeben. Spitzis Schlußwort freilich unterschlug er. Witwe Blackett indes war mit der ganzen Art nicht einverstanden, wie er die Geschichte angepackt hatte. Es wäre, meinte sie, eine edlere und wahrscheinlich auch wirksamere Rache gewesen, wenn der Doktor gerade am Feind seine Kunst gezeigt hätte. »Durch solche Worte, Witwe Blackett«, höhnte Wohlgemuth, »beweisen Sie wieder einmal Ihr tiefes Verständnis von der Mentalität unserer Herren Gegner.« In seinem Innern indes gab er ihr nicht ganz unrecht. Das Bild, wie Monsieur le Baron gehobenen Hauptes, die Nase über dem zerstörten Kiefer schräg nach oben, das Ordinationszimmer verlassen, hatte sich ihm unbehaglich eingegraben.

Spitzi seinesteils berichtete Madame Didier von seinem Besuch bei dem Zahnarzt. Der Mann, erzählte er, habe viele Worte gemacht, und gerade darum habe er nun doch kein rechtes Vertrauen zu ihm. Corinne sprach ihm lebhaft Trost zu. Wenn nicht dieser, so werde eben ein anderer Spezialist ihm helfen. Und selbst wenn keiner Rat wisse, bedeute das nicht viel. Im Gegenteil, ihr sei Spitzi beinahe lieber, so wie er jetzt sei. Da trage er die Zeichen seiner Blutzeugenschaft an sich und sei eingehüllt in die Atmosphäre seines Martyriums.

Daß sein Gesicht so, wie es jetzt ausschaue, für die Partei, solange er lebe, eine unübersehbare Mahnung zur Dankbarkeit sein werde, das sagte sich Spitzi selber. Doch viel half ihm dieses Wundpflaster nicht. Ihm lag an den Weibern, und er kannte die Weiber. Heute hat Corinne Schmeichelreden für ihn. Aber sowie es den ersten ernstlichen Krach zwischen ihnen setzt, dann wird sie ihm, zumindest in ihren Gedanken, vorwerfen: »Dieser Krüppel mit seiner scheußlich zerfetzten Fassade.« Auch war ihm die Vorstellung zuwider, wie er bei vielen Zahnärzten herumsitzen wird, ohne sich entschließen zu können, sich einem anzuvertrauen. Dem Juden hätte er sich anvertraut.

So war also Wohlgemuth, ohne es recht zu wissen, dennoch auf seine Rechnung gekommen.

Herr Gingold frühstückt. Er ißt vielerlei zum Frühstück, tunkt süße Kuchen in den Kaffee, löffelt hastig ein Ei aus, so daß Gelbes in seinem viereckigen, jetzt mehr grauen als schwarzen Bart hängenbleibt. Aber er ißt nicht mit dem rechten Appetit, er liest auch seine mannigfaltige Post ohne den rechten Anteil, selbst dem gewohnten Lärm, der ihn umgibt, fehlt das rechte Leben.

Er nimmt einen neuen Brief, überfliegt ihn. Nachum Feinberg sieht wartend zu ihm auf. Doch Herr Gingold hat zu dem Brief nichts zu bemerken, er teilt dem Sekretär auch nichts vom Inhalt mit, sondern legt das Schreiben ohne Kommentar beiseite. Seine Hände zittern dabei, und den Rest seiner Post liest Herr Gingold mechanisch, die Gedanken abwesend.

Es lautete aber das geheimnisvolle Schreiben folgendermaßen: »Der Pariser Vertreter der ›Westdeutschen Zeitung‹. Sehr geehrter Herr Gingold. Herr Wiesener beauftragt mich, Ihnen mitzuteilen, daß die Angelegenheit, derenthalben Sie bei ihm vorsprachen, neu untersucht wird. Herr Wiesener möchte Ihnen keine verfrühten Hoffnungen machen, glaubt aber, die Sache sei auf gutem Wege. Im Auftrag: Lotte« – der zweite Name war nicht recht zu entziffern –, »Sekretärin.«

Dank sei dem Allmächtigen, gelobt sein Name, jubelten Herrn Gingolds Gedanken. Diese gesegnete Lotte Unleserlich. Glaubt, die Sache sei auf gutem Wege. Aber halt an dich, mein Herz, juble nicht zu früh, hoffe nicht zu früh. Nein, nein. Ich werde keinem was sagen, ich werde es nicht bereden. Es wäre zu schrecklich, wenn die Sache ihren guten Weg nicht zu Ende ginge. Ich könnte es nicht ertragen. Ich will still sein. Ich will abwarten. Ich will mir nichts anmerken lassen.

Allein das konnte er nicht. Alle ringsum nahmen wahr, daß sich etwas höchst Erfreuliches ereignet haben mußte. Wenn jetzt Herr Gingold seine Tochter Melanie anherrschte, ob sie denn nicht sehe, daß seine Kaffeetasse leer sei, so merkte man, daß er wirklich Lust auf eine zweite Tasse verspürte, und er genoß denn auch den Rest seines Frühstücks mit sichtlichem Appetit. Und als er gar dem Kanarienvogel Schalscheles eine Krume reichte und, wie der Vogel ihn in den Finger pickte, eine kleine Lache aufschlug, da klang diese kleine Lache geradezu aufdringlich froh. Seine Leute ließen sich anstecken von seinem innern Jubel. Das Lärmen ringsum tönte auf einmal viel lebendiger, die ganze große, bunte, wirbelnde Wohnung in der Avenue de la Grande Armée bekam ein anderes Gesicht. Bisher hatten ihre Insassen ihr früheres Leben gespielt, jetzt lebten sie es.

Herr Gingold beherrschte sich. Wie er sich’s vorgenommen, unterließ er es, die Ursache seines Glückes zu bereden, um dieses Glück nicht zu verscheuchen. Aber er ging inmitten des fröhlichen Lärms, den seine Leute machten, erwartungsvoll herum mit ungewohnt verträumtem Gesicht.

Des Nachts dann träumte er wirklich. Er träumte, Hindele, sein Kind, sei unversehrt und sei zurück bei ihm in Paris. Als er erwachte, hielt er sich das alte Sprichwort vor: »Geträumte Krapfen sind keine Krapfen, sondern ein Traum.« Aber er träumte seinen Traum auch bei Tage weiter, und selbst als der nächste Tag und der übernächste und der dritte vergingen, ohne daß sich etwas ereignet hätte, wurde seine Zuversicht nicht geringer.

Am vierten Tag, des Morgens gegen zwölf Uhr, es herrschte gerade der übliche Lärm, Herr Gingold hatte überdies den Rundfunk eingeschaltet und hörte die Börsenberichte, an diesem Tag also, des Morgens gegen zwölf Uhr, läutete die Flurglocke. Es durchzuckte Herrn Gingold, und wirklich, eine halbe Minute später, trat in den allgemeinen, jetzt aber sogleich wie abgeschnittenen Lärm Frau Ida Perles, geborene Gingold, Hindele, mein Kind.

»Ich hätte vielleicht depeschieren sollen«, sagte Hindele in die ungeheure Stille hinein, sie sprach unsicher, sie schwankte ein wenig und hielt dabei ihren kleinen Koffer und ihre Tasche etwas steif in den Händen, »aber man hat mir nicht erlaubt, von Deutschland aus zu schreiben. Ich hatte so schreckliche Angst. Ich kann es jetzt noch nicht glauben, daß ich hier bin. Als ich über der Grenze war, mitten in der Nacht, hab ich es auch nicht geglaubt. Und dann hab ich geglaubt, vielleicht ist es doch eine Falle, und es ist besser, ich depeschiere nicht.« Sie brach ab, sie schaute um sich, sie schwankte noch stärker, die Stille war noch tiefer geworden.

Im ersten Augenblick, da Herr Gingold Hindele sah, durchströmten ihn Glück und Dankbarkeit so maßlos, daß er fürchtete, es werde ihn der Schlag treffen. Im nächsten Augenblick sagte er sich, er sei also doch ein guter Kopf und habe alles großartig gelenkt, um Hindele, sein Kind, zu retten. Auch sagte er sich, daß also Gott dennoch wohl mit ihm einverstanden sein müsse, sonst wäre diese verzweifelte Geschichte nicht so gut hinausgegangen. Endlich sagte er sich, das könne alles stimmen, was Hindele, sein Kind, da vorbrachte, aber depeschieren hätte sie trotzdem können. Laut sagte er: »Also, da bist du, Gott sei gelobt und gedankt. Setz dich, mein Kind. Helft ihr doch, man sieht doch, wie herunten sie ist. Weißt du, Hindele«, fuhr er fort, »ich will dir ja keine Vorwürfe machen, wo du in so erbarmungswürdigem Zustand bist. Aber eines muß ich dir doch sagen: etwas so Leichtfertiges, Herzloses, Schamloses ist mir mein ganzes Leben lang noch nicht vorgekommen. Hast du denn keinen Augenblick an deinen armen, alten Vater gedacht? Bist du denn ganz zur Gojte geworden unter deinen Gojim?« Aber Hindele hatte das nicht mehr gehört. Sie lag hintübergesunken, Melanie und Ruth hatten sie aufgefangen, ihre Augen waren zu, und sie war totenblaß. Herr Gingold aber schrie und tobte: »Seid ihr denn zu gar nichts zu brauchen? Bringt sie doch zu Bett. Telefoniert doch. Telefoniert doch dem Arzt.«

Man tat nach seinen Worten. Der Arzt kam, er gab Frau Ida Perles eine Spritze. Sie schlief vierzehn Stunden hindurch. Ab und zu schlich sich das eine oder andere Familienmitglied ins Zimmer, am häufigsten Herr Gingold selber. Auf Zehenspitzen kam er, gleichwohl knarrend, und beschaute sie; gierig und innig spähte er durch seine Brille. Manchmal nahm er wohl auch die Brille ab, ging ganz nah an die Schlafende heran, beugte sich zu ihr hinunter, hörte ihre Atemzüge und betastete vorsichtig mit seinen harten Fingern die Haut ihres mager gewordenen Gesichtes.

Wenn man am andern Morgen Herrn Gingold gesagt hätte, er habe einmal bedenkliche Geschäfte mit den Urbösen gemacht, dann hätte er das mit Entrüstung zurückgewiesen, überzeugt von seinem Recht. Natürlich hat er die Gelegenheit, mit Gellhaus & Co. Geschäfte zu machen, nicht ungenutzt vorbeigehen lassen; er wäre ein schlechter Kaufmann, wenn er sie nicht wahrgenommen hätte. Aber die Welt hat, wie das ihre Art ist, diese harmlosen, vollkommen unpolitischen Geschäfte übel mißdeutet und ihm, dem Unschuldigen, das schlimmste Unrecht zugefügt.

Als dann nach drei Tagen auch Benedikt Perles eintraf, vergaß Herr Gingold noch tiefer, was sich ereignet hatte. Und sehr rasch wird er vollends vergessen haben, welch schwerer Sünden er sich einmal im Zwiegespräch mit Gott bezichtigt hat. Im Winter, am Chanukkafest, am Fest zur Erinnerung an die Wiedereinweihung des von den Syrern geschändeten Tempels, wird er mit den Seinen die Öllichter anzünden, die acht Tage des Festes hindurch, jeden Tag ein Lichtchen mehr, er wird fröhlich die Hymne des Dankes und der Befreiung singen: »Du fester Fels meines Heils«, er wird seinen Kindern Geschenke machen, wie es der Brauch vorschreibt, und zu Hindele wird er sagen: »Du hättest eigentlich was ganz anderes verdient«, und wird sie noch reicher beschenken als die andern. Und alles, was mit den »P. N.« zusammenhängt, seine Verhandlungen mit der Firma Gellhaus & Co. und die Folgen, wird für ihn zu einem Traum geworden sein.

Im Traum allerdings wird ihm noch manchmal Herr Leisegang erscheinen, und im Traum wird er noch zuweilen zerrissenen Herzens und in schrecklicher Hilflosigkeit in einen Telefonapparat hineinsprechen oder, im Zwiegespräch mit Gott, sich zerdrückt fühlen von der ungeheuren Last seiner Schuld. Der wache Herr Gingold indes wird höchstens einräumen, daß es eine Zeitlang gewisse Mißverständnisse gegeben habe. Schließlich aber hat er ja alles mit kluger Überlegenheit zum guten Ende gelenkt, und wenn die »P. D. P.« blüht, so wird das eigentlich sein Verdienst sein. Und er wird tief einverstanden sein mit sich, mit Gott, mit der Welt und mit dem Schicksal.

## 

## 24

## König in Unterhosen

Unter den Objekten, die Wieseners Agent ihm anbot, fand sich das Haus an der Rue de la Ferme.

Wiesener war verblüfft. Er kannte Leas wirtschaftliche Verhältnisse; es war höchst unwahrscheinlich, daß sie plötzlich gezwungen sein sollte, das Haus zu verkaufen. Ihm wäre es beinahe lieb gewesen, wenn sie durch irgendeinen Zufall ihr Vermögen verloren hätte. Schon sah er mit rascher Phantasie, wie sie ihn um Hilfe anging und wie er großmütig als Retter auftrat. Aber ach, das sind Wunschträume. Erstens wird es schwerlich dahinkommen, daß Lea in Not gerät, zweitens hat sie auch für einen solchen Fall eine Reihe zuverlässiger Freunde, die Pereyros zum Beispiel, und drittens und schlimmstens, selbst wenn sie keinen andern Freund fände, an ihn wendete sie sich bestimmt nicht.

Er starrte auf den leeren Fleck an der Wand. Er hat Lea verkauft, hat sie preisgegeben. Alles tat ihm weh vor Verlangen nach ihr. Hätte er jetzt zu wählen gehabt zwischen Lea und seiner Stellung, er hätte ohne Besinnen geantwortet: Lea.

Warum verkauft sie das Haus an der Rue de la Ferme? Sein Geltungstrieb heißt ihn Gründe suchen, die ihm schmeicheln. Sie sehnt sich nach ihm. Sie kann es nicht ertragen, in einer Behausung zu leben, in der alles sie an ihn erinnert. Leise freilich berichtigt bessere Erkenntnis: in einer Behausung, in der alles sie anwidert, weil er es berührt hat.

Ihn widert nichts an. Er bereut, daß er das Bild weggegeben hat. Aber der Parteigenosse hat ihn doch einfach dazu gezwungen. Nicht etwa mit Worten; in einem tieferen Sinn aber war es gleichwohl eine Erpressung.

Ob Lea die Möbel mitverkauft? Ob sie die »entarteten« Bilder mitverkauft, die er ihr geschenkt hat? Wenn seine Deutung richtig ist, daß sie in dem Hause nicht mehr leben will, weil seine Luft darin ist, dann gibt sie wohl auch Möbel und Bilder ab. Und seine Deutung ist richtig. Es wird wohl so sein, daß sie ihn liebt und sich gleichzeitig vor ihm ekelt. Ihm geht es ähnlich mit sich selber.

Er gab dem Agenten Auftrag, sich über das Objekt an der Rue de la Ferme näher zu informieren.

In Wieseners Posteinlauf fand sich ein schmaler Band, betitelt »Le Loup«, herausgegeben von einem angesehenen Verlag; als Verfasser zeichnete Raoul de Chassefierre, das Buch war in seinem Auftrag übersandt.

Wieseners Blut ging rascher. Er sah eine neue Möglichkeit, eine Brücke zu Lea zu schlagen. Junge Autoren sind eitel. Er dachte daran, wie stolz er selber gewesen war, als er sein erstes Büchlein gedruckt in der Hand hielt. Wenn er es klug anfing, konnte er vielleicht Raoul zurückgewinnen; dann hatte er eine neue Verbindung zu Lea.

Lotte erinnerte daran, daß die Arbeit dränge. Er wies sie ungnädig ab. Setzte sich in die Bibliothek. Las. Vor dem leeren Fleck las er die Erzählung seines Sohnes »Der Wolf«. Geschmeichelt bald, bald entrüstet, vertiefte er sich in das Buch. So also sah er aus im Kopfe seines Jungen. Aber war das wirklich er? War er dieser Wolf? War er ewig hungrig und sprang an und riß und fraß, was ihm über den Weg lief? Leider träumte da sein Sohn Raoul einiges in ihn hinein; das Bild, das sich Lea von ihm machte, kam sicher der Realität viel näher.

Ja, wenn ein solches Buch früher entstanden wäre, dann, vielleicht, hätte er ihm helfen können. Wenn man ihn früher darauf gestoßen hätte, dann wäre er vielleicht wirklich ein Wolf geworden, der Wolf, als den ihn Lea haben wollte. Nun aber ist es zu spät. Er hat diese Seite seines Wesens, das Wölfische, zu wenig entwickelt, er ist zu zivilisiert, er hat nicht mehr die Kraft, von ganzem Herzen und mit gutem Gewissen gefräßig zu sein. Er ist gefräßig mit halber Seele, sein Fraß schmeckt ihm nicht infolge Moral, und wenn er sich mit noch so großer Energie vornimmt, ein Bösewicht zu werden, es nutzt ihm nichts mehr.

Aber mochte dem sein wie immer, auf alle Fälle bewies das Buch, daß jene höfliche Kälte, die ihm Raoul gezeigt hatte, gespielt gewesen war. Er trug brennendes Verlangen, sich mit dem Jungen auseinanderzusetzen. Anknüpfungspunkte gab es vielerlei, es gab viel über das Buch zu sagen. Kenner, der er war, sah Wiesener natürlich die Abhängigkeit des Werkes von »Sonett 66«, doch auch viele Spuren eigener Begabung. Es mußte möglich sein, Raoul auf dem Weg über die Literatur zurückzugewinnen.

Er schrieb ihm und bat um seinen Besuch. Er stilisierte lang an dem Brief herum, der Brief durfte nicht zu herzlich sein und nicht zu kühl, er durfte Raoul nicht mißtrauisch machen. Erst mit der dritten Fassung war er zufrieden.

Raoul seinesteils wartete gierig auf die Antwort des Vaters.

Tschernigg hatte ihm lange zureden müssen, ehe er den Verlagsvertrag unterzeichnet und das Buch publiziert hatte. Noch angesichts der Korrekturbogen hatte Raoul der Zweifel nicht losgelassen, ob er nicht Verrat begehe an sich und an dem toten Harry Meisel, wenn er den »Wolf« in diesem unfertigen Zustand veröffentlichte. Er war sich höchst unzulänglich vorgekommen und hatte schmerzhaft deutlich gespürt, wie weit das Vollendete hinter seiner Absicht zurückblieb. Wie lebendig war alles gewesen, solang er daran schrieb; nun es objektiviert vor ihm lag, durch die Druckerschwärze in ein fremdes, von ihm unabhängiges Dasein entrückt, schien es ihm kalt und leer. Die erste Lektüre des gedruckten Werkes hatte ihn tief deprimiert, und es hatte Tschernigg viel Mühe gekostet, ihn durch ein Gemisch von Hohn und kräftigendem Zuspruch aus seiner Niedergeschlagenheit herauszureißen.

Als er dann schließlich das fertige Buch in Händen gehalten, hatte er merken müssen, daß ihm alles Maß abhanden gekommen war für die Beurteilung. Bald verglich er die eigene Leistung mit dem, was Autoren auch von Geltung ihren Lesern zu bieten wagten, dann fand er sein Werk vortrefflich. Bald wieder maß er es an »Sonett 66« und fand es erbärmlich. Sein Verlangen, das Urteil Berufener zu hören, war immer heftiger geworden. Er hatte das Buch mehreren Schriftstellern zuschicken lassen, auf deren Spruch er Wert legte, aber es war keine Antwort gekommen. So hatte er schließlich seinen Widerstand überwunden und den »Wolf« auch Monsieur Wiesener übersandt.

In solcher Stimmung, zermürbt von der Qual des Wartens, erhielt er Monsieur Wieseners Brief. Er wäre am liebsten noch am gleichen Tag zu ihm gegangen. Aber konnte er das? Durfte er’s? War es nicht schon Selbsterniedrigung, daß er ihm das Buch geschickt hatte?

Allein die Begierde, mit einem Menschen von Kunstverstand über sein Buch zu reden, lieferte ihm rasch einen ganzen Haufen von Argumenten, die ihm einen Besuch bei Wiesener nicht nur erlaubten, sondern zur Pflicht machten. Monsieur Wiesener hatte ihm die Bekanntschaft mit Harry Meisels Werk verschafft, er hatte dadurch sein ganzes weiteres Leben bestimmt, und vor allem auch war ja Monsieur Wiesener der Stoff und der Anlaß der Erzählung »Der Wolf«. Nichts mehr war da von dem Raoul der Ohrfeige. Der Autor des »Wolf« sah nur, daß primitive Höflichkeit gebot, Monsieur Wiesener den Besuch zu machen, den schließlich nicht er, Raoul, sondern Monsieur Wiesener selber angeregt hatte.

Er ging zu Wiesener.

Arsène, nicht sehr erfreut über das Erscheinen des jungen Herrn de Chassefierre, bat ihn, in der Bibliothek zu warten. Raoul sah den leeren Fleck an der Wand. Er hätte darauf gefaßt sein müssen, daß Monsieur Wiesener das Bild weggehängt hatte; es war das Natürliche, Gegebene. Trotzdem traf Raoul ein kleiner, schmerzhafter Schlag, als er den leeren Fleck wahrnahm.

Monsieur Wiesener kam. Freude und große Hoffnung hatten ihn überschwemmt, als ihm Arsène den jungen Herrn de Chassefierre meldete. Er kam gestrafft, in Haltung, begrüßte seinen Jungen mit der gewohnten, weltläufigen Leichtigkeit, bot ihm den Porto an, den Raoul so gerne trank. Gierig, ohne daß er sich’s merken ließ, spähte er im Gesicht des Sohnes nach jedem Zug, den der mit Lea gemein hatte, voll Angst, und knüpfte Hoffnungen an jene Merkmale, die er selber mit Raoul teilte.

Raoul antwortete höflich auf Wieseners höflich herzliche Sätze. Er danke, meinte er, den mancherlei literarischen Gesprächen mit Monsieur Wiesener so viele hilfreiche Erkenntnisse, daß er es für seine Pflicht gehalten habe, ihm als erstem das kleine Buch zu überreichen. Er sei gespannt, was Monsieur Wiesener darüber denke.

Wiesener hatte sich lang und genau zurechtgelegt, was er Raoul sagen wollte. Aber angesichts des Jungen war ihm alles auf einmal entschwunden, er suchte krampfhaft in den Falten seines Gedächtnisses, er fand nichts. Er sei, meinte er schließlich und lächelte fatal, vielleicht zu sehr Partei, um sachlich über das Buch zu befinden. Gewiß könne ein episches Kunstwerk schwerlich ohne lebendes Modell zustande kommen, aber es sei dann für dieses Modell nicht ganz leicht, das so Entstandene lediglich nach seinem Kunstwert zu beurteilen.

Mein Gott, was redet er denn daher? Er hat sich doch so hübsche Worte ausgedacht, um der Eitelkeit Raouls auf nette, nicht zu dicke Art zu schmeicheln. Statt dessen redet er wie eine Literaturgeschichte für die reifere Jugend und stößt den Jungen von sich ab, statt ihn anzuziehen. »Aus einer gewissen Eingesperrtheit in sich selber«, fährt er fort, »kommt man leider nicht heraus. Wenn ich deinen ›Wolf‹ lese, dann, ob ich will oder nicht, frag ich mich ständig: hätte ich in dieser Situation wirklich so gedacht, so gehandelt?«

Was ist denn? Das alles geht doch den Jungen gar nichts an, das will er ihm doch gar nicht sagen. »Das ist kein Kriterium«, lehnt denn auch Raoul ab, schon etwas abgekühlt. Doch Wiesener kommt aus dem falschen Gleise nicht mehr heraus, und gegen seinen Willen doziert er weiter: »Stimmt, mein Junge, das ist kein Kriterium. Aber mir mußte sich diese Betrachtung wohl oder übel aufdrängen. Ich mußte mich immer wieder fragen: hast du wirklich was von dem Wolf, als der du hier dargestellt bist? Und da, verzeih, muß ich offen sagen: du hast an meinem Zentrum gehörig vorbeigetroffen. Wenn schon die Zoologie herangezogen werden soll, dann paßte für mein Verhalten und wohl auch für mein Gewissen eher der Satz: seid sanft wie die Tauben und klug wie die Schlangen.«

Raoul mittlerweile verglich Monsieur Wiesener mit seinem »Wolf« und fand, daß er den Mann überschätzt habe. Er hatte, während er schrieb, das Bild eines frischen Mannes vor Augen, eines sehr männlichen Mannes. Der Herr indes, der ihm da gegenübersaß, hatte etwas von einer beleidigten alten Jungfer, etwas unangenehm Selbstgefälliges, Larmoyantes.

Wiesener unterdes schwatzt weiter. Er schaut den Jungen unverwandt an, während er so schwatzt, mit immer dem gleichen krampfigen Lächeln. Er ist verzweifelt, er möchte den Jungen festhalten, nur darum redet er. Aber ihm, dem sonst so Wortgewandten, fällt das, was er sagen müßte, einfach nicht ein. Dabei weiß er, daß es ihm einfallen wird, wenn es zu spät ist. Er müßte dem Jungen zeigen, daß ihn das Buch gepackt hat, es hat ihn ja gepackt. Aber sein Ton klingt falsch, er reiht eine Banalität an die andere. Warum denn nur, um Gottes willen, findet er kein einziges von Herzen kommendes und zu Herzen gehendes Wort? Seine Augen hängen an dem Jungen, er liebt ihn, er liebt Lea und sich selber in ihm. Er weiß, er hat jetzt nur mehr Augenblicke, das Richtige zu sagen, und wenn er’s nicht sagt, wenn ihm jetzt nicht noch im letzten Augenblick das Richtige einfällt, dann ist die kostbare Gelegenheit ein für allemal verpaßt.

Es fällt ihm nichts ein, er schwatzt weiter, das Falsche, das Platte.

Raoul merkt, mit welcher Dringlichkeit Monsieur Wieseners Augen auf ihn gerichtet sind. Aber warum nur redet der Mann so gleichgültiges, fremdes Zeug? Einen Augenblick lang drängt es ihn, den Vater einfach zu bitten: Red doch nicht so um die Sache herum. Wenn dir mein Buch nicht gefällt, dann sag mir’s. Und wenn’s dir gefällt, dann sag mir, was ich verpatzt habe und, vielleicht, besser machen könnte. Du verstehst doch was davon. Hilf mir. Doch es steht etwas zwischen ihm und dem Vater, nicht die alten Geschichten, sondern etwas anderes, schwer zu Erklärendes. Vielleicht sind es Leas Eigenschaften in dem Jungen, die den Vater hemmen, so zu ihm zu sprechen, wie er möchte; vielleicht ist es das Nationalsozialistische an Wiesener, das Raoul verhindert, ihn so zu bitten, wie er gern wollte. Wie immer, keiner nützt den letzten, kostbaren Augenblick, er verstreicht, er ist vorbei, und von nun an ist Wiesener für seinen Sohn wirklich nur mehr Monsieur Wiesener, ein gleichgültiger Herr, lebend in einer fremden Welt. Raoul spürt es geradezu leibhaft, wie sich der Vater von ihm entfernt, er sieht ihn kleiner werden, und noch ehe er ihm »auf Wiedersehen« gesagt hat, ist Wiesener endlos weit und für immer von ihm fort.

Wiesener bleibt allein zurück mit der Erzählung »Der Wolf«. Er starrt auf die Tür, die sich hinter Raoul geschlossen hat. Lea ist fort, Raoul ist fort, das Bild ist fort. Alles, was Wiesener von seinen Nächsten bleibt, ist das Buch. Spitzi machte Wiesener einen Abschiedsbesuch. Er war im Begriff, auf längere Zeit nach Berlin zu gehen. »Ich will«, erklärte er, »einmal gründlich an Ort und Stelle herumhören und herumschauen, was eigentlich los ist.« Er will einkassieren, sagte sich im stillen Wiesener; er selber hätte es nicht anders gemacht.

Spitzi strahlte wie in seiner besten Zeit. Aber jetzt war es ein merkwürdiges, düsteres, bedeutendes Strahlen; sein Gesicht war nach wie vor entstellt. Genau, wie er es vorhergesehen, hatten die englischen und französischen Spezialisten, die er aufgesucht, ihm erklärt, es bestehe viel Aussicht, seinen Kiefer wiederherzustellen, und die Schmerzen und die lange Dauer der Behandlung und die Zweifelhaftigkeit des Erfolgs bedenkend, hatte er es vorgezogen, es fürs erste bei seinem düsteren Strahlen zu belassen. Zutrauen hatte er nun einmal nur zu diesem Schwein, dem Wohlgemuth.

Auch heute war Spitzi in Begleitung Madame Didiers; in letzter Zeit sah man ihn sehr häufig mit ihr. Wiesener, während er angeregt schwatzte, betrachtete das Gesicht des Feindes. Eigentlich sieht der Bursche scheußlich aus. Ob er das bei den Frauen wettmacht durch den pikanten Horst-Wessel-Geruch, der jetzt um ihn ist? Schwerlich. Diese Corinne zwar scheint fest an ihm zu hängen. Sie ist appetitlich, das Luder, ihr Glaube an gewisse mystische Dinge scheint nicht gespielt und gibt ihr Atmosphäre. Wenn jetzt Spitzi für längere Zeit fort sein wird, dann wäre da für ihn, Wiesener, eine reizvolle Beschäftigung für freie Stunden. Daß er sie gerade Spitzi ausspannen müßte, erhöht den Reiz. Sogleich also beginnt er auf seine trainierte Art mit Madame Didier zu flirten. Spitzi durchschaut natürlich, worauf er hinauswill; aber er läßt es ruhig geschehen, ja, es scheint ihm Spaß zu machen, daß sich Wiesener so abzappelt.

Dann, nach einer Weile, beiläufig, sagt er: »Madame Didier fährt übrigens mit nach Berlin.«

Wiesener kann seine Verblüffung kaum verbergen. Er selber etwa hätte niemals daran denken dürfen, Lea nach Deutschland mitzunehmen, kaum das Nilpferd hätte sich dergleichen leisten können. Dieser Spitzi aber macht ohne weiteres eine Tochter des Erbfeindes zur Genossin seines Ruhms. Er nimmt sie auf seine Triumphfahrt mit, als wäre das das Natürlichste von der Welt. Ihm ist alles erlaubt, dem Märtyrer, dem Horst Wessel zwei.

Das Nilpferd hat mit dem Bild abziehen können, Spitzi zerrt grinsend seine Konkubine mit nach Berlin: er, Wiesener, sitzt da vor dem leeren Fleck, und vom nächsten Frühling ab kann er toggenburgern in dem Haus, das seine Geliebte verlassen hat.

Jetzt erst recht, sagt er sich und bemüht sich mit doppeltem Elan um Corinne. Spitzi errät, was in ihm vorgeht. Da kannst du lange lauern, mon vieux, meint er in seinem Innern und lächelt leise; er vergißt immer wieder, daß jetzt das leiseste Lächeln bei ihm zum Grinsen wird.

»Was meinen Sie zu Spitzis Anzug, Monsieur Wiesener?« fragte Corinne. »Finden Sie ihn nicht ein bißchen zu winterlich?« – »Für Berlin kann man nicht früh genug winterlich sein«, meinte Spitzi, und Wiesener stimmte zu. Er und Corinne schickten sich an, zu gehen. »Aber die Krawatte ist zu hell«, beharrte Corinne.

»Was halten Sie von Spitzi, Lotte?« fragte Wiesener, nachdem die beiden fort waren. »Er ist reichlich häßlich«, meinte Lotte, »aber er hat seinen Heiligenschein.« Immer, wenn man die Neue was fragte, bekam man solche Banalitäten zu hören. Maria, als er sie einmal um ihre Meinung über Spitzi befragt, hatte geantwortet: »Er hat kein Zentrum, keine Mitte«, und das war eine Antwort gewesen, die gesessen hatte, mit der man etwas hatte anfangen können.

»Keine Mitte«, das galt nicht allein für Spitzi, das galt auch für ihn selber und für das ganze Dritte Reich.

Wenn Wiesener keine Mitte hatte, so wurde dafür sein Außen immer glänzender. Geld strömte herein, sein Ansehen wuchs. Immer mehr vervollkommnete er die Methode, seine Aufsätze so zu schreiben, daß sie dem Kenner etwas sagten und dennoch populär genug blieben, daß auch Nazi sie noch verstanden. Er schrieb für den Professor und für die Köchin und war der meistzitierte deutsche Journalist. Überdies zog auch der Erfolg des »Beaumarchais« Kreise. Seitdem die Nationalsozialisten ihre Autoren von Geltung vertrieben hatten, überschritt ihr Schrifttum nicht mehr die Grenzen ihres Reichs. Wieseners »Beaumarchais« aber wurde in manche Sprachen übersetzt, und die Nazi, stolz, wieder einen Autor von internationalem Ruf zu haben, verhätschelten ihn.

Spitzi blieb vorläufig in Berlin. Er kümmerte sich nicht um das, was Wiesener trieb; mit seinem Erfolg war sein alter Fatalismus zurückgekommen, und wenn sich Wiesener die Illusion machen wollte, er sei der Repräsentant des Reichs in Paris, so tat Spitzi nichts, um ihn darin zu stören. Zumindest während der Abwesenheit Herrn von Gehrkes hatte Wiesener die Macht, an der sein Herz hing. Er durfte zufrieden sein mit diesem Oktober.

Er saß in seiner Bibliothek. Das Haus war geheizt, doch ihn fröstelte. Jeden Winter beschloß er, sich in die Bibliothek einen Kamin einbauen zu lassen, jeden Sommer vergaß er’s, und jetzt hätte es nicht mehr gelohnt; den nächsten Winter wird er ja doch in dem Haus an der Rue de la Ferme verbringen.

Er fühlte sich nicht wohl in der Einsamkeit seiner Wohnung. Warum eigentlich ist er nicht zu der Gesellschaft gegangen, die der Vicomte d’Auriac heute abend gab? Aber dort hätte er sich bestimmt nach der Einsamkeit seiner Bibliothek gesehnt. Man wird grämlich und blasiert. Was man in der Jugend begehrt, das hat man im Alter die Fülle. Solange man gefräßig ist, hat man keinen Fraß, und wenn man den Fraß hat, hat man keine Zähne mehr.

Man sollte vielleicht trinken, um wärmer zu werden. Doch die Wärme, die einem das Trinken verschafft, ist eine falsche Wärme. Es ist ein bedenkliches Zeichen, daß er Lust aufs Trinken bekommt. In fünf Jahren wird er ein altes, versoffenes Gesicht haben, er sieht es deutlich vor sich. Er schaut sowieso schon aus wie ein altes Weib. Er wird nicht trinken.

Er fröstelte ernstlich. Er läutete Arsène und ließ sich die Füße einhüllen.

»Mich friert in meiner einsamen Größe.« Das ist aus irgendeinem Theaterstück: es ist ewig lange her, daß er das Stück gesehen hat, es war ein farbiges, romantisches Stück, eine Art Dramatisierung des Märchens vom König in Unterhosen. Ein Schwindler hat dem König ein, nicht vorhandenes, Prunkkleid angehängt, das infolge Magie nur von denjenigen soll erblickt werden können, die reinen, treuen Herzens sind. Also sehen es alle, auch diejenigen, die es nicht sehen. Der König schreitet feierlich einher, in Unterhosen, und er selber und alles Volk bewundert sein Kleid. Wie das Stück im einzelnen verläuft, wußte Wiesener nicht mehr, aber der Schlußszene entsann er sich. Da bricht ein fürchterliches Unwetter herein, alles Volk läuft davon, der König steht einsam in Sturm und Wolkenguß, und: »Mich friert in meiner einsamen Größe«, sagt er. Und nun erinnerte sich Wiesener auch des Dichters, der dieses Stück geschrieben. Es war ein jüdischer Dramatiker, er sollte den Schillerpreis bekommen für sein Stück; er bekam ihn aber nicht, Wilhelm der Zweite legte sein Veto ein, Wilhelm dem Zweiten war unbehaglich bei der Geschichte von dem König in Unterhosen.

Auch jetzt könnte man das Stück schwerlich in Deutschland spielen, selbst wenn es nicht von einem Juden stammte.

Wie lange noch wird man an unser Prunkkleid glauben? dachte er, und ihn durchzuckte ein kleiner Schlag, als er innewurde, daß er »unser« Prunkkleid gedacht hatte.

Er fühlte sich wahrhaftig nicht wohl, er fühlte sich matt, ihm war heiß und kalt in einem. Sollte eine Grippe im Anzug sein?

Ach, die Kälte kam nicht allein von außen. Verdrossen, feindselig starrte er auf den leeren Fleck.

Was hat er eigentlich? Wenn einer, dann sollte er dem Schicksal dankbar sein. Wenn einer, dann gehört er zu den Privilegierten dieser Welt von 1935. Unter den Schriftstellern des Dritten Reichs ist er der unabhängigste; er kann sich bestimmt mehr Sprünge erlauben als irgend jemand sonst, der heute in Deutschland gedruckt und gelesen wird. Freiheit. Er zuckte die Achseln. Das ist ein relativer Begriff, »ein bürgerliches Vorurteil«, wahrhaftig. Er hat mehr Freiheit als die meisten andern Bewohner dieses Planeten. Abhängig ist er im Grunde nur von seinem Bedürfnis nach Komfort. Komfort, freilich, den liebt er, an dem hängt er. Wenn er an die Front denkt, dann quälen ihn noch in der Erinnerung die Läuse mehr als die Angst vor dem Tod. Allein es besteht keine Gefahr, daß er sich diesen Komfort nicht sollte leisten können, solang überhaupt es Komfort gibt. Abhängig ist er also eigentlich nur von sich selber. Freiheit. Ist er nicht freier als zum Beispiel diese Emigranten, die sich so viel auf ihre Freiheit einbilden? Dabei haben sie keine richtigen Pässe, sie können sich nicht von einem Ort zum andern rühren, sie sind beaufsichtigt wie Galeerensträflinge. Er hingegen kann gehn, wohin er will, bleiben, wo er will, schreiben und denken, was er will. Ein bißchen vorsichtig natürlich muß er sein, aber wer muß das nicht? Können etwa diese Herren Heilbrun oder Trautwein schreiben, was sie wollen? Sie sollen es einmal versuchen, an der französischen Politik Kritik zu üben: da würde ihnen das »Wirtsland« schnell über den Mund fahren. Und wenn sie über Österreich oder über die Schweiz schreiben wollten, was sie denken, da wären sie über Nacht dort verboten. Wozu also sind die Herren eigentlich aus Deutschland weg? Freiheit. Ein vager Begriff. Frei war jener monumentale Revolverjournalist, der die Erpresserbriefe an die großen Herren seiner Zeit unterzeichnete: »Pietro Aretino, von Gottes Gnaden ein freier Mann.«

Er hätte heute nicht zu Hause bleiben sollen. Sein Zuhause verdirbt ihm das Gemüt. In seinem Zuhause sieht sein Erfolg, was immer er sich vorsagt, einer Niederlage ähnlich wie ein Ei dem andern.

Er nimmt ein Buch her, um sich abzulenken. Es ist eine Lebensbeschreibung der Jeanne d’Arc, ein Werk, in dem er unlängst, anläßlich seines Artikels, geschmökert hat. Erst liest er uninteressiert, dann gerät er an ein Kapitel, das ihn mehr und mehr fesselt. Es ist da die Rede von einer falschen Jeanne d’Arc, die aufgestanden ist nach dem Tode der Jungfrau. Eine seltsame Geschichte, wahrhaftig, recht unglaubhaft, aber dabei dokumentarisch belegt bis ins Detail.

Da taucht also, kurz nach der Verbrennung Johannas, in der Stadt Metz, ein Mädchen auf, das sich bis dahin Claude genannt hat, und erklärt vor einigen adeligen Herren, sie sei die Jungfrau Johanna. Es sind jetzt ziemlich genau fünfhundert Jahre her, daß das geschehen ist, es hat sich ereignet am 20. Mai 1436. Sie sei, erklärt sie, den Engländern entkommen, und diese, Panik fürchtend, hätten die Flucht verheimlicht und an ihrer Stelle eine Kindsmörderin verbrannt. Die falsche Johanna beherrscht meisterlich die Sprache der Jungfrau, jenes merkwürdige Gemisch aus Bibel und lothringisch mundartlichen Wendungen. Die beiden Brüder der echten Johanna, Pierre und Jean du Lys, bezeugen, daß sie in Wahrheit ihre Schwester sei. Ein gewisser Nikolaus Lowe, Kammerherr Karls des Siebenten, gibt zu Protokoll, die Echtheit Johannas sei erwiesen durch die kleine, rote Narbe hinterm Ohr, ein Kennzeichen, um das nur wenige gewußt hatten. Bald anerkennen Lothringen, Burgund, ganz Frankreich diese Johanna. Die Herzogin Elisabeth von Luxemburg bereitet ihr einen großartigen Empfang, Ulrich von Württemberg erklärt sich zu ihrem Schutzherrn, und der Baron Robert des Armoises, ein reicher lothringischer Edelmann, heiratet sie. Sie hält feierlichen Einzug in Orléans und Bourges, Johannas eigene Mutter, Isabelle Romée, anerkennt sie, Gilles de Rais nennt sich ihren Ritter und vertraut ihr das Kommando seiner Leute an. Zwei Jahre dauert die Herrlichkeit.

Zwei Jahre. Eine schwere Aufgabe, zwei Jahre hindurch die Rolle der einfachen, gläubigen Prophetin zu spielen. Niemand weiß besser abzuschätzen als er, Erich Wiesener, wie schwer das gewesen sein muß. Er verspürt für diese falsche Johanna brüderliche Sympathie. Zwei Jahre. Er liest es, er prägt es sich ein mit einer gewissen bittern Genugtuung.

Vielleicht hat auch diese zweite Johanna Stimmen gehört wie die erste. Daß die erste bedingungslos an diese Stimmen geglaubt hat, das unterliegt keinem Zweifel. Diese Stimmen haben sie ja auch nicht betrogen. Freilich, am Ende ist sie verbrannt worden.

Diese Stimmen. Es ist darüber viel geschrieben und viel philosophiert worden. Es gab solche Stimmen zu allen Zeiten, nur hat man sie immer anders benannt. Sokrates zum Beispiel hat seine »Stimmen« sein Daimonion genannt. Der hat auch schließlich Gift trinken müssen, infolge Daimonions. Höre ich eigentlich Stimmen? Ich glaube, ja. Auch der Führer hört Stimmen. Er sagt es, er glaubt es, vielleicht glaube auch ich es. Manchmal haben die Stimmen sogar recht. Wenn man Roulette spielt, dann hören die meisten Menschen Stimmen, die ihnen sagen, ob sie Rot oder Schwarz setzen sollen. Manchmal gewinnt auch einer. Zweimal, dreimal. Aber am Ende gewinnt immer die Bank.

Zwei Jahre hat die Herrlichkeit der falschen Johanna gedauert. Dem Führer hat seine innere Stimme prophezeit, daß die unsere tausend Jahre dauern werde. Aber am Ende gewinnt die Bank. Der Bär, zu Beginn des tausendjährigen Reiches, hat erklärt: »Die Sozen haben es auf zehn Jahre gebracht, ich bin neugierig, auf wie lange wir es bringen.« Die sieben fetten Jahre.

Aber schließlich haben wir das internationale Monopolkapital hinter uns. Es hat uns in den Sattel gesetzt und wird uns so schnell nicht fallenlassen. Vielleicht freilich ist es den Herrn heute schon leid, daß sie uns geholt haben, und auf die Dauer wird sich die Welt unsere maßlose Frechheit nicht bieten lassen. Im Grunde ist es einfach unglaubhaft, daß sich ein Mensch wie ich hier in Paris so aufspielen kann. Die Herrschaften oben wissen doch, wie innerlich schwach und brüchig das ist, was hinter mir steht. Ich begreife nicht, wie sie sich das gefallen lassen.

Vorläufig leben wir. Vorläufig sagen wir’s jedem, der es hören und der es nicht hören will, wie lebendig wir sind, und schreiben es und brüsten uns und schreien es in den Äther hinaus. Und bald werden wir die mächtigste Armee der Welt haben und die meisten Flugzeuge. Und überhaupt sind wir großartige Kerle. Es ist eine schöne, märchenhafte, scheußliche Angelegenheit. Aber es ist ein Wunder, daß unsere fadenscheinige Großartigkeit so lange gehalten hat, schon länger als die der falschen Johanna, und am Abend frage ich mich, ob sie am Morgen noch da sein, und am Morgen, ob sie noch halten wird bis zum Abend.

Schön war es, wie wir Seifenblasen gemacht haben, als Jungens. Wie sie immer größer wurden und farbiger und noch größer und noch farbiger. Am schönsten war es ganz zuletzt, wenn wir mit Herzklopfen darauf warteten, wann sie zerplatzten.

Aber noch schöner war es auf der Schiffsschaukel. Wie es höher ging und immer höher. Es hat einen gekitzelt und ist einem wollüstig den Bauch heraufgekrochen. Vor fünf Jahren, wie wir nach Belgien gereist sind, auf jener Kermes in Gent, haben wir uns in eine Schiffsschaukel gesetzt, das war mit Lea. Das war das letztemal, daß ich in einer Schiffsschaukel saß, und es war schon nicht mehr das Rechte, es ist mir ein bißchen übel geworden, und ich hab mich sehr zusammennehmen müssen vor Lea. Aber wenn ich an das Schaukeln denke in meiner frühesten Zeit, dann klopft mir jetzt noch das Herz in der Erinnerung. Wie man darauf gewartet hat: jetzt geht es höher, und jetzt noch höher; wenn es aber noch höher geht, dann fliegt man hinaus und wird ins Leere geschleudert, in den Raum.

Wie ist eigentlich die Geschichte ausgegangen mit der falschen Johanna? In der Privataudienz bei dem König ist der Schwindel geplatzt. Der König war großmütig, aber es war doch ein mageres, klägliches Ende. Ein bißchen Schandpfahl, dann die Scheidung, dann eine zweite Ehe mit einem kleinen Mann, dann eine kümmerliche Betrugsaffäre, verurteilt, verschollen.

Da ist es schon besser, man fliegt hinaus, wenn man ganz oben ist.

## 

## 25

## Ein guter Hahn kräht schon um Mitternacht

Hanns machte Ordnung unter seinen Sachen. Übermorgen wird er wegfahren. Mitnehmen wird er Kleider, Wäsche, Bücher, Zeichenutensilien. Seine sonstigen kleinen Besitztümer, Uhrkette, Globus, Medizinball und dergleichen, verteilte er unter seine Freunde. Als die ihn scherzhaft fragten, was denn nun für ihn selber bleibe, antwortete er wie Alexander vor dem Aufbruch nach Persien: »Die Hoffnung.«

An diesem letzten Abend, den Hanns im Jugendverband verbrachte, sprach man ausschließlich von seiner Zukunft in der Sowjetunion. Die Mehrzahl seiner Kameraden beneidete ihn. Einige freilich, an ihrer Spitze der Buchdrucker Ignaz Hauseder, erklärten, sie würden unter keinen Umständen nach Rußland gehen.

Es waren nicht nur sachliche Gründe, die Ignaz Hauseder antrieben, Hanns besonders heftig anzugreifen. Da war vor allem die Sache mit Germaine. Wenn nämlich zwischen Ignaz und Germaine die Rede auf Hanns kam, dann machte sie sich keineswegs, wie Hanns befürchtet hatte, über ihn lustig. Vielmehr verteidigte sie ihn, wenn ihn Ignaz schmähte. Ignaz wurmte es, sie in Hannsens Bereich zu wissen, und er redete ihr zu, die Stellung bei Trautweins aufzugeben. Sie erwiderte lachend, das sei ihr angenehmster Platz; wo keine Frau sei, habe man kein schweres Arbeiten. Ignaz meinte argwöhnisch, vielleicht gehe sie so gern hin nicht wegen der nicht vorhandenen Frau, sondern wegen des sehr vorhandenen Hanns Trautwein. Er ließ nicht ab, darauf zu dringen, sie solle von dort weg, und es kam darüber häufig zwischen ihnen zu Streitigkeiten.

Noch anderes schürte seine Feindseligkeit. Es kränkte ihn, daß Hanns, dem er sich trotz allem durch ihre frühere zweideutige Kameradschaft verbunden fühlte, andere, aber nicht ihn mit einer Abschiedsgabe bedacht hatte. Es kränkte ihn, daß Hanns, obwohl der schlechtere Redner, im Jugendverband mehr Anhänger hatte. Es kränkte ihn, daß Hanns, nun er in die Sowjetunion fuhr, als Held und Entdecker dastand, während er, der Tatenfrohe, hier in Paris hockenbleiben mußte.

Heute, da er das letztemal mit Hanns zusammen war, kratzte ihn das alles noch mehr als sonst. Ohne rechten Anlaß brach mit einemmal die aufgestaute Wut aus ihm heraus. Als man von der Regelung der Arbeitszeit in der Sowjetunion sprach und Hanns erklärte, daß, rechne man die russische Sechstagewoche auf unsere Wocheneinteilung um, sich eine Arbeitswoche von vierzig Stunden ergebe, unterbrach ihn Ignaz höhnisch. »Einen Schmarrn ergibt sich«, fuhr er ihn an. »Das weiß doch jedes Kind, daß nirgendsonstwo eine so schlimme Arbeitssklaverei herrscht wie bei deinen Sowjets.« Und als sich ihm Hanns geröteten Gesichtes zuwandte, machte er sich stark gegen ihn und fuhr fort: »Ist ja wahr. Das ewige Geschmarr von deinem Paradies. Das sind ja lauter blöde Lügen, was du daherredest.« In Hanns tauchten Erinnerungen an alte Zeiten auf, an die Auseinandersetzung auf seinem Segelboot. »Das sagst noch einmal«, forderte er den andern auf, er sprach jetzt sehr bayrisch. »Jawohl sag ich das noch einmal«, erklärte, sehr bayrisch auch er, Ignaz, und: »Ist ja lauter Schmarrn und blödes Gelüge«, wiederholte er tapfer. Da aber, empört, daß man eine so leicht nachprüfbare Tatsache wie die Durchführung der Sechstagewoche anzuzweifeln wagte, wurde Hanns zum Sohne Sepps, er rannte, dunkel überrötet, Ignaz an und landete einen wohlgezielten Faustschlag. Die andern sprangen dazwischen und trennten sie.

So primitiv Hannsens Antwort war, fast alle empfanden Genugtuung darüber, und Hanns ging nach Hause, allgemein beliebt. Ignaz selber konnte nicht umhin, sich beim Abschied zu einer Art Entschuldigung herbeizulassen.

Als Hanns den Nachmittag darauf Germaine zum letztenmal sah, sagte sie: »Ihr scheint euch ja gestern schön in die Haare geraten zu sein, du und mein Ignaz.« Hanns wollte ihr die Ursache erklären, doch sie unterbrach ihn: »Für Politik interessier ich mich nicht, das hab ich dir schon einmal gesagt; ich glaub von vornherein, daß du recht gehabt hast.«

Hanns bat sie, sich, wenn er fort sei, seines Vaters anzunehmen. Der müßte, wenn man sich seiner nicht annähme, in Dreck und Schlamperei verkommen. Sie möge also Sepp, auch wenn er einmal an den Quai Voltaire umgezogen sei, weiter betreuen. Ihm, Hanns, sei es eine Beruhigung, ihn in ihren Händen zu wissen.

Madame Chaix war sich bewußt, keineswegs eine unersetzliche Aufwartefrau zu sein, und es freute sie, daß Hanns sie mit der Sorge für Monsieur, seinen Alten, betraute. Natürlich wird sie bei ihm bleiben, und gern. Monsieur, der Alte, ist vielleicht ein bißchen verrückt, aber auf alle Fälle ist er ein angenehmer Dienstherr und steckt seine Nase nicht in jeden Winkel, um nachzuprüfen, ob auch alles sauber sei, wie die selige Madame. Wenn Hanns es arrangiert, daß sie weiter bei Monsieur Trautwein bleibt, so ist das eher ein Dienst, den er ihr, als einer, den sie ihm erweist. »Es ist ein bißchen viel verlangt, Anns«, sagte sie lächelnd, »wenn ich, während ich auf dich scharf bin und dich nicht kriegen kann, deinen Alten betreuen soll. Aber ich mach es.«

Hanns hatte einen Ring für sie als Abschiedsgeschenk. Sie beschaute den Ring, lächelte, ein bißchen gerührt. Dann, unversehens, packte sie Hannsens Kopf und küßte ihn fest auf die Lippen, doch nicht mit der Wildheit von früher. »Adieu, Anns«, sagte sie, schaute ihn an mit jenem Blick, aus dem er nicht recht klug wurde, ein bißchen spöttisch, ein bißchen zärtlich, ein bißchen verliebt, gab ihm die Hand, und das letzte, was sie zu ihm sagte, war: »C’est dommage, quand même.«

Des merkwürdig singenden, schwebenden Tones, mit dem Germaine dieses ihr »C’est dommage, quand même« sagte, wird sich Hanns später noch oft erinnern. Es war Zärtlichkeit darin und Verachtung, und er selber wird in Zukunft noch oft denken: C’est dommage, quand même, voll Zärtlichkeit und Verachtung. Es wird aber seine freundliche und spöttische Erinnerung nicht nur Germaine gelten, sondern allem, was er im Westen hinter sich gelassen haben wird. Er wird an München denken und an das oberbayrische Land mit den Bergen dahinter, an die lateinischen und griechischen Stunden in seinem Gymnasium, an seine ganze humanistisch verblasene, bequem idealistische Erziehung, an das Segelboot auf dem Ammersee, an die behaglich grantigen Auseinandersetzungen mit dem Vater und an die vielen sonderbar verqueren westeuropäischen Vorstellungen von innerem und äußerem Komfort, von richtigem Leben, von Freiheit und von Demokratie. C’est dommage, quand même.

Von Individualismus, von Freiheit und von Demokratie war auch die Rede, als er an diesem Abend, das letztemal vor seiner Abreise, mit Vater Merkle zusammen war. Klemens Pirckmaiers närrisches Attentat auf jenen armseligen Nazifunktionär hatte Hanns aufgerührt, er erkannte wieder einmal, wie gefährdet in dieser Zeit der Einzelgänger war, wenn er nicht über eine ungewöhnlich solide Vernunft verfügte.

Hanns wünschte sehr, Vater Merkle möge sich um den Einzelgänger Sepp kümmern. Doch er hatte Bange davor, wie der Alte diese Anregung aufnehmen werde, und rückte nur zögernd mit der Sprache heraus. Der Buchbinder wandte denn auch ein: »Du selber sagst, dein Sepp sei schwierig und verschimmelt, und man könne kein vernünftiges Gespräch mit ihm führen. Was also willst du eigentlich? Soll ich unvernünftige Gespräche mit ihm führen?« Aber Hanns beteuerte eifrig, er habe mittlerweile erkannt, daß es mit Sepp gar nicht so schlimm stehe. Ja, er wußte auf einmal nicht genug Rühmens davon zu machen, wie der Vater über Nacht vernünftig geworden sei.

»Es ist allerhand«, gab der Alte zu, »wenn ein Mensch wie dein Sepp sich so weit durchkämpft. Daß einer, der äußerlich und innerlich ein Nutznießer der alten Ordnung ist, und das ist dein Sepp im Grunde, daß so einer auch an der neuen Ordnung das Gute sieht und nicht nur die Unbequemlichkeiten, dazu gehört ein mutiges Aug.« Im Grunde war ihm Hannsens Bitte willkommen, und ohne daß er’s sich recht eingestand, freute er sich darauf, ab und zu mit jemand über den fernen Hanns sprechen zu können. »Darf ich also Sepp sagen«, griff Hanns sogleich hoffnungsvoll die Anerkennung Vater Merkles auf, »daß Sie einmal mit ihm zusammenkommen wollen?« Und der Alte erwiderte, und er sprach, wohl infolge einer kleinen Verlegenheit, auf einmal französisch: »Schön, ich werde ihn aufsuchen.«

Schnell dann verließ er dieses etwas sentimentale Thema und fuhr, als hätte er sich nie unterbrochen, fort: »Unsere heutigen sogenannten Demokraten verwechseln ständig Mittel und Zweck. Mit formal demokratischen Mitteln siegen wollen heißt die Demokratie, die man doch erst erringen muß, als Basis voraussetzen. Die Herren wollen es durchaus nicht wahrhaben, daß Wahlrecht und Pressefreiheit wertlos sind ohne wirtschaftliche Demokratie.«

»Wenn ich Sie recht verstehe«, antwortete nachdenklich Hanns, »dann glauben Sie also, daß die Dunkelheit über dieser westlichen Hälfte der Welt noch sehr lange dauern wird und damit unsere Trennung.« – »So was sollte ein Mensch in deinen Jahren nicht denken und gar nicht erst sagen«, tadelte Vater Merkle. »Ein rechter Hahn kräht schon um Mitternacht. Er weiß, die Sonne kommt, auch wenn es noch eine Weile dauert.«

Hanns hätte gern Sepps Umzug an den Quai Voltaire noch vor seiner Abreise bewerkstelligt. Allein Sepp hatte sich mit tausend listigen Vorwänden dagegen gesträubt. Wenn er einiges von seinen inneren Besitztümern hatte preisgeben müssen, zum Beispiel seinen himmelblauen Humanismus und Persönlichkeitskult, so klammerte er sich mit um so größerer Zähigkeit an die Dinge seiner äußern Umwelt. Er war kein Verschwender, er zahlte nicht gern doppelte Miete, den Zins für die Räume hier im Aranjuez und für die teuern Zimmer am Quai Voltaire. Aber seitdem ihm die Übersiedlung an den Quai Voltaire bevorstand, wuchs ihm das schlampige, dreckige Hotel Aranjuez mehr und mehr ans Herz. Sein überstopftes Zimmer mit dem gefährlichen Fußboden wurde ihm lieb, dieses Zimmer war nun einmal verknüpft mit der Sinfonie, es hatte seine schwerste Zeit gesehen, sein bösestes Warten, Annas Sterben und seine innere Not. Das Aranjuez war ihm zu einer Art Heimat geworden, zu einer Art neuer Haut, die schon wieder abzuwerfen ihm verdammt schwerfiel. Selbst den filzigen Monsieur Mercier betrachtete er jetzt mit einer gewissen Sympathie, nicht einmal von ihm wird ihm die Trennung ganz leicht werden. Das Äußerste also, was Hanns dem Vater hatte abringen können, war das Versprechen, daß er gleich nach Vollendung des »Wartesaals« die Wohnung am Quai Voltaire beziehen werde.

Aber »Der Wartesaal« wird nicht so bald vollendet sein. Sepp wird nicht so bald aus diesem Zimmer herausgehen müssen, und als er den letzten Abend mit Hanns verbrachte, hier im Aranjuez, war es ihm ein gewisser Trost, daß ihm wenigstens diese Umgebung noch für eine Weile bleiben wird. Er war ein Mensch von Phantasie, Phantasie ist zeitlos, er wird sich auch in Zukunft noch manches Mal vorstellen können, daß Anna oder Hanns in der nächsten Minute oder doch in der nächsten halben Stunde zur Tür hereintreten werden. Freilich wird ihn ein helleres Wissen immer wieder zur Ordnung rufen und ihm sagen, daß das leeres Geträume ist.

»Wann, denkst du nun«, fragte in sein Geträume hinein Hanns, »wird ›Der Wartesaal‹ fertig?« Sepp riß sich in die Wirklichkeit zurück. »Nicht so bald, du Schlaucherl«, antwortete er lächelnd. »So bald kriegst du mich hier nicht heraus. So ein ›Wartesaal‹ ist eine langwierige Angelegenheit. Aber ein Wort ist ein Wort, und darauf darfst du dich verlassen: sowie ich fertig bin, depeschier ich dir und zieh brav an den Quai Voltaire.«

»Willst du mir nicht noch aus dem ›Wartesaal‹ vorspielen?« bat Hanns. Das war für Sepp eine starke Versuchung, aber er sagte sich, es habe keinen Sinn. Sowenig er je mit dem Herzen in Hannsens neuer Welt zu Hause sein wird, sowenig je wird der Bub von seiner Musik begreifen. Es ist merkwürdig: der Bub und er sprechen das gleiche Deutsch, das gleiche Bayrisch, sie haben das gleiche Vokabular, den gleichen Tonfall. Aber leider versteht sich der Bub mit vielen, die kein Wort deutsch sprechen, besser als mit ihm, und er kann mit seiner Musik zu vielen sprechen, aber zu dem Buben kann er nicht sprechen. Nein, er wird sich nicht noch diesen letzten Abend versauen dadurch, daß er zu seinem Hanns in einer Sprache zu sprechen versucht, die Hanns fremd ist.

Er wird ihm lieber etwas Freundliches sagen, er wird ihm zeigen, daß er genau weiß, wieviel er ihm verdankt. »Hast du eigentlich eine Vorstellung, Hanns«, fragte er scheinbar ohne Zusammenhang, »was ein Abbé ist?« – »Keine rechte«, erwiderte Hanns. »Ich auch nicht«, meinte lächelnd Sepp. »Aber ich bilde mir ein, ein Abbé, das ist jemand, der der Kirche aus Neigung dient, aber nicht Schneid genug hat, sich durch ein Gelübde zu binden. So ein Abbé hat große Sympathien für die Kirche, aber den letzten Sprung will er nicht tun, und vielleicht kann er ihn auch nicht tun. Und siehst du, das ungefähr ist mein Verhältnis zu euch, zu euerm Marxismus. Wenn du mich heute fragst, wie ich zu euch stehe, dann sag ich dir: ich bin ein Abbé des Marxismus. Oder wie ihr es in eurer nüchternen Sprache ausdrückt, die keinen Saft und keine Blume hat: ich bin ein Sympathisierender.« Hanns lachte. »Das ist schon allerhand«, erwiderte er, »und ich bin zufrieden mit uns beiden, daß wir es so weit gebracht haben. Dafür nehm ich auch deine Beschimpfungen unseres amusischen Wesens in Kauf. Das Fehlende kommt schon noch, bei dir und bei uns.«

Sie saßen noch lange zusammen an diesem Abend. Was sie einer dem andern zu sagen hatten, war gesagt, sie machten auch nicht viele Worte mehr, aber sie konnten sich nicht trennen. Beide erinnerten sie sich jener schlimmen Nacht, da sie zusammengesessen waren an dem Bett, in dem die tote Anna lag, beide erschöpft im Innersten, und da Sepp seine sinnlosen, wüsten, verzweifelten Reden geführt hatte. Es waren seither nur wenige Monate vergangen, aber wieviel besser begriffen sie sich jetzt. Wenn auch dies und jenes sie noch schied, im Wichtigsten waren sie einverstanden einer mit dem andern. Sepp hatte wenigstens mit der Vernunft Zutritt zu Hannsens Welt, und Hanns hatte begriffen, daß Musik die einzige Sepp gemäße Art war, teilzunehmen an dem großen Kampf.

Am andern Abend dann reiste Hanns ab. Vom gleichen Bahnhof, von dem kurze Zeit zuvor der Parteigenosse Heydebregg zurückgekehrt war in seinen Urwald, fuhr jetzt Hanns in sein drittes Jahrtausend.

Er hatte sich verbeten, daß ihn jemand zur Bahn bringe außer Sepp. Ein Abschied war immer peinlich, man stand verlegen herum und wünschte, der Zug möge schon endlich fahren. Diesmal wünschte es weder Hanns noch Sepp. Sepp bestrebte sich, munter zu sein, er sprach noch münchnerischer als sonst, er krähte herum, auch lachte er viel. In der letzten Minute indes sagte er nichts mehr, sondern lächelte nur; Hanns, der sonst nicht zu blumigen Wendungen neigte, fand, es sei ein winterliches Lächeln.

Er selber, Hanns, dachte gleichzeitig an Sepp und an die Mutter und an München und an Paris und ein bißchen auch an Germaine. C’est dommage, quand même, dachte er in dieser letzten Minute; er dachte es noch, als der Zug anfuhr und Sepps lebendiges, jetzt ein bißchen verzerrtes Gesicht ihm langsam entschwand.

»Zeit lassen«, war das letzte, was ihm Sepp zurief, und: »Zeit lassen«, krähte er noch einmal, als ihn Hanns schon nicht mehr hören konnte.

Sowie Hanns fort war, verwandelten sich die Mängel des Hotels Aranjuez, die Sepp in den letzten Wochen als Vorzüge erschienen waren, zurück in Mängel. Alles war wieder schmutzig und verschlampt, der »Schuster«, der nebenan Klavier stümperte, gehörte in die tiefste Hölle oder ins Dritte Reich, der filzige Monsieur Mercier verdiente, sich selber den Fuß zu brechen, stolpernd über die nichtreparierte Planke, Haus und Zimmer waren unerträglich. Sepp brannte vor Gier, den »Wartesaal« zu vollenden, er arbeitete wild.

Und es kam der Tag, an dem er sagen durfte: »Fertig.«

Und er hörte sein Werk und hörte, daß es gut war. Aber nur er hörte es, Anna hörte es nicht, und Hanns wird es in Moskau hören, sehr fern, und Sepps Freude war gedämpft.

Er hielt sein Versprechen und teilte Monsieur Mercier mit, daß er in drei Tagen an den Quai Voltaire übersiedeln werde. Monsieur Mercier war betrübt. Monsieur Trotueng war zwar ein lauter Mieter und hatte auch sonst allerlei lästige Absonderlichkeiten, aber er pflegte Rechnungen nicht nachzuprüfen, Monsieur Mercier hatte sich an ihn gewöhnt, er hatte sich sogar vorgenommen, demnächst die schadhafte Planke richten zu lassen. Nun wird die Planke bleiben, wie sie ist, und der nächste Emigrant, der die Zimmer im Hotel Aranjuez bezieht, wird noch oft Anlaß haben, sich darüber zu ärgern.

Sepp brauchte jemand, dem er den »Wartesaal« vorspielen konnte. Peter Dülken? Der verstand etwas von Musik, doch Sepp mußte jemand haben, der mehr von ihm selber verstand. Es blieb, trotz allem, nur Oskar Tschernigg.

Da saß denn Tschernigg, ein gedunsenes Riesenbaby, in dem Lehnstuhl, in dem einstmals Harry Meisel seine frechen Theorien von der Souveränität der Kunst vorgetragen hatte. Er saß und hörte. Er dachte an sein eigenes verpatztes Leben, er dachte an Harry Meisel und an Raoul de Chassefierre. Die Musik, die Sepp gemacht hatte, war nicht jene klassische, mathematische, die er von Sepp verlangte, und es wurde immer unwahrscheinlicher, daß der Autor dieses »Wartesaals« jemals Tscherniggs Verse wird vertonen wollen. Nein, er, Oskar Tschernigg, lehnte Sepps neues Werk ab, und er formte an bittern, bösartigen Sätzen, mit denen er es verhöhnen könnte. Allein es war zuviel Musik in ihm, als daß ihn nicht trotzdem »Der Wartesaal« gepackt hätte.

Sepp, während er sich am Klavier abmühte, schaute schräg hinüber zu Tschernigg, der mit halbgeschlossenen Augen zuhörte, und er sah, wie ergriffen das schlaffe, gescheite Gesicht des Freundfeindes war. Da wußte Sepp, er hatte gewonnen. Gutmütig lachte er über die geschliffenen, höhnischen Worte, hinter denen der andere seine widerwillige Anerkennung verbarg. »Schon gut, Tschernigg«, sagte er und war froh. »Und jetzt schauen Sie sich einmal die Partitur an. Und vielleicht mach ich doch noch einmal Musik zu Ihren Versen.«

Die erste öffentliche Aufführung des »Wartesaals« sollte in London stattfinden. Sepp fuhr zu den Proben hinüber. Er fragte sich, ob er der Aufführung beiwohnen solle oder nicht. Als er hörte, daß man erwarte, er werde im Frack erscheinen, war er zuerst versucht, sich nun gerade recht salopp angezogen einzufinden. Dann aber bedachte er, daß ihm Anna das übelgenommen hätte, und er fuhr zurück nach Paris, um sich die Aufführung, die durch den Rundfunk übertragen wurde, in der Einsamkeit seines Zimmers anzuhören.

Madame Chaix, die ihn so gewissenhaft betreute, wie es ihr möglich war, wunderte sich, daß er die Aufführung nicht in London abgewartet hatte. Es waren schon merkwürdige Leute, ihre Deutschen, Hanns sowohl wie sein Vater. Gutmütig bereitete sie Sepp an diesem Abend eines jener Gerichte, wie sie sie manchmal bei großen Anlässen zusammen mit der toten Madame für ihn hatte kochen müssen. Sie kam damit nicht recht zu Rande. Aber das merkte Monsieur nicht. Er hätte es übrigens auch kaum gemerkt, wenn ihr das Gericht geraten wäre.

Und dann also hockte er vor dem Apparat. Das Zimmer am Quai Voltaire war in der Tat freundlich und angenehm, und den alten, reparierten und schon wieder versessenen Lehnstuhl hatte er auch mitgebracht. Schlampig, bequem angezogen saß er da, die ausgetretenen Pantoffeln an den Füßen, die Uhr tickte, drunten strömte der Fluß, ach, es war die Seine, nicht die Isar, und aus dem Apparat kam »Der Wartesaal«.

Wieder hörte er, daß, was er gemacht hatte, gut war. Er wußte, jetzt wird es wahrscheinlich auch Richard Strauss hören in Berlin, und sicher Hanns in Moskau, und viele Zehntausende überall auf der Welt. Denn viele warteten auf dieses sein Werk. Ja, was sagen Sie nachher dazu, Herr Nachbar? dachte er; es war aber Leonhard Riemann, an den er dachte. Für einen Augenblick glitt seine Aufmerksamkeit ab. Er stellte sich den Freund vor, der also den Nazi zum Essen hatte aufspielen müssen, und: Gewöhn dich, Katz, dachte er grimmig die pädagogische Aufforderung des Mannes aus jener bayrischen Anekdote, der allmorgendlich mit seiner lebendigen Katze den Ofen auszukehren pflegte.

Dann aber kehrte er zurück zu seinem Werk. Es ist ein weiter, harter Weg, den er hat machen müssen von der Rundfunkaufführung der »Perser« bis zu diesem »Wartesaal«. Mit Schmerz und Lust in einem spürte er die Erinnerung der Jahre des Exils, ihre Qual und ihren Triumph. Es waren böse Jahre gewesen, es waren gute Jahre gewesen, und wie er so saß, ganz still, dachte er, ihm seien sie zum Heil gewesen, ihn hätten sie nach oben gerissen. Früher hatte er’s nur mit dem Verstande gewußt, daß es nicht möglich war, die scheußlich geordnete Gesellschaft auf sich beruhen zu lassen und dabei gute Musik zu machen: jetzt wußte er’s mit dem Herzen. Jetzt hätte er’s auch Anna beibringen können.

Es ist keine schlechte Aufführung, die sie da hermachen in ihrer Queens Hall, aber vieles ist schon recht verwurstelt. Richtige Musik machen können sie halt doch nur zu Hause in Deutschland. Wird er’s noch erleben, daß er den »Wartesaal« gespielt hört von deutschen Musikern und vor deutschen Hörern? Wird er’s erleben, daß der alte Riemann den »Wartesaal« dirigiert und daß die Gefühle, aus denen heraus er die Sinfonie geschrieben hat, Historie sein werden, abgelebt, vorbei? Wird er ein Deutschland noch erleben, in dem er zu Hause sein kann, er und Hanns?

Die letzten, starken Takte des »Wartesaals« klangen auf, da die unsichtbaren Wände einstürzen und der langerharrte Zug nun doch kommt, die Wartenden aufzunehmen. Und dann war die Musik zu Ende, noch schwang der Jubel der Posaunen in der Luft, mit wieviel Qualen war er erkauft, und hinein brauste jetzt der Jubel der Hörer.

Sepp stellte den Apparat ab. »Zeit lassen«, sagte er.

# Nachwort

Der Roman »Exil« wurde begonnen im Mai 1935 und vollendet im August 1939, unmittelbar vor Beginn des Krieges. Geplant war das Werk von Anfang an als ein historischer Roman; jetzt haben die Ereignisse das Buch für die Augen auch des naivsten Lesers zu einem historischen Roman gemacht, indem sie einen Punkt setzten hinter die Epoche, in welcher seine Handlung spielt.

»Exil« ist der dritte Teil des »Der Wartesaal«-Zyklus. Erster Teil dieser Trilogie ist der Roman »Erfolg«, zweiter der Roman »Die Geschwister Oppermann«.

Inhalt des Roman-Zyklus sind die Geschehnisse in Deutschland zwischen den Kriegen von 1914 und 1939, das heißt, der Wiedereinbruch der Barbarei in Deutschland und ihr zeitweiliger Sieg über die Vernunft. Zweck der Trilogie ist, diese schlimme Zeit des Wartens und des Übergangs, die dunkelste, welche Deutschland seit dem Dreißigjährigen Krieg erlebt hat, für die Späteren lebendig zu machen. Denn es wird diesen Späteren unverständlich sein, wie wir ein solches Leben so lange ertragen konnten, sie werden nicht begreifen, warum wir so lange zuwarteten, ehe wir die einzig vernünftige Schlußfolgerung zogen, die nämlich, der Herrschaft der Gewalt und des Widersinns unsererseits mittels Gewalt ein Ende zu setzen und an ihrer Statt eine vernünftige Ordnung herzustellen.

Warum und wieso wir das nicht taten, warum die meisten es nicht einmal wollten, warum selbst die wenigen, die richtige Erkenntnisse hatten, so seltsam und unbegreiflich dahinlebten, dieses unser armseliges, bitteres, verrücktes und heroisches Dasein in der langen Zeit des Wartens und des Übergangs den Spätergeborenen begreiflich zu machen, das also versucht der Roman-Zyklus »Der Wartesaal«.

Denn wenn diese Späteren noch so viele sachliche und kluge Berichte über unsere Zeit lesen werden, begreifen werden sie sie doch nicht. Wie wir hilflos bemüht waren, das Alte festzuhalten, während wir uns nach dem Neuen sehnten, wie wir das Neue fürchteten, während wir doch erkannten, daß es das Bessere sei, wie wir schwankten und hofften und bangten: das seltsame Lebensgefühl, das die Berührung und die Trennung dieser beiden Pole entstehen ließ, dieses einmalige Lebensgefühl unserer Übergangszeit festzuhalten, darauf kam es mir an. Was ich gestalten wollte, waren weniger die Menschen und Geschehnisse als eben jene Kräfte, die, von ihnen selber nicht erkannt oder doch zumindest nicht bedacht, diese Menschen, uns also, leiteten.

Ich war mir bewußt, daß ich bei einem solchen Vorhaben, ganz abgesehen von dem Zweifel, ob ich dafür genügend Gestaltungskraft besäße, mancherlei Gefahren lief. Es gehen in einer solchen Zeit des Übergangs das Urteil des Herzens und das Urteil des Hirns oftmals auseinander. Häufig sagt das Herz nein zu dem, was die Vernunft bejaht, häufig strebt das Gefühl dem zu, was der Verstand verneint. Der Gestalter darf sich da nicht die geringste Unehrlichkeit erlauben; rücksichtslose Offenheit wird von ihm verlangt. Gerade wenn sein Gefühl und sein Verstand einander widersprechen, muß er bemüht bleiben, keine der beiden Stimmen zu unterdrücken. Beide müssen sie kommen, sonst wird der Ton falsch, beide Teile müssen sich mischen, eins werden.

Ich durfte zum Beispiel die Sympathie nicht erdrücken, die ich für einzelne meiner Menschen spüren mochte, auch wenn meine Vernunft erkannt hatte, daß alles, was diese Menschen dachten, taten, lebten, waren, der Gesamtheit Schaden bringen mußte. Ich durfte weiter die von mir gespürten Annehmlichkeiten einer Gesellschaftsordnung nicht unterschlagen, die mir als Ganzes verkehrt schien. Ich durfte ferner nicht vorbeigehen an den unsympathischen Eigenheiten solcher Menschen, die mir als Gesamterscheinungen nützlich und bejahenswert vorkamen. Es wäre das nicht nur vom moralischen Standpunkt aus falsch gewesen, sondern auch vom künstlerischen, es wäre töricht gewesen, es hätte das Werk gefährdet. Ich war mir bewußt, daß ich mir nicht den leisesten Schwindel erlauben, daß ich mich nicht drücken durfte vor den Widersprüchen, vor dem Dialektischen unserer Epoche. Wenn ich wünschte, daß sich das Lebensgefühl meiner Zeit auf die Zeitgenossen und auf die Späteren übertrage, dann durfte ich nicht versuchen, diese Zeit mit Gewalt auf einen Nenner zu bringen.

Natürlich war ich mir auch von Anfang an klar darüber, daß, wer diese Epoche malen wollte, Gefahr lief, seine Darstellung könnte getrübt werden durch die politischen Leidenschaften und die Schlagworte des Jahres, des Monats, ja der Stunde. Der Autor eines Werkes, wie ich es vorhatte, mußte bemüht sein, die Einzelheiten des kleinen Tages, den er festhielt, scharf und genau zu sehen, dabei aber den großen Ablauf der ganzen Periode nie aus dem Aug zu verlieren. Ich weiß nicht, ob mein Herz und mein Aug Mut genug hatten für ein solches Unternehmen. Aber das weiß ich, daß ich jederzeit ernstlich darum bemüht war, gerecht zu sehen.

Es werden mir denn auch manche, die mir beim Erscheinen der ersten beiden Romane vorwarfen, das oder jenes sei verzerrt und übertrieben, heute zugeben, daß ich eher zu maßvoll geblieben bin. Vor allem in England mußte ich mir damals von vielen sagen lassen, ich malte zu schwarz. Wer die beiden Bücher heute wieder liest, wird mir diesen Vorwurf sparen.

Ja, der Ausbruch des Krieges rückt auf einmal meinen Roman-Zyklus in ein viel schärferes, härteres Licht. Menschen und Geschehnisse, die ich von Anfang an historisch zu sehen mich bestrebte, sind nun mit einemmal für alle historisch geworden. Sie sind in die notwendige Distanz entrückt, in sich abgeschlossen, übersehbar. Es läßt sich nun deutlich erkennen, ob der Roman-Zyklus »Der Wartesaal« Leben gibt oder bloße Konstruktion. Ich glaube, das Werk hat dieses neue Licht nicht zu scheuen.

Freilich muß ich von dem Leser verlangen, daß er meine Menschen jetzt nicht anschaut, als wären sie Menschen des Jahres 1940. Es möge vielmehr ein jeder sich selber prüfen, ob er nicht in den Jahren des »Wartesaals«, 1919 bis 1939 also, Meinungen gehegt und geäußert und Handlungen begangen hat, die er nach Ausbruch des Krieges von 1939 nur mehr ungern wahrhaben möchte. Man möge dann aber auch mir und meinen Geschöpfen Gerechtigkeit widerfahren lassen und sie nicht als Menschen von 1940 betrachten, sondern mit der durch keine allzu nahen Interessen getrübten Teilnahme an abgelebten Zuständen.

Noch ein Wort zur Technik der drei Romane. Vielleicht war ich zu überheblich, als ich mir bei der Konzeption von »Erfolg« vornahm, den Roman so zu halten, als schriebe ihn ein Autor des Jahres 2000. Andernteils habe ich mich wohl in den »Geschwistern Oppermann« in einigen Kapiteln zu sehr von den Eindrücken des Augenblicks hinreißen lassen, so daß diese Kapitel zu naturalistisch, zu photographisch wurden und nicht jenen Charakter des Bildhaften tragen, den ich anstrebte. Es bleibt dadurch dieser Roman am meisten zurück hinter dem, was ich wollte, er ist am wenigsten der historische Roman geworden, der jeder gute Gegenwartsroman sein müßte. In diesem dritten, letzten Teil aber glaube ich die rechte Mitte gefunden zu haben zwischen dem Hochmut, der mich die Technik des ersten Romans wählen ließ, und dem Kleinmut, der mich veranlaßte, mich im zweiten Roman auf weite Strecken mit naturalistischer Darstellung zufriedenzugeben.

Ich denke, nun, da der Roman-Zyklus zu einem vorläufigen Abschluß gelangt ist, zeigt sich dem Leser deutlich der Bogen, der sich vom ersten Teil »Erfolg« bis zum dritten »Exil« spannt. Und es zeigt sich jetzt ferner gerade durch das Zusammentreffen des Kriegsausbruchs mit dem Abschluß des Zyklus, daß die niedere Wirklichkeit der Fakten der höheren Wirklichkeit, die ich in dem Zyklus sichtbar zu machen bestrebt war, zumindest nicht widerspricht. Denn so kraus das Ineinander, Nebeneinander, Nacheinander der äußeren Ereignisse manchmal zu sein scheint, wer sehen will, erkennt gleichwohl eine Linie, einen folgerichtigen Ablauf. Und dieser Ablauf deckt sich im großen ganzen mit der Sinngebung, die der Zyklus »Der Wartesaal« der Wirklichkeit unterlegt. So war es vielleicht kühn, daß ich sehr stark das Lächerliche betonte, welches diesem Aufstand der Dummheit gegen die Vernunft und seinen Führern beigemischt war. Aber ich glaube, der Ausbruch des Krieges offenbart mitleidlos die groteske Hohlheit der Phrasen, mit denen dieser Aufstand motiviert wurde, und den grotesken Widerspruch zwischen der Anmaßung seiner Führer und ihrer Begabung. Wer nicht allzu fest an der deprimierenden Tristheit der Einzelgeschehnisse klebenbleibt, muß, so blutig und schauerlich sich viele Einzelheiten ausnehmen, erkennen, daß diesem Kampf gleichwohl von Anbeginn an ein Element hoher Komik anhaftete.

Ich selber bin im tiefsten überzeugt, daß die ungeheure, blutige Groteske, die sich in uns und an uns allen austobt, enden muß mit dem Sieg der Vernunft über die Dummheit. Ich bin überzeugt, daß mir der Ausgang dieses Krieges die Rückkehr nach Deutschland erlauben und mir die Möglichkeit geben wird, den Roman-Zyklus »Der Wartesaal« mit einem Epilog »Rückkehr« zu beschließen. Und ich wünsche herzlich, daß sich auch auf meine Leser die Zuversicht übertrage, mit der ich diesen dritten Roman »Exil« beschlossen habe.

Sanary/Var (Frankreich), Oktober 1939

L. F.

# 

# Zu diesem Band

Seit Feuchtwanger 1933 auf der Flucht vor den Nationalsozialisten im südfranzösischen Sanary ansässig geworden war, mußten seine literarischen Arbeiten andere dringliche neben sich dulden. Der Briefwechsel mit Heinrich Mann, Bertolt Brecht, Rudolf Olden, Willi Bredel belegt sein tätiges Engagement bei politischen Aktionen und publizistischen Unternehmungen der Emigranten: bei der Herstellung der Volksfront, der Sammlung emigrierter Schriftsteller im PEN, im Schutzverband Deutscher Schriftsteller und beim Zustandekommen der Deutschen Freiheitsbibliothek; bei Hilfsaktionen für Schriftsteller, deren Leben in Deutschland von den Nationalsozialisten bedroht war, schließlich bei der Mitarbeit an der in Moskau herausgegebenen Emigrantenzeitschrift »Das Wort«. Es waren Feuchtwangers aktivste und literarisch sehr produktive Jahre. 1933 hatte er den Roman »Die Geschwister Oppermann« geschrieben, danach den zweiten Band der »Josephus«-Trilogie »Die Söhne« beendet, 1936 den Roman »Der falsche Nero«, 1937, nach einem Besuch der Sowjetunion, »Moskau 1937. Ein Reisebericht für meine Freunde« und 1939 »Exil«. Dazu Essays, Presseartikel, Vorträge (unter anderen »Nationalismus und Judentum«, »Von Sinn und Unsinn des historischen Romans«). Und 1940, kurz bevor er Europa verließ, konnte er den dritten »Josephus«-Band, »Der Tag wird kommen«, abschließen.

Die Absicht, »einen modernen Roman« zu schreiben, hatte er Arnold Zweig schon am 28. September 1934 mitgeteilt; allerdings gab er keinen Hinweis auf Thema oder Stoff. Am 23. März 1937 fragte Zweig bei Feuchtwanger an, ob er »wirklich einen 3. Band von ›Erfolg‹ schreiben« wolle. Zu dieser Zeit waren die Vorarbeiten offenbar schon recht weit gediehen, denn im Nachwort datiert Feuchtwanger den Arbeitsbeginn auf das Jahr 1935. Wortwörtlich ist das wohl nicht zu nehmen und vorwiegend als Anfang der Materialsammlung zu verstehen; denn noch bis Oktober 1936 war er mit seinem Roman »Der falsche Nero« beschäftigt.

Auch bei »Exil« gab es, wie bei den meisten seiner Romane, eine Schauspielvariante. Von seiner Reise 1936/37 nach Moskau brachte Feuchtwanger den Auftrag des Wachtangow-Theaters für ein Emigrantenstück mit. Er bedauerte bald, sich darauf eingelassen zu haben: »Offengestanden wäre ich froh, wenn ich mich drücken und ernsthaft an den Emigrantenroman gehen könnte, zu dem ich zögernde Vorarbeiten begonnen habe«, schrieb er am 27. Juli 1937 an Arnold Zweig. Am 7. Juni 1937 hatte er seiner Übersetzerin D. Karaskina mitgeteilt, er habe ein Exposé von 71 Seiten für sein Stück »Emigranten« an das Wachtangow-Theater geschickt. (Über den Verbleib ist bis heute nichts in Erfahrung zu bringen. Siehe dazu auch Hans Dahlke, Lion Feuchtwanger als Dramatiker, Nachwort zu Lion Feuchtwanger, Dramen II, Aufbau-Verlag 1984, Seite 707 f.)

Aus den Ende 1991 in Kalifornien entdeckten Tagebüchern Feuchtwangers und aus seinen Briefen an Zweig läßt sich ziemlich genau der Arbeitsverlauf ablesen. »Am Roman ›Emigranten‹ zu diktieren begonnen«, notierte er am 11. Juli 1937 in Stenografie. Ab August dann vermerkte er fast täglich: »Am Emigrantenroman«. Und am 14. September: »Gut an den ›Emigranten‹ gearbeitet. Der Roman soll jetzt ›Exil‹ heißen.«

Im November 1937, zurückgekehrt von Paris, wo er Zweig begegnet war und an einer Generalversammlung des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller teilgenommen hatte, steckte er bald wieder tief in der Arbeit am Roman. »Es war leichter, wieder hineinzukommen, als ich gedacht hatte. An die wirklichen Emigranten, die mir in Paris über den Weg liefen, darf man freilich nicht denken, sonst würde der Roman statt einer schauerlichen Tragikomödie ein erbärmlicher Flohzirkus.« (Brief an Zweig vom 24. November 1937.) Am 6. Dezember 1937 lehnte er die Einladung nach Dijon zum »Bündnis freiheitlicher Sozialisten« ab: »Es stellt sich jetzt endgültig heraus, daß ich die Arbeit an meinem Emigrantenroman nicht unterbrechen kann, ohne sie ernstlich zu gefährden«, schrieb er am 6. Dezember 1937 an Heinrich Mann. Am 11. Februar 1938 teilte er Zweig mit, er habe seither ununterbrochen und scharf an dem Emigrantenroman gearbeitet, sei aber »über das erste Fünftel, über das erste von fünf Büchern heißt das, nicht herausgekommen. Es wird ein sehr langer Roman, so sehr ich mich bemühe zu komprimieren. Das Buch wird länger werden als ›Erfolg‹, unter 1000 Seiten, fürchte ich, wird es nicht abgehen.« – Am 11. Mai 1938 war das erste Buch »druckfähig, das zweite so gut wie unter Dach, und die ganze Arbeit macht mir beinahe soviel Freude wie Mühe. Dabei ist es eine sehr mühsame Arbeit; denn der Roman soll weitere Ausblicke geben als ›Erfolg‹, aber schärfer zentriert sein. Die Konstruktion erweist sich als sehr tragfähig, und der weitaus schwerste Teil der Arbeit liegt hinter mir. Was noch ansteht, ist eine Sache der Zähigkeit und des Fleißes. Ich muß noch ungefähr ein gutes Jahr scharfer Arbeit dransetzen …«

Im November 1938 mußte er die Arbeit wegen einer Reise nach Paris unterbrechen. Außerdem lenkten familiäre Sorgen ab: Er hatte die Nachricht erhalten, daß zwei seiner Brüder im Verlaufe der deutschen Pogrome, also in der sogenannten Kristallnacht, in Konzentrationslager eingeliefert worden waren. (Es gelang, sie herauszuholen; Ludwig Feuchtwanger konnte nach England und Fritz Feuchtwanger nach den USA emigrieren.)

Im Januar 1939 dann »geht der Roman verhältnismäßig gut weiter«, und Feuchtwanger hoffte, »im Wettlauf mit dem Krieg als erster ans Ziel zu kommen« und die letzten Korrekturen im Juli erledigt zu haben. Im Februar wurde er von der Mitteilung überrascht, Landshoff (Querido Verlag) wolle das Buch in drei Bänden erscheinen lassen, im März, Mai und August, »da der teure Preis, den ein 800 Seiten starker Gesamtband haben müßte, die Käufer abschreckte«. Daraus wurde dann aber doch nichts, und noch ehe 1940 der Roman in einem Band bei Querido erschien, hatten im April 1939 »die Russen Band 1 und 2 in einer übrigens recht hübschen Ausgabe herausgebracht, leider natürlich mit einem recht fragwürdigen Text«.

Im Vorwort nennt Feuchtwanger die beiden authentischen Vorfälle, die die Zentren des Romans bilden: 1935 wurde der frühere Mitarbeiter der »Weltbühne«, Berthold Jacob (Berthold Salomon, 1898–1944), der 1933 nach Frankreich emigriert war, von dem Gestapoagenten Wesemann nach Basel gelockt und von dort nach Deutschland entführt. Der Fall sorgte für ungeheueres Aufsehen und löste eine internationale Hilfsaktion aus. Jacob mußte freigelassen werden und konnte nach Frankreich zurückkehren. (Fünf Jahre später, während seines Versuchs, über Lissabon in die USA zu entkommen, wurde er erneut nach Deutschland deportiert. Er starb nach dreijähriger KZ-Internierung 1944.) – Das Schicksal der Emigrantenzeitung gab den Stoff für die zweite Handlungsebene. Im Roman handelt es sich um die »Pariser Nachrichten«, in der Realität, so Feuchtwangers nachdrücklicher Hinweis, um »Westland«, eine Wochenzeitung, die in Saarbrücken erschien. Sie wurde für 240 000 Franken verkauft. Wie sich erst danach herausstellte, an einen Mittelsmann von Goebbels. Für die meisten Emigranten stand allerdings bereits vor Erscheinen des Buches »Exil« fest, daß die Vorgänge in einer anderen Redaktion den Stoff geliefert hatten: 1933 hatte Georg Bernhard, zuvor Redakteur der »Vossischen Zeitung«, das »Pariser Tageblatt« gegründet, die einzige Tageszeitung der Emigranten. Am 11. Juni 1936 wurde der Besitzer, der Verleger Wladimir Poljakow, von den Redakteuren öffentlich beschuldigt, die Zeitung »an den Propagandaapparat des Dritten Reiches« verkaufen zu wollen. Unter eigener Regie gaben sie deshalb vom nächsten Tag an die »Pariser Tageszeitung« heraus. Für ihren Verdacht hatten sie keine stichhaltigen Beweise; es kam zu Gerichtsprozessen, und Poljakow wurde 1938 rehabilitiert. Aber der ganze Vorfall hatte die teils schwelenden, teils offen ausgetragenen Meinungsverschiedenheiten der Emigranten vertieft und zu beträchtlichen Auseinandersetzungen und gegenseitigen Angriffen geführt. – Die Vermutung von Joseph Pischel in seiner Feuchtwanger-Biographie (Leipzig 1983), Feuchtwanger habe mit dem Hinweis auf »Westland« von dem »Pariser Tageblatt« ablenken wollen, um zu vermeiden, »alte Wunden aus dem Jahre 1936 aufzureißen und alte, verhängnisvolle Streitereien zu schüren«, kommt der Wahrheit sicher sehr nahe.

Das Wartesaal-Motiv, das Feuchtwanger als Titel für die Trilogie (»Erfolg«, »Die Geschwister Oppermann«, »Exil«) wählte, taucht in »Exil« zum erstenmal auf und wird, als Thema einer Komposition, auch definiert und interpretiert (Seite 635 f.). Die Zusammengehörigkeit der Romane tritt in »Exil« deutlicher hervor als in den »Geschwistern Oppermann« und ergibt sich nicht nur aus der gemeinsamen Thematik (»die Geschehnisse in Deutschland zwischen den Kriegen von 1914 und 1939, das heißt, der Wiedereinbruch der Barbarei in Deutschland und ihr zeitweiliger Sieg über die Vernunft«). Strukturelemente, Motive, Figurenkonstellationen aus »Erfolg« werden aufgenommen, zum Beispiel die komplizierte Vater-Sohn-Beziehung, mit der zugleich Zeitgeist transportiert wird – Rechtsanwalt Dr. Geyer/Erich Bornhaak in »Erfolg«, Erich Wiesener/Raoul de Chassefierre in »Exil«; die Ambitionen für lokal- bzw. zeitgeschichtliche Forschung als aktuelle Fallstudien – Dr. Geyer schreibt die »Geschichte des Unrechts in Bayern«, Erich Wiesener »Historia Arcana«, die Geheimgeschichte über »jene politischen und sozialen Begebenheiten, um die er weiß und von denen er nicht schreiben darf«; die Kunstproduktion als Darstellungsgegenstand, durch die aus Erfahrungen Feuchtwangers resultierende neue Geschichtskonzeptionen (»Es ist leider ein Schmarrn, wenn man behauptet, Geist ohne Gewalt könne sich durchsetzen«) vermittelt werden – Tüverlins und Trautweins literarische Arbeiten bzw. Kompositionen. Es gibt sogar ein Comeback für ein paar Gestalten aus »Erfolg«. Balthasar Hierl, der Münchner Komiker, darf im Rundfunk ein paar seiner inzwischen zahnlos gewordenen Geschichten zum besten geben. Mehrfach ist der Schriftsteller Jacques Tüverlin, in »Erfolg« Feuchtwangers literarisches Ebenbild, präsent. Feuchtwanger gibt sich in ihm auch hier wieder deutlich zu erkennen: Tüverlin ist von einer Moskaureise zurückgekehrt und polemisiert gegen die Darstellung der Sowjetunion in der Broschüre eines bekannten französischen Autors. – Feuchtwangers Buch »Moskau 1937. Ein Reisebuch für meine Freunde«, war eine Erwiderung auf André Gides Bericht »Retour de l’URSS«.

Der ersten Ausgabe von »Exil« 1940 konnte in den nächsten acht Jahren keine zweite im deutschsprachigen Raum folgen. Nach der Vernichtung des Dritten Reiches war Feuchtwanger an einer schnellen Edition dieses Romans interessiert. Am 4. Juli 1947 schrieb er dem Aufbau-Verlag, der von Querido die Rechte für »Erfolg« und »Der falsche Nero« erworben hatte, ihm scheine die Veröffentlichung von »Exil« vorrangiger als die von »Erfolg«. Vorrangiger deshalb, weil »der Roman den Deutschen zeigt, daß in den Jahren der Hitler-Herrschaft deutsche demokratische Kräfte in der Welt tätig waren«.

Im »Nachwort des Autors 1939« war ein möglicher vierter Band in Aussicht gestellt. Der Titel stand fest, auch Thema und Gegenstand: »Rückkehr«. Auf Anfragen (zum Beispiel von Weiskopf am 1. März 1954: »Wann können wir auf den Schlußband der ›Wartesaal‹-Reihe rechnen?«) ging Feuchtwanger nicht ein. Seine eigene Rückkehr aus dem Exil hatte er zwar erwogen, sich aber nie dazu entschließen können. So blieb es bei der Trilogie. Ein aktueller Stoff dieser Größenordnung und in der Tradition der bereits vorliegenden Werke war ohne Selbsterfahrung kaum realisierbar.

Wir drucken den Text der Erstausgabe 1940.

Gisela Lüttig